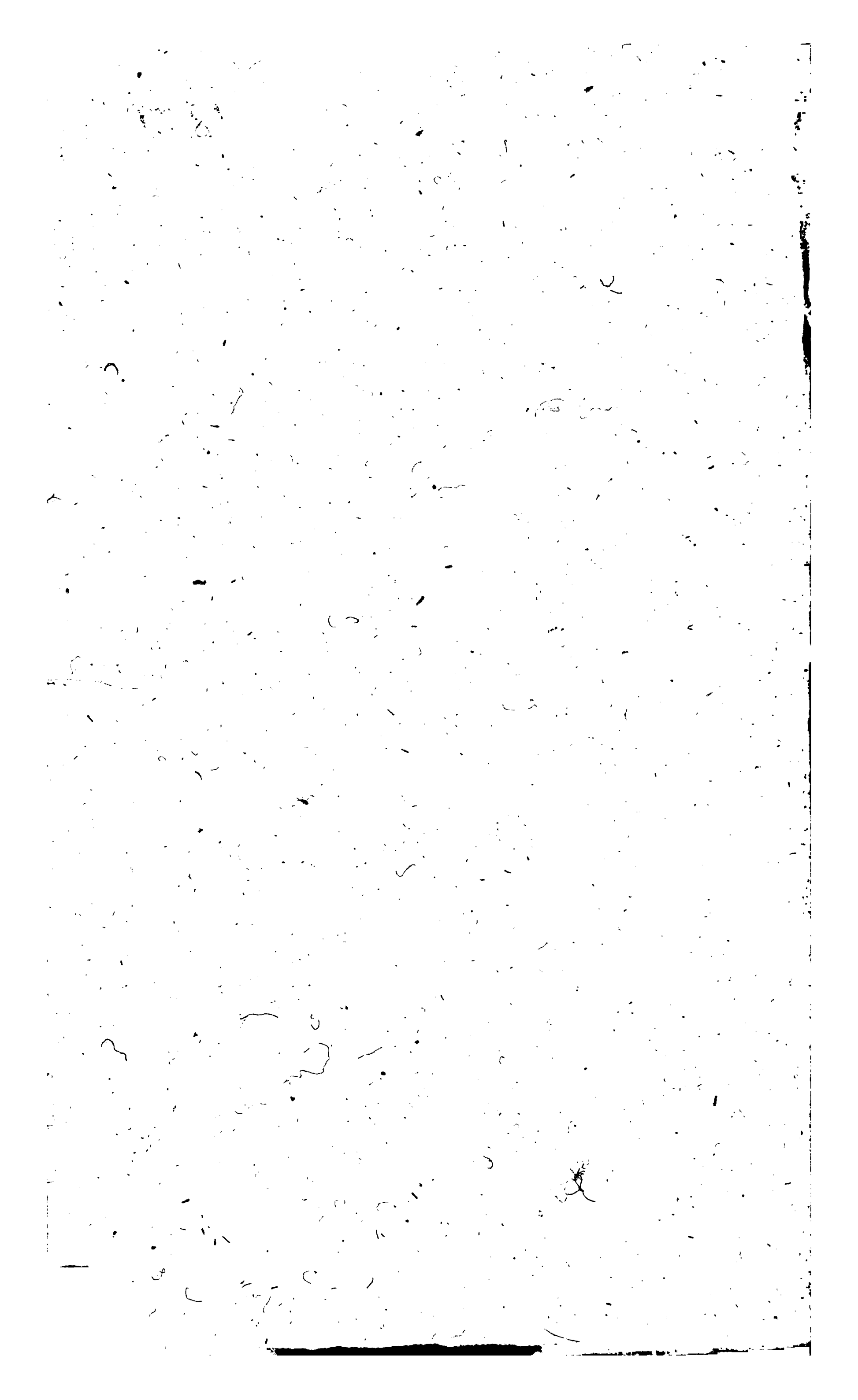


Die Landwirthschaft des östreichischen Kaiserthumes.

Von

dem k. k. Hof- und Gerichts-Advokaten, der sämmtlichen Rechte Doktor

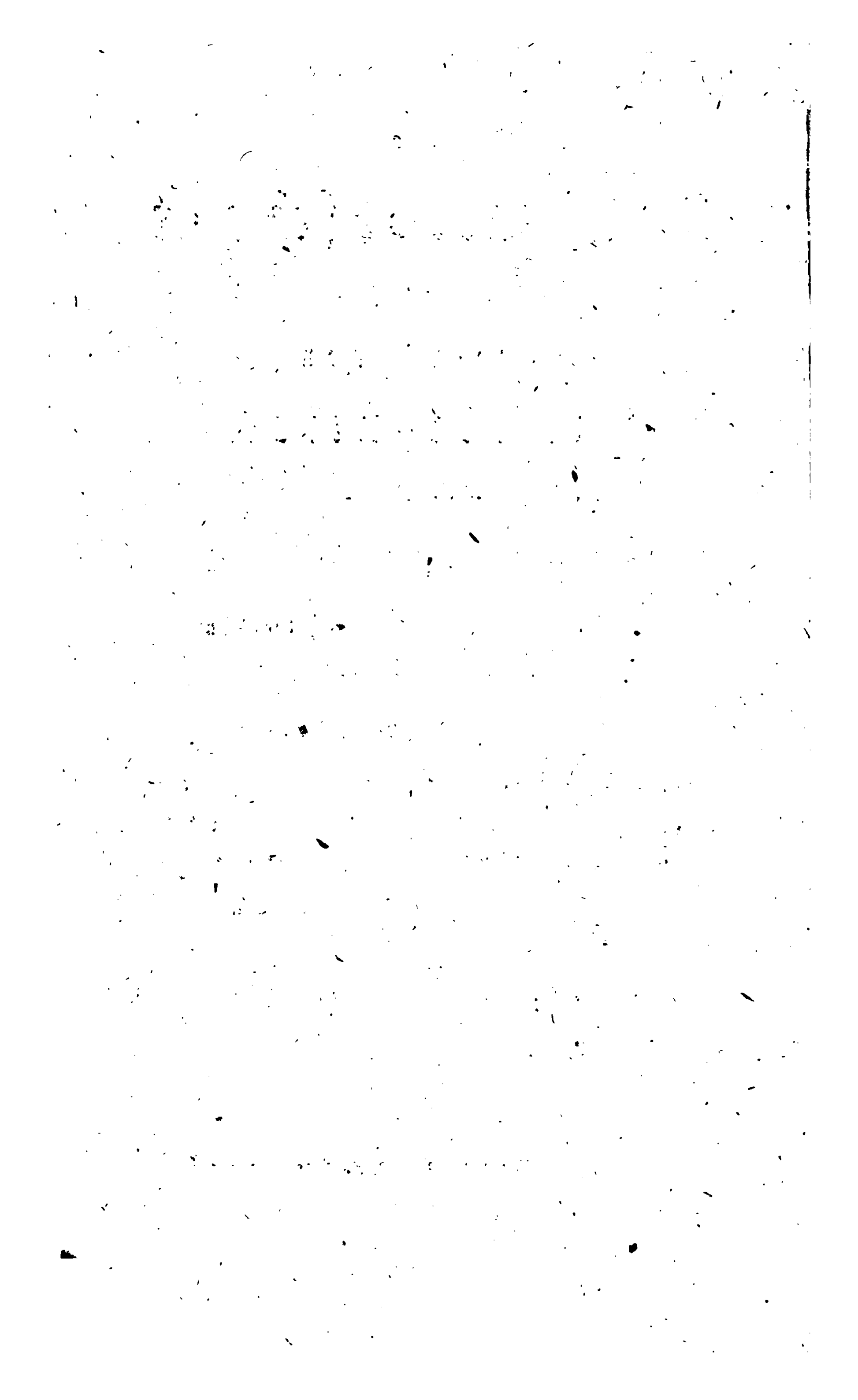
Franz Heintl,

Herrn der Herrschaften Raspach und Nexing, Mitglied der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Wien, und der k. k. und ständischen Ackerbau-Gesellschaft in Kärnthen.

Erster Theil.

Wien, 1808.

Auf Kosten des Verfassers.



Dem

Vaterlande, und der Menschheit

gewidmet

von

dem Verfasser.

Mein Wunsch ist: nützlich zu seyn.

Inhalt

dieses ersten Theiles.

Erstes Hauptstück.

Das Landleben.

Noch vor wenigen Wochen lag die Erde rings um uns in Schnee gehüllt. Die Bäche und Flüße stockten, erstarrt von Kälte, die ganze Natur schien erstorben zu seyn. Mit dem Frühlinge ist neues Leben in die Natur zurückgekehret. Die Lüfte wiederhallen von dem Gesange der Vögel, die Erde überziehet sich mit frischem Grün, die Blumen öfnen ihren Schooß, und die Blüthen der Bäume bemühen sich unsere Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. Freudig dränget sich das Vieh aus den engen Winterstallungen die freye Weide zu erreichen; tausend und abermahl tausend Schafe und Lämmer springen auf den Hügeln, welche sich mit neuem Grase geschmücket haben. Die Bäche und Flüße eilen einander nach sich zu mischen; fröhlich singet der Winzer im Weingarten, und der Bauer hinter dem Pfluge bey seiner Arbeit: — Alles ladet die Bewohner der Städte ein, an den Vergnügungen Theil zu nehmen, welche die neubelebte Natur mit dem Frühlinge um die friedlichen Hütten der Landleute ausgebreitet hat.

Diese ländlichen Vergnügungen sind jedoch an nützliche Beschäftigungen geknüpft; wer die letzten nicht suchet, wird die ersten nicht finden: Jene also, welche die Stadt nur darum verlassen, weil sie ihnen keine neuen Mittel zum Zeitvertreibe mehr reichen kann, welche das Land nur darum beziehen, weil sie dort Vergnügen an Vergnügen gereiht zu finden wäh-

nen, sind zu **bedauern**: denn sie werden bald auf dem Lande eben so unzufrieden seyn, als sie es kurz zuvor in der Stadt noch waren; bald werden Landparthien, Jagden und andere Spiele mit der Neuheit ihren Reitz verlieren, und dem Peiniger des Geschäftslosen, **der Langenweile**, wieder Platz machen.

Daran aber ist nicht das Landleben, sondern diese **Unglücklichen** selbst schuld: sie vergessen, daß unser Geist und unser Körper in ihrer jetzigen Verbindung zu unausgesetztem Vergnügen gar nicht geeignet seyen; daß unausgesetztes Vergnügen selbst uns lästig und schmerzhaft wird; daß von einem Vergnügen bis zu dem andern immer einige Zeit vergehen müsse, welche unsern Geist, und unsern Körper zum Genuße wieder geeignet machet, und **daß die menschliche Glückseligkeit darin bestehe, diese Zwischenräume durch Arbeit, und durch nützliche Beschäftigungen auszufüllen.**

Die Landwirthschaft ist eine unerschöpfliche Quelle von angenehmen, von nützlichen Beschäftigungen, und von seligen Augenblicken für jenen, welcher mit einem menschenfreundlichen Herzen, und mit einem aufgeklärten Kopfe sich derselben widmet. Suchet der **Beschäftigungstrieb** dieses Mannes immer abwechselnde neue Nahrung, will er dabey seinen eigenen und anderer Nutzen befördern: so öfnet sich ihm hier ein Kreis von Beschäftigungen, welchen er nach Willkühr immer mehr erweitern kann. Die Erde hat überall Schätze für ihre Verehrer hingelegt: vom Frühjahre an reichet eine Beschäftigung der andern die Hand; aus einer **fehlgeschlagenen** Hoffnung wächst eine **neue** empor; er machet neue Anlagen; er vermehret die Produktion, er suchet fremde Früchte zur Kultur zu bringen, er verwendet einen Theil der Früchte seines Fleißes zur Verbesserung seiner Oekonomie in allen ihren so vielen Zweigen, und gibt dieselben daher an die Quelle zurück, um sie zu seinem

grössern Nutzen zu verstärken. Ist dieser Mann ein **Freund der Natur**, so kann er sie allenthalben, wo er sich hinwendet, finden; alle Reiche der Natur biethen seinem Forschergeiste ihre Seltenheiten zur Bewunderung dar, und leiten ihn zu dem Throne des Schöpfers aller Wesen, von welchem keiner ohne dem seligsten Vergnügen in seine irdische Wohnung zurückkehret. Ist er ein **Menschenfreund**; so stehet ihm das weiteste Feld für seine edlen Gefühle offen. Noch ist die Landwirthschaft nicht auf dem Gipfel ihrer Vollkommenheit; noch gibt es viele Gegenden, in welchen die Menschen nur mit den schwersten Arbeiten der Erde eine sehr karge Nahrung abgewinnen können: nicht weil die Natur dort weniger wohlthatig, wie anderwärts ist; sondern **oft** nur, weil der gemeine Mann die Launen seines Bodens nicht kennet, nicht besser zu behandeln weis: Der aufgeklärte, der menschenfreundliche Oekonom wird durch angestellte Versuche, durch die Resultate seiner Beobachtungen und Erfahrungen seine Brüder, Mitmenschen, lehren, **wie sie mit weniger ermüdenden Anstrengungen eine reichlichere Nahrung gewinnen können.** Noch gibt es viele Oeden, bey deren Kultivirung die **mitlebende** Armuth Beschäftigung und Nahrung finden kann: und an manchen Bedürfnissen, wie z. B. am Holze werden unsere **Nachkommen** Mangel leiden, wenn wir nicht schon jetzt auf die Erzeugung derselben bedacht sind. Unter den Händen des menschenfreundlichen Landwirthes werden Oeden urbar gemacht, auf Schutthaufen entstehen neue Dörfer, Wüsten werden in grasreiche Triften und fruchtbare Felder, ungesunde Moräste in blühende Wiesen, und kahle Berge in reiche Weingärten und in schattigte Waldungen umgewandelt: **Dieser Mann lebt nicht mehr sich allein, er lebt den Mitmenschen, er lebt der Nachwelt, er ist ein Nährvater des jetzigen und des künftigen Geschlechtes; er wird ein Schöpfer in der Schöpfung, und indem er alles um**

nen, sind zu **bedauern**: denn sie werden bald auf dem Lande eben so unzufrieden seyn, als sie es kurz zuvor in der Stadt noch waren; bald werden Landparthien, Jagden und andere Spiele mit der Neuheit ihren Reitz verlieren, und dem Peiniger des Geschäftslosen, **der Langenweile**, wieder Platz machen.

Daran aber ist nicht das Landleben, sondern diese **Unglücklichen** selbst schuld: sie vergessen, daß unser Geist und unser Körper in ihrer jetzigen Verbindung zu unausgesetztem Vergnügen gar nicht geeignet seyen; daß unausgesetztes Vergnügen selbst uns lästig und schmerzhaft wird; daß von einem Vergnügen bis zu dem andern immer einige Zeit vergehen müsse, welche unsern Geist, und unsern Körper zum Genuße wieder geeignet machet, und **daß die menschliche Glückseligkeit darin bestehe, diese Zwischenräume durch Arbeit, und durch nützliche Beschäftigungen auszufüllen.**

Die Landwirthschaft ist eine unerschöpfliche Quelle von angenehmen, von nützlichen Beschäftigungen, und von seligen Augenblicken für jenen, welcher mit einem menschenfreundlichen Herzen, und mit einem aufgeklärten Kopfe sich derselben widmet. Suchet der **Beschäftigungstrieb** dieses Mannes immer abwechselnde neue Nahrung, will er dabey seinen eigenen und anderer Nutzen befördern: so öfnet sich ihm hier ein Kreis von Beschäftigungen, welchen er nach Willkühr immer mehr erweitern kann. Die Erde hat überall Schätze für ihre Verehrer hingelegt: vom Frühjahre an reichet eine Beschäftigung der andern die Hand; aus einer **fehlgeschlagenen** Hoffnung wächst eine **neue** empor; er machet neue Anlagen; er vermehret die Produktion, er suchet fremde Früchte zur Kultur zu bringen, er verwendet einen Theil der Früchte seines Fleißes zur Verbesserung seiner Oekonomie in allen ihren so vielen Zweigen, und gibt dieselben daher an die Quelle zurück, um sie zu seinem

größern Nutzen zu verstärken. Ist dieser Mann ein **Freund der Natur**, so kann er sie allenthalben, wo er sich hinwendet, finden; alle Reiche der Natur biethen seinem Forschergeiste ihre Seltenheiten zur Bewunderung dar, und leiten ihn zu dem Throne des Schöpfers aller Wesen, von welchem keiner ohne dem seligsten Vergnügen in seine irdische Wohnung zurückkehret. Ist er ein **Menschenfreund**; so stehet ihm das weiteste Feld für seine edlen Gefühle offen. Noch ist die Landwirthschaft nicht auf dem Gipfel ihrer Vollkommenheit; noch gibt es viele Gegenden, in welchen die Menschen nur mit den schwersten Arbeiten der Erde eine sehr karge Nahrung abgewinnen können: nicht weil die Natur dort weniger wohlthätig, wie anderwärts ist; sondern **oft** nur, weil der gemeine Mann die Launen seines Bodens nicht kennet, nicht besser zu behandeln weis: Der aufgeklärte, der menschenfreundliche Oekonom wird durch angestellte Versuche, durch die Resultate seiner Beobachtungen und Erfahrungen seine Brüder, Mitmenschen, lehren, **wie sie mit weniger ermüdenden Anstrengungen eine reichlichere Nahrung gewinnen können.** Noch gibt es viele Oeden, bey deren Kultivirung die **mitlebende** Armuth Beschäftigung und Nahrung finden kann: und an manchen Bedürfnissen, wie z. B. am Holze werden unsere **Nachkommen** Mangel leiden, wenn wir nicht schon jetzt auf die Erzeugung derselben bedacht sind. Unter den Händen des menschenfreundlichen Landwirthes werden Oeden urbar gemacht, auf Schutthaufen entstehen neue Dörfer, Wüsten werden in grasreiche Triften und fruchtbare Felder, ungesunde Moräste in blühende Wiesen, und kahle Berge in reiche Weingärten und in schattigte Waldungen umgewandelt: **Dieser Mann lebt nicht mehr sich allein, er lebt den Mitmenschen, er lebt der Nachwelt, er ist ein Nährvater des jetzigen und des künftigen Geschlechtes; er wird ein Schöpfer in der Schöpfung, und indem er alles um**

sich her nach seinen Kräften glücklich zu machen strebet, vermehret er selbst seine eigene Glückseligkeit. — Warum haben doch so manche Güterbesitzer noch keinen Sinn für diese Seligkeiten!

Für den Güterbesitzer ist die Landwirthschaft die Schule der Staatswirthschaft. Die Staaten machen heute aus ihrer Wirthschaft in manchen Zweigen ein Geheimniß; sie werden dazu wohl ihre guten Gründe haben: aber wo sollen sich jene vorbereiten, die der Staat einst zu seiner Wirthschaft nöthig hat? **Bey der Landwirthschaft:** Dort findet der Güterbesitzer **alle Zweige der Staatswirthschaft im Kleinen.** Er gränzet an Nachbarn an, welche in ihrem Gebiethe eine der seinigen ähnliche Macht auszuüben haben: er muß lernen sie freundschaftlich zu behandeln, um keinen nachbarlichen Neckereyen ausgesetzet zu seyn. Er ist schuldig in dem Bezirke seines Gebiethes Ruhe und Ordnung Hand zu haben; darum ist ihm die Gewalt, und die Verwaltung der Gerechtigkeit anvertraut: er muß lernen diese Gewalt mit Klugheit anzuwenden, die Gerechtigkeit unpartheyisch auszutheilen, um mit der Sicherheit seiner Unterthanen sein eigenes Eigenthum nicht in Gefahr zu setzen. Von dem Einkommen der Unterthanen ziehet er einen Theil seiner Einkünfte; sind die Unterthanen verarmt, so leidet auch sein Wohlstand darunter: er muß lernen, den Wohlstand seiner Unterthanen zu vermehren, ihren Geist der Industrie zum Erwerb aufzuwecken. Er benennet seine Beamte, er benennet die Seelsorger, von seiner Benennung hänget die Bestellung der Ortsobrigkeiten ab: er muß lernen, die tüchtigsten Männer auszuwählen, und jedem seinen Wirkungskreis anzuweisen; er muß lernen jeden in seinen Amtsverrichtungen zu beobachten, und zu beurtheilen, wenn er nicht sein Vermögen, seine Rechte, sein Ansehen, seine Unterthanen bald von diesem, bald von jenem beeinträchtiget finden will. Die Landwirthschaft wird auf diese Art sei-

nen Geist aufhellen, es wird eine Binde von seinen Augen herabfallen, und ihm Gegenstände deutlich zeigen, welche er sonst kaum dunkel vermuthet hätte; er wird sich mit Zuhilfnahme der Weltgeschichte zum Staatsmanne bilden ohne noch in den Zweigen der Staatswirthschaft gebraucht worden zu seyn.

So lange die Güterbesitzer sich nicht selbst der Landwirthschaft widmen, so lange werden sie und ihre Unterthanen in ihrem Wohlstande zurückbleiben. Der zeitliche Güterpächter kann auf die Verbesserung der herrschaftlichen Wirthschaft, auf die Vermehrung des Wohlstandes der Unterthanen keine bedeutenden Ausgaben verwenden; dieß liegt nicht in dem Endzwecke seiner Pachtung, bey welcher er nur zeitlich zu gewinnen suchet. Manche Beamte, welche wissen, daß ihre Obrigkeiten keine eigenen Kenntniße in den Geschäften und in der Oekonomie besitzen, werden lau in ihren Verrichtungen, sie sehen die Wirthschaft, sie sehen die Verwaltung der Gerechtigkeit für eine Last an, welche sie sich nach Möglichkeit erleichtern: **Der Bequemlichkeit in Amtsgeschäften stehet nicht selten Partheylichkeit, und Ungerechtigkeit zur Seite,** sie vernachläßigen die Wirthschaft, ihrem Beyspiele folgen die Untergebenen, **und daher kömmt es, daß die meisten Dominicalwirthschaften einen so geringen reinen Ertrag ausweisen.**

Das goldene Zeitalter der Landeskultur scheinet heranzunahen: Die Nothwendigkeit dieselbe zu erhöhen ist allgemein anerkannt; landwirthschaftliche Beschäftigungen gereichen Niemanden mehr zur Schande; die Güterbesitzer, viele andere fähige und gelehrte Männer haben Liebe zur Landwirtschaft gefaßt, und schon manchen hörte ich bedauern, daß er nicht früher sich auf die Oekonomie verlegt habe, daß es nun in den mannbaren Jahren bey andern Geschäften nicht mehr möglich seye, eine so ausgedehnte Wissenschaft zu erlernen:

diesen Männern wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, zu erfahren, **wie ich Landwirth geworden bin.**

Zweytes Hauptstück.

Wie ich Landwirth geworden bin.

Ich bin zwar auf dem Lande zu Altstadt, einem Städtchen in Mähren, im Ollmützer Kreise an der Gränze von Glatz den 30. October 1769 geboren, und meine Aeltern lebten größtentheils von der Feldwirthschaft; allein schon im zwölften Jahre verließ ich meine Heimath um mich zu Ollmütz den Wissenschaften zu widmen. Meine Aeltern waren arm, sie konnten mir bey der größeren Anzahl unversorgter Kinder nicht mehr als täglich 2 kr. Unterstützung geben, und auch diese kleine Unterstützung fiel ihnen in der Folge zu schwer; ich mußte daher meinen Unterhalt durch Unterrichtgeben erwerben, und wenn wirklich sonst die Studenten aufgelegt wären, sich landwirthschaftliche Kenntnisse zu erwerben, so mangelte es mir doch zu Ollmütz an Zeit und an Gelegenheit dazu.

Nach beendigten philosophischen Studien ging ich zu Ende des Jahres 1789 nach Wien um die juridischen Wissenschaften auf der hiesigen hohen Schule zu hören. Ich war zu Wien unbekannt, wie ich es acht Jahre zuvor in Ollmütz gewesen war; auch hier mangelte es mir an Unterstützung, und das Kinderlehren war auch hier die Quelle meiner Nahrung, die mir nebst meinen Studien keine Stunde Zeit übrig ließ, bis sich mein Schicksal unverhofft auf eine günstige Art aufheiterte.

Der nun schon verstorbene, mir ewig unvergeßliche Gottfried Freyherr von Swieten war zu jener Zeit Praeses der k. k. Studien-Hof-Commission: an diesen Jugendfreund wendete

ich mich um die Befreyung von dem Unterrichtsgelde zu erhalten; er bewilligte mir selbe nicht allein, sondern vom März 1791 an gab er mir aus dem Seinigen monathlich 5 Gulden durch 5 Monathe.

Da ich nur sehr beschränkte Bedürfnisse hatte, so war es mir möglich geworden diese Gelder aufzubewahren, und als zu Ende July 1791 die Schulferien eintraten, hatte ich 25 fl. gesammelt, mit welchen ich mich entschloß eine Reise nach Leipzig auf die dortige Universität zu unternehmen.

Am 20. August 1791 trat ich meine Reise nach Leipzig zu Fuße an, einige Landkarten mußten mir dabey zum Wegweiser dienen, und Sparsamkeit mußte mein Begleiter seyn, weil sonst mein Zehrgeld nicht zugereichet haben würde. Manche Stunde habe ich der Betrachtung schöner Naturgegenden geweihet! Aber für eigentliche landwirthschaftliche Gegenstände hatte ich damahls noch keinen Sinn. Diese Reise wird für mich immer merkwürdig bleiben; viel Ungemach habe ich auf selber erduldet; nicht selten wollte man mir in Wirthshäusern keinen Unterstand geben, weil ich nichts als ein Stück Brod bezahlen konnte; oft habe ich in Scheunen, auch unter freyem Himmel übernachtet, und meine des so weiten anhaltenden Gehens in der Sonnenhitze ungewohnten Füsse waren mir so wund geworden, daß sie von Blut trieften: aber ich habe auch manche lehrreiche Erfahrung gemacht, ich habe unter dem gemeinsten Haufen edle Menschen kennen gelernet; die Studenten zu Leipzig haben mich, so lange ich mich dort aufhielt, unentgeldlich beherberget und verpfleget; besonders einer, Nahmens Samuel Apel Lilie, aus der Lausitz gebürtig, nahm sich meiner an, und lieh mir seine Kleider, weil ich von der Reise ganz abgerissen war; ich weiß nicht, was seitdem aus diesem Lilie geworden ist: aber sein Andenken ist bey mir noch nicht erloschen! — Von Leipzig nahm ich einen andern Weg, als den ich gekommen war, und ging durch Böh-

men über Königgrätz zu meinem damahls noch lebenden Vater nach Altstadt.

So abentheuerlich diese Reise wohl scheinen mag, so muß ich selbe doch als die Grundlage meines Glückes ansehen. Da ich in Europa keine Aussicht auf eine dauerhafte Versorgung zu haben glaubte; so war ich entschlossen das folgende Jahr über Venedig nach Rom zu Fuß zu gehen, und nachdem ich die Denkmähler der römischen Vorzeit gesehen, die erste Gelegenheit zu ergreifen nach Amerika zu kommen, um dort mein Glück zu suchen; die Vorsicht hatte mir zur nähmlichen Zeit schon in meinem Vaterlande meine Versorgung bereitet.

Auf dem Anfange meiner Leipziger-Reise lernte ich zu Nikolsburg in Mähren den dortigen infulirten Probsten Herrn Nicolaus Dufour Ritter von Vionna kennen, ein edler gelehrter Mann, ein Schweitzer aus Wallis von Geburt, er hatte eben den Auftrag für den jüngsten Sohn des regierenden Herrn Fürsten von Dietrichstein Proskau einen Erzieher zu suchen. Nie zuvor hatte mich dieser Prälat gesehen, von Niemanden war ich ihm empfohlen worden, und aus einer einzigen zufällig mit mir eingeleiteten Unterredung nahm er keinen Anstand mich dem Herrn Fürsten von Dietrichstein als Erzieher seines jüngsten Sohnes Joseph zu empfehlen. Ich wußte davon nichts, bis ich am Ende meiner Reise bey meinem Vater in Altstadt schon Briefe fand, in denen mir die Erziehung des jungen Josephs von Dietrichstein angetragen wurde, welche ich damahls zu suchen nicht gewagt haben würde.

Ruhe der Asche meines Zöglings! er hatte ein edles Herz; der Staat und die Menschheit haben ihn zu früh verloren! er war zum geistlichen Stande bestimmt, und starb den 7. Jäner 1801 in seinem 21sten Jahre als k. k. Uhlanen-Rittmeister an den Folgen einer Wunde, die er in Franken vor dem Feinde erhalten hatte.

Drey Jahre war ich Hofmeister bey dem jungen Dietrichstein, jedes Jahr waren wir vom Frühjahre bis

in den späten Herbst auf dem Lande; auf den großen und schönen fürstlich Dietrichsteinischen Herrschaften in Mähren und in Böhmen hätte ich die günstigste Gelegenheit gehabt landwirthschaftliche Kenntnisse zu sammeln: allein ich dachte damahls nicht daran mich jemahls mit der Landökonomie zu beschäftigen; mein Entschluß war gefaßt, das Doctorat der Rechte zu erwerben, und Advokat zu werden. Alle meine Zeit also, welche mir meine Erziehersplichten übrig ließen, wendete ich an mir die einem Sachwalter nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Und warum soll ich es verhehlen? Die Liebe zu einem gutgesitteten Landmädchen, welche nun im 14ten Jahre meine Gemahlin, die treue Gefährtin meines Lebens, die gute Mutter meiner Kinder ist, gehörten schon zu jener Zeit alle Stunden, welche ich auf dem Lande meinen Geschäften noch abgewinnen konnte.

Ich erhielt am 21. Jäner 1793 die Doctorswürde, und im Monathe April des nähmlichen Jahres die Befugniß zur Advokatur: beydes vor vollendetem 24sten Jahre. Noch einmahl ging ich mit meinem Zögling auf das Land, ohne Hang zur Oekonomie zu fühlen. Nach meiner Zurückkunft in Wien im November 1793 fing ich die Advokatie-Geschäfte an, ich behielt aber die Erziehung des Herrn Grafen von Dietrichstein mit Bewilligung seines fürstlichen Herrn Vaters bey, bis in das folgende Jahr, in welchem ich mich verehligte.

Wenn es mir auch Anfangs aus Mangel an Bekanntschaften an Erwerb fehlte, so gewann ich doch bald das Zutrauen des Publikums in einem Grade, welcher mir immer schätzbar bleiben wird. Wichtige Geschäfte habe ich besorget, und glücklich zu Ende geführet; und großmüthig bin ich dafür belohnet worden.

Als im Anfange des Jahres 1801 die französische Armee unter der Anführung des Herrn Obergenerals Moreau in Oestreich eingedrungen war, und ihre Vorposten in Niederöstreich an der Erlaa standen, mußte ich

eine Privatgeschäftsreise nach Schwaben und in die Schweiz unternehmen. So Gefahrvoll diese Reise war, so bin ich doch wohlbehalten wieder zurückgekommen. Ich bin damahls mitten durch die ganze französische Armee durchgereiset, in jedem Nachtlager fand ich Franzosen einquartirt, und nur Franzosen waren es, mit welchen ich speisen konnte. Viele französische Offiziere lernte ich als Männer von Kenntnissen und von menschenfreundlichen Herzen kennen; sie bedauerten mit mir die Schrecknisse der Revolution und die Plagen des Krieges, und suchten letztere durch Mannszucht nach Möglichkeit zu vermindern: ich habe sie weder um ihren Nahmen, noch um ihren Character gefragt, und auch sie haben nie ähnliche Fragen an mich gestellet: wir würden einander wohl nicht wieder erkennen.

Allenthalben waren die Spuren der Zerstörung noch sichtbar, welche der grausame Krieg angerichtet hatte, und unter welchen das Land noch seufzte; aber auch allenthalben sah ich die Landleute schon wieder beschäftiget, diese Spuren zu verwischen, ihre abgebrannten Häuser wieder herzustellen, ihre Felder wieder zum Anbau herzurichten. Meine Hochachtung für das Landvolk erhielt dadurch einen großen Zuwachs.

Ich habe auf dieser Reise Salzburg, Ober- und Niederbayern, Schwaben, einen Theil der Schweiz, einen Theil von Frankreich, das Baadische, das Wirtembergische und das Passauische Gebieth durchreiset. Allein auf der Hinreise war die französische Armee noch überall zu treffen, die Landleute wagten sich kaum auf das Feld, und auch ich konnte es nicht rathsam finden, mitten unter einer feindlichen Armee Nachforschungen über die Landeskultur anzustellen; und bey meiner Rückreise hieß mich die Sorge um meine Familie eilen, weil ich des damahls unrichtigen Postenlaufes wegen von Hause gar keine Nachrichten erhalten hatte.

Der Herbst des Jahres 1801 führte mich in Ge-

schäften durch Böhmen nach Sachsen, und von dort nach Berlin; ich sah Leipzig wieder, wo ich 10 Jahre zuvor viele Höflichkeiten empfangen hatte. Allein meine Reise war eilig, sie fiel in eine späte Jahrszeit, für landwirthschaftliche Kenntnisse hat sie mir wenigen Nutzen gebracht.

Bey meiner Zurückkunft nach Wien erfuhr ich, daß Herr Prosper Fürst von Sinzendorf seine Herrschaft Nexing zu verkaufen Willens seye. Da dieses Landguth nicht weit von Wien entfernt bey Gaunersdorf liegt, so entschloß ich mich mein Vermögen, die Früchte meines Fleißes und meiner Unternehmungen, auf den Ankauf von Realitäten zu verwenden; ich kaufte am 30. Jänner 1802 Nexing, und im Monathe April 1802 wurde mir selbes übergeben.

Bald fand ich an der Landwirthschaft Geschmack: Als daher am 15. Septemb. 1802 die Herrschaft Raspach in Niederöstreich V. O. M. B. aus der gräflich v. Herbersteinischen Concursmasse zum Verkauf ausgebothen wurde, so kaufte ich selbe, und mit Ende des Jahrs 1802 wurde mir auch dieses Landguth übergeben.

Noch bis jetzt hatte ich kein ökonomisches Buch gelesen, und vielleicht erleichterte mir eben dieses das Bestreben, meine Ideen über Landwirthschaft in eine ordentliche Reihe zu setzen; ich beobachtete die Arbeiten der Landleute, und die Werkzeuge, deren sie sich dabey bedienten; ich fragte sie um die Ursachen, warum sie eine Arbeit so, und nicht anders verrichteten. Auf meinen seitherigen Reisen bin ich bey jedem Bauer abgestiegen, bey welchem ich eine eigene Art von Bearbeitung der Erde gesehen habe, um ihn nach den Gründen seines Benehmens zu fragen; ich habe viele gemeine Landleute gefunden, welche in einzelnen Zweigen der Oekonomie sehr gute Kenntnisse besitzen. Jede Gelegenheit habe ich benützet, mit Wirthschaftsbeamten, mit Landseelsorgern über Landwirthschaft mich zu besprechen, ihnen meine Zweifel und meine Ideen zur Prüfung vorzulegen, und ihre Gründe darüber

eine Privatgeschäftsreise nach Schwaben und in die Schweiz unternehmen. So Gefahrvoll diese Reise war, so bin ich doch wohlbehalten wieder zurückgekommen. Ich bin damahls mitten durch die ganze französische Armee durchgereiset, in jedem Nachtlager fand ich Franzosen einquartirt, und nur Franzosen waren es, mit welchen ich speisen konnte. Viele französische Offiziere lernte ich als Männer von Kenntnissen und von menschenfreundlichen Herzen kennen; sie bedauerten mit mir die Schrecknisse der Revolution und die Plagen des Krieges, und suchten letztere durch Mannszucht nach Möglichkeit zu vermindern: ich habe sie weder um ihren Nahmen, noch um ihren Character gefragt, und auch sie haben nie ähnliche Fragen an mich gestellet: wir würden einander wohl nicht wieder erkennen.

Allenthalben waren die Spuren der Zerstörung noch sichtbar, welche der grausame Krieg angerichtet hatte, und unter welchen das Land noch seufzte; aber auch allenthalben sah ich die Landleute schon wieder beschäftiget, diese Spuren zu verwischen, ihre abgebrannten Häuser wieder herzustellen, ihre Felder wieder zum Anbau herzurichten. Meine Hochachtung für das Landvolk erhielt dadurch einen grossen Zuwachs.

Ich habe auf dieser Reise Salzburg, Ober- und Niederbayern, Schwaben, einen Theil der Schweiz, einen Theil von Frankreich, das Baadische, das Wirtembergische und das Passauische Gebieth durchreiset. Allein auf der Hinreise war die französische Armee noch überall zu treffen, die Landleute wagten sich kaum auf das Feld, und auch ich konnte es nicht rathsam finden, mitten unter einer feindlichen Armee Nachforschungen über die Landeskultur anzustellen; und bey meiner Rückreise hieß mich die Sorge um meine Familie eilen, weil ich des damahls unrichtigen Postenlaufes wegen von Hause gar keine Nachrichten erhalten hatte.

Der Herbst des Jahres 1801 führte mich in Ge-

schiften durch Böhmen nach Sachsen, und von dort nach Berlin; ich sah Leipzig wieder, wo ich 10 Jahre zuvor viele Höflichkeiten empfangen hatte. Allein meine Reise war eilig, sie fiel in eine späte Jahrszeit, für landwirthschaftliche Kenntnisse hat sie mir wenigen Nutzen gebracht.

Bey meiner Zurückkunft nach Wien erfuhr ich, daß Herr Prosper Fürst von Sinzendorf seine Herrschaft Rering zu verkaufen Willens seye. Da dieses Landguth nicht weit von Wien entfernt bey Gaunersdorf liegt, so entschloß ich mich mein Vermögen, die Früchte meines Fleißes und meiner Unternehmungen, auf den Ankauf von Realitäten zu verwenden; ich kaufte am 30. Jänner 1802 Rering, und im Monathe April 1802 wurde mir selbes übergeben.

Bald fand ich an der Landwirthschaft Geschmack: Als daher am 15. Septemb. 1802 die Herrschaft Raspach in Niederöstreich V. O. M. B. aus der gräflich v. Herbersteinischen Concursmasse zum Verkauf ausgebothen wurde, so kaufte ich selbe, und mit Ende des Jahrs 1802 wurde mir auch dieses Landguth übergeben.

Noch bis jetzt hatte ich kein ökonomisches Buch gelesen, und vielleicht erleichterte mir eben dieses das Bestreben, meine Ideen über Landwirthschaft in eine ordentliche Reihe zu setzen; ich beobachtete die Arbeiten der Landleute, und die Werkzeuge, deren sie sich dabey bedienten; ich fragte sie um die Ursachen, warum sie eine Arbeit so, und nicht anders verrichteten. Auf meinen seitherigen Reisen bin ich bey jedem Bauer abgestiegen, bey welchem ich eine eigene Art von Bearbeitung der Erde gesehen habe, um ihn nach den Gründen seines Benehmens zu fragen; ich habe viele gemeine Landleute gefunden, welche in einzelnen Zweigen der Oekonomie sehr gute Kenntnisse besitzen. Jede Gelegenheit habe ich benützet, mit Wirthschaftsbeamten, mit Landseelsorgern über Landwirthschaft mich zu besprechen, ihnen meine Zweifel und meine Ideen zur Prüfung vorzulegen, und ihre Gründe darüber

anzuhören; ich habe Beamte und Seelsorger kennen gelernt, welche sehr schätzbare Kenntnisse in der Oekonomie besitzen; aber es gibt darunter auch Männer, die dem gemeinen Manne in der Landwirthschaft nachstehen müssen, oder doch gewiß keine bessere Kenntnisse besitzen. Ich habe dann erst einige ökonomische Bücher gelesen, und mit vielem Eifer alle empfohlene Versuche angestellt. Voll Erwartung auf den glücklichen Erfolg meiner Versuche sah ich die meisten derselben scheitern; sie waren aber darum für mich nicht minder lehrreich; sie lehrten mich zugleich bey jeder Neuerung in der Kultur nicht zu rasch vorzugehen: durch eigenes Nachdenken, durch eigene Versuche, durch die Berathschlagungen mit Wirthschaftskundigen Männern, mit verständigen Bauern und Hauern, habe ich mir meine ersten landwirthschaftlichen Kenntnisse erworben, welche sodann das Lesen guter ökonomischer Bücher vermehret hat. Wenn ich neben meinen Advocatie- und anderen Geschäften, neben der eigenen Oberleitung meiner Güter mir die nöthigen ökonomischen Kenntnisse in meinen männlichen Jahren noch erwerben konnte; so werden auch andere sich in Kurzem diese Kenntnisse beylegen können: wenn sie nur mit Eifer, mit Liebe zur Landeskultur erfüllet sind, durch welche die in ihnen liegenden Keime bald entwickelt und fruchtbringend werden gemacht werden.

Drittes Hauptstück.

Warum ich dieses Buch schreibe.

Seitdem ich die Nothwendigkeit und die Nützlichkeit einer verbesserten Landeskultur eingesehen; seitdem ich mich überzeugt habe, daß die Landeskultur allgemein nicht verbessert werden könne, wenn sich nicht Männer von Anse-

hen, von Kenntnissen und von Vermögen derselben widmen; seitdem war es mein sehnlicher Wunsch und mein Bestreben, **der Landeskultur, dieser größten Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes, und so vieler anderer lebender Geschöpfe** immer mehr Verehrer zu verschaffen: in dieser Absicht habe ich zu Anfange des Jahres 1805 **den Aufruf an meine Mitbürger zur Vereinigung gegen den eindringenden Holzmangel**, und in dem nähmlichen Jahre bey der eingetretenen Theurung aller Lebensbedürfnisse meine Abhandlung **Ueber die Nothwendigkeit und über die Mittel große Theurung der Lebensbedürfnisse und Hungersnoth abzuwehren**, in Druck legen lassen, und der letztern Abhandlung eine Einladung zu einer Landwirthschaftsgesellschaft beygefüget. Zu Ende des Jahres 1805 rückte die französische Armee in Niederöstreich ein; auch auf meinen Gütern empfand ich die Drangsale des Krieges, unter welchen so viele meiner Mitbürger und vorzüglich das Landvolk seufzten. Ueberzeugt, daß die Wunden des Krieges durch die Hebung der Landeskultur am sichersten geheilt und Wohlstand wieder zurückgeführt werden könne; überzeugt, daß die Kultur am sichersten durch eine Landwirthschaftsgesellschaft gehoben werde, welche sich zum Ziele setzt, durch Lehren, Beyspiele und Ermunterungen, durch Versuch- und musterhafte Wirthschaften das für unser Vaterland anwendbarste Landwirthschaftssystem zu finden, und auch den gemeinen Mann zur Nachahmung zu bestimmen, war mein Entschluß fest, nicht eher zu ruhen, bis ich eine solche Gesellschaft zu Stande gebracht haben würde. Ich verfaßte die Statuten zu einer Landwirthschaftsgesellschaft, und obgleich meine früher in Druck gelegte Einladung ohne Erfolg geblieben war, so ging ich doch getrost an mein Werk. Von Manchen wurde ich verlacht und verspottet, die ich zum Beytritt eingeladen hatte; die meiste Mühe kostete es mich die ersten Mitglieder zur Vereini-

ging zu bewegen; aber die Gesellschaft kam doch zu Stande. Auf meine unterthänigste Bitte und über erstatteten unterthänigsten Vortrag der öffentlichen Behörden haben Seine Majestät der Kaiser die durch meine Bemühungen vereinigte Landwirthschaftsgesellschaft unter dem Titel: „**K. K. Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien**" zu Ende des Jahrs 1807 mit **vielem Vergnügen** (dieß sind die Worte der mir hierüber zugekommenen allerhöchsten Entschließung) zu bestättigen und zugleich zu befehlen geruhet, daß mir, **als einem eben so einsichtsvollen als eifrigen Patrioten** (auch dieß sind die Worte der allerhöchsten Entschließung) die allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen gegeben werden solle. Seine des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs **Johann** rc. kaiserl. Hoheit haben die Gesellschaft in Höchst Ihrem besondern Schutz zu nehmen geruhet, welche gleich bey ihrem Entstehen mehrere der höchsten Hof- und Staatsbeamten, mehrere aus dem ersten Adel des Reiches, die größten Güterbesitzer, Gelehrte und ausübende Oekonomen unter ihre Mitglieder zählet. Ich werde es immer unter die glücklichsten Ereignisse meines Lebens rechnen, daß meine Bemühungen mit einem solchen Erfolge belohnet worden sind; in allen Widerwärtigkeiten wird mich der selige Gedanken stärken, der Stifter dieser Gesellschaft gewesen zu seyn. —

Jeder, der sich und sein Vermögen der Landwirthschaft widmet, muß sich landwirthschaftliche Kenntnisse zu erwerben bemühet seyn; mangeln ihm diese Kenntnisse, und besitzt er eine große Dominicalwirthschaft; so ist er oft das Spiel seiner Beamten, unter denen es zwar viele redliche verehrungswürdige Männer gibt, unter denen es aber auch an Männern nicht fehlet, welche gewissenlos die bestgemeinten Unternehmungen ihres Herrn scheitern machen, nur, damit nichts neues eingeführet werde, was ihre Geschäfte vermehren könnte; besitzet er eine kleinere Wirthschaft, so wird er das Spielwerk der gemeinen Leute, die ihn nicht allein verlachen, sondern auch jede

seiner Unternehmungen durch Kostspieligkeit und durch schlechte Bestellungen vereiteln. Anders ist es, wenn der Landwirth selbst gute Kenntnisse besitzet, und selbe auf eine **nützliche** Art in Ausübung bringet. Die Beamten werden nun seine Bemühungen unterstützen, und der gemeine Mann wird zu ihm, und zu seinen Unternehmungen Zutrauen fassen, ihn um Rath fragen, ihn nachahmen. Dieß kann ich aus eigener Erfahrung bestättigen.

Aber meine Erfahrungen kommen mich theuer zu stehen. Ich habe Menschen getroffen, welche aus ihrer Wirthschaftsart ein Geheimniß machen; es gibt Menschen, welche entweder aus Unwissenheit, oder auch aus Bosheit verkehrte Rathschläge geben; und mancher Schriftsteller hat über Oekonomie **im Großen** geschrieben, ob er gleich entweder gar kein Landeigenthum, oder doch nur einen kleinen Garten besaß, aus welchem er seine Versuche für das Große der Landwirthschaft zu empfehlen unverschämt genug gewesen ist: es gehört so viel Liebe zur Landeskultur, so viel fester Entschluß zum Ausharren dazu, wie ich hatte, die meisten herrschenden Vorurtheile in Kultursachen, die meisten Hindernisse endlich zu überwinden. Wenn auch mancher die Landwirthschaft suchen wollte, so können ihn diese Hindernisse leicht abschrecken, und nicht jeder hat das Vermögen, durch kostspielige **mislungene** Versuche sich durchzuarbeiten. Und wie wollen wir denn endlich **weiter** vorrücken, wenn immer jeder Oekonom wieder **von vorne** anfangen muß? **Um hierin meinen Mitbürgern, allen meinen Mitmenschen, welche davon Gebrauch machen wollen, entgegen zu kommen, habe ich mich entschlossen dieses Buch zu schreiben; das, was mir in der Landeskultur bekannt geworden ist, ihnen ohne Rückhalt mitzutheilen.**

Das östreichische Kaiserthum liegt beynahe in der Mitte von Europa, sein Klima und der Boden haben manches gemein mit dem Boden, und mit dem Klima am

Norden und im Süden, Früchte aller Weltgegenden gedeihen bey uns: Vielleicht können auch entferntere Völker aus der Kenntniß der Kultur im östreichischen Kaiserthume Nutzen ziehen; auf jeden Fall ist die Art, wie eine so große Monarchie das Land pfleget, ein Beytrag zur Geschichte der **Weltkultur.**

Ein Mann, der vieles gelesen, vieles selbst beobachtet und nachgedacht hat, kann nicht mehr wissen, woher ihm eine oder die andere Idee **zuerst** gekommen seye: indessen so viel ist gewiß, was ich hier schreibe, habe ich nicht aus andern Büchern abgeschrieben: die auf meinen Gütern mit meinen Mayerhöfen verbundenen Wirthschaften sind nicht klein; wenn ich auch dabey Beamte angestellet habe, so habe ich mir doch selbst die Oberleitung vorbehalten; und da ich die Advocatie nicht aufgegeben habe, sondern noch immer die Geschäfte eines Sachwalters betreibe; so bleibet mir zum Bücherlesen jetzt nur wenig Zeit übrig. Wenn daher das, was ich hier vortrage, schon in andern Büchern vorgekommen ist; so freuet es mich, daß andere geistreiche Männer vor mir, oder zugleich mit mir über so wichtige Gegenstände von einerley Meinung gewesen sind.

Vielleicht legt mancher alterfahrne Oekonom mein Buch gleich beym zweyten Hauptstücke auf die Seite, weil er mich noch zu kurze Zeit in der Oekonomie eingeweyht findet, um in selber schon die Kanzel besteigen zu dürfen. Auch darum habe ich das zweyte Hauptstück geschrieben, damit Niemand von mir mehr erwarte, als ich zu leisten im Stande bin. Für Männer, welche **mehr** Kenntnisse, wie ich, besitzen, habe ich nicht geschrieben, **von solchen Männern wünsche ich zu lernen;** wenn diese Oekonomen auch von mir nichts Neues erfahren, so sehen sie doch den Gang, welchem ich gefolget bin, um mich dem Heiligthume der Landeskultur zu nahen; vielleicht gefällt ihnen einer oder der andere meiner Versuche, und gibt ihnen Anlaß selben weiter zu verfolgen,

um auf festere Resultate zu kommen: **denn in einer Erfahrungswissenschaft, wie die Landwirthschaft ist, lernt man niemahls ganz aus.** Reisen solche Männer einst in der Nähe meiner Güter, und beehren mich mit ihrem Besuche, so werde ich sie herzlich gerne empfangen, und ihren **höheren** Einsichten huldigen.

Hätte schon Jemand vor mir die östreichische Landwirthschaft geschildert, und wäre mir eine solche Schilderung bekannt gewesen; so würde ich dieses Buch nicht geschrieben haben. Da ich nicht um Geld zu erwerben schreibe, da ich der Verfassung dieses Werkes nur meine Erhohlungsstunden widmen kann; so wird jeder Leser so gütig seyn, die etwa hin und wieder antreffende Lücke zu übersehen, **und es mit mir so gut, wie ich mit ihm zu meinen.** Finden sich aber hierin Irrthümer, in welche man bey einer Erfahrungswissenschaft so leicht gerathen kann; so werde ich jenen in meinem Herzen danken, welche diese Irrthümer auf eine sachkündige und bescheidene Art berichtigen: **denn es ist mir wahrlich nicht um Rechthaberey, sondern um die wohlthätige Wahrheit zu thun, welche durch Irrthümer verdunkelt wird.** Nur bitte ich jeden Kunstrichter von mir keine Beantwortung seiner Bemerkungen zu erwarten, weil ich nicht weiß, ob ich dazu Zeit finden werde.

Viertes Hauptstück.

Grundriß des ganzen Werkes.

Ich habe mir vorgenommen, das ganze Werk in drey Theilen zu behandeln.

In diesem ersten Theile bin ich bey den bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen der Landwirthe und der Landwirthschaft, bey der Viehzucht und den dazu nöthigen Gebäuden stehen geblieben.

Im zweyten Theile will ich von dem Feldbaue, von der Wiesenkultur, von den Hutweiden und von Teichen handeln, und

Den dritten Theil gedenke ich mit dem Weinbaue, mit der Baum- und Waldkultur, und mit dem Gartenbaue zu beschließen.

Fünftes Hauptstück.

Von der Erziehung, besonders in Bezug auf die Landwirthschaft. Einfluß der Erziehung auf die Staatsverfassung. Gedanken über die zeitliche Glückseligkeit der Menschen. Ist die Volksaufklärung zu befördern?

Es ist hier nicht der Ort eine vollständige Erziehungsschrift zu liefern; aber, indem ich mir vorgenommen habe die Landwirthschaft zu behandeln, mußte mir zuerst der Landwirth wichtig seyn, welchen nicht die Natur, sondern die **Erziehung** bildet.

Die Natur hat die Menschen fast alle mit gleichen Anlagen begabet, und doch sehen wir dieselben jetzt durch eine große Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche in verschiedene Völker abgetheilt; und doch finden wir bey den verschiedenen Völkern zwischen den Staatseinwohnern einen großen Unterschied in der Ausbildung. **Dieser Unterschied liegt nicht in der verschiedenen Natur der Menschen, er hat seinen Grund in der Verschiedenheit der Erziehung, welche den ge-**

sellschaftlichen Menschen bildet, wie die Natur den Naturmenschen gebildet hat.

Gebet dem freyen Republicaner die Erziehung des sklavischen Unterthans eines Despoten, und diesem die Erziehung des erstern; so wird der Sklave den Stolz des Republicaners und seine Gesinnungen besitzen, während der Republicaner sich vor dem Despoten im Staube herumwälzet: **Jede wesentliche Abänderung der Erziehung in Hinsicht der Sitten ziehet auch eine Abänderung der Staatsverfassung nach sich;** weil sie die Sitten und Gebräuche der Völker und ihre öffentliche Meinung abändert. Dadurch glaube ich gerechtfertiget zu seyn, wenn ich sage: **Die Gewohnheit, auswärtige Erzieher und Erzieherinnen der inländischen Jugend zu geben, seye Staatsschädlich, und ein Grund mit, warum der ehemahlige Nationalgeist mancher berühmten Nation zum Untergang der Nationalunabhängigkeit erloschen ist. Alle Stände eines Volkes sind wesentlich nothwendig, wenn die Nation ihre zeitherige Unabhängigkeit behaupten will:** denn alle sind wesentliche Stützen eines Gebäudes, welches zusammenstürzet, wie man eine seiner Stützen untergräbt, oder wegschlägt. Damit sich die verschiedenen Stände als Theile eines Körpers lieben, müssen sie durch Gleichheit der Sitten und der Denkungsart einander ähnlich gemacht, mit einander verbunden seyn. Die Sitten, die Denkungsart der Großen sollen anständiger, feiner, erhabener, aber nicht von einer ganz andern Natur seyn: die Großen sollen die Nationalsitten haben, um das Volk zu lieben, um von dem Volke wieder geliebt zu werden. Nur Gleichheit, oder doch Aehnlichkeit der Sitten und der Denkungsart bey allen Ständen gründet wechselseitige Anhänglichkeit, und erzeuget den **Patriotismus**, dessen Mangel bey den heutigen stürmischen Zeiten die Staaten zusammenwirft. —

Der **letzte** Endzweck der Erziehung in Absicht des einzelnen Menschen ist, denselben **dem Endzwecke dieses Lebens** zuzuführen. **Der Endzweck dieses Lebens ist die Glückseligkeit, welche in der Vermehrung des Vergnügens und in der Verminderung des Schmerzens bestehet, und entweder in dem zeitlichen Genusse, oder in der Hofnung der Ewigkeit gefunden wird.** Die Mittel, diesen **letzten** Endzweck zu erreichen, sind der **näher** liegende Endzweck der Erziehung, nähmlich: den Körper zu stärken, und geschicklich zu machen, das Herz mit tugendhaften Gesinnungen zu erfüllen, und den Geist auszubilden.

Bevor ich weiter gehe, sey es mir erlaubt, etwas von der **zeitlichen Glückseligkeit der Menschen** zu sagen.

Jeder Mensch fühlet in sich einen angebornen Hang nach wahrer dauerhafter Glückseligkeit; und doch sind die Wege, auf welchen die Menschen diese Glückseligkeit suchen, und doch sind die Vorstellungen, welche sie sich davon machen, so sehr verschieden: oft war dieses der Gegenstand meiner Beobachtungen, oft schon in meinen jüngern Jahren war der Gegenstand meines Nachdenkens: **worin eigentlich die zeitliche Glückseligkeit der Menschen bestehe?**

Meine Aufmerksamkeit wendete ich zuerst auf die weltlichen Regenten: der Glanz ihrer Herrlichkeit blendet des Volkes Augen, welches den Inbegriff der menschlichen Glückseligkeit bey seinen Fürsten vereint glaubet. Selbst mitten unter öffentlichem Gepränge sah ich manchen Zug geheimen Mißvergnügens in dem Gesichte der Fürsten, und die Geschichte vergangener Zeiten stellet das Bild mehrerer großen Monarchen auf, die bey aller ihrer Hoheit dennoch nicht glücklich waren.

Amurat II., Kaiser der Muselmänner, hatte seine großen Länder mit neuen Eroberungen erweitert, er besaß

ungeheure Schätze, er war das Schrecken seiner Feinde, und wurde von seinen Unterthanen geliebt, wie sie seit ihm keinen ihrer Beherrscher geliebt haben; er hatte eben den König Wladislaw von Ungarn überwunden, als er bey der Siegesfeyer zur größten Betrübniß seiner Völker von dem Throne **freywillig** herabstieg, um einsam am Hämus als Privatmann **sich selbst** zu leben.

Carl V., Kaiser der Deutschen, war Herr der größten und schönsten Länder von Europa und Amerika. Groß waren schon damahls die Schätze, welche ihm aus allen seinen amerikanischen Besitzungen zuströmten, durch mannigfaltige Kriege hatte er seine Feinde und Nebenbuhler bezwungen, und man beschuldigte ihn der Absicht, eine **Universal-Monarchie** errichten, sich zum **Herrn der Welt** emporschwingen zu wollen; als er auf dem Gipfel seiner Macht, den zu erklimmen er sich die ganze Zeit seiner Regierung bemüht hatte, dem Throne freywillig entsagte, um im Privatstande die letzten Jahre seines Lebens ruhig hinzubringen.

Die Fürsten und die Großen der Welt sind Menschen mit menschlichen Bedürfnissen, Empfindungen und Leidenschaften, wie die übrigen Menschen; Hoheit und Ehrenbezeugungen, die der Pöbel anstaunt, sind ihnen gleichgültig, oft lästig; **und ihr Stand hat seine eigene Qual, damit sie nie vergessen, daß sie schwache Sterbliche seyen, deren weit aussehende Plane unvorgesehene Umstände, eine Krankheit, oder der Tod oft zerreißen, bevor selbe zur Reife gekommen sind.**

Reichthum wird von so vielen Menschen gesuchet: ich hörte Manchen sich unglücklich nennen, weil er nicht eben so viele Glücksgüter, wie sein Nachbar, besaß; ich kannte Leute, die sich eine bestimmte Summe Geldes, oder ein Landgut wünschten, und mich versicherten, dieser Besitz würde sie glücklich machen: ich sah sie nach einigen Jahren wieder, sie hatten mehr Vermögen erworben,

als sie ehemahls wünschten, und doch waren sie nicht glücklich. **Was sie besaßen, war nicht mehr der Gegenstand ihrer Wünsche; neue unbefriedigte Wünsche waren an die Stelle der erfüllten getreten**, mit ihren Reichthümern waren ihre Bedürfnisse gestiegen, und **die Bedürfnisse der Einbildung** hatten die **wahren Bedürfnisse des Menschen** ungeheuer vermehret; **mit dem Anwachse ihrer Reichthümer waren sie ärmer und unglücklicher geworden.**

Nicht alle Menschen können auf Ehrenstellen stehen, nicht alle Menschen können Reichthümer besitzen, **denn menschliche Hoheit und Reichthum sind nur beziehend auf jene, welche niedriger sind, und weniger Vermögen haben.** Der allgütige Gott, welcher **alle** seine Geschöpfe glücklich machen konnte, sollte der die menschliche Glückseligkeit auf Hoheit und Reichthum beschränkt haben, welche nur wenige Menschen, die nicht immer die besten sind, besitzen können? Unmöglich. **Die Glückseligkeit des Menschen liegt in etwas, welches jedermann, dem Hohen wie dem Niedrigen, dem Reichen wie dem Armen, jedem Geschlechte und jedem Alter erreichbar ist.**

In der eigenen inneren Zufriedenheit, nicht in äußeren Umständen liegt die zeitliche Glückseligkeit, von welcher wir sogar Spuren bey den Thieren bemerken. Diese Glückseligkeit ist für alle Stände, für jedes Geschlecht und Alter erreichbar; der Taglöhner, der im Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brod erwerben muß, kann so glücklich, wie ein König auf seinem Throne seyn; und vielleicht ist es nicht selten, daß ein Fürst unzufrieden, daher unglücklich ist, während der Arme in seiner Strohhütte bey seinem sparsamen Mahle mitten unter seiner Familie glücklich und zufrieden lebet.

Man kann hier fragen: **wie ist es möglich,**

daß die Menschen bey der so grossen Verschiedenheit der Stände und des Alters, bey der so grossen Verschiedenheit der Neigungen und Vorstellungen diese Zufriedenheit finden, auf so sehr verschiedenen Wegen zu einem und dem nähmlichen Ziele gelangen können?

So verschieden die Gegenstände auf die Menschen wirken, so hat es doch die göttliche Allmacht so eingerichtet, daß **alle** Menschen in der Welt zufrieden und glücklich leben **können.**

Der in der Wildheit oder von armen Aeltern Geborne wird von Kindheit auf abgehärtet, sein Geist liegt in Unwissenheit, welche nur einige Begriffe der Religion erleuchten. Diese Menschen mussen arbeiten um ihre Nahrung zu erwerben, sie fullen dadurch die Stunden des Tages thätig aus, und bereiten sich zu den körperlichen Vergnügungen des Essens, der Ruhe ꝛc. vor; die Abhärtung ihres Körpers, ihre Thätigkeit und Mäßigkeit, zu welchen sie ihre Armuth zwinget, verwahret sie vor vielen Krankheiten, welche sie auch geduldiger ertragen, weil sie nicht so empfindlich sind, weil sie durch selbe von Vergnügungen nicht abgehalten werden, die den Reichen erwarten, und weil sie mit vieler Zuversicht in allen ihren Leiden Trost und Rettung in ihrer Religion suchen. Diese Menschen, wenn sie nur ihre körperlichen Bedürfnisse befriedigen können, sind zufrieden und glücklich ohne Reichthümer und Ansehen zu besitzen; für sie hat eine gute Mahlzeit mehr Reiz, als ein Ordensband.

Was der Arme und Unwissende seiner Unempfindlichkeit, seiner Unwissenheit und der Nothwendigkeit verdanket, das findet der Reiche, der Aufgeklärtere in der Vernunft und in seinem guten Herzen.

So verschieden die Wege sind, auf welchen die Menschen ihre Glückseligkeit suchen; so haben sie doch alle nur eine Quelle, so wie

sie alle nur einen Endzweck haben. Alle menschliche Handlungen und Unterlassungen haben ihren Ursprung in der einem jeden Menschen angebornen **Selbstliebe**, in dem jedem Menschen eigenen Hange nach Glückseligkeit, welcher ihn antreibet das Vergnügen zu suchen, und den Schmerz zu fliehen. Vergnügen und Schmerz sind die beyden Despoten des Menschen, welche ihm die Wege zum Wandeln nach dem Ziele der Zufriedenheit vorschreiben; **leider führen nicht alle diese Wege zur Glückseligkeit! wohl dem, der einen rechten Weg gefunden hat!**

Die größte Anzahl unzufriedener, daher unglücklicher Menschen, findet man unter den reichen und angesehenen Ständen der Völker. Nicht als ob Reichthum und Ansehen unglücklich machten, sie sind vielmehr die Mittel sich einen weitern Wirkungskreis und mehr Vergnügen zu verschaffen, als der arme und mindere nicht kennet: sondern weil die meisten dieser Menschen ihre zeitlichen Güter, welche ihnen nur als Mittel dienen sollten, zum Endzweck ihres Bestrebens machen, und weil sie von dem Vergnügen des Augenblickes sich hinreißen lassen, ohne die länger anhaltenden unangenehmen Folgen zu bedenken. Ihr Geist hat einige Ausbildung erhalten; da sie aber keine Nothwendigkeit dazu zwinget, so vollenden sie ihre Aufklärung nicht; sie bleiben auf halbem Wege stehen, auf welchem sie die Gegenstände, die erst am Ziele liegen, noch nicht deutlich unterscheiden können; sie betrachten ihre Mitmenschen, sie betrachten die weltlichen Güter von einer falschen Seite, und verlangen von beyden mehr, als sie ihrer Natur nach zu leisten im Stande sind. Besitzen Sie Macht und Ansehen, so wenden sie selbe nicht dazu an, das Glück der Menschheit, das Wohl ihres Vaterlandes zu befördern; sie setzen sich selbst zum Mittelpunkte ihrer Bemühungen, sie fröhnen nur ihrer Eitelkeit, und glauben, weil einige schwache, hülfsbedürftige Menschen ihrer Eitelkeit Opfer bringen, daß die Dank-

barkeit diese Menschen, und der Glanz ihres Standes alle übrigen Mitbürger zu ihrer fortdauernden Verehrung bestimmen solle. Sie vergessen dabey, daß, so wie sie, also auch jeder andere Mensch von sich selbst eine vortheilhafte Meinung hege; daß jene ihrer Mitbürger, die mit ihrer Macht in keiner Verbindung stehen, sich um sie, und um ihre Anmaßungen nicht bekümmern; und daß gerade jene Menschen, die ihrer Eitelkeit am meisten schmeicheln, die Dankbarkeit am wenigsten kennen, daß sie nur durch sie und durch ihre Schwäche zu ihrem Endzwecke gelangen wollten. Würden diese Vornehmen und Mächtigen bedenken, daß sie ihre Macht und Ansehen **nur darum** erhalten haben, um selbe zum allgemeinen Wohl anzuwenden; würden sie bedenken, daß es ihre Pflicht erheische, **nur** immer den Würdigsten zu befördern, von welchem sie keine Dankbarkeit dafür zu fordern berechtiget sind; so würden sie sich manche Kränkung ersparen, **die von getäuschter Erwartung herrühret**, und welche sie mit Recht als eine Folge ihrer verletzten Pflicht trift. Besitzen diese Menschen Reichthümer, so wollen sie von selben allein ihre Glückseligkeit erwarten; da doch nur eine weise und thätige **Anwendung** derselben zum Mittel dienen kann, uns zur Zufriedenheit, zur Glückseligkeit zu verhelfen. Viele Reiche leben unbeschäftiget, und vernachläßigen die Ausbildung ihres Geistes; die körperlichen Vergnügungen, denen sie allein nachjagen, indem sie ihr Herz verderben, verlängern sich zu ihren Gunsten nicht, veranlassen ihnen tausend Unannehmlichkeiten und Schmerzen. Die Langeweile, das fürchterlichste Uebel des menschlichen Lebens, naget unaufhörlich an ihrer Glückseligkeit. Die Arbeit, welche der Armuth so viele Stunden des Tages nützlich ausfüllet, welche der Armuth das trockene Brod zur besten Speise, die harte Erde zur weichen Liegestatt machet, diese Arbeit fliehet vor ihnen; langsam vergiftende Leckerbissen zerstören ihre Gesundheit,

schlaflos wälzen sie sich auf ihrem weichen Bette, und beneiden dem Armen das Glück seiner ungestörten Nachtruhe. Wurden diese Reichen bedenken, **daß die Beschäftigung dem Menschen unentbehrlich seye;** würden sie, da sie von schweren körperlichen Arbeiten befreyet sind, ihren Geist ausbilden, sich zum Wohl des Vaterlandes verwenden; würden sie ihre Reichthümer nur als die Mittel schätzen, die ihnen ihre körperlichen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten sichern, und sie in den Stand setzen, selbst nützliche Unternehmungen zu machen, oder ihre bedürftigen Mitmenschen in nützlichen Unternehmungen zu unterstützen: so würden die Reichthümer, die jetzt kaum hinreichen ihre unbegränzten, durch Mußiggang erzeugte **eingebildete** Bedürfnisse zu befriedigen, so würden diese Reichthümer hinreichen, Tausende der Armen glücklich zu machen. Angenehm würden ihnen die Stunden verfließen, welche zwischen unsern körperlichen Bedürfnissen inzwischen liegen; Hunger würde ihre Speisen würzen; ungestörte Ruhe von süßen Träumen, dem Lohne des Menschenfreundes, versüßt würde ihre Glieder mit neuen Kräften für neues Menschenwohl ausrüsten, **und die Liebe seiner Mitmenschen sind der Lohn des Reichen, dem seine Reichthümer nur als das Vermögen wohl zu thun, Vergnügen machen.**

Kein Mensch ist auf der Welt, welcher zu jeder Stunde seines Lebens Vergnügen empfindet; dieses Leben ist nur Erdenleben. Unser Vergnügen muß mit Arbeiten und Beschäftigungen abwechseln: Arbeit und Beschäftigung sollen die Stunden ausfüllen, welche nothwendig von einem Vergnügen zu dem andern inzwischen bleiben müssen.

Eine **angeborne** Eigenschaft der menschlichen Seele ist der Beschäftigungstrieb, so wie die Trägheit (vis inertiae) eine Eigenschaft jedes Körpers ist, vermög welcher ein jeder Körper in dem Zustande, in welchem er sich

befindet, so lange verharret, bis er von einer Ursache genöthiget wird denselben zu verändern. Bey dem aus Leib und Seele zusammengesetzten Menschen wird der Beschäftigungstrieb der Seele von der Trägheit des Körpers um so mehr belästiget und zurückgehalten, je stärker der Körper durch gute Pflege wird, und je weniger die Seele durch Ausbildung der Vernunft Kräfte erworben hat: daher die Abneigung dieser Menschen gegen schwere Arbeiten, gegen anhaltendes Nachdenken; sie wünschen, daß beständig Empfindungen und Vorstellungen in ihnen ab[illegible]seln mögen, ohne daß sie nöthig haben sich anzu[illegible]gen, die überwiegende Trägheit des Körpers zu be[illegible]fen; daher die unzähligen Spiele, daher der Hang zu Tändeleyen, daher der Hang zu sinnlichen Ausschweifungen, daher die Verläumdungssucht; denn kein Zustand ist dem Menschen unerträglicher, als die Langeweile, als die Abwesenheit solcher Empfindungen, welche unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, unser Gefühl zu beschäftigen im Stande sind; selbst der Schmerz ist nicht so widrig; weil man sich in selbem mit Trost auf Linderung aufrichtet, und das Gefühl zwar unangenehm, aber doch beschäftiget ist. Allein alle Spiele, alle Tändeleyen, alle Ausschweifungen können den Menschen nicht ganz und nicht lange beschäftigen, er wird selbst in dem Genuße derselben bald die Langeweile und die Nothwendigkeit fühlen, eine würdigere Beschäftigung zu suchen, welche jedermann in der Erfüllung seiner Pflichten finden kann.

Kein Mensch im Staate ist ohne Pflichten; je höher er in der bürgerl. Gesellschaft stehet, je ausgebreiteter seine Kenntnisse sind, je mehr er Vermögen besitzet, je größer ist der Umfang seiner Pflichten, und wehe ihm, wenn er diese Pflichten vernachläßiget, derselben Erfüllung auf andere schiebt! indem er die bürgerl. Gesellschaft um Macht, Ansehen und Reichthum, um ihre Güter betrügt, betrügt er sich selbst

um seine eigene Glückseligkeit; er bereitet sich die Verachtung seiner Mitbürger, Reue und Schmerzen; indem er die Gelegenheit sich den Dank seiner Mitbürger und der Nachwelt zu erwerben, und sein Leben durch eine nützliche Beschäftigung zu beglücken so ungenützt vorüber gehen läßt.

Den thätigen Menschen von guten Herzen weiset die Vernunft den Weg an, auf welchem sie **die Anzahl ihrer vergnügten Lebensstunden** vermehren können.

Zweyfach sind die Vergnügungen und der Schmerz; **körperliche**, welche von der Empfindung, und **jene der Seele**, welche von den Vorstellungen herrühren.

Die schmerzhaften Empfindungen entstehen meistens aus unserer Schuld, indem wir unsern Körper verzärteln, träg, unmäßig im Essen und Trinken, oder in andern Verrichtungen sind. Durch den Genuß der freyen Luft, durch angemessene Arbeiten den Körper gestärkt, und Mäßigkeit in allem, was die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse erheischet, beobachtet, wird uns die meisten körperlichen Schmerzen ersparen. Indessen wird die **natürliche** Gebrechlichkeit unsers Körpers dennoch zuweilen Schmerzen und Krankheiten unterworfen seyn: **dann ist es nicht sowohl die Größe des gegenwärtigen Schmerzens, die uns unglücklich machet, als vielmehr oft nur unsere Vorstellungen, welche sich damit vereinigen.** Unsere Einbildung zeiget uns die schon überstandenen Schmerzen, und mahlet uns eine noch längere schmerzliche Zukunft, in welcher wir die sonst gewohnten Vergnügungen zu entbehren haben werden. **Unsere Einbildung vermehret die Schmerzen der gegenwärtigen Empfindung mit der Vergangenheit und mit der Zukunft,** und diese Vergrößerung unseres Uebels können wir abwenden, wenn wir uns mit Hülfe der Vernunft bestreben unsere Augen vor dem schrecklichen Gemählde schon überstandener, und noch bevorstehender ungewissen Leiden

abzuwenden; wenn wir uns bestreben, uns eine angenehme Zukunft nach überstandenen kurzen Leiden vorzustellen, und wenn wir mit Geduld, und mit Vertrauen auf Gott ertragen, was wir nicht ändern können.

Eben so sind wir an den meisten Uebeln der Vorstellung schuld; weil wir die Ausbildung unsers Verstandes, welcher unsere Vorstellungen berichtiget, vernachlässigen, und darum die Dinge der Welt nicht von der rechten Seite ansehen; weil wir unsere Bedürfnisse ohne Nothwendigkeit vermehren, und nicht bedenken, daß jedes neue Bedürfniß uns in Gefahr setzet, unsere Glückseligkeit vermindert zu sehen, sobald es uns an Mitteln gebrechen wird, selbes zu befriedigen; weil wir unsere Leidenschaften nicht bezähmen, und die Folgen unserer Handlungen und Unterlassungen im Voraus nicht genug überdenken.

Indessen, so wie die Gebrechlichkeit unsers Körpers uns zuweilen unausweichlichen Schmerzen aussetzet; so werden wir auch nie allen Verirrungen des Geistes und des Herzens entgehen; so lang als die Seele in dem Körper eingeschlossen ist, ihre Empfindung und Vorstellungen nur durch den Körper erhalten kann. **Der glücklichste Mensch wird immer jener seyn, der die wenigsten Schmerzen zu dulden hat, bey welchem die Anzahl der vergnügten Augenblicke jene des Schmerzens mehr übersteigt; so wie der tugendhafteste, der vollkommenste Mensch jener bleiben wird, welcher die wenigsten Unvollkommenheiten an sich hat; und die Welt ist weder ein von Engeln bewohntes Elisium, wie sie uns entzückte Dichter mahlen, noch eine Hölle voll Teufeln, wie uns menschenfeindliche Moralisten so gerne glauben machen möchten!** —

Die Erziehung gehöret unter die wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Verwaltung.

Sie theilet sich in die öffentliche, welche in öffent-

lichen Gemeinen, oder in gelehrten Schulen gegeben wird, und in die häusliche Erziehung. Die häusliche Erziehung bildet sich meistens nach der öffentlichen: es ist daher sehr wichtig, der letzteren die gehörige Richtung zu geben.

Die Erziehung ist ferner die physische, in so fern sie auf die Ausbildung des Körpers, und die moralische, in so fern sie auf die Ausbildung des Herzens und des Geistes Bezug hat.

Die physische Erziehung ist die Grundlage der moralischen; die letztere ist mit der ersteren so sehr in Verbindung, daß man den Zeitpunkt nicht genau angeben kann, in welchem die moralische Erziehung angefangen hat, daß sie oft schon lange zuvor angefangen hat, bevor man noch darauf denket, selbe anzufangen.

Alle Stände brauchen einen gesunden starken Körper um ihre Bestimmung zu erreichen. Unser Körper hat auf die Verrichtungen der Seele einen so großen Einfluß, daß die Seele eines elenden siechen Körpers zu großen Entschließungen und Thaten selten fähig seyn wird.

Die physische Erziehung fängt mit der Empfängniß im Leibe der Mutter an.

Bey dem gesunden, von der Natur weniger entfernten Landvolke ist die physische Erziehung meistens gut; die Aeltern sind gesund, sie überlassen sich ihren Lüsten nicht aus Langerweile, aus durch hitzige Getränke aufgereitzten Trieben, und von der Geburt an wird das Kind abgehärtet.

In den Städten, besonders bey einem Theile der reicheren und vornehmeren Stände ist die physische Erziehung mehr mangelhaft, und vielleicht kann man nicht ohne Grund sagen, **um gut zu seyn, solle sie das Gegentheil von dem werden, was sie jetzt ist.** Von schwächlichen wollüstigen Aeltern erzeugt, liegt der Keim der Schwäche, der Wollust in dem neugebornen Kinde. Die Mutter bedenket nicht, daß die Gesinnungen, die Leidenschaften, die Ausschweifungen während ihrer

Schwangerschaft auf die Frucht ihres Leibes; wie die Säfte des Baumes auf seine Früchte einfliessen, und ihre Güte verändern müssen.

Kaum erblicket das Kind das Tageslicht, so wird es seiner Mutter entrissen. Die Natur hat ihm zu seiner ersten Nahrung die Milch seiner Mutter angewiesen. Furcht die Schönheit zu verlieren, die Mode verbiethen es das Kind selbst zu säugen. Die Mütter stürzen sich lieber in viele gefährliche Krankheiten, womit die Natur die Uebertreter ihrer Gesetze bestrafet, als daß sie den Befehlen derselben gehorchten. Das Kind wird einer Amme überliefert, die sich um Geld dingen läßt; ich will nicht sagen, daß der neue Mensch mit der Milch auch die Keime der Laster seiner meistens lasterhaften Amme einsauge; er wäre diesem Unglücke bey dem Einsaugen der Milch seiner unnatürlichen Mutter vielleicht auch nicht entgangen: aber die Milch eines andern Weibes ist seinem Körper nicht zuträglich; er kränkelt, man überladet ihn mit Arzneyen, durch welche der Körper immer mehr geschwächt wird; und vor den Eindrücken der freyen Luft, vor vielen Leibesbewegungen, die ihm zur Stärkung seines Körpers nützlich gewesen wären, wird er verwahret.

Die ersten Jahre der Kindheit werden in manchen Familien auf eine Art hingebracht, welche die Anlagen zu einem wollüstigen, zu einem bösen Menschen mehr entwickelt. Die Aeltern gehen ihrem Vergnügen nach, und geben die Kinder den Dienstbothen ohne Aufsicht Preis. Manche Dienstbothen reitzen die Kinder oft zum Zorne, bloß um sich einen Zeitvertreib zu machen, und bereiten dadurch die Bosheit des Herzens vor; und manche Kindwärterin hat durch ein verdämmliches Spiel mit gewissen Theilen des kindlichen Körpers durch zu frühen Reitz zu einem zu frühen Wollustshange vorgearbeitet. Sobald der Knabe, das Mädchen anfangen zu denken, die moralische Erziehung daher auch anfangen soll; so muß sie vieles, was sie umgibt, zu Lastern reitzen. Beyspiele

der Aeltern, Beyspiele der Bekannten, Beyspiele der Hausgenossen, die **mächtigen** Beyspiele wirken auf ihre empfänglichen Seelen; unerlaubte Handlungen, unbescheidenes, unzüchtiges Reden in Gegenwart der Kinder machet ihre angeborne Neugierde rege; was sie nur halb gehöret haben, dem suchen sie auf den Grund zu kommen; und kommen oft nur zu bald auf die Entdeckung gewisser Laster, welche aus der Menschheit ganz verbannet seyn sollten. Man lehret die Kinder die sinnlichen Vergnügungen kennen, bevor sie die Tugend kennen, und lieben gelernet haben. Man ist in der Wahl der Lehrer, der Erzieher und Erzieherinnen unvorsichtig; sie werden aufgenommen ohne von ihren Fähigkeiten und Sitten Ueberzeugung zu haben, besonders wenn sie Ausländer sind. Mit mehr Vorsicht wird ein Bedienter gewählt, mit mehr Aufmerksamkeit wird das Benehmen des Bedienten beobachtet, als jener Person, die das wichtige Amt der Erziehung auf sich hat. **Klein ist zuerst der Keim des Bösen, wie der erste Keim der hohen Eiche; aber immer mehr wächst der Keim empor, und gewinnet an Stärke;** wie kann man sich denn noch wundern, wenn so manche Menschen das wurden, was sie sind? wenn sie ausschweifend und lasterhaft geworden sind, da sie bey einer guten Erziehung nützliche Glieder der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft geworden wären. Möchten doch solche Aeltern sich die Erfüllung ihrer älterlichen Pflichten angelegen seyn lassen! Die Wonne, welche sie in kurzer Zeit in den Familienfreuden fänden, würde sie immer mehr an ihre Kinder fesseln, und in gut gesitteten Abkömmlingen ihnen eine reitzende Aussicht in die Zukunft eröffnen. Denn dieß ist **die Natur der Tugend, je mehr man sich ihr ergibt, je reitzender wird sie uns, sie wird uns zur Gewohnheit, und diese Gewohnheit gewähret uns immer neue Wonne, je mehr wir uns dem Zeitpunkte nähern, in welchem die Leidenschaf-**

ten

ten nicht mehr so heftig sind. Wie so anders ist es mit dem Laster, mit den körperlichen Wollüsten; auch diese werden zur Gewohnheit, aber diese Gewohnheit verlieret bey jedesmahligem Genuße an ihrem Reitze, und endet sich zuletzt in Eckel, in Siechheit des Körpers, in Gewissensbisse.

Wenn die Aeltern einander lieben; so werden sie auch die Erziehung der Kinder, dieser kostbaren Pfänder ihrer ehelichen Liebe nicht vernachläßigen; sie werden ihre älterlichen Pflichten nicht leichtsinnig auf das Dienstgesinde übertragen: wenn **ihnen** die Erfüllung dieser Pflichten zu schwer wird, da sie doch die Natur mit der Liebe zu ihren Kindern unterstützet; wie können sie denn hoffen, daß ein Dienstboth für den wenigen Lohn sich selbe mehr werde angelegen seyn lassen? **und mit welchem Rechte wollet ihr denn einst von euern Kindern Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit fordern?** Dafür, daß ihr sie in die Welt gesetzt habt, sind sie euch keinen Dank schuldig: daß ihr für ihre Nahrung sorget; das thun auch die Thiere, und nicht selten mit einer größern Sorgfalt und Zärtlichkeit, als manche menschliche Mutter: ihr erstattet dadurch nur das, was ihr eueren Aeltern deswegen schuldig geworden seyd: **die Erziehung allein ist es, für welche sie euch dankbar seyn sollen, welche sie an euch fesselt; und dieses große Gut stosset ihr so unbesonnen von euch!**

Nehmt euch selbst euerer Kinder an, sie werden weniger krüpelhaft am Körper werden, vernünftige Liebe leite euch; verzärtelt sie nicht, führet sie oft in die freye Luft, und laßt sie Bewegung machen; lasset sie in der Natur zeitlich Liebe zu dem Schöpfer, Liebe zu der Natur einsaugen: ihr Körper wird dadurch stark und dauerhaft, ihr Herz gut, ihr Geist heiter werden, und Anlagen erhalten die Annehmlichkeiten des Lebens zu geniessen, und in Widerwärtigkeiten, denen kein Mensch ganz

entgehet, aufrecht zu bleiben: die Erhabenheit der Natur, welche sie überall finden, wird sie in den weiter vorgerückten Jahren an sich ziehen, und ihre Tugend befestigen: wenn sie sich verirret haben; so werden sie sich in der bekannten Natur wieder auf den rechten Weg zurückfinden: gewöhnet sie von Kindheit auf zu einem geschäftigen Leben, damit sie die arbeitenden Klassen des Volkes ehren, den Werth der Beschäftigung kennen lernen; damit sie, selbst wenn sie reich sind, sich dem Müssiggange nicht ergeben, welcher sie zuerst in Thorheiten, und dann in Laster und Verbrechen führet: ihr werdet dafür durch das **unbeschreibliche** Gefühl belohnet werden, welches gute Aeltern empfinden, wenn sie ihre Kinder zur Vollkommenheit heranwachsen sehen; ihr werdet schon im voraus die Früchte sehen und genießen, welche euch in den Beschwerlichkeiten des Alters stärken sollen. —

Was die **moralische** Erziehung betrifft, welche man gewöhnlich mit dem **Schulgehen** anfangen läßt; so sollen alle Stände der Tugend, dem Vaterlande, der wechselseitigen Liebe ergeben seyn; aber nicht **alle** Stände eines großen Volkes brauchen die **nähmliche** Ausbildung des Geistes um ihre Bestimmung als Menschen, und als Bürger zu erreichen: darum ist auch bey uns in den Lehrgegenständen ein Unterschied in den gemeinen, und in den gelehrten Schulen.

Unter den **gemeinen** Schulen verstehe ich jene Stadt- und Landschulen, in welchen die Jugend der Landleute, und der übrigen arbeitenden Klassen des Volkes Unterricht erhält, bis ihre Leibeskräfte hinreichen sich den Landarbeiten, oder einem Gewerbe zu ergeben: Zu den **gelehrten** Schulen gehören Gymnasien, Akademien, Lyceen, Universitäten rc. in welchen die höhern Klassen der Nation zu ihrer Bestimmung vorbereitet werden.

In den gemeinen Schulen erhält der größte Theil des Volkes, alle arbeitenden Klassen den Unterricht. Die größte Aufmerksamkeit verdienen daher die gemeinen Schu-

len: denn nicht jene Nation, bey welcher die meisten Gelehrten und Künstler gefunden werden, sondern jene, bey welcher auch die arbeitenden Klassen des Volkes, die meisten Staatseinwohner richtige Begriffe von ihrer Bestimmung haben, und zufrieden leben, wird mit Recht die aufgeklärteste Nation genannt werden: denn dieß ist das Kennzeichen der wahren Aufklärung, wenn sie zur Erfüllung der Standespflichten, und zur Zufriedenheit leitet.

Die Bestimmung der Landjugend ist ruhige, den Gesetzen gehorsame Unterthanen, ämsige Arbeiter, redliche und glückliche Menschen zu werden, und dieser Bestimmung sind sie in den Schulen zuzuführen.

Bey jedem Handwerke bestehet die Einrichtung, daß die Lehrlinge durch bestimmte Jahre die Handgriffe, und die Gewerbsgebräuche erlernen müssen: kein Gewerb, wenn es gut betrieben werden soll, fordert so viele Vorkenntnisse als die Landwirthschaft, und doch ist bey keinem andern Gewerbe der Unterricht so sehr vernachlässiget.

Es wäre daher zu wünschen, daß für die gemeinen Schulen

1. ein faßliches Lehrbuch in der Form eines Katechismus verfaßt, und sohin zum Unterrichte vorgeschrieben würde, in welchem

a) der gemeinen Jugend die Pflichten ihres Standes, und die wesentlichsten Theile der Landes-Verfassung, in so weit selbe auf das gemeine Volk Bezug hat;

b) die wesentlichsten Zweige der Landwirthschaft, und die Gründe, warum man ein oder das andere Werkzeug so, und nicht anders eingerichtet habe und gebrauche, gelehret würde. Nicht allein die Landjugend, sondern auch ihre Aeltern, Verwandten und Bekannten würden dadurch mit der in andern Gegenden üblichen Art

der Landeskultur bekannt, nach und nach gewöhnt darüber nachzudenken, und Verbesserungen zu versuchen.

2. Daß mit den gemeinen Schulen auch ein **praktischer** Unterricht in verschiedenen häuslichen Arbeiten, und in den Vorarbeitungen der Industrie verbunden würde.

Ich werde in dem Hauptstücke: **von landwirthschaftlichen Berechnungen und von den Vortheilen einer näheren Verbindung der Industrie mit der Landwirthschaft**, zeigen, wie nothwendig es seye, die Vorauslagen des Landmannes nach Möglichkeit zu vermindern, die Industrie mit der Landwirthschaft in eine nähere Verbindung zu bringen; die Vorarbeiten der Industrie, welche jetzt von dem Auslande zu uns gebracht werden, im Lande selbst verrichten zu lassen; wie soll der Landmann sich zu Industrieal-Arbeiten verwenden, von welchen er keinen Begriff hat? Die Schullehrer, ihre Weiber, bey den Protestanten die Weiber der Prediger sollten der Landjugend, und wenn es Erwachsene wollen, auch den Erwachsenen Unterricht im Baumwollspinnen, im Stricken, Nähen, oder in andern Handarbeiten geben. Den Aeltern wird es gefallen, wenn nun die Hauswäsche auch im Hause gemacht, und ihnen dadurch Geld ersparet wird; sie werden bald einsehen, daß dieser Unterricht ihren Kindern nützlich seye, besonders wenn sie darüber von den Obrigkeiten und Seelsorgern belehret werden; sie werden ihre Kinder fleißiger in die Schule schicken, als dieses jetzt geschieht; weil gegenwärtig der gemeine Mann, welcher selbst nicht lesen und schreiben kann, dieses bey seinen Kindern auch für entbehrlich hält, und die Aeltern selbst werden diese Arbeiten zu Hause von ihren Kindern lernen. Die vielen Millionen-Stunden, welche den Millionen Landleuten im Sommer und im Winter von ihren ländlichen Arbeiten übrig bleiben, und jetzt müßig hingebracht werden, werden zur Vermehrung des Nationalwohlstandes benützet seyn, und

wer durch Alter oder Gebrechlichkeit zu den schwereren Landarbeiten die Kräfte nicht mehr hat, wird doch noch von den leichteren Industrial-Arbeiten seine Nahrung ziehen können. Es fragt sich nur:

1) Wo sollen die Lehrer und ihre Ehegattinnen selbst diese Kenntnisse hernehmen?

2) Wer liefert zum Unterrichte das Arbeits-Materiale, und

3) Wie wird diese Bemühung der Lehrer und Lehrerinnen belohnet?

Zu 1. Die Schullehrer, ihre Ehegattinnen, und besonders die Ehegattinnen der Prediger haben gewöhnlich schon mehrere Bildung, oder doch Fähigkeiten in kurzer Zeit so einfache Vorarbeiten der Industrie zu begreifen: Sobald den Fabrikanten gesetzlich bekannt gemacht wird, daß in einer bestimmten Zeit die Einfuhr der Baumwollgespünste rc. nicht mehr erlaubt seyn soll; so werden sie gezwungen seyn sich im Lande um Arbeiter umzusehen: sie werden gerne den Lehrern und Lehrerinnen Unterricht geben; sie werden auch

Zu 2. Gerne selbst sie mit dem nöthigen Arbeits-Materiale versehen, besonders wenn zu mehrerer Sicherheit von den Ortsgerichten die Aufsicht darüber übernommen wird: das Materiale aber um Nähen, Stricken, oder andere häusliche Arbeiten zu lernen, muß jeder sich selbst beyschaffen.

Zu 3. Die Fabrikanten müssen die Gespinste, und andere Vorarbeiten bezahlen: diese Zahlung fließet den Lehrern zu, ihre Lehrlinge haben davon nichts zu erhalten: wenn sich dann diese Arbeiten weiter auch unter den Erwachsenen ausbreiten; und da die Fabriken nicht mit jedem einzelnen Arbeiter zu thun haben können; so werden die Lehrer wohl meistens die Factoren bleiben, weil sie die Aufschreibung der Wolle und der Gespünste führen können, und diese Beschäftigung wird ihre Einkünfte

vermehren: es wird aber auch nicht unbillig seyn, ein mäßiges Schulgeld dafür zu bewilligen.

In den **gelehrten** Schulen wird die **lateinische** Sprache die ersten 6 Jahre zu einem Hauptgegenstande des Unterrichtes gemacht, es wird überdieß auch die griechische und die hebräische Sprache gelehret.

Das Studium einer todten Sprache, deren Nutzen die erste Jugend nicht einsieht, ist in diesem Alter schädlich.

Die Jugend hat eine **natürliche** Neugierde, sie will immer **neue** Gegenstände kennen lernen; und diese Neugierde wird unterdrückt, da man ihr nur **trockene** Worte gibt. Die Jugend lernet diese Worte so wenig, daß die meisten, und gerade die fähigsten aus den Schulen austreten ohne ein lateinisches Buch zu verstehen: sie fassen einen Eckel gegen alles Lernen, und tragen diese Abneigung auch auf andere wesentlichere Gegenstände über: die beste Zeit zum Lernen verschleicht, die Leidenschaften erwachen, und setzen nun durch eine Zeitlang den Fortschritten des Geistes ein **natürliches** Hinderniß. Noch dauert die Zeit der Leidenschaften fort, so treten die jungen Männer in das bürgerliche Leben: was kann man denn für Anstrengungen, für Thätigkeit, für Zeitbenützung von Leuten erwarten, welche in den Schulen den Werth der Zeit so wenig haben kennen gelernt?

Die lateinische Sprache, Ungarn ausgenommen, ist nur noch den Theologen, den Juristen, den Aerzten und Apothekern nothwendig; allein erst in den hohen Schulen sondern sich die Studierenden nach den Ständen ab, welchen sie angehören wollen: in den höheren Schulen also sollte die lateinische Sprache gelehret werden: die reiferen Jünglinge werden dann schon von der Nothwendigkeit derselben überzeugt seyn, sich mit Eifer darauf verlegen, und in **einem** Jahre davon mehr Kenntniß erhalten, als man den Knaben in **sechs** Jahren kaum beybringen kann.

Die **alte** griechische und die hebräische Sprache sind im bürgerlichen Leben von gar keinem Gebrauche mehr; warum werden selbe also gelehret? Um die alten in diesen Sprachen geschriebenen Bücher zu verstehen: Aber ich frage, bringen es die Studierenden wirklich dahin, daß sie ein altgriechisches, oder ein hebräisches Buch **gut** verstehen? Aus Tausenden bringet es nicht einer zu dieser Fertigkeit, und was gewinnt dieser einzelne dabey? Die klassischen Bücher, welche aus dem Alterthume in diesen Sprachen auf uns gekommen sind; sind schon lange in die lebenden Sprachen übersetzt worden, er kann das, was er erst mühsam hervorbringen will, schon in den meisten Buchläden um einen sehr mäßigen Preiß finden. **Das Leben der Menschen ist kurz, die Künste und Wissenschaften so weit umfassend, daß man nicht genug eilen kann, die Jugend bis dahin zu führen, wo ihre Vorgänger angelanget waren, damit sie noch Zeit haben vor ihrem Tode für ihre Nachkommen eine neue Bahn zu weiteren Entdeckungen zu eröfnen:** warum wollen wir denn durch das Erlernen **entbehrlicher** Sprachen den Fortschritten des Geistes Hindernisse legen? sollen denn die Studierenden ärger daran seyn, als die Handwerker, bey welchen die Handgriffe gelehret werden, ohne erst die Zeit mit der Untersuchung zu verlieren, wie und woher diese Kunstgriffe zuerst gekommen sind? Und was gewinnt denn der Staat dabey, wenn einer seiner Unterthanen eine Sprache verstehet, die Niemand mehr redet? Der Staat soll dem Geiste keine Fesseln anlegen; wer einen Hang fühlet griechisch oder hebräisch zu lernen, der mag es thun; **aber wenn der Staat die Gegenstände vorschreibet, welche in den öffentlichen Schulen gelehret und gelernet werden sollen; so gibt es noch viele gemeinnützigere, welche diesen todten Sprachen vorzuziehen sind.**

Manche Aeltern wenden ihren letzten Kreutzer daran, ihre Söhne einige Schulen studieren zu lassen. Viele Studierende treten aus den niederen Schulen aus, weil sie eine Landwirthschaft zu hoffen haben, um ein Gewerb zu erlernen, oder um sich zur Erlangung eines Amtes vorzubereiten: Die wenigen Studienjahre, welche die Jünglinge in den niedern Schulen zubringen, gehören daher **dem Staate**, und **jenen Eindrücken**, welche ihnen der Staat beybringen lassen will. Die Biegsamkeit und das Gedächtniß der Jugend kommen hierin den Verfügungen der öffentlichen Verwaltung zu Hülfe: aber der Staat ist auch schuldig, ihnen für ihren Geld- und Zeitaufwand solche Kenntnisse beybringen zu lassen, welche sie zu besseren, zu glücklicheren Menschen machen, die sie daher im **gemeinen** Leben brauchen können. Fast allen diesen Menschen ist die lateinische Sprache und die Alterthümer entbehrlich, welche sie ohnehin in Kurzem ganz wieder vergessen haben. **Diese Menschen sind für die öffentliche Verwaltung nicht unwichtig;** sie werden unter dem gemeinen Volke immer eine Art von Ansehen erwerben; sie werden meistens Vorsteher der Gemeinden, Vorsteher von Zünften rc., und haben auf die Gesinnungen und Handlungen des Volkes Einfluß: für den Staat ist es daher sehr wichtig sie mit solchen Kenntnissen auszurüsten, welche sie im **bürgerlichen** Leben mit Nutzen anwenden können: **Indem daher die Lehrgegenstände für die niedern, am häufigsten besuchten Schulen ausgewählet werden, glaube ich, es seyen jene vorzuziehen, welche im gemeinen Leben am nützlichsten, und welche mit sinnlichen, oder leicht zu versinnlichenden Eindrücken verbunden sind, daher der Jugend leicht begreiflich gemacht werden können:** Daher wird

1. Anstatt den **entbehrlichen** todten Sprachen

das Studium der **Landessprachen** mit Nutzen eingeführet werden können.

Verschiedene Völker bewohnen das Reich, ihre Sprachen sind so verschieden, daß der Böhme den Deutschen, der Deutsche den Ungar ꝛc. nicht verstehet: ist es denn nicht nützlicher der studierenden Jugend die Erlernung der Landessprachen zur Pflicht zu machen? Diese Sprachen hören sie reden, sie lernen dadurch die eigentliche Aussprache, und das Merken der Worte wird ihnen erleichtert. Die Lehrer werden immer eine Vorliebe zu ihrer Muttersprache und eine Leichtigkeit sich in selber auszudrücken haben, welche ihnen jetzt in den todten Sprachen mangelt: Die Schüler werden bald die Nothwendigkeit und die Nützlichkeit dieses Sprach-Studiums einsehen; und der Staat wird daraus den Nutzen ziehen, daß die **verschiedenen** Völker, die einander jetzt immer fremd bleiben müssen, weil sie einander nicht verstehen, in eine **engere** Verbindung treten; daß der innländische Verkehr zwischen denselben erleichtert ist, und sie in der **gemeinschaftlichen** Sprache ein Band mehr haben, durch welches sie an das **gemeinschaftliche** Vaterland geknüpfet werden: **denn nicht allein das Land, in dem wir geboren werden, sondern die Eindrücke, welche wir in selbem erhalten, die Zuneigung, welche wir in selbem bey den Mitbürgern, wie in unserer Familie finden, erzeuget den Patriotismus, dessen festestes Band eine gemeinschaftliche Muttersprache ist**, die uns fähig machet, einander unsere Gedanken mitzutheilen, Zuneigung für einander zu empfinden: lieblich sind die Laute der Muttersprache, sie erinnern uns an die angenehmen Bilder der Jugend, sie wiederhohlen uns die Töne, in welchen wir geliebte Aeltern, Geschwister, Verwandte und Bekannte zu hören gewohnt sind: aber rauh klingen die Töne einer uns verständlichen Sprache.

2. Anstatt der Geschichte der Alten, anstatt der im

gemeinen Leben ganz entbehrlichen alten Erdbeschreibung sollte in den niedern Schulen die Geschichte unserer Zeit, vorzüglich die Geschichte des Vaterlandes, und die Erdbeschreibung anwendbar auf unsere Zeiten gelehret werden; sie biethen Stoff genug zum lehrreichen Unterrichte dar; und wir wollen ja in den öffentlichen Schulen Staatsbürger und keine Alterthumsforscher bilden, welche, weil sie ihre Mitbürger nicht mehr so finden, wie ihnen die Alten oft fälschlich geschildert wurden, die heutigen Staatseinwohner, ihr Vaterland nicht lieben können.

3) Mit der vaterländischen Geschichte ist der Unterricht über die Pflichten der Staatsbürger gegen den Regenten, gegen die Obrigkeiten, und gegen die Mitbürger zu verbinden, ihnen daher die wesentlichsten Zweige der Staatsverfassung bekannt zu machen.

4. Die Naturlehre (Physik), welche jetzt erst in den hohen Schulen gelehret wird, könnte mit Hinweglassung der in die hohen Schulen verschoben bleibenden abstrakten Beweise schon jetzt gelehret werden, indem sie mit sinnlichen Versuchen verbunden ist; um die Jugend bey ihrem Eintritte in das bürgerliche Leben gegen Vorurtheile zu verwahren, welchen man so leicht unterliegt, wenn man von der Natur und von ihren Erscheinungen keinen Begriff hat: damit ist ein Unterricht in der **Landwirthschaft**, in der Mechanik, in der Feldmessung und in der Hydraulik zu verbinden.

5. Bey dem Religions-Unterrichte wäre ihnen vorzüglich **Duldung**, (Religions-Toleranz) und Liebe zu den Mitbürgern als Pflicht des Menschen, des Christen, und des Staatsbürgers einzuprägen: In einer Monarchie, in welcher Millionen Einwohner von verschiedenem Religionscultus sind, fordert es die Ruhe und Sicherheit, fordert es die Staatsklugheit jeder Religion die Duldung der übrigen zur unabläßigen Pflicht zu machen. Alle Staatseinwohner, ohne Rücksicht auf ihre Religion, sind Kinder der nähmlichen bürgerlichen Gesellschaft; das

Wohl des Staates, ihr eigenes Privatwohl fodert es zu jederzeit, fordert es noch dringender bey den heutigen Zeitstürmen, daß sie einander brüderlich die Hand reichen, um aufrecht und unabhängig stehen zu bleiben; wie kann ich denn jenen als meinen Bruder ansehen, den mich meine Religion verdammen lehret? wie können die Toleranzgesetze in Vollzug gebracht werden, wenn die Intoleranz in den Herzen der verschiedenen Religionspartheyen wohnet?

Gerne wird die Jugend sich diesen Lehren überlassen; die fähigsten, welche jetzt die wenigsten Fortschritte machen, weil sie dem Drange ihrer Einbildung, ihres auflodernden Geistes zu viel Fesseln angelegt fühlen, werden sich auszeichnen, und wenn dann in der Schule **nur das persöhnliche** Verdienst hervorgezogen, und andern zum Muster vorgestellet wird: so wird die Jugend sich selbst achten lernen, die Selbstachtung wird sie von vielen Ausschweifungen zurückhalten, und ihr zum Damme bey Erwachung der Leidenschaften dienen; die jungen Männer werden eine Begierde nach Auszeichnung, nach Ruhm mit in das bürgerliche Leben bringen, die sie zu allen Anstrengungen, zu allen Beschwerlichkeiten tauglich machet. Die Macht der Erziehung, **die auf das ganze Leben einen unauslöschbaren Eindruck hat**, wird sich auch unter uns zeigen, wie sie sich unter den Spartanern gezeigt hat: **Und große Männer, welche jetzt nur der Zufall bildet, werden dann in größerer Anzahl durch die Erziehung hervorgebracht, und zum Wohl des Vaterlandes früher reif werden.**

Vielleicht besorgen manche, welche der Aufklärung die im Westen von Europa mit einer schrecklichen Volksrevolution ausgebrochenen neuen Welturuhen zur Last legen, daß durch eine solche Einrichtung der untern Schulen die Aufklärung zu allgemein verbreitet werden würde.

Nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur folget auf die Finsternisse der Nacht durch die Morgendämmerung des Lichtes der

Tag, und dieser verlieret sich durch die Abenddämmerung wieder in die Nacht. Vergeblich würde man sich bemühen den Tag in Nacht zu verwandeln: wenn man auch in einem kleinen Raume durch Vorhänge eine erkünstelte Finsterniß hervorbringen kann; so ist doch außer diesem Raume nicht minder Licht, ein zufälliger Strahl zeiget das Licht, welches von einem finstern Orte aus desto leichter bemerket wird, und die durch die Finsterniß getäuschten Menschen werden mit Ungestüm die Vorhänge zerreißen, sobald sie merken, daß man ihnen vorsetzlich das wohlthätige Licht des Tages verborgen habe. **So gehet es auch mit dem Lichte der Wahrheit und der Aufklärung, welches endlich unaufhaltsam durchdringet, wenn es auch bey allen Völkern nicht eine gleiche Helle erreichet, wie nicht jeder Tag gleich heiter und hell ist.**

Die wahre Aufklärung des Geistes lehret die Folgen der Handlungen kennen, und im Voraus überlegen; sie leitet zur Erkenntniß, zur Liebe Gottes; sie bildet bessere Unterthanen, die durch Vernunft leichter geleitet werden, als der Unwissende mit Gewalt; und bey aufgeklärten Unterthanen hat der Staat die Einwirkungen einer fremden Macht nicht zu fürchten. Wohlthätig sind die Einwirkungen des Lichtes der Wahrheit, dankbar werden die Menschen dem Staate seyn, der ihnen selbes mittheilet: aber als ihr Eigenthum werden sie das Licht ansehen, welches sie durch den Zufall, durch ihre eigenen Bemühungen troß aller Hindernisse selbst gefunden haben.

Allein man muß den Kopf der jungen Zuhörer nicht mit allen den schädlichen Meinungen der Gottesläugner, der Lasterhaften bekannt machen, bevor sie Stärke genug erhalten haben, diese Irrthümer zu beurtheilen: Die Neigungen der Jugend in dem Alter der

Leidenschaften werden sie sonst zu Anhängern einer Lehre machen, die ihren Sinnen schmeichelt, und sie von der **wahren** Aufklärung zurückhält, **welcher die reine Moral immer den Weg zeigen muß.**

Nur die **Unwissenheit**, welche mit der **Afteraufklärung** einerley ist, hat die neueren Weltunruhen erzeugt. Wären jene Stände, die zur Unzeit so hartnäckig auf Vorzügen und Befreyungen bestanden, denen nur die Meinung des Volkes eine Wirkung, einen Bestand geben konnte, aufgeklärt genug gewesen, zu sehen, daß ihre Anmaßungen der **öffentlichen Meinung, diesem unaufhaltsam reißenden Strome,** im Wege standen; sie würden der Erhaltung ihres Vermögens, ihrer Glückseligkeit einige Rechte geopfert, und dadurch ihre wesentlicheren Rechte, das Leben des Monarchen, und die Ruhe des Vaterlandes gerettet haben. Wäre das Volk über die Schrecknisse, über die Folgen einer Revolution aufgeklärt gewesen, es hätte eher alles gethan, als sich zum Werkzeuge von Gräueln gebrauchen lassen, die das lebende Menschengeschlecht unglücklich gemacht, und der Nation einen Mackel in der Geschichte bereitet haben.

Die Unwissenheit ist der Ruhe, der Glückseligkeit der Völker, und dem Throne gefährlich.

Wenn wir die Geschichte der Welt durchgehen; so finden wir allenthalben die Plane der Bosheit durch die Unwissenheit ausgeführet: Die Verheerungen der Kreuzzüge, die Religionskriege, die Intoleranz, die Menschenopfer, und unzählige andere Gräuel, welche die Ruhe, die Sicherheit der Völker verschlangen, sind ihr Werk: sie war der Dolch, mit welchem die Bosheit in der Bartholomäus-Nacht meuchelmordete; sie führte den Königsmördern Jacob Clement und Ravaillac die Hand; sie stürzte in England Jacob II. vom Throne, und führte in unsern Zeiten Ludwig XVI. in Frankreich auf das

Blutgerüst. — Der Monarch eines unwissenden Volkes ist nicht gesichert auf seinem Throne; die, welche die Unwissenheit leiten, beherrschen sein Volk; und jene Gelehrte, welche das Licht der Wahrheit verbreiten, den Schleyer der Irrthümer und der Unwissenheit aufdecken, und dadurch den Thron und das Glück der Völker befestigen, verdienen den Schutz der Regenten, und die Achtung der Völker.

Bevor ich dieses Hauptstück verlasse, wünsche ich noch den hoffnungsvollen studierenden Jünglingen, welche einst, wenn die jetzigen Männer durch die Gebrechlichkeiten des Greisen-Alters unthätig gemacht sind, die Stützen, die Kraft der bürgerlichen Gesellschaft seyn sollen, einen freundschaftlichen Rath geben zu können.

Jeder Mensch hat ein bestimmtes Maaß von Kraft erhalten, mit welchem er bis an das Ziel auslangen muß: haltet mit eurem Antheile gut Haus, fliehet die Ausschweifungen, denen ihr unterliegt, sobald ihr selben zu nahe gehet; bey jeder Ausschweifung erinnert euch, daß ihr dabey in der Jugend jene Kraft muthwillig verschwendet, die euch in den Mannsjahren, in dem Alter des Greisen unterstützen sollte. Ergebt euch mit Eifer den Wissenschaften. Suchet nützliche Beschäftigungen, und seyd mäßig in dem Genusse des Lebens. Der mäßige, der arbeitsame Jüngling legt in der Jugend den Grund zu einem beschwerdelosen glücklichen Alter; er wird ein thätiger, ein glücklicher Mann werden. Die nützliche Anwendung der Mannsjahre bereitet euch die Seelenruhe des Greisen, welcher sich dem Tode ruhig, und unvermerkt nähert, wie der Mensch sich unvermerkt dem Leben genähert hat. Die Rückerinnerung an das gestiftete Gute stärket den Körper und den Geist des Greisen: aber Reue und Gewissensbiße foltern ihn, wenn er auf sein vergangenes Leben wie auf eine Wüste hinsieht, über deren vernachläßigte Kultur er nun bald Rechenschaft wird ablegen müssen.

Sechstes Hauptstück.

Von den Vortheilen einer näheren Verbindung der Industrie mit der Landwirthschaft: und von der Versorgung der Armen, besonders auf dem Lande. Begriff von Armuth. Verlegung der Fabriken auf das Land: Bedenken dawider und Vortheile, welche sich daraus hoffen lassen. Schutz der Reisenden wider die Ueberhaltungen der Gastwirthe. Versorgung wahrer Armen: die bürgerliche Gesellschaft ist dazu vollkommen verpflichtet. Warum die öffentlichen Armen-Versorgungs-Anstalten ihre Bestimmung nicht erreichen können. Vorschlag zu einer allgemeinen Armenversorgung.

Um die Pflicht des Staates, und seiner Einwohner zur Versorgung der Armen zu zeigen, ist es nothwendig zu bestimmen, was man unter der Benennung **Armuth** verstehe.

Arm und **Reich** sind sehr schwankende Begriffe, die sich jeder davon nach den Verhältnissen bildet, in welchen er selbst sich befindet, oder sich zuvor schon befunden hat: der Arme in einer höhern Volksklasse würde in einer niederern Klasse noch für reich gehalten werden.

Im allgemeinen kann man jenen **reich** nennen, welcher mehr Vermögen besitzet, als er zu seinem **standesmäßigen** Unterhalte, oder zum Betriebe seines Gewerbes brauchet: daraus läßt sich erklären, wie man einen

gemeinen Mann mit einem Vermögen für reich hält, mit welchem ein Edelmann arm seyn würde.

Jener, welcher gerade so viel Vermögen besitzet, als er zu seinem standesmäßigen Unterhalte, zum Betriebe seines Gewerbes nöthig hat, ist weder arm noch reich; man kann ihn **vermöglich** nennen, und dieser Zustand ist die Gränzlinie zwischen Armuth und Reichthum: unter dieser Linie fängt die Armuth an.

Die Armuth hat verschiedene Abstuffungen: **arm** nennet man

a) Jene, deren Vermögen nicht hinreichet sich die **angewohnten** Bedürfnisse ihres Standes zu verschaffen.

b) Jene, denen es an zulänglichem Vermögen fehlet ihr Gewerb, ihre Wirthschaft mit so gutem Erfolge zu betreiben, als mit einem mehreren Fonde leicht geschehen könnte.

c) Jene, denen es ganz an Vermögen fehlet, die aber doch Kräfte und Fähigkeiten besitzen sich ihren Unterhalt zu erwerben, und

d) Jene, denen es an den **unentbehrlichen** Bedürfnissen mangelt, und welche zugleich außer Stande sind sich die Mittel dazu zu erwerben, ohne Rücksicht auf den Stand, auf das Geschlecht, oder auf das Alter des Armen.

Die erste Klasse der Armen hat keinen Anspruch auf eine Versorgung der bürgerlichen Gesellschaft; die größte Anzahl der arbeitenden Mitbürger lebt und arbeitet ohne jene angewohnten Bedürfnisse zu kennen, oder zu befriedigen; warum soll man einigen Mitgliedern eines einzelnen Standes auf Kosten der ganzen Gesellschaft die Mittel reichen sich Bedürfnisse anzuschaffen, welche Millionen ihrer Mitbürger entbehren? Solche Arme sind Mitglieder höherer Stände; diese mögen ihnen das Mangelnde reichen, oder durch besondere **Wittwen- Waisen- und Mitglieder- Versorgungs- Anstalten** für einen

bessern

bessern Unterhalt ihrer Angehörigen sorgen; wenn sie nicht wollen, daß einige aus ihnen durch das Entbehren der standesmäßigen Umgebungen in den Augen des Volkes an Ansehen und an Achtung verlieren: solche Arme haben nur dann Ansprüche auf die Unterstützung der bürgerlichen Gesellschaft, wenn sie an den **unentbehrlichen** Lebensbedürfnissen Mangel leiden, in welchem Falle sie dann, wie jeder andere Arme ohne Rücksicht auf ihren Stand, zu versorgen sind.

Die dritte Klasse der Armen ist sehr zahlreich, sie enthält alle Gattungen von Handwerksgesellen, von Taglöhnern, und von Dienstleuten; sie enthält alle jene, die sich mit der Arbeit ihrer Hände, oder ihres Geistes ihren Unterhalt erwerben müssen. Wenn der Ackerbau, wenn die Industrie und die Handlung belebt sind; so wird es allen diesen zahlreichen Mitbürgern selten an Gelegenheit fehlen sich ihren Unterhalt zu erwerben: sie sinken aber unter die Klasse derjenigen zurück, welche sich ihre unentbehrlichen Bedürfnisse nicht erwerben können, sobald der Ackerbau, die Industrie, und die Handlung dahinschmachten, daher nur wenige Menschen beschäftigen können. Das Schicksal und die Versorgung dieser Klasse von Armen ist demnach mit dem Schicksale der zweyten Klasse von Armen in Verbindung, und es zeiget sich hieraus, wie nothwendig es seye den Landwirthen, und den Gewerbsleuten die Gelegenheit zu verschaffen das hinlängliche Vermögen, ihr Gewerb lebhaft zu betreiben, erhalten zu können.

Der zweyten und dritten Klasse von Armen kann auf Kosten der bürgerlichen Gesellschaft **durch Almosen** nicht geholfen werden. Die ganze Gesellschaft würde darüber verarmen. Aber die ganze bürgerliche Gesellschaft muß auch verarmen, das allgemeine Wohl muß in dem Verhältnisse abnehmen, in welchem die zweyte Klasse der Armen zunimmt, und die dritte Klasse derselben den Unterhalt nicht mehr erwerben kann: Ermunterungen,

und Begünstigungen des Ackerbaues, und der Industrie müssen hier allein wirken.

Die **Landwirthschaft, die Grundlage des Nationalwohlstandes** ist von jeher nicht mit dem nöthigen Stammvermögen betrieben worden; von jeher wurde sie zu wenig geachtet und begünstiget; von jeher war sie weniger Nutzenbringend als viele andere Unternehmungen: wer Vermögen und Kenntnisse hatte, wendete selbe der Industrie, und der Handlung zu, die ihm dafür nicht allein einen reichlicheren Gewinn, sondern auch Ansehen und Ehren einbrachten.

Da man die Industrie und die Handlung zu begünstigen sich vorgenommen hatte, und da die reichen Unternehmer derselben in Städten ansässig waren, so geschah es, daß die meisten Fabriken in den Städten, und vorzüglich in den Hauptstädten angelegt wurden. Daraus entstand ein doppelter Nachtheil. Viele Arbeitsleute zogen sich in die Städte, und suchten bey der Industrie einen weniger mühsamen, und doch einträglicheren Erwerb: da das Land ohnehin nicht zu viel Arbeiter hatte; so steigerte der Mangel an Landarbeitern den Liedlohn, den Taglohn, und alle Vorauslagen des Landwirthes; und der Kreislauf des Geldes war zum Nachtheil der Landwirthschaft gestöret: Die Gelder, welche die Landwirthschaft zu ihren Vorauslagen ausgeben muß, fließen nicht wieder in der nehmlichen Menge zurück: Der Landwirth muß seine Steuern in die Städte abgeben; die großen Güterbesitzer wohnen wenigstens den größten Theil des Jahrs in den Städten, und aus den Städten müssen sich die Landleute alle ihre Bedürfnisse ankaufen, welche sie nicht selbst erzeugen, und welche von der Industrie, und von der Handlung herkommen: **Alljährlich gehet von dem Lande mehr Geld in die Städte, als von dort her nicht wieder zurückfließet, alljährlich muß die Armuth des Land-**

mannes zunehmen, besonders, wenn die Preise der Feldfrüchte wieder sehr herabfallen.

So lange ein Staat nicht so viel Einwohner hat, daß jeder Zweig der inländischen Betriebsamkeit genug Hände leicht finden kann; so lange müssen die wenigen Hände so gut als möglich benützet, die verschiedenen Arbeitszweige daher einander nähergebracht werden.

Das Ansiedeln der Fabriken in den Städten hat für den einzelnen Fabrikanten viele Vortheile; er ist in dem Mittelpuncte der Handlung, von welcher er seine Arbeits-Materialien erhält, und an die er seine Waaren wieder absetzen kann: aber für das allgemeine Beste scheinet es zuträglicher zu seyn, die Industrie mit der Landwirthschaft in eine nähere Verbindung zu bringen, die Fabriken daher auf das flache Land zu verlegen.

Da die Fabriks- und Gewerbsarbeiter in den Städten ganz von ländlichen Arbeiten entfernt sind, selbe daher ganz entwöhnen; so werden sie brodlos, sobald Theurung, oder andere Ursachen die Industrie ins Stocken bringen: sie fallen der öffentlichen Verwaltung zur Last, und das ruhige Landvolk muß zur Bewachung derselben zahlreiche Garnisonen abgeben, Vorspann und Lieferungen leisten. Sind aber die Fabriken in allen Theilen des Landes vertheilt, so können sie von den Ortsobrigkeiten leichter übersehen werden, ihre Arbeiter werden sich den ländlichen Arbeiten nicht mehr ganz entschlagen: **vielmehr wird die Landwirthschaft, und die Industrie sich in einander verschlingen, eine wird die andere unterstützen:** Der Landmann wird im Winter, und auch zu anderen Jahrszeiten, wenn die Witterung die Feldarbeiten hindert, der Industrie arbeiten helfen, und da seine Verzehrer in seiner Nähe wohnen, er daher viele Marktfuhren mit seinen Früchten ersparet; so wird er die Fabrikswaaren an die Verschleißorte führen können. Auf der andern Seite werden die Fabriksarbeiter dem Landmanne zur Zeit der Wiesen- und Fel-

derernöte behülflich seyn. Geht eine Fabrik zu Grunde; so sind ihre Arbeiter darum nicht ganz brodlos, weil sie auch von ländlichen Arbeiten Verdienst gezogen haben; und wenn aus Unzulänglichkeit der Naturproducte Theurung und Mangel entstehet; so wohnen sie bey den Erzeugern, sie sehen den Abgang, und schreiben selben nicht irrig bloßem Wucher, oder unzweckmäßigen Anstalten zu; eine Meinung, welche nicht selten Zusammenrottungen und Auflauf in großen Städten veranlasset.

Wie die Fabriken auf dem Lande vertheilet werden; so müssen sich nach und nach auch jene Gewerbsleute, die bey denselben ihren Unterhalt fanden, aus der Stadt auf das Land vertheilen. Die Hauptstadt wird ihrer unverhältnißmäßigen Bevölkerung entlediget, und das Land gewinnet an Menschen, an denen es dort mangelt. Die Nahrungszweige vermehren sich, und da auf dem Lande die Gelegenheit zu Liebesausschweifungen nicht so groß ist; so werden sich die Ehen, und mit selben die Bevölkerung vermehren: der Landmann findet bey der Industrie Gelegenheit Geld zu erwerben, welches er wieder mit Vortheil in seine Wirthschaft, zur Vermehrung der Production verwenden kann; es wird eine Gleichheit in dem Kreislaufe des Geldes hergestellt, **welche zwischen den verschiedenen Ständen der Nation erhalten werden muß, wenn nicht ein Stand dem andern unterliegen soll:** Der Landmann gehet bey dem sinkenden Preise seiner Producte nicht mehr zu Grunde, weil er auch von der Industrie Einkünfte beziehet, und die verminderte Anhäufung der Menschen an einem Orte wird auch die Anläße zur Theurung vermindern.

Freylich kann man die schon in den Städten bestehenden Fabriken nicht gleich auf das Land verlegen: sie haben das Recht, dort ansäßig zu seyn, unter dem Schutze der Gesetze erworben, es kann ihnen daher nicht entzogen werden: es soll aber auch die Aenderung nicht plötzlich

geschehen, sie soll nur **nach und nach** bey Errichtung **neuer** Fabriken eingeleitet werden, **damit durch Uebereilung keine Hemmung in den gewohnten Nahrungswegen entstehe:** ich glaube dieser Endzweck würde am sichersten durch ein **allgemeines Gesetz** erreichet werden, welches erkläret, **daß künftig die großen Städte, und besonders die Hauptstädte nur als die Niederlags- und Verschleisorte der Industrie anzusehen seyen, wo es jedem Fabrikanten frey stehet seine Waaren niederzulegen, und zu verschleißen; daß aber in Hinkunft die Befugniß zu Errichtung neuer Fabriken nur auf kleine Landstädte, und auf das flache Land zu ertheilen ist: daß bey mehreren Bittwerbern jenem der Vorzug gegeben werden solle, welcher seine Fabrik entweder in der weitesten Entfernung von der Hauptstadt, oder in einer Gegend, in welcher noch keine Fabrik bestehet, errichten will.** Wird es nothwendig befunden, daß einige Gattungen von Fabriken in den großen Städten und in der Hauptstadt bleiben; so wären diese Ausnahmen dem Gesetze ausdrücklich beyzusetzen um alle Willkühr auszuschließen.

Auf dem Lande werden die Fabriken ihre Nahrungsmittel und die Arbeiter wohlfeiler erhalten: wenn dann auch der Transport der Waare aus der Fabrik in die Hauptstadt als den Hauptverschleisort zuwächst; so werden die Voranslagen des Fabrikanten doch nicht vermehret seyn, **besonders, wenn die Straßen in gutem Stande erhalten werden, und in Hinsicht der Zehrung in den Wirthshäusern Vorsehung getroffen wird**, damit der Frachtlohn nicht zu hoch steige.

In den Orten, in welchen Wirthshäuser bestehen, ist es sonst Niemanden gestattet Reisende und Fuhrleute einzunehmen. Da also die Reisenden **gezwungen sind**

in die Wirthshäuser einzukehren; so ist auch dafür zu sorgen, daß sie durch die Wirthe nicht beeinträchtiget werden. An Orten, an welchen nur **ein** Wirthshaus bestehet, das Ort selbst aber von einem zweyten Orte weit entfernt ist, folglich die Reisenden keine Wahl haben, weiß kein Einkehrender, ob der Wirth für Nachtlager, für Kost und Viehfutter nicht mehr verlangen werde, als er zu bezahlen im Stande ist: meistens aber wird ein sehr hoher Preiß begehret.

So lange bey andern Gewerbsleuten die Satzungen bestehen, so lange scheinet ein Widerspruch darin zu liegen, daß der Fleischhauer, der Beck, der Seifensieder ihre Waaren dem Wirthe **für seine Gäste** um einen durch die Behörden bestimmten Preis abliefern müssen, daß aber der Wirth diese Waaren seinen Gästen nach Willkühr anrechnen könne. Besondere Speisen und Getränke mögen ohne Satzung bleiben; aber die **Bedürfnisse**, welche jeder Reisende haben muß, die Speisen, die aus **satzungsmäßigen** Waaren anderer Gewerber bereitet werden, sollten einer Satzung unterzogen seyn, bey welcher der Wirth einen billigen Gewinn hat, und der Reisende vor Ueberhaltung geschützet ist: und diese Satzung wäre an den Thüren der Wirthshäuser zu jedermanns Wissenschaft anzuschlagen. Werden aber alle Satzungen aufgehoben; so kann auch für die Wirthe keine bestehen. Aber es könnte doch für die Sicherheit der Reisenden gesorget werden dadurch: daß

a. In jenen Orten an den Hauptstraßen, welche in ziemlicher Entfernung von einander liegen, in welchen daher Fuhrleute und Reisende einkehren müssen, immer wenigstens **zwey** Wirthshäuser bestehen, damit einer dem andern durch gute Bedienung, und wohlfeile Preise den Vorzug abzugewinnen suche:

b. Durch die **gesetzliche** Anordnung, daß jeder Wirth selbst die Preise, welche er für Wohnung, Speise, Trank, Viehfutter und Stallgeld anfordert, auf den

Gasttisch hinlegen, (wie dieses zum Theil in den Hauptstädten in den Kosthäusern geschieht) oder an seine Thüre anschlagen müsse. Der Reisende weiß dann im Voraus, was man nach Verschiedenheit der Wohnung, der Speisen und des Trankes von ihm fordern werde: und die Wirthe werden die Preise nicht leicht übersetzen, weil ihre Gäste sonst sich im Essen und Trinken beschränken würden: und

c. Durch die gesetzliche Anordnung, daß jeder Wirth schuldig seye, jedem Reisenden und Fuhrmanne die Rechnung zur Zahlung schriftlich und specifisch einzuhändigen; die Vergleichung dieser Rechnungen würde den Fuhrleuten und Reisenden zeigen, in welchem Wirthshause es am besten einzukehren seye: und diese nähmliche Betrachtung, und ihr Ehrgefühl würde die Wirthe abhalten übertriebene Preise anzusetzen.

Manche haben mir wider das Verlegen der Fabriken auf das Land eingewendet, daß dadurch allenthalben dem Landvolke noch mehr Arbeiter würden entzogen werden, welche in den so nahen Fabriken dem leichteren und besserem Erwerbe nachgehen, dadurch im Ganzen den Lohn, und die Vorauslagen des Landwirthes erhöhen, und die Production zurücksetzen würden: sie haben mir das Beyspiel von England entgegengesetzet, wo die ganze Gegend um London, und alle jene Grafschaften, in welchen die meisten Fabriken angelegt sind, in einer sehr zurückgesetzten Kultur stehen, und ihren Bedarf an Lebensmitteln nur durch die Zufuhr aus anderen Gegenden, und aus dem Auslande erhalten können; während jene Grafschaften, in welchen wenige, oder gar keine Fabriken bestehen, den besten Ackerbau treiben, und mit ihrem Ueberflusse die dürftigeren Grafschaften zum Theil versehen können.

Diese Gründe haben beym ersten Anblicke sehr vieles Gewicht; Beyspiele und Erfahrungen können dem Staatswirthe so wenig, als dem Landwirthe gleichgültig seyn, weil beyde einer Erfahrungswissenschaft anhängen: Aber

ich glaube, wenn man diese Erfahrung, und diese Gründe näher beleuchtet; so werden sie ihr Gewicht verlieren.

Ich bin weit entfernt, das große Verdienst einzelner Oekonomen in England um die bessere Landeskultur zu verkleinern; ihr Verdienst ist um so größer und fester gegründet, weil es bey dem allgemeinen Verfalle der Landwirthschaft dennoch aufrecht stehen geblieben ist. Aber die Landwirthschaft einiger Engländer wird irrig die englische Landwirthschaft genennt; denn wenn man von der Landwirthschaft einer ganzen Nation redet; so muß wenigstens auf die **Mehrheit** hingesehen werden; **und in dieser Hinsicht kann England als ein Muster in der Landwirthschaft nicht aufgestellet werden, wenn es auch von vielen noch so sehr erhoben worden ist.**

England hat noch im vorigen Jahrhunderte durch seine eigene Kultur nicht allein seinen ganzen Landesbedarf erzeuget, sondern überdieß alljährlich große Quantitäten Feldfrüchte an das Ausland verkaufen können: England erzeuget jetzt seinen Nationalbedarf nicht mehr, und muß alljährlich um sehr große Geldsummen Nahrungsmittel im Auslande aufkaufen, während sehr große Landstrecken öde und ungebaut liegen, und auf den gebauten Gründen eine sehr unvollkommene Kultur betrieben wird. Wird man uns wohl mit Grund einen Landwirth zum Muster aufstellen, dessen Aecker zum Theil öde liegen, welcher auf seiner Wirthschaft nicht einmahl seinen eigenen Hausbedarf erzeuget? **Eine Landeskultur, welche bey der Zulänglichkeit des Bodens den Landesbedarf nicht hervorbringet, welche mit der steigenden Bevölkerung nicht auch in der Produktion gestiegen ist, ist im Verfalle.**

Wenn die Verlegung der Fabriken und Manufakturen in die Landgegenden an dem Verfalle der Landwirthschaft in England Schuld wäre; so müßte diese Ursache **zu allen Zeiten und allenthalben** die nähmliche

Wirkung hervorgebracht haben. Schon damahls, als England noch landwirthschaftliche Producte ausführte, haben Fabriken und Manufakturen bestanden, und nach den Nachrichten englischer Schriftsteller wird um **Norwich** der Ackerbau sehr gut betrieben, obgleich Norwich eine der größten Manufakturstädte in England ist.

Die Engländer haben ihre meisten Fabriken und Manufakturen in den Städten, und noch dazu in wenigen für den Handel am bequemsten liegenden Ortschaften angelegt: Daraus sind eben jene Nachtheile entstanden, zu deren Verhütung ich angerathen habe, die Fabriken **allenthalben** auf das Land zu **vertheilen**.

In England hat der Geist der Industrie und der Handlung die Landwirthschaft unterdrücket: Das große Uebergewicht, welches die Engländer in ihren Industrialerzeugnissen, in ihrem Handel über andere Völker gewonnen haben, und der große Geldgewinn, den sie dabey leicht erwerben, hat gemacht, daß die meisten Capitalien, die meisten Kenntnisse und Kräfte, besonders dort, wo die meisten Fabriken bestehen, dem Ackerbau entzogen, der Industrie und der Handlung zugewendet worden sind: schon dadurch mußte der Ackerbau verfallen. Viele Kaufleute sehen nur auf ihr alleiniges Interesse, die ganze Welt ist ihr Vaterland, das Schicksal ihres Mutterlandes kümmert sie nur, wenn es sie in ihren Spekulationen hindert. Da der Ackerbau durch das Entziehen aller Kraft im Sinken war, brachten sie demselben den tödtlichen Stoß bey, indem sie bewirkten, daß die Gesetze, welche die Ausfuhr der Naturproducte begünstigten, die Einfuhr aber erschwerten, aufgehoben, und auf die Einfuhr des fremden Getraides noch Prämien gesetzet wurden. Auf den nähmlichen Schiffen, auf welchen sie ihre Waaren aus England nach allen Weltgegenden aussenden, können sie zur Verminderung des Frachtlohns als Rückfracht Lebensmittel laden, die sie ganz natürlich am häufigsten in jene Gegenden senden, in welchen die meisten

Fabriken und Manufakturen beysammenliegen; weil dort die Consumption am größten, der Absatz daher am sichersten ist, und weil sie zur Rückfracht abermahls von dorther Industrialerzeugnisse mit zurückkommen lassen. Die Einfuhrsprämien setzen sie in den Stand, das aus der Fremde eingeführte Getraide wohlfeiler verkaufen zu können, als die inländischen Erzeuger: Da sich diese immer weniger für ihren Geld- und Kraftaufwand bey der Landwirthschaft belohnt finden; und da ihnen die vielen Fabriken und Manufakturen die reitzende Gelegenheit darbiethen, ihr Geld und ihre Kräfte nützlicher verwenden zu können; so muß nothwendig der Ackerbau in jenen Grafschaften am ersten und am meisten verfallen.

An diesem Verfalle aber ist nicht die Verlegung der Fabriken und Manufakturen auf dem Lande, sondern nur derselben **Anhäufung** in **einer** Gegend, sondern nur die zu große **Einfuhr** der Feldfrüchte und der Unwerth schuld, auf welchen dadurch die inländischen Producte herabsinken, und den Landwirthen ihre Vorauslagen immer weniger vergüten: so lange dieses Uebel fortdauert; so lange wird der englische Ackerbau sich wohl nicht wieder heben.

Wenn die englischen Staatswirthe die Landwirthschaft nicht mehr begünstigen und ermuntern, wenn sie nicht den Grundsatz guter Landwirthe annehmen, welche ihr Hauptaugenmerk dahin richten, für ihre Dienstleute, und für ihre Hausthiere immer mit den nöthigen Nahrungsmitteln versehen zu seyn; so wird der hohe Gipfel der Handlung und der Industrie, welchen England auf Kosten seines Ackerbaues erstiegen hat, ihre Handlung und Industrie zerstören: die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, in welcher England der übrigen Welt das warnende Beyspiel aufstellet, wie gefährlich es seye, die Landwirthschaft der Handlung und der Industrie nachzusetzen: wie unmöglich es seye, mit allen Schätzen der Welt eine ganze Nation mit ihrem Bedarfe durch die Einfuhr zu er-

nähren; wie wenig alle Reichthümer vor Hunger schützen, wenn es an Lebensmitteln mangelt, und daß der conventionelle Reichthum ein **bloßes Vorstellungszeichen** seye, welches seinen Werth nur so lange behält, so lange man dafür die Nothwendigkeiten und die Bequemlichkeiten des Lebens eintauschen kann; eine Ansicht, welche die goldgierige Welt aus den Augen verlohren hat.

Die **Anhäufung** der Fabriken und Manufakturen in einem Landorte, in einer Gegend wird mit den nähmlichen Nachtheilen verbunden seyn, wie die Anhäufung derselben in den großen Städten: **ihre so viel möglich gleiche Vertheilung in allen Gegenden des Landes aber wird von guten Folgen begleitet seyn.**

Die Industrie auf dem Lande wird nicht mehr Menschen an sich ziehen, als sie beschäftigen kann; das nähmliche thut sie auch jetzt in den Städten; in der Summa der Fabriksarbeiter wird daher nichts geändert werden.

Die Arbeiter, welche die Industrie jetzt von dem Lande in die großen Städte an sich ziehet, sind für die ländlichen Arbeiten auf immer verlohren: sie entwöhnen selbe ganz, und vermehren lieber die Anzahl der Bettler, als daß sie auf dem Lande wieder Verdienst suchen wollten, wenn ihnen die Industrie keinen Erwerb mehr gibt: ihre Körper werden von den Fabriksarbeiten zeitlicher geschwächet, und da sie meistens ehelos bleiben; so müssen sie öfters aus dem Landvolke erneuert werden. Sind aber die Fabriken auf dem Lande vertheilt; so werden sie nur jene Leute für beständig anstellen, und besolden, welche eine besondere Geschicklichkeit besitzen müssen, die übrigen Vorarbeiten werden sie von den Landleuten in den Nebenstunden verrichten lassen: und selbst jene, welche für beständig in den Fabriken angestellt bleiben, werden ihren Körper, durch die reine Landluft gestärkt, länger gesund erhalten, und ihren Geschlechtstrieb durch eheliche Verbindungen, und durch Kindererzeugung zu befriedigen suchen.

Auf diese Art wird die Summa der aus dem Landvolke gezogenen Fabriksarbeiter noch vermindert werden.

Jetzt zieht die Industrie ihre Arbeiter am meisten aus den ihr am nächsten liegenden Gegenden, und hier veranlasset sie eine grosse Steigerung des Landarbeitslohnes, welcher in den weiter entfernten Gegenden kaum die Hälfte beträgt: in der Folge wird sie ihre Arbeiter in allen Gegenden des Reiches in der Nähe finden, und die Steigerung des Arbeitslohnes wird nicht mehr so unverhältnißmäßig seyn. Wenn auch der Arbeitslohn der Landleute dadurch eine Steigerung erleidet; so wird selbe der Production nicht nachtheilig seyn, wenn nur die öffentliche Verwaltung durch eine begünstigte oder beförderte Zufuhr der Lebensmittel den Privatverkehr zwischen dem Local-Ackerbau, und zwischen der Industrie nicht störet. **Die grösseren Vorauslagen unterdrücken nur dann die Production, wenn sie nicht wieder ersetzet werden:** Der Landwirth wird dem Fabrikanten seine Producte in dem Verhältnisse theuerer geben, in welchem ihn die Erzeugung derselben mehr kostet: die Vorauslagen der Wirthschaft ruhen aber dann nicht mehr allein auf dem Getraide; der Bauer kann seine Milch, seine Eyer, sein Geflügel und anderes Jungvieh um gute Preise in die nahen Fabriken absetzen, welche ihm und seinen Dienstleuten durch die Vorarbeiten der Industrie, und durch Fuhrlohn einen Nebenverdienst geben, und die Industrialwaaren in loco wohlfeiler liefern können: die Vorauslagen des Landmannes werden dann auf mehrere Gattungen seiner Erzeugnisse vertheilt; und er wird im Stande seyn, ungehindert des höheren Arbeitslohnes bey Ersparung der Marktkosten seine Producte zu Hause doch mit Vortheil wohlfeiler hergeben zu können: und in dem Verhältnisse, in welchem sich das Vermögen des Landmannes, und die Nachfrage um seine Erzeugnisse vermehret, in dem nähmlichen Verhältnisse wird er

auch seine Producte zu vermehren bemühet seyn. In der Nähe unserer Städte, in der Nähe unserer Hauptstädte, in der Nähe unserer Fabriken und Mannfakturen finden wir auch jetzt den Ackerbau lebhafter als anderwärts betrieben.

Für die Industrie, so wie für den Ackerbau kann die Verlegung der Fabriken auf das Land wichtigere Vortheile bringen, als man jetzt zu berechnen noch nicht im Stande ist.

Unsere inländische Industrie, und mit derselben die Handlung ist großentheils in Hinsicht ihres Arbeits-Materials, und in der Vorarbeitung desselben von dem Auslande abhängig. Nebst anderen zur Verzehrung eingeführten Producten und Waaren beziehen unsere Fabrikanten hauptsächlich Indigo, Cochenille und andere Farbwaaren, Seide, Baumwolle und Baumwollgespünste aus dem Auslande. Diese Abhängigkeit ist drückend, und gefährlich für die Fabrikanten und für die Nation, welche derselben Waaren kaufen muß. Nicht allein, daß die Veränderlichkeit des Wechselkurses die Preise oft verändert; so stehet es auch in der Gewalt des Auslandes die unsern Fabrikanten nöthigen Materialien so sehr zu steigern, daß sie darüber zu Grunde gehen, wenigstens daß ihre Waaren für die Nation in sehr hohen Preisen zu stehen kommen müssen: sie wirket auf den allgemeinen Wohlstand, sie erhöhet die Theurung aller Dinge, und wenn sie zu sehr überhand nimmt; so entziehet sie der Nation das Vermögen zum Betrieb ihrer Gewerbe, sie vermindert die Nahrungswege, sie verbreitet allenthalben **wahre Armuth, und verdienet daher allerdings hier bey der Versorgung der Armen ihren Platz.**

Der Verbrauch ausländischer Erzeugnisse ist bey uns nie höher gestiegen, als gerade in der Zeit, in welcher die Klugheit uns hätte lehren sollen denselben zu beschränken, um die Handlungsbillanz mit dem Auslande wenigstens im Gleichgewichte zu erhalten. Der Kaffee,

welcher vor 20 Jahren nicht das Sechstel von dem heutigen Preise kostete, und dennoch nur von den Vornehmern getrunken wurde, ist jetzt das gewöhnliche Getränk selbst der gemeinsten Volksklassen geworden. Leute, welche sonst in Leinwand, in Tücher mit den gemeinsten Farben gefärbt gekleidet gingen, kleiden sich jetzt in feine, mit ausländischen Farben gefärbte Tücher, in Mouseline und Seide, und dieser Luxus hat sich bis unter das Dienstgesinde verbreitet.

Ich will nicht, daß man dem **Luxus** überhaupt Schranken setze: bey einer großen, bey einer volkreichen Nation, bey welcher ein so großer Unterschied zwischen den Ständen und zwischen den Vermögensumständen ist, befördert der Luxus den Umlauf des Geldes: Aber geleitet muß er werden, **unabhängig von dem Auslande** muß er gemacht werden, weil er uns sonst **unaufhaltsam** ins Verderben stürzet.

Die Commercial-Tabellen, aus welchen man so ziemlich genau die **Einfuhr** wissen könnte, werden den Augen des Privatmannes als ein Geheimniß entzogen: Jeder mag daher selbst urtheilen, in wie ferne ich hier in meinen Angaben der Wirklichkeit nahe gekommen bin.

Am häufigsten werden bey uns eingeführet: Kaffee, Zucker, Baumwolle, englische Baumwollgespünste, türkisches Leder, türkisches Garn, Seide, Weine, Vieh, fremde Zeitungen, Indigo, Cochenille und andere Colonialwaaren.

Das östreichische Kaiserthum hat eine Bevölkerung von 24 Millionen Menschen, von welchen wenigstens der vierte Theil **Kaffee** trinket: wenn ich daher auch nur 6 Millionen Menschen annehme, welche unter uns Kaffee trinken, und wenn ich im Durchschnitte auf ein ganzes Jahr für eine Person nur 6 Pfund Kaffee zur Verzehrung rechne: so machet dieses schon jährlich 36 Millionen Pfund aus; das Pfund Kaffee kostet jetzt mehr als 3 Fl., es

kosten daher 36 Millionen Pfund Kaffee wenigstens 108 Millionen Gulden.

Ich will hier einstweilen jenen **Zucker** nicht in Anschlag bringen, welcher zu Speisen, und in den Apotheken verbrauchet wird: ich will hier nur den Zucker rechnen, welcher mit dem Kaffee verzehret wird. Zu 6 Pfund Kaffee werden wenigstens 6 Pfund Zucker erfordert. Der Bedarf an Zucker wird daher wenigstens auch 36 Millionen Pfund seyn. Das Pfund Zucker kostet jetzt mehr als 2 Fl.; der Zucker machet daher eine Auslage nothwendig von wenigstens 72 Millionen Gulden.

Von mehreren sachkündigen Baumwollhändlern habe ich die Versicherung erhalten, daß bey uns jährlich wenigstens 40tausend Zenten **Baumwolle**, und eben so viel **englische Baumwollgespünste** verbraucht werden.

Ein Zenten Baumwolle kostet jetzt wenigstens 200 Fl., es kosten daher 40tausend Zenten 8,000,000 Fl.

Ein Packel englische Baumwollgespünst enthält 5 englische Pfunde, welche nach unserem Gewichte bey 4 Pfund ausmachen. Der Preiß eines Packels ist jetzt zwischen 40 bis 60 Gulden, ich will hier den Mittelpreiß mit 50 Gulden annehmen; so kostet ein Zenten gesponnene Baumwolle 1250 Gulden, und 40,000 Zenten machen eine Auslage von 50,000,000 Gulden.

An türkischem Leder werden eingeführet: 10 Tausend Buschen Corduan oder Bocksleder, jeder Buschen zu 10 Fellen; jeder Buschen kostet im Durchschnitte wenigstens 36 Gulden 30 Kreuzer, und 10tausend Buschen kosten . . . . 365,000 Fl.
10tausend Buschen Schafleder à 18 Fl. 180,000 —
5tausend Buschen Kitzeln à 18 Fl. 90,000 —
und 5tausend Buschen Lampelfelle à 12 Fl. 60,000 —

Zusammen 30tausend Buschen um 695,000 Fl.

An türkischem Garne werden eingeführet bey 3000 Ballen: jeder Ballen hält wenigstens 150 bis

180 Pfund: ich rechne hier das Durchschnittsgewicht mit 165 Pfund bey jedem Ballen an: es werden daher 495,000 Pfund türkisches Garn eingeführet: das Pfund kostet mehr als 5 Gulden, die ganze Auslage ist daher wenigstens 2,475,000 Gulden.

Seide wird jährlich wenigstens 10,000 Ballen eingeführet: jeder Ballen wiegt im Durchschnitte bey 100 Pfund: Die Einfuhr an Seide ist daher wenigstens 1,000,000 Pfund, im Mittelpreise zu 25 Gulden, machet eine Ausgabe von 25 Millionen Gulden.

Fremde Weine werden gewiß um eine Million Gulden eingeführet.

Wie ich in dem Hauptstücke: **Von der Viehzucht überhaupt:** gezeigt habe; so verursacht das fremde eingetriebene **Vieh** dem Lande jährlich eine Ausgabe von mehr als 9 Millionen Gulden.

Die **fremden Zeitungen** kosten jährlich wahrscheinlich 500,000 Gulden.

Für Indigo, Cochenil, Gewürz und andere Colonialwaaren gehen jährlich vielleicht 150 Millionen Gulden außer Landes.

Der Geldbetrag für alle diese fremden Waaren ist daher:

Für Kaffee . . .	108,000,000 Fl.
= Zucker . . .	72,000,000 —
= Baumwolle . . .	8,000,000 —
= englische Baumwollgespünste	50,000,000 —
= türkisches Leder . .	695,000 —
= türkisches Garn . .	2,475,000 —
= Seide . . .	25,000,000 —
= fremde Weine . .	1,000,000 —
= fremdes Vieh . .	9,000,000 —
= fremde Zeitungen .	500,000 —
= Indigo, Cochenille, Gewürz und andere Colonialwaaren	150,000,000 —
Zusammen	426,670,000 Fl.

Bey

Bey diesem Ueberschlage sind nicht allein die Preise nur nach einem Mitteldurchschnitte, folglich geringer angenommen, als sie wirklich bezahlt werden müssen; sondern es wird auch eine größere Quantität dieser Waaren, als ich angesetzet habe, bey uns verbrauchet: es ist der Zucker nicht mit in der Rechnung, welcher zu Speisen, auf Zuckerbäckereyen und zu anderem Gebrauche verwendet wird; es sind alle Gattungen Schmuck und Jouvelen, es sind die fremden Oehle, die Zibeben, Kreutzbeere, der zum Glasmachen eingeführte Braunstein, Safran, nebst vielen andern Artikeln der Einfuhr übergangen, und auch auf die eingeschwärzten Waaren und Fabrikaten kein Bedacht genommen worden, welche nicht minder an das Ausland bezahlet werden müssen: ich denke, es seye nicht übertrieben, die Totalsumma der Einfuhr **in dem erst abgelaufenem Jahre** 1807 auf 600 Millionen Gulden anzusetzen, welche zum Theil mit unsern Producten, und zum Theil mit Geld an das Ausland bezahlet werden müssen.

Nur mit vielen neuen Steuern kann das Vaterland kaum die Hälfte dieser Summa zu Bestreitung **der Staatsausgaben** einbringen: und wie viele schreyen dabey über Unerschwinglichkeit, und **freywillig** bezahlen wir an das Ausland **das Doppelte** davon! —

So lange ein Volk mehr aus- als einführet; so lange sind die fremden Waaren ein Beweis von dem glücklichen Gange der Handlung: sobald aber die Ausfuhr von der Einfuhr überstiegen wird; sobald sind sie das Zeichen des **Tributes**, welchen das Inland dem Auslande zahlen muß; sie sind die **Ketten**, mit welchen das Ausland die inländische Industrie und Betriebsamkeit gebunden hält, **und welche jährlich enger zusammengezogen, jährlich drückender werden.**

Die nähmliche Menge fremder Waaren kosteten vor wenig Jahren nicht das Drittel von dem, was sie heuer kosten, und die heurige Summa der Auslagen

wird in den folgenden Jahren noch höher steigen. Nicht allein daß auf einer Seite unser Wechsel-Cours im Auslande immer mehr sinket, daß daher immer eine größere Summa erfordert wird, um den nähmlichen Betrag im Auslande zu bezahlen; so steigen auch die Ausländer mit ihren Waaren im Preise. Die höchsten Preissteigerungen haben wir vielleicht von den Engländern zu besorgen, welche das meiste Geld von uns ziehen; denn das Kriegsglück hat ihnen beynahe den Alleinhandel mit den Colonialwaaren in die Hände gegeben; sie haben keine Concurrenz der Verkäufer zu besorgen: als kluge Kaufleute werden sie die günstigen Umstände benützen, um jene Gelder wieder an sich zu ziehen, welche sie als Subsidien an das feste Land bezahlten, um ihre Kriegskosten auf das feste Land zu legen.

Wir lächeln mitleidig über die armen Indianer, welche sich die Producte ihres Landes, ihre **wahren** Reichthümer von den Europäern mit Glaskorallen, mit alten Messern und andern **sehr entbehrlichen** Kleinigkeiten abhandeln lassen. Wer stehet uns denn gut dafür, daß nicht einst die Nachwelt eben so mitleidig über uns lächeln werde? für unsere Naturproducte, für die wahren Reichthümer nehmen wir Farbenhölzer und andere Kleinigkeiten, die wir eben so leicht entbehren können! und diese entbehrlichen Dinge werden uns noch dazu auf eine **verächtliche** Art überlassen. Die Engländer geben unsern Kaufleuten nicht eine Stunde Credit, die Bezahlung der Waare muß eher geleistet werden, bevor die Waare an unsere Kaufleute gesendet wird.

Die Natur hat es so gut mit uns gemeinet! sie hat uns einen Ueberfluß an allem gegeben, was das menschliche Leben erhält und angenehm machen kann; manche andere Völker beneiden uns deßwegen, und kennen keinen angenehmern Wunsch, als nach jenen Wohlthaten der Natur, in denen uns bey weniger Arbeit zu schwelgen vergönnet ist: warum trachten wir denn nach Erzeugnissen anderer Welttheile, da uns unser Land

selbst alles anbiethet, was wir nöthig haben? **Für den gelüstigen Menschen können alle Welttheile nicht genug hervorbringen.**

Unser Handel ins Ausland wird meistens mit Naturproducten, **mit Bedürfnissen** betrieben, welche die mit uns handelnden Völker nicht entbehren können: An uns also ist es die Meister des Preises zu seyn, an uns also ist es zu bestimmen, wieviel uns das Ausland von seinen entbehrlichen Waaren für das geben muß, was selbes von uns nothwendig brauchet: **nur aus unserer Schuld tragen wir die Fesseln des Auslandes. Lasset uns diese Fesseln brechen, lasset uns diese nähmlichen Fesseln dem Auslande anlegen, welches durch seine wahren Bedürfnisse von uns abhängig ist. — Aber geliebte Mitbürger! kurz ist schon die Zeit, in welcher es uns noch gestattet ist, uns von der Abhängigkeit des Auslandes mit Ehren loszureißen!**

So wie der Privatmann, so haben auch ganze Völker bey dem Herabsinken ihres Credites nur einen kurzen Zeitpunct, in welchem sie am Scheidewege stehen. Ein Weg führet zurück zum Wohlstande; aber auf diesem Wege muß sich der Reisende alles das versagen, was er zu bezahlen nicht im Stande ist: er gewöhnet sich dabey an den Genuß der einheimischen Erzeugnisse, und wundert sich am Ende seiner Wanderung, wie er zuvor so thörigt nach fremden Dingen getrachtet habe. Auf dem andern Wege lachet ihm noch auf einer kurzen Strecke die Befriedigung **seiner angewöhnten Bedürfnisse** entgegen: aber ehe er es sich versieht, liegt er im Abgrunde, Niemand ist vorhanden, der ihm herauszuhelfen bemühet ist, Niemand vorhanden, der ihm auf all sein Geschrey die geringste gewohnte Labung mehr anbiethet: **Ist es denn nicht ehrenvoller sich aus weiser Ueberlegung in die Umstände zu fügen! und wie können wir hoffen, daß sich unser**

Cours im Auslande heben, daß sich das Conventionsgeld im Umlaufe einstellen, im Umlaufe erhalten werde; so lange wir alljährlich so ungeheure Geldsummen an das Ausland hinaus zu geben haben?

Die östreichischen Nationen lieben ihr Vaterland: edle Völker bewohnen das östreichische Kaiserthum, welche erst kürzlich bey der Anwesenheit der Franzosen die Stärke ihrer Vaterlandsliebe vor aller Welt so rühmlich bewähret haben: Diese Völker untergraben vorsetzlich den Wohlstand ihres Vaterlandes nicht, diese Völker werden sich nicht allein gerne alle Verfügungen gefallen lassen, welche das Wohl des Vaterlandes unumgänglich nothwendig machet; sie werden auch aus allen Kräften mitwirken solche weise Verfügungen sobald als möglich zur Ausführung zu bringen.

Daß wir im Auslande **Wein** hohlen, während wir selbst die edelsten Weine erzeugen, während die Ausländer bey uns selbst Weine einkaufen, kann uns keine Ehre bringen: eben so bringet es uns keine Ehre, daß wir **Schlachtvieh** im Auslande anzukaufen gezwungen sind. Wenn sich unsere Landwirthschaft nur einigermaßen hebet; so können wir mit leichter Mühe nicht allein allen unsern Bedarf an Schlachtvieh im Lande selbst erzeugen; sondern das Inland wird davon noch an das Ausland jährlich um beträchtliche Summen zu überlassen im Stande seyn.

Das **türkische Leder und Garn** könnte im Lande selbst zur zureichenden Erzeugung gebracht werden. Unsere Schäfereyen haben seit einigen Jahren zum Wohl der Nation sehr zugenommen: sie liefern unsern Fabriken das Arbeits-Materiale in Schafwolle, welche sonst häufig eingeführet wurde, sie werden uns auch den nöthigen Bedarf an rohen Häuten liefern: Bey den jetzigen Unruhen in der Türkey sollte es denn nicht möglich seyn von dorther einige Männer zur Einwanderung in unser Vaterland zu ermuntern, welche mit den Kunstgriffen in der Berei-

tung des türkischen Garnes vertraut sind? Da wir schon jetzt einige türkische Lederfabriken unter uns entstehen sehen!

Daß die Handlungsbillanz mit der Türkey nicht zu unserm Vortheile stehe, daran sind nur wir selbst schuld: Vielleicht gelinget es uns in der Folge, die Baumwolle im Lande selbst zur Kultur zu bringen; vielleicht kann in der Folge unsere Schafwolle mit einer künstlicheren Zubereitung zur Verfertigung jener Waaren verwendet werden, zu welchen jetzt die Baumwolle nothwendig ist: dermahlen aber kann die inländische Industrie die Baumwolle nicht entbehren: wir haben die rohe Baumwolle von unsern Nachbarn, von den Türken aus der ersten Hand, und wir lassen uns dieselbe gesponnen von den Engländern zubringen, welche die Baumwolle auf einem viel größerem Umwege hohlen müssen. Die Türken reisen alljährlich mehrmahl durch unser Land nach Sachsen, um dort nebst andern Waaren Mouseline einzukaufen, die aus Baumwolle verfertiget werden. Die Sachsen beziehen ihre Baumwolle zur Erzeugung der Mouseline aus der Türkey durch die östreichische Monarchie transito, daher mit größern Unkosten; und die Türken würden ihren Waarenbedarf lieber bey uns in der Nähe einkaufen: und dennoch haben wir aus allen diesen günstigen Umständen bisher noch nicht den rechten Nutzen gezogen. Die Türken hohlen alljährlich in Sachsen mehr als eine Million Stückl Mouselin, jedes Stückl von 30 bis 35 sächsische Ellen. Der Kaufpreiß eines Stückels ist von der gemeinen Gattung bis 11 Fl., von der feinern Gattung bis 20 Fl.; daher im Durchschnitte 15 Fl. 30 kr. Das Gewicht eines Stückls Mouselin ist im Durchschnitte bey 1¼ Pfund: eine Million Stückl Mouseline bringen daher 15 und eine halbe Millionen Gulden: und wiegen zusammen 1,250,000 Pfund, oder 12500 Zenten: Da der Preiß der rohen Baumwolle oben zu 200 Fl. vom Zenten angesetzet ist; so kostet das rohe Materiale nicht mehr als 2,500,000 Gulden: wenn man daher von dem

Preise der Mouseline von . . 15,500,000 Gulden
die Kosten des rohen Materiales
mit . . . . . . 2,500,000 —
in Abzug bringet: so ergiebt sich
ein Gewinn von . . . 13,000,000 Gulden,
welche die Bearbeitung einbringet: und dieser Gewinn könnte bey uns noch vielleicht um 10 bis 20 Pcto erhöhet werden, weil die Einkäufer die Reise und die Transportspesen nach und aus Sachsen bis zu uns ersparen, diese Spesen daher von dem Verkäufer dem Preise der Waare zugeschlagen werden können. Dieser Artikel allein würde unsere Billanz mit der Türkey activ machen, und uns von dorther alljährlich Gelder einbringen, anstatt daß wir jetzt dahin Gelder ausführen müssen.

Wie ich hier oben angeführet habe; so verarbeitet das Inland jährlich 40tausend Zenten Baumwolle, welche gesponnen eingeführet wird. Diese 40tausend Zenten Baumwollgespünste kosten wenigstens 50,000,000 Gulden:
40tausend Zenten rohe Baumwolle
kosten aber nur . . . 8,000,000 Gulden:
mithin ergiebt sich ein Unterschied
von . . . . . . 42,000,000 Gulden,
um welche uns die gesponnene Baumwolle höher zu stehen kömmt, und die wir jährlich gewinnen können, weil wir aus der Türkey genug rohe Baumwolle erhalten werden.

Die Unternehmer der englischen Baumwollgespünstfabriken zu Pottendorf, zu Schwadorf, zu Ebreichsdorf, und zu Teßdorf, sämmtlich in Niederöstreich V. U. W. W. machen sich um das Vaterland verdient: sie haben das Eis gebrochen in einer Unternehmung, welche bey ihrer mehreren Verbreitung dem Vaterlande einen so großen Nutzen bringen wird; sie haben uns den Beweis geliefert, daß die ostindische Baumwolle zu feinen Baumwollgespünsten nicht unumgänglich nothwendig seye; sie haben uns den Beweis geliefert, daß die englischen Gespünste auch bey uns, und aus mazedonischer Baumwolle verfertiget werden können: es ist nun nur zu wünschen, daß sich diese

Unternehmung immer mehr in allen Provinzen ausbreite, damit wir bald in den Stand kommen von dem Auslande gar keine Gespünste mehr nöthig zu haben.

Wir haben das rohe Materiale aus der Nachbarschaft, wir haben nun schon sachkündige Maschinisten unter uns; es kömmt daher nur noch darauf an, diese Spinnereyen allgemeiner zu verbreiten.

Die grossen Fabriken reicher Unternehmer sind nothwendig um den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu versuchen: Allein ihre Einrichtung, und ihre Unterhaltung vermehren die auf ihren Erzeugnissen ruhenden Vorauslagen: zu gemeinen Waaren glaube ich, es solle die Baumwollspinnerey auch **im Kleinen** so eingerichtet werden, daß die Landleute im Winter, und in andern müssigen Stunden sich damit beschäftigen, sich damit einen Nebenverdienst sammeln können. Das Gespünste würde auf diese Art vielleicht wohlfeiler erzeugt werden können, und uns daher leichter die Concurrenz mit den daraus verfertigten Waaren im Auslande verschaffen: es wäre zu wünschen, daß es Maschinisten unternähmen Handgespunst-Maschinen um die möglichst leichten Preise zu verfertigen, und daß dann die Obrigkeiten, und die Seelsorger es sich angelegen seyn ließen, ihre Unterthanen und Kirchkinder zum Spinnen in müssigen Stunden zu ermuntern. Die öffentliche Verwaltung könnte ihre **gemeinnützige** Bemühung nicht verkennen; die öffentliche Verwaltung könnte geschickten Maschinisten ihre Unterstützung, den thätigen Obrigkeiten und Seelsorgern ihren öffentlichen Beyfall nicht versagen.

Unsere Fabrikanten kaufen die Baumwollgespünste von den Engländern, **nicht**, weil sie die Engländer gesponnen haben, sondern weil sie damit im Inlande bis itzt nicht versehen wurden: **Und die Ursache, warum sie damit im Inlande nicht versehen werden konnten, liegt mit in der grossen Entfernung der Industrie von dem Landvolke.** Unser Landvolk hat im Winter mehrere Wochen, und im Sommer manche Tage,

und viele Stunden, in welchen sie durch die Jahrszeit, und durch die Witterung von ländlichen Arbeiten entfernt gehalten werden: sie kennen die Vorarbeiten der Industrie nicht, die oft 20 und 30 Meilen von ihnen entfernt einen Wohnsitz aufgeschlagen hat: und wie können sie sich in einer so grossen Entfernung auch zu Vorarbeiten, zu Baumwollspinnereyen rc. verwenden, da sie auf der Hin= und Herreise mehr anbringen, als sie bei der Arbeit gewinnen würden? Diese Millionen und Millionen Stunden, in welchen so viele Millionen Gulden im Lande verdient werden könnten, gehen verlohren, und müssen an das Ausland bezahlet werden: wohnen aber die Fabrikanten unter den Landleuten, so werden sie dieselben zu ihren Vorarbeiten selbst abrichten.

Wenn die Verfertigung der Spinnmaschinen, die Verbreitung der Baumwollspinnereyen durch die öffentliche Verwaltung begünstiget und ermuntert wird; so können in 3 Jahren alle Fabricken ihre Baumwollgespünste im Lande selbst erzeugen? besonders wenn der im vorhergehenden Hauptstücke in Vorschlag gebrachte praktische Unterricht in den Vorarbeitungen der Industrie mit den gemeinen Schulen in Verbindung gebracht wird. Um sie jedoch zu zwingen, sich um die Verbreitung der Spinnereyen zu verwenden; so würde es vielleicht sehr wirksam seyn, durch **ein Gesetz zu erklären, daß nach 3 Jahren die englische Baumwollgespünste einzuführen nicht mehr gestattet seyn solle.**

Das Misverhältniß zwischen der inländischen Seidenerzeugung und dem Bedarfe ist wohl zu keiner Zeit grösser gewesen als jetzt: Mit Italien und mit Tyrol haben wir die Provinzen verlohren, in welchen viele Seide erzeugt wurde, und der Verbrauch derselben ist heut zu Tage so groß, daß es Mühe kosten würde besonders unter dem weiblichen Geschlechte eine Person zu finden, welche nicht wenigstens ein seidenes Band besitzet. Dieß ist es aber nicht, was den einsichtigen Staatsbürger am meisten be=

kümmert; man kann anstatt der Seide andere Stoffe tragen: was soll aber aus den Tausend und abermal Tausend Mitbürgern werden, welche sich blos von Seidenarbeiten nähren und kein anderes Gewerb kennen, wenn einst keine fremde Seide mehr hereingebracht werden könnte? Und steht dieses Schicksal unseren Seidenarbeitern nicht bevor, wenn nach hergestelltem allgemeinen Frieden die französischen Seidenmanufakturen wieder mehr aufblühen und die Konkurrenz der Engländer im Seideneinkaufe vermehren? Ist einmal der Mangel an Arbeits-Materiale eingetreten; so kann selbem nicht bald wieder abgeholfen werden. Der Seidenwurm muß Maulbeerbaumblätter zur Nahrung haben, und der neu angebaute Maulbeerbaum brauchet mehrere Jahre ehe seine Blätter zur Nahrung für die Seidenraupe ausgiebig sind. Vielfältige Versuche und Erfahrungen haben es gelehret, daß der Maulbeerbaum und der Seidenwurm bei uns gedeihen; nur Mangel an Kenntniß in der Behandlung, und wohl auch Mangel an einem **vortheilhaften** Absatze der in der Nähe erzeugten rohen Seide haben bisher die Kultur derselben aufgehalten und zurückgesetzet. Wenn die Seidenfabrikanten auf dem Lande wohnen, so können sie dem Landmanne Unterricht geben um ihren Bedarf an Arbeitsmateriale im Lande selbst zur Erzeugung zu bringen und dadurch ihre Existenz zu sichern.

In allen Städten und Märkten, beinahe in allen Schlössern und Pfarrhöfen findet man entweder die Frankfurter, die Hamburger, die Bamberger, die Bayreuther, die Neuwieder, die Allgemeine, die Erlanger, die Regensburger, oder die Augsburger-**Zeitung**. Im Auslande sieht man nur selten die Wienerzeitung, und in unserer Hauptstadt sind unsere Provinzialzeitungen nicht einmal alle dem Nahmen nach bekannt. Diese Gleichgiltigkeit für die inländischen Zeitungen bringet uns nicht allein jährlich um grosse Geldsummen, welche für fremde Zeitungen außer Land gehen; sie benimmt auch der öffentlichen Verwaltung den sichersten Weg, ihre Verfügungen **in den Augenblicken**

des **Vergnügens** am geschwindesten zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. — Die Zeitungen sollen das Organ seyn, durch welches die Ereignisse einer Provinz der andern Kund werden, durch welches daher die Nation sich auch in der größten Entfernung freundschaftlich bespricht, sich im Gespräche mehr nähert; und diesem Endzwecke sollen die Zeitungen zugeführet werden.

Manche unserer Zeitungsschreiber scheinen sich zu wenig um interessante Neuigkeiten zu bewerben: Manche scheinen sich nur auf das Abschreiben auswärtiger Zeitungen, und auf Nachrichten zu beschränken, welche ohnehin schon jedermann bekannt sind: nicht selten lesen wir in auswärtigen Zeitungen Nachrichten über Vorfälle aus unserer Mitte, von welchen unsere Zeitungen zuvor keine Meldung gemacht haben: und durch die vielen auswärtigen Zeitungen sind wir von den Vorfällen im Auslande unterrichtet, während uns die meisten Vorfälle unter unsern Mitbürgern unbekannt bleiben. Die Unternehmer der Zeitungen mißkennen ihren eigenen Vortheil: wenn sie sich bewürben die neuesten Nachrichten zu erhalten; so würde die Neugierde im Inlande, und im Auslande ihnen Abnehmer verschaffen, und dadurch ihre Einkünfte vermehren.

Wenn sich die Zeitungen kleiner Städte, wie Bamberg, Neuwied, und anderer einen solchen Absatz verschaffen konnten, warum soll denn dieses für unsere wichtigeren Städte nicht erreichbar seyn? und die Wienerzeitung könnte eine der interessantesten Zeitungen von Europa werden. Wien liegt beynahe im Mittelpunkte von Europa; in Wien residiren Minister aller europäischen Mächte; Wien ist die Hauptstadt eines der ersten Völker der Welt, und durch die österreichische Monarchie gehen die Kouriere aller Mächte: hier kann man also die interessantesten Neuigkeiten erfahren. Die **jetzige** Wienerzeitung als ein **Amtsblatt** betrachtet, kann freylich nicht jede interessante, aber ungewisse Nachricht aufnehmen: aber es würde vielleicht gut seyn, noch eine zweyte nicht officielle Zeitung unter einer

passenden Benennung entstehen zu machen, welche weniger schwierig in Bekanntmachung aller Nachrichten seyn kann.

Jeder, der es auf sich nimmt eine Zeitung zu schreiben, machet sich dadurch verbindlich, dem Publikum die neuesten und interessantesten Nachrichten vom In- und vom Auslande zu liefern: es ist daher die Pflicht desselben, daß er

a) sich alle bekannten auswärtigen Zeitungen anschaffe, um daraus dem Inlande Auszüge zu liefern; daß er

b) auf seine Kosten sich in den merkwürdigsten Städten im Lande, und im Auslande um Correspondenten bewerbe, welche ihm die neuesten Nachrichten zuschreiben.

c) In Wien, zu Pest, oder zu Presburg, zu Prag, und zu Lemberg wäre **täglich** eine Zeitung auszugeben, weil die Neugierde der weniger beschäftigten Volksklassen täglich neue Nahrung haben will.

d) Das Hereinbringen aller fremden Zeitungen wäre dann zu verbiethen: wer doch eine, oder die andere auswärtige Zeitung haben wollte, müßte dazu einen Paß lösen, und dafür eine beträchtliche Abgabe bezahlen. Wenn dann auch noch manche sich heimlich in Briefen auswärtige Zeitungen einschicken lassen; so werden dieses doch nur jene thun können, welche mit dem Auslande in Correspondenz stehen, und welche bei weitem den kleinsten Theil der heutigen auswärtigen Zeitungs-Abnehmer ausmachen.

In Ermanglung auswärtiger Zeitungen werden sich die öffentlichen Häuser um mehrere inländische Zeitungen bewerben müssen, und auf diesem Wege werden wir dann mit den Ereignissen in unserem Vaterlande mehr vertraut werden, die uns jetzt beinahe ganz unbekannt bleiben. Man glaube ja nicht, daß für den Staats- und Handelsmann bloß ausländische Zeitungen nothwendig seyen; von beyden Klassen der Staatsbürger gibt es in Frankreich und England viele ausgezeichnete Männer, aber man sucht in beyden Ländern vergebens nach fremden Zeitungen. Man

findet in Paris (Millins litterarische Theegesellschaft ausgenommen) keine deutsche Zeitung.

Es sind schon einzelne glückliche Versuche gemacht worden, den **Indigo** im Lande zu erzeugen. Der Aufenthalt der Fabrikanten auf dem Lande wird sie mit der Landwirthschaft vertraut machen, und ihr eigener Vortheil wird sie leiten den Anbau des **Waides**, und anderer Farbpflanzen, und die Erzeugung des Indigo wiederholt zu versuchen, und zu verbreiten.

Die Einfuhr **fremder Weine** ist zwar ohnehin nur gegen besondern Paß erlaubt: Allein da die ausländischen Weine ganz entbehrlich sind; so wäre es gut gar keine Päße dazu mehr auszugeben. Das Inland bringet schon jetzt die köstlichsten Weine hervor: vielleicht durch eine andere Behandlung können unsere inländischen Weine noch mehr veredelt werden; um sie in kleinerer Menge um höhere Preise an das Ausland absetzen zu können: wer soll aber die Veredlung versuchen, wenn die Vornehmen, die Reichen sich darum nicht bekümmern, so lange sie fremde Weine einführen können? Ist aber dieser Weg ganz versperrt; so müssen jene, welche besonders gute Weine trinken wollen, sich selbst um die Veredlung der Inländischen Weine bewerben.

Ich habe oben berechnet, daß der **Kaffee** jährlich wenigstens 108 Millionen, und der Zucker, welcher zum Kaffeetrinken mit gebraucht wird 72 Millionen; beyde Artikel zusammen also dem Lande 180 Millionen Gulden kosten. Diese Berechnung ist aber sicher zu gering, die Unkosten für Kaffee und Zucker belaufen sich gewiß jährlich an 300 Millionen nach unserm Courrent-Gelde, welche das Ausland dafür aus der österreichischen Monarchie beziehet. Jeden Tag kosten der Kaffee und der Zucker dem Lande beinahe eine Million Gulden, jeder Tag ist daher wichtig, um welchen die Einfuhr desselben früher **verbothen** wird. **Und durch den Verboth Kaffee einzuführen,** be-

schränket sich von selbst der Verbrauch des Zuckers.

Unsere Voreltern wußten nicht, daß es Kaffee auf der Welt gebe, und sie waren edle Menschen voll Kraft und Gesundheit: Noch heut haben die stärksten Menschen, welche das höchste Alter erreichen, keinen Kaffee getrunken: seitdem sich das Kaffeetrinken so sehr ausgebreitet hat, seitdem haben sich die Nervenkrankheiten, Krämpfe, und andere gefährliche Zufälle mitverbreitet. **Der Kaffee nagt an den edelsten Theilen des Menschen, wie er die edelsten Theile des Staates angreift, und in beyden Rücksichten ist es sehr nöthig, die Einfuhr desselben ohne Aufschub zu verbiethen; da es die Privatverhältnisse in so vielen Familien nicht gestatten, denselben aufzugeben, so lange er einzuführen erlaubt ist.**

Um jenen, welche an dieses Getränke schon zu sehr gewohnt sind, nicht auf einmahl alle Hofnung zu benehmen, wäre die Einfuhr des Kaffees nur immer einzelnen Bittstellern gegen besondern Paß unter den nähmlichen Beschränkungen und Belegungen, wie bisher die Einfuhr fremder Weine zu gestatten: Die Schwierigkeit in Ueberkommung desselben wird bald jedermann zwingen, sich auf ein anderes Nahrungsmittel zu gewöhnen.

Blutige verheerende Kriege haben manche Völker geführet, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, oder um ihre Einkünfte zu vermehren. Wenn ganz Europa durch die Waffen erobert werden könnte, so würden daraus für das siegende Volk nach Abzug der Verwaltungskosten, und des Unterhalts der Armeen nicht jährlich 300 Millionen Gulden reine Einkünfte zu hoffen seyn, und wie viel Ströme Blutes und Thränen würden fließen! alles Nationalvermögen müßte geopfert werden, um vielleicht doch nie zum Ziele zu gelangen! Wir können diese einträgliche Eroberung ohne das Schwert zu ziehen, ohne ein anderes Volk in seinen Rechten zu beein-

trächtigen, mithin im Schooße unserer Familien zu Stande bringen, wenn wir uns entschließen ein Getränk aufzugeben, welches unsere Gesundheit untergräbt, **und welches nur eine Lockspeise ist, mit der uns das Ausland immer mehr entkräften, immer mehr von sich abhängig machen will.** Sobald wir diese unwürdigen Fesseln zerbrechen, sogleich werden jene ungeheuren Summen, welche jetzt jährlich für Kaffee und Zucker ins Ausland strömen, und uns immer ärmer machen, sogleich werden diese Summen sich in Segen für das Land verwandeln, und uns bereichern: denn sie werden der inländischen Betriebsamkeit zufließen, und mit der vermehrten Verzehrung der inländischen Produkte die Production selbst vermehren. Diese große Ersparniß wird allein schon hinreichen die Handlungsbillanz mit dem Auslande in das Gleichgewicht zu bringen, den Cours der Bancozettel al pari zu setzen. Diese große Ersparniß hindert, daß dem Baume unsers Nationalwohlstandes nicht mehr so viele Nahrungssäfte abgezapft werden, **deren Verlust in Kurzem sein Verdorren herbeyführen muß.** Der Baum unserer Wohlfahrt wird sich schnell wieder erhohlen, er wird sich über alle Völker des östreichischen Kaiserthumes ausbreiten, und bald mit den herrlichsten Früchten prangen. Das Bittere der ersten Versagung ist vergessen, unser Gaum und Magen haben sich wieder an vaterländische Nahrung gewöhnet: die Waarenschwärzer, deren voriges Gewerb nun keine Nahrung mehr findet, haben sich einer nützlichern Beschäftigung gewidmet; das Geschrey so vieler Familien, welche jährlich durch Schwärzereyen unglücklich wurden, steiget nicht mehr zum Himmel um Rache über jene, deren staatsschädliche Gelüstigkeit ihre Armuth ins Unglück trieb; und unter dem wohlthätigen Schatten unserer Nationalglückseligkeit wollen wir uns zu einem **allgemeinen Bruderfeste** versammeln. Jeder nach seiner Art wollen wir alle nur mit inländischen Erzeugnissen ge-

kleidet erscheinen. Der Deutsche, der Ungar, der Böhme, der Pohle, jedes östreichische Volk bringet seine Producte mit zum gemeinschaftlichem Mahle. Jene, welche gebranntes Wasser genießen wollen, werden sich selbes aus Spelz, aus Gerste, aus Eicheln, aus Erdmandeln, oder aus andern Gewächsen bereiten, welche unser Boden reichlich liefern kann. Andere werden nach Art unserer edlen Voreltern ein Stück Kraftgebendes Brod und Fleisch bey einem Glase einheimischen Wein, oder Brandwein unter traulichem Gespräche verzehren; und noch andere werden sich mit andern Früchten und Erzeugnissen sättigen, mit welchen die wohlthätige Natur so gerne unsere Mühe in ihrer Bearbeitung belohnet. Brüderlich umschlingen sich die entferntesten Völker Oestreichs, laut ist ihr Jubelgeschrey, und übertäubet das Rufen der Ausländer, welche außer dem Kreise stehen, und uns vergeblich ihre Entbehrlichkeiten anbiethen. Mitten unter uns finden wir unsern gemeinschaftlichen Landesvater, wie er mit seiner ganzen Kaiserfamilie an unserem Feste Theil nimmt; er hebet seine Hände auf, um uns zu segnen, und fühlet den Vorgeschmack des Himmels in dem göttlichen Vergnügen, so viele Millionen Menschen glücklich gemacht zu haben!

Ich habe hier nun noch von jenen Armen zu handeln, denen es an den unentbehrlichen Bedürfnissen mangelt, und welche zugleich außer Stande sind, sich die Mittel dazu durch Arbeiten, Dienen, oder auf andere ehrliche erlaubte Art zu erwerben.

Bey manchen ist dieser Mangel nur zeitlich, wenn nähmlich aus zufälligen Umständen ein Nahrungsweg gesperrt ist: wenn z. B. irgendwo der Ackerbau, oder ein Zweig der Industrie ins Stocken kömmt, daher nicht mehr die vorige Anzahl Menschen nähren kann. Hier muß dem Dürftigen die zeitliche Nahrung gereichet, aber auch sobald möglich die Hemmung des Erwerbes beseitiget werden: denn nimmt der Verfall der Arbeitsamkeit zu, so

verarmet die ganze Nation; und wenn auch das Uebel nicht gleich so allgemein einreißet, so wird doch der Müssiggang verbreitet: wer sich durch wohlthätige Unterstützung nähren kann, suchet die Arbeit nur selten wieder, sobald er selbe einmahl entwöhnet hat.

Nichts ist dem allgemeinen Wohl schädlicher, als **die Begünstigung des Müßigganges und des Bettelns:** Zu zwey wahrhaft Armen wird sich immer ein Scheinarmer zugesellen, welcher lieber das Mitleid der Mitmenschen erregen, als arbeiten will. Jeder solche Scheinarme bringet die Gesellschaft, welche ohnehin Mangel an Arbeitern hat, um zwey Menschen; um einen guten, welchen sie in ihm verlieret, und in einem bösen, welcher ihr zuwächst: Die Bösen ziehen immer mehr Gesellschaft an sich; sie stiften Ehen, weil sie um die Versorgung ihrer Kinder nicht verlegen sind; sondern selbe noch vielmehr zur Beförderung ihres elenden Gewerbes verwenden; vielleicht verkrüppeln sie ihre Kinder selbst um bessere Werkzeuge zu Erregung des Mitleidens zu haben. **Diese Kinder sind kein Gewinn für den Staat, sie sind eine Last der bürgerlichen Gesellschaft:** von Kindheit auf zum Betteln gewohnt, scheuen sie jede Arbeit, jeden ehrlichen Erwerb und Ordnung; es gibt keine ruchlosere Menschen, als welche von Bettlern gezeugt, und im Bettel auferzogen sind: sie haben keine Religion, wer soll ihnen selbe beybringen, da ihr Aufenthalt überall und nirgends ist? von Kindheit auf werden sie zur Verstellung und zum Betrug gewöhnet; ohne Unterschied des Geschlechtes untereinander lernen sie die Sittlichkeit gar nicht kennen; sie werden meistens Hurer, Ehebrecher, Betrüger, Meineidige, Diebe, Strassenräuber und Mörder, und doch, wie schmerzlich ist es, solche Menschen strafen zu müssen, welche die **geduldeten** Umstände zu dem gemacht haben, was sie sind? wie kann der Staat das Betteln abstellen, wenn keine festen Armen-Versorgungs-Anstalten bestehen, in welchen jeder wahre

Arme

Arme seinen Unterhalt ohne Betteln findet? **wer Noth hat, und nicht betteln darf, muß betrügen, stehlen, rauben und morden: Die Sicherheit des Staates selbst fordert die Versorgung der Armen.**

Die wahrhaft Armen sind meistens aus den arbeitenden Volksklassen, welche ihre gesunden Tage in Arbeiten für die Gesellschaft zugebracht haben: es sind meistens alte Dienstbothen, alte, oder sonst elende Tagwerker ꝛc., denen ihre Arbeiten nur den täglichen Unterhalt einbrachten, die sich daher davon nichts für das Alter, oder Krankheit zurücklegen konnten. Man nährt ja nicht selten einen alten Haushund, ist es denn also nicht auch billig diese verarmten Menschen zu nähren, welche ihre Leibeskräfte zugesetzet haben der bürgerl. Gesellschaft ihre Nahrung und Bequemlichkeit zu verschaffen? und wenn es darunter auch wirklich einige gibt, welche durch ihren vorhergegangenen Lebenswandel selbst schuld an ihrem Unglücke sind; so sind sie jetzt nicht weniger unglücklich, so haben sie jetzt nicht weniger Anspruch auf eine Versorgung: **denn die Versorgung der wahren Armen ist vollkommene Pflicht der bürgerl. Gesellschaft.**

Im Stande der Natur, und bevor die Menschen in einer bürgerl. Gesellschaft vereiniget leben, haben alle **gleiche** Rechte auf die **freiwilligen** Gaben der Erde, welche weder ganz, noch zum Theil einem allein als Eigenthum angehöret: im Stande der Natur geht das **Eigenthumsrecht** nicht weiter als auf jene Naturerzeugnisse, welche jeder bereits zu seiner Nahrung, zu seiner Bekleidung, zu seiner Wohnung sich zugeeignet hat, und **selbst** brauchet; die hängenden Früchte (fructus pendentes) sind noch in Keines Eigenthume. Sobald sich das Menschengeschlecht vermehret, reichen die freywilligen Produkte der Erde nicht mehr zur Ernährung aller hin; wer soll aber auf die Kultur Mühe verwenden, wenn der kultivirte Boden, oder die Erzeugnisse desselben

sein Eigenthum nicht bleiben? **Mit der bürgerl. Gesellschaft wurde daher das Eigenthumsrecht auch auf Grund und Boden, und auf alle Erzeugnisse desselben erweitert.** Jeder Mensch ist vollkommen verpflichtet und berechtiget, sich selbst zu erhalten; jedem vollkommenen Rechte auf einer Seite ist eine vollkommene Pflicht auf der andern Seite entsprechend: indem daher die bürgerl. Gesellschaft das Eigenthumsrecht erweiterte, übernahm sie zugleich die Pflicht, jene zu versorgen, welche dadurch von ihrem natürlichen Antheile an den Gaben der Natur zu ihrer Erhaltung ausgeschlossen wurden. **Wenn man auch aus andern wichtigen Rücksichten im Staate den Armen kein Zwangsrecht auf ihre Versorgung einräumen konnte; so ist doch die Pflicht der Gesellschaft zur Versorgung derselben nicht minder eine vollkommene Pflicht geblieben.**

Diese Pflicht erstrecket sich aber nicht weiter, als auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse, welche der Mensch als Mensch zu seiner Erhaltung nothwendig haben muß, und welche schon vor der bürgerlichen Gesellschaft bestanden haben: sie erstrecket sich nicht auf Bedürfnisse, welche erst die bürgerl. Gesellschaft erzeugt hat, und welche jeder wieder aufgeben muß, wenn er sie nach den bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft nicht befriedigen kann: Darum wird in der Versorgung der Armen, in soweit selbe dem Staate zur Last fällt, keine Rücksicht auf den ehemahligen Stand des Armen genommen werden können, **weil die Verschiedenheit der Stände eine Erzeugung der bürgerl. Verfassung, und die bürgl. Gesellschaft nur den Menschen zu versorgen schuldig ist.**

Dem Gefühle dieser Pflicht verdanken wir die Errichtung so vieler Armen-Spitäler, und so vieler wohlthätigen Stiftungen, durch welche mehrere tausend Arme ihren nothdürftigen Lebensunterhalt beziehen. Allein un-

gehindert aller dieser Anstalten bleiben noch immer sehr viele Arme zu versorgen übrig.

Um diese Arme zu versorgen, haben nicht allein von jeher unsere allergnädigsten Landesregenten, und die Nation große Beyträge freywillig zur Vertheilung zusammengelegt; sondern es sind auch öffentliche allgemeine Armen-Versorgungsanstalten anbefohlen worden. Nach dem Muster des Armen-Institutes, welches im Jahre 1779 auf den gräfl. Bouquoischen Herrschaften in Böhmen errichtet worden war, wurde auf Befehl **Seiner Majestät** Kaiser **Joseph II.** im Jahre 1783 **das Armen-Institut unter dem Nahmen der Vereinigung aus Liebe des Nächstens** eingeführet: es fehlte nicht an wohlthätigen Menschen, welche dieses schöne Institut mit Beyträgen unterstützten: allein der Erfolg zeigte doch, daß dadurch der Armuth nicht geholfen wäre. Das Armen-Institut ist auf dem Lande an vielen Orten schon wieder in Vergessenheit gerathen. Unsers dermahl allergnädigst regierenden Landesvaters Kaiser **Franz I. Majestät** haben daher im Jahre 1807 eine eigene hohe Hof-Commission zur Regulirung des Armenwesens unter der Benennung: „**Wohlthätigkeits-Hof-Commission**" aufgestellt; deren Bestimmung ist, **die Anzahl der wahren Armen, und die Mittel ihnen zu helfen, zu erheben: jenen, welche arbeiten können und wollen, aber dazu keine Gelegenheit haben, die Gelegenheit zu erleichtern und zu vervielfältigen; jene endlich, welche arbeiten können, aber nicht wollen, in einem Zwangsarbeitshause zur Arbeit zu zwingen.** Diese große Bestimmung schließet alles in sich, was die Versorgung der Armuth, und das Verhindern des Erarmens nothwendig machet. Ungehindert das Zwangsarbeitshaus schon eingerichtet ist; ungehindert sich viele menschenfreundliche Männer gerne unentgeltlich bey Besorgung des Armenwesens verwenden lassen; un-

findet in Paris (Millins litterarische Theegesellschaft ausgenommen) keine deutsche Zeitung.

Es sind schon einzelne glückliche Versuche gemacht worden, den **Indigo** im Lande zu erzeugen. Der Aufenthalt der Fabrikanten auf dem Lande wird sie mit der Landwirthschaft vertraut machen, und ihr eigener Vortheil wird sie leiten den Anbau des **Waides**, und anderer Farbpflanzen, und die Erzeugung des Indigo wiederholt zu versuchen, und zu verbreiten.

Die Einfuhr **fremder Weine** ist zwar ohnehin nur gegen besondern Paß erlaubt: Allein da die ausländischen Weine ganz entbehrlich sind; so wäre es gut gar keine Päße dazu mehr auszugeben. Das Inland bringet schon jetzt die köstlichsten Weine hervor: vielleicht durch eine andere Behandlung können unsere inländischen Weine noch mehr veredelt werden; um sie in kleinerer Menge um höhere Preise an das Ausland absetzen zu können: wer soll aber die Veredlung versuchen, wenn die Vornehmen, die Reichen sich darum nicht bekümmern, so lange sie fremde Weine einführen können? Ist aber dieser Weg ganz versperrt; so müssen jene, welche besonders gute Weine trinken wollen, sich selbst um die Veredlung der Inländischen Weine bewerben.

Ich habe oben berechnet, daß der **Kaffee** jährlich wenigstens 108 Millionen, und der Zucker, welcher zum Kaffeetrinken mit gebraucht wird 72 Millionen; beyde Artikel zusammen also dem Lande 180 Millionen Gulden kosten. Diese Berechnung ist aber sicher zu gering, die Unkosten für Kaffee und Zucker belaufen sich gewiß jährlich an 300 Millionen nach unserm Courrent-Gelde, welche das Ausland dafür aus der österreichischen Monarchie beziehet. Jeden Tag kosten der Kaffee und der Zucker dem Lande beinahe eine Million Gulden, jeder Tag ist daher wichtig, um welchen die Einfuhr desselben früher **verbothen** wird. **Und durch den Verboth Kaffee einzuführen, be-**

schränket sich von selbst der Verbrauch des Zuckers.

Unsere Voreltern wußten nicht, daß es Kaffee auf der Welt gebe, und sie waren edle Menschen voll Kraft und Gesundheit: Noch heut haben die stärksten Menschen, welche das höchste Alter erreichen, keinen Kaffee getrunken: seitdem sich das Kaffeetrinken so sehr ausgebreitet hat, seitdem haben sich die Nervenkrankheiten, Krämpfe, und andere gefährliche Zufälle mitverbreitet. **Der Kaffee nagt an den edelsten Theilen des Menschen, wie er die edelsten Theile des Staates angreift, und in beyden Rücksichten ist es sehr nöthig, die Einfuhr desselben ohne Aufschub zu verbiethen; da es die Privatverhältnisse in so vielen Familien nicht gestatten, denselben aufzugeben, so lange er einzuführen erlaubt ist.**

Um jenen, welche an dieses Getränke schon zu sehr gewohnt sind, nicht auf einmahl alle Hofnung zu benehmen, wäre die Einfuhr des Kaffees nur immer einzelnen Bittstellern gegen besondern Paß unter den nähmlichen Beschränkungen und Belegungen, wie bisher die Einfuhr fremder Weine zu gestatten: Die Schwierigkeit in Ueberkommung desselben wird bald jedermann zwingen, sich auf ein anderes Nahrungsmittel zu gewöhnen.

Blutige verheerende Kriege haben manche Völker geführet, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, oder um ihre Einkünfte zu vermehren. Wenn ganz Europa durch die Waffen erobert werden könnte, so würden daraus für das siegende Volk nach Abzug der Verwaltungskosten, und des Unterhalts der Armeen nicht jährlich 300 Millionen Gulden reine Einkünfte zu hoffen seyn, und wie viel Ströme Blutes und Thränen würden fließen! alles Nationalvermögen müßte geopfert werden, um vielleicht doch nie zum Ziele zu gelangen! Wir können diese einträgliche Eroberung ohne das Schwert zu ziehen, ohne ein anderes Volk in seinen Rechten zu beein-

trächtigen, mithin im Schooße unserer Familien zu Stande bringen, wenn wir uns entschließen ein Getränk aufzugeben, welches unsere Gesundheit untergräbt, **und welches nur eine Lockspeise ist, mit der uns das Ausland immer mehr entkräften, immer mehr von sich abhängig machen will.** Sobald wir diese unwürdigen Fesseln zerbrechen, sogleich werden jene ungeheuren Summen, welche jetzt jährlich für Kaffee und Zucker ins Ausland strömen, und uns immer ärmer machen, sogleich werden diese Summen sich in Segen für das Land verwandeln, und uns bereichern: denn sie werden der inländischen Betriebsamkeit zufließen, und mit der vermehrten Verzehrung der inländischen Producte die Production selbst vermehren. Diese große Ersparniß wird allein schon hinreichen die Handlungsbillanz mit dem Auslande in das Gleichgewicht zu bringen, den Cours der Bancozettel al pari zu setzen. Diese große Ersparniß hindert, daß dem Baume unsers Nationalwohlstandes nicht mehr so viele Nahrungssäfte abgezapft werden, **deren Verlust in Kurzem sein Verdorren herbeyführen muß.** Der Baum unserer Wohlfahrt wird sich schnell wieder erhohlen, er wird sich über alle Völker des östreichischen Kaiserthumes ausbreiten, und bald mit den herrlichsten Früchten prangen: Das Bittere der ersten Versagung ist vergessen, unser Gaum und Magen haben sich wieder an vaterländische Nahrung gewöhnet: die Waarenschwärzer, deren voriges Gewerb nun keine Nahrung mehr findet, haben sich einer nützlichern Beschäftigung gewidmet; das Geschrey so vieler Familien, welche jährlich durch Schwärzereyen unglücklich wurden, steiget nicht mehr zum Himmel um Rache über jene, deren Staatsschädliche Gelüstigkeit ihre Armuth ins Unglück trieb; und unter dem wohlthätigen Schatten unserer Nationalglückseligkeit wollen wir uns zu einem **allgemeinen Bruderfeste** versammeln. Jeder nach seiner Art wollen wir alle nur mit inländischen Erzeugnissen ge-

kleidet erscheinen. Der Deutsche, der Ungar, der Böhme, der Pohle, jedes östreichische Volk bringet seine Producte mit zum **gemeinschaftlichem** Mahle. Jene, welche gebranntes Wasser genießen wollen, werden sich selbes aus Spelz, aus Gerste, aus Eicheln, aus Erdmandeln, oder aus andern Gewächsen bereiten, welche unser Boden reichlich liefern kann. Andere werden nach Art unserer edlen Voreltern ein Stück Kraftgebendes Brod und Fleisch bey einem Glase einheimischen Wein, oder Brandwein unter traulichem Gespräche verzehren; und noch andere werden sich mit andern Früchten und Erzeugnissen sättigen, mit welchen die wohlthätige Natur so gerne unsere Mühe in ihrer Bearbeitung belohnet. Brüderlich umschlingen sich die entferntesten Völker Oestreichs, laut ist ihr Jubelgeschrey, und übertäubet das Rufen der Ausländer, welche außer dem Kreise stehen, und uns vergeblich ihre **Entbehrlichkeiten** anbiethen. Mitten unter uns finden wir unsern gemeinschaftlichen Landesvater, wie er mit seiner ganzen Kaiserfamilie an unserem Feste Theil nimmt; er hebet seine Hände auf, um uns zu segnen, und fühlet den Vorgeschmack des Himmels in dem göttlichen Vergnügen, so viele Millionen Menschen glücklich gemacht zu haben!

Ich habe hier nun noch von jenen Armen zu handeln, denen es an den **unentbehrlichen** Bedürfnissen mangelt, und welche zugleich außer Stande sind, sich die Mittel dazu durch Arbeiten, Dienen, oder auf andere ehrliche erlaubte Art zu erwerben.

Bey manchen ist dieser Mangel nur **zeitlich**, wenn nähmlich aus zufälligen Umständen ein Nahrungsweg gesperrt ist: wenn z. B. irgendwo der Ackerbau, oder ein Zweig der Industrie ins Stocken kömmt, daher nicht mehr die vorige Anzahl Menschen nähren kann. Hier muß dem Dürftigen die zeitliche Nahrung gereichet, aber auch sobald möglich die Hemmung des Erwerbes beseitiget werden: denn nimmt der Verfall der Arbeitsamkeit zu, so

verarmet die ganze Nation; und wenn auch das Uebel nicht gleich so allgemein einreißet, so wird doch der Müssiggang verbreitet: wer sich durch wohlthätige Unterstützung nähren kann, suchet die Arbeit nur selten wieder, sobald er selbe einmahl entwöhnet hat.

Nichts ist dem allgemeinen Wohl schädlicher, als **die Begünstigung des Müßigganges und des Bettelns:** Zu zwey wahrhaft Armen wird sich immer ein Scheinarmer zugesellen, welcher lieber das Mitleid der Mitmenschen erregen, als arbeiten will. Jeder solche Scheinarme bringet die Gesellschaft, welche ohnehin Mangel an Arbeitern hat, um zwey Menschen; um einen guten, welchen sie in ihm verlieret, und in einem bösen, welcher ihr zuwächst: Die Bösen ziehen immer mehr Gesellschaft an sich; sie stiften Ehen, weil sie um die Versorgung ihrer Kinder nicht verlegen sind; sondern selbe noch vielmehr zur Beförderung ihres elenden Gewerbes verwenden; vielleicht verkrüppeln sie ihre Kinder selbst um bessere Werkzeuge zu Erregung des Mitleidens zu haben. **Diese Kinder sind kein Gewinn für den Staat, sie sind eine Last der bürgerlichen Gesellschaft:** von Kindheit auf zum Betteln gewohnt, scheuen sie jede Arbeit, jeden ehrlichen Erwerb und Ordnung; es gibt keine ruchlosere Menschen, als welche von Bettlern gezeugt, und im Bettel auferzogen sind: sie haben keine Religion, wer soll ihnen selbe beybringen, da ihr Aufenthalt überall und nirgends ist? von Kindheit auf werden sie zur Verstellung und zum Betrug gewöhnet; ohne Unterschied des Geschlechtes untereinander lernen sie die Sittlichkeit gar nicht kennen; sie werden meistens Hurer, Ehebrecher, Betrüger, Meineidige, Diebe, Straßenräuber und Mörder, und doch, wie schmerzlich ist es, solche Menschen strafen zu müssen, welche die **geduldeten** Umstände zu dem gemacht haben, was sie sind? wie kann der Staat das Betteln abstellen, wenn keine festen Armen-Versorgungs-Anstalten bestehen, in welchen jeder wahre

Arme

Arme seinen Unterhalt ohne Betteln findet? **wer Noth hat, und nicht betteln darf, muß betrügen, stehlen, rauben und morden: Die Sicherheit des Staates selbst fordert die Versorgung der Armen.**

Die wahrhaft Armen sind meistens aus den arbeitenden Volksklassen, welche ihre gesunden Tage in Arbeiten für die Gesellschaft zugebracht haben: es sind meistens alte Dienstbothen, alte, oder sonst elende Tagwerker ꝛc., denen ihre Arbeiten nur den täglichen Unterhalt einbrachten, die sich daher davon nichts für das Alter, oder Krankheit zurücklegen konnten. Man nährt ja nicht selten einen alten Haushund, ist es denn also nicht auch billig diese verarmten Menschen zu nähren, welche ihre Leibeskräfte zugesetzet haben der bürgerl. Gesellschaft ihre Nahrung und Bequemlichkeit zu verschaffen? und wenn es darunter auch wirklich einige gibt, welche durch ihren vorhergegangenen Lebenswandel selbst schuld an ihrem Unglücke sind; so sind sie jetzt nicht weniger unglücklich, so haben sie jetzt nicht weniger Anspruch auf eine Versorgung: **denn die Versorgung der wahren Armen ist vollkommene Pflicht der bürgerl. Gesellschaft.**

Im Stande der Natur, und bevor die Menschen in einer bürgerl. Gesellschaft vereiniget leben, haben alle **gleiche** Rechte auf die **freiwilligen** Gaben der Erde, welche weder ganz, noch zum Theil einem allein als Eigenthum angehöret: im Stande der Natur geht das **Eigenthumsrecht** nicht weiter als auf jene Naturerzeugnisse, welche jeder bereits zu seiner Nahrung, zu seiner Bekleidung, zu seiner Wohnung sich zugeeignet hat, und **selbst** brauchet; die hängenden Früchte (fructus pendentes) sind noch in Keines Eigenthume. Sobald sich das Menschengeschlecht vermehret, reichen die freywilligen Produkte der Erde nicht mehr zur Ernährung aller hin; wer soll aber auf die Kultur, Mühe verwenden, wenn der kultivirte Boden, oder die Erzeugnisse desselben

sein Eigenthum nicht bleiben? **Mit der bürgerl. Gesellschaft wurde daher das Eigenthumsrecht auch auf Grund und Boden, und auf alle Erzeugnisse desselben erweitert.** Jeder Mensch ist vollkommen verpflichtet und berechtiget, sich selbst zu erhalten; jedem vollkommenen Rechte auf einer Seite ist eine vollkommene Pflicht auf der andern Seite entsprechend: indem daher die bürgerl. Gesellschaft das Eigenthumsrecht erweiterte, übernahm sie zugleich die Pflicht, jene zu versorgen, welche dadurch von ihrem natürlichen Antheile an den Gaben der Natur zu ihrer Erhaltung ausgeschlossen wurden. **Wenn man auch aus andern wichtigen Rücksichten im Staate den Armen kein Zwangsrecht auf ihre Versorgung einräumen konnte; so ist doch die Pflicht der Gesellschaft zur Versorgung derselben nicht minder eine vollkommene Pflicht geblieben.**

Diese Pflicht erstrecket sich aber nicht weiter, als auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse, welche der Mensch als Mensch zu seiner Erhaltung nothwendig haben muß, und welche schon vor der bürgerlichen Gesellschaft bestanden haben: sie erstrecket sich nicht auf Bedürfnisse, welche erst die bürgerl. Gesellschaft erzeugt hat, und welche jeder wieder aufgeben muß, wenn er sie nach den bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft nicht befriedigen kann: Darum wird in der Versorgung der Armen, in soweit selbe dem Staate zur Last fällt, keine Rücksicht auf den ehemahligen Stand des Armen genommen werden können, **weil die Verschiedenheit der Stände eine Erzeugung der bürgerl. Verfassung, und die bürgl. Gesellschaft nur den Menschen zu versorgen schuldig ist.**

Dem Gefühle dieser Pflicht verdanken wir die Errichtung so vieler Armen-Spitäler, und so vieler wohlthätigen Stiftungen, durch welche mehrere tausend Arme ihren nothdürftigen Lebensunterhalt beziehen. Allein un-

gehindert aller dieser Anstalten bleiben noch immer sehr viele Arme zu versorgen übrig.

Um diese Arme zu versorgen, haben nicht allein von jeher unsere allergnädigsten Landesregenten, und die Nation große Beyträge freywillig zur Vertheilung zusammengelegt; sondern es sind auch öffentliche allgemeine Armen-Versorgungsanstalten anbefohlen worden. Nach dem Muster des Armen-Institutes, welches im Jahre 1779 auf den gräfl. Bouquoischen Herrschaften in Böhmen errichtet worden war, wurde auf Befehl **Seiner Majestät** Kaiser **Joseph** II. im Jahre 1783 **das Armen-Institut unter dem Nahmen der Vereinigung aus Liebe des Nächstens** eingeführet: es fehlte nicht an wohlthätigen Menschen, welche dieses schöne Institut mit Beyträgen unterstützten: allein der Erfolg zeigte doch, daß dadurch der Armuth nicht geholfen wäre. Das Armen-Institut ist auf dem Lande an vielen Orten schon wieder in Vergessenheit gerathen. Unsers dermahl allergnädigst regierenden Landesvaters Kaiser **Franz I. Majestät** haben daher im Jahre 1803 eine eigene hohe Hof-Commission zur Regulirung des Armenwesens unter der Benennung: „**Wohlthätigkeits-Hof-Commission**" aufgestellt; deren Bestimmung ist, **die Anzahl der wahren Armen, und die Mittel ihnen zu helfen, zu erheben: jenen, welche arbeiten können und wollen, aber dazu keine Gelegenheit haben, die Gelegenheit zu erleichtern und zu vervielfältigen; jene endlich, welche arbeiten können, aber nicht wollen, in einem Zwangsarbeitshause zur Arbeit zu zwingen.** Diese große Bestimmung schließet alles in sich, was die Versorgung der Armuth, und das Verhindern des Erarmens nothwendig machet. Ungehindert das Zwangsarbeitshaus schon eingerichtet ist; ungehindert sich viele menschenfreundliche Männer gerne unentgeltlich bey Besorgung des Armenwesens verwenden lassen; un-

gehindert **Seine Majestät** und die allerhöchste Familie sowohl als die Staatseinwohner große Beyträge leisten, und ungehindert verschiedene andere gesetzlich bestimmte Beyträge die Vorräthe vermehren: so sind dennoch die Armen nicht versorget; und doch ist bis jetzt das Augenmerk der Wohlthätigkeit nur in den Linien der Hauptstadt eingeschlossen geblieben, ohne sich noch auf das Land auszudehnen. Wo mag die Ursache davon liegen, nachdem ähnliche Anstalten in der Stadt Hamburg den erwünschten Erfolg gehabt haben sollen?

Den edlen Männern, aus welchen die hohe Wohlthätigkeits-Hof-Commission zusammengesetzet ist, jenen Männern, welche sich aus Menschenliebe bey Besorgung der Armen verwenden, kann darüber nichts zur Last gelegt werden: **Aber Armen-Anstalten, welche auf einer Privatherrschaft, oder bey einer einzelnen Stadtgemeinde in einem kleinen Bezirke von den Ortsobrigkeiten mit gutem Erfolge besorget wurden, werden in einem großen Kaiserthume in den Händen der öffentlichen Verwaltung niemahls die nähmlichen guten Früchte bringen:** denn

1. In einer großen Monarchie hat die öffentliche Verwaltung genug zu thun, wenn sie die innere und äußere Sicherheit handhabet; wenn sie den Nationalwohlstand befördert; wenn sie zweckmäßige **allgemeine** Gesetze und Anordnungen machet, und über die Befolgung derselben wachet. Sobald sie sich aber in die Untersuchung und Beurtheilung aller **individuellen** Verhältnisse einer ganzen Volksklasse einläßt; so werden ihre Geschäfte in das Unendliche vermehret, die häuslichen Verhältnisse werden verrücket, und meistens mehr Uebles als Gutes bewirket. Die Bestimmung, wer wahrhaft arm seye, daher die öffentliche Versorgung verdiene, setzet bey **jedem einzelnen** Armen eine besondere Untersuchung voraus: denn ohne Ueberzeugung kann die Versorgung

eines Unwürdigen den übrigen Staatsbewohnern nicht aufgelastet werden, und sobald Unwürdige auf Kosten des Staates versorget werden, so nimmt der Müßiggang überhand, der Armuth wird nicht geholfen, sondern das Erarmen wird befördert: sehr oft werden sich hier Unwürdige einschleichen, und die wahren Armen verdrängen, denn

2. Die Staatsverwaltung kennet die Armen nicht; sie muß selben daher nachforschen lassen: so bald die Frage entstehet, wer arm seye? und sobald man weiß, daß die Armen eine Unterstützung zu hoffen haben; so werden sich viele zu der Anzahl der Armen melden, denen es noch nicht an den unentbehrlichen Bedürfnissen mangelt: Hausnachsuchungen werden die vorgeschützte Armuth bewähren; denn um vor den Augen eines mit den häuslichen Umständen unbekannten öffentlichen Commissairs, oder Armenvaters auf einige Stunden als wahrhaft arm zu erscheinen, wird die Hinterlist immer Mittel finden, in welchen einer dem andern Unterricht gibt. Die Nachforschungen bey den Nachbarn werden eben so fruchtlos bleiben: theils aus übel verstandenem Mitleiden, theils um sich keine Verdrüßlichkeiten zuzuziehen, werden sie nur selten den um Unterstützung Ansuchenden widersprechen, **so lange sie zu dieser Unterstützung nicht selbst Beyträge leisten müssen.** Die Anzahl der Armen wird ungeheuer, wird so groß herauskommen, daß man leicht einsieht, es müssen sich darunter viele Scheinarme befinden: aber welche sind die Scheinarmen? Die Anzahl der Armen wird so groß werden, daß es unmöglich ist, einen Fond zur Versorgung derselben aufzufinden, daß daher schon darum die ganze Anstalt scheitern muß. Nach den letzten Armenbeschreibungen sollen in der Hauptstadt bey 48,000 Arme gefunden worden seyn: Dieß wäre wenigstens der siebente Theil der ganzen Stadtbevölkerung; und offenbar ist es unrichtig, daß der siebente Mensch in der Hauptstadt ein wahrhaft Armer seye, dem

es an den unentbehrlichen Bedürfnissen mangelt. Als unentbehrliche Bedürfnisse sind Nahrung, Wohnung, Kleidung, Beleuchtung und Heitzung vorgeschrieben: wenn man zu Anschaffung dieser Bedürfnisse bey den jetzigen hohen Preisen im Durchschnitte auf eine Person täglich auch nur 12 kr. rechnet; so machet dieses bey 48,000 Personen jährlich eine Summa von 3,504,000 Fl. aus: woher soll diese große Summe eingebracht werden, ohne darüber auch jene arm zu machen, welche jetzt noch Vermögen besitzen? und wie sehr wird die Anzahl der Armen anwachsen, wenn die Armenbeschreibungen auf die nähmliche Art auch in andern Städten, und auf dem Lande vorgenommen werden? Die große Anzahl der Scheinarmen würde zu ihrer Versorgung das Stammvermögen der arbeitenden Volksklassen aufzehren, wir würden in Kurzem eine wohlhabende Nation in ein Volk von wahren Armen, von Bettlern verwandelt sehen.

Der einzelne Menschenfreund kann nach dem edlen Triebe seines guten Herzens die Armen in ihren verborgenen Wohnungen aufsuchen, um über sie seine Wohlthaten nach Verschiedenheit ihres Standes, Alters und Geschlechtes auszubreiten: aber der Staat kann den Armen nicht aufsuchen, weil jener, den die Noth noch nicht zwinget sich selbst zu melden, an den unentbehrlichsten Bedürfnissen noch keinen Mangel leidet, zu seiner Versorgung daher die Pflicht der Gesellschaft noch nicht eingetreten ist, und weil man **bloße Wohlthaten** auf fremdes Vermögen nicht anweisen kann.

3. Was man als unentbehrliches Bedürfniß betrachtet, läßt sich in einem so ausgedehnten Staate in der Hauptstadt, und nach den Bedürfnissen derselben allgemein nicht bestimmen: Der Arme, welcher in der Hauptstadt Nahrung, Wohnung, Kleidung, Licht und Heitzung als die äußersten Bedürfnisse erhält, wird besser daran seyn, als die ansässigen Bauern in manchen Landgegenden. Die Landorte sind nicht selten, in welchen der haus-

sässige Bauer zu seiner **gewöhnlichen** Bekleidung nur ein grobes kurzes Hemde, und eine gleiche Hose tragen kann; in welchen seine Wohnung ein elendes Loch ist, in das mancher Bettler der Hauptstadt nicht einkehren möchte; in welcher er sich mit einem Stück alten trocknen Brodes begnügen, und nach vollendeter Arbeit aus Mangel an Licht und an Holz im Finstern sich in sein Bett legen muß, um sich zu erwärmen: werden auch dort den Armen die nähmlichen Bedürfnisse, wie in der Hauptstadt bestimmt; so hat es mehr Reitz arm, als Haussässig zu seyn. Der Zustand des Haussässigen muß immer noch besser bleiben, als jener des Bettlers, und dieses Verhältniß wird zum Nachtheil des allgemeinen Wohls gestöret, sobald die öffentliche Verwaltung selbst, und von der Hauptstadt aus die Versorgung der Armen auf sich nimmt.

4. So wie der Scheinarme durch seine Zudringlichkeit den wahren Armen nicht selten zurückdrängen wird; so wird dem wahren Armen selten, und in der rechten Zeit geholfen werden. Der Mangel an unentbehrlichen Bedürfnissen ist dringend, wer heut schon Hunger hat, kann nicht erst in 8 Tagen gesättiget werden; und doch läßt es der Gang der öffentlichen Geschäftsführung nicht zu, so plötzlich zu helfen. Nur selten wird daher der Endzweck der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten erreichet werden, **welche doch immer mit Auslagen verbunden sind, deren Betrag das zur Armenversorgung bestimmte Vermögen vermindert.**

Wenn auch die ganze bürgerl. Gesellschaft zur Versorgung der wahren Armen verpflichtet ist; so folget daraus noch nicht, daß die Staatsverwaltung auch die **individuelle Verpflegung** der Armen zu besorgen habe. Diese muß den Obrigkeiten und Gemeinden übertragen werden, und ich glaube, der edle und große Endzweck würde sicherer auf folgende Art erreichet werden:

1. Dort, wo schon Spitäler, oder andere zulängliche Armenanstalten bestehen, ist auf die Erhaltung derselben zu sehen: wo aber

2. keine solche beständige Anstalten bestehen, und dennoch Arme vorhanden sind, dort ist die Versorgung einzuleiten.

Da in den Kirchen manche Zuflüße für die Armen eingehen können, zu welchen auch jene Gemeinden beytragen, die zu andern Herrschaften unterthänig sind; so ist es billig, daß ihre Arme daran mit Theil nehmen: **Jedes Kirchspiel also wird verpflichtet, seine Armen mit jenen Bedürfnissen zu versehen, welche nach Verschiedenheit der Gegend nothwendig sind:** und diese Bedürfnisse sollen im Voraus bey einer Zusammentretung zwischen den obrigkeitlichen Beamten, den Seelsorgern, den Armenvätern, den Richtern und Geschwornen der eingepfarrten Gemeinden festgesetzet werden: und es ist dabey auch für den Fall der Erkrankung die Auslage auf Arzneyen mit in Anschlag zu bringen; da außerdem die medizinische Hülfe von dem nächsten Arzte oder Wundarzte unentgeldlich zu leisten ist. Wenn eine Herrschaft oder eine kleine Stadt einige Kirchen in sich begreifet; so kann die Armenversorgung vereinigt geschehen, weil sie die Angehörigen eines Dominiums betrift.

Wenn mehrere Herrschaften zu einer Pfarrkirche eingepfarret sind; so werden sie eine **gemeinschaftliche Armen-Versorgung** einzuleiten haben: die Oberbeamten aller dieser vereinigten Dominien besorgen gemeinschaftlich die Versorgung, die Rechnungs-Revidirung, und die Einbringung der dazu nöthigen Beträge.

Jeder Arme des Kirchspiels, der sich zu einer Versorgung berechtiget glaubet, meldet sich zuerst bey seinem Ortsrichter, welcher schuldig ist, zwey Ortsgeschworne beyzuziehen, die Umstände des Armen, falls ihm selbe ohnehin nicht genug bekannt sind, sogleich zu untersuchen,

und sich damit mit demselben in Begleitung der beyden Geschwornen zu seinem obrigkeitlichen Amte zu verfügen. In der Amtskanzley werden das Begehren des Armen, und die Erinnerungen des Richters, und der Geschwornen zu Protokoll genommen, und von denselben gefertiget: findet das obrigkeitliche Amt den Armen zur zeitlichen, oder zur beständigen Verpflegung geeignet; so läßt selbes das aufgenommene Protokoll ohne Verzug abschreiben, und giebt hierüber dem Pfarrer, und den Armen-Vätern den schriftlichen Auftrag, den Armen in die Versorgung zu nehmen.

Wird einem Armen, der sich dazu berechtiget glaubet, die Versorgung abgeschlagen, oder wird ihm die zulängliche Verpflegung nicht geleistet, so kann er darüber bei dem Kreisamte, oder Comitate sich beschweren, welche solche Beschwerden sobald als möglich zu erledigen haben: wird einem Armen eine Versorgung zuerkannt, welcher dazu nicht geeignet ist; so hat der Pfarrer mit den Armen-Vätern darüber zuerst dem obrigkeitlichen Amte eine Vorstellung zu übergeben, und wenn hierauf kein Bedacht genommen wird, ihre Beschwerde auch bei dem Kreisamte anzubringen, inzwischen aber dem obrigkeitlichen Auftrage Folge zu leisten, und den Armen zu verpflegen. Diese Fälle von vorkommenden Beschwerden ausgenommen, haben sich die öffentlichen Behörden in das Armenwesen nicht einzumengen.

Jede Gemeinde muß ihren Armen die Wohnung unentgeltlich verschaffen; es brauchen darum keine Spitäler, oder beständige Armenhäuser gebaut zu werden, deren Errichtung und Unterhaltung grosse Kosten veranlasset: in Orten, welche kein Gemeinhaus haben, wird es doch einzelne kleine wohlfeile Wohnungen geben, in welchen Arme einquartirt werden können.

Um aber die Beträge zusammenzubringen, welche die übrige Verpflegung nöthig machet, und welche der ganze Kirchsprengl gemeinschaftlich zu leisten hat; sind die zeitherigen Wege zu den wohlthätigen Herzen der Mitmen-

schen nicht zu vernachlässigen: die Pfarrer haben daher in den Kirchen zu gewissen Zeiten das Mitleid ihrer Glaubensgenossen zu erwecken, und gleich darauf selbst in der Kirche, oder in den Häusern in Begleitung der Armen-Väter eine Geld-Sammlung vorzunehmen: jene Zahlungen, welche an vielen Orten in den Kirchen für die sogenannten **Fürbitten**, nähmlich für die Gebethe geleistet werden, welche gewöhnlich vor, oder nach den Predigten für Kranke etc. begehret werden, würden eine bessere Bestimmung erhalten, wenn man sie den Armen zuwendet, weil es nicht ganz anständig scheinet, daß sich die Priester für ein kurzes Gebeth bezahlen lassen, welches die versammelte Kirchengemeinde abgelegt hat.

Zur Zeit der Erndte, und nach derselben hat der Seelsorger mit den Armen-Vätern unter Begleitung des Ortsrichters in jeder eingepfarrten Gemeinde eine Naturaliensammlung vorzunehmen; jeder mag dabei geben, was er will: diese Sammlungen werden auf dem Lande meistens zureichen, die Armen mit Nahrung und Holz zu versehen, während die eingebrachten Geld-Almosen die übrigen Bedürfnisse berichtigen werden: Was jedoch noch mangelt, müssen die eingepfarrten Gemeinden zusetzen.

In jeder Pfarr werden 2 Armen-Väter von den eingepfarrten Gemeinden gewählet, welche **gemeinschaftlich** mit dem Pfarrer **ganz unentgeltlich** das Armen-Vermögen zu verwalten, und zu verrechnen haben. Diese werden die vorfallenden kleinen Geldvorschüße für die Armen einstweilen leisten können, wenn in der Kassa kein Geld, und auch keine Naturalien vorhanden wären: Zu Ende eines jeden Jahres legen sie dem obrigkeitlichen Amte ihre Rechnung in duplo, in welcher alle Empfänge an Geld, und an Naturalien aufgeführt, und die Ausgaben auf die durch die obrigkeitlichen Anweisungen bestimmte Anzahl der Armen belegt seyn müssen. Zeigt sich aus dieser Rechnung ein Kassaüberschuß, so muß selber jedesmal revidirt, und in der folgenden Rechnung wieder in Empfang einge-

setzet werden: hat aber der Vorrath zur Verpflegung der Armen nicht zugereichet; so wird der Abgang durch eine Ausschreibung von den Gemeinden eingebracht. Dieser Abgang wird auf die Häuser, auf die Gewerbsleute, auf die Fabrikanten, auf alle, welche Dienstbothen haben, mit Rücksicht auf die Anzahl der Dienstbothen und Taglöhner, welche jeder brauchet, vertheilet. Die Anweisung der auf diese Art auf eine ganze Gemeinde ausfallenden Summa mit dem Verzeichnisse der einzelnen Zahlungspflichtigen, und der auf jeden repartirten Beträge wird von dem obrigkeitlichen Amte dem Ortsrichter zugestellt, welcher die einzelnen Beträge einzubringen, an den Pfarrer, und die Armen-Väter abzuführen, und selben auch jedesmal einen Gegenschein über die eigentliche denselben abgeführte Summa auszustellen hat. Diese Gegenscheine müssen in der folgenden Rechnung zum Ausweis des Empfanges beigelegt werden.

Sobald die Rechnungen dem obrigkeitlichen Amte zur Revision vorgelegt worden sind, hat selbes aus allen betreffenden Gemeinden die Richter und 2 Geschworne vorzurufen, mit allen die Rechnungen gemeinschaftlich zu durchgehen, und die Richtigkeit derselben auf die Rechnungen bestättigen zu lassen: Uiber diese Bestättigung hat das Amt den Rechnungslegern ein Absolutorium auszustellen, und ihnen aufzutragen, was sie daraus in der folgenden Rechnung zum neuen Empfang, oder zur Ausgabe zu bringen schuldig und berechtiget sind.

Alle auf das Armenwesen Bezug habenden Amtshandlungen, auch jene der öffentlichen Behörden müssen **unentgeltlich** vorgenommen werden, es sind dabei weder Tafeln, weder Diäten, noch Fuhren aufzurechnen bewilliget. Damit sich aber die Kassaführer, und die sonst dabei einschreitenden Personen zum Nachtheil des Armen-Vermögens nicht einverstehen; so ist jedesmal von dem obrigkeitlichen Amte ein von den Ortsgerichten auf obige Art bestättigtes Rechnungs-Exemplare dem Kreisamte, oder dem

Comitate, und in den Hauptstädten der vorgesetzten Behörde mit Bericht zu übergeben, welche darin nur nachzusehen hat, ob keine ungebührlichen Aufrechnungen geschehen seyen, im Übrigen aber, wenn keine Beschwerde vorgekommen ist, in das Weitere der Armenverpflegung, und der Ersatz-Repartition nicht hineinzugehen hat.

Die nähmliche Armen-Versorgung wird im Wesentlichen auch in den Hauptstädten eingeleitet werden können, nur mit einigen den Local-Verhältnissen angemessenen Abänderungen.

a) Der Magistrat, und die übrigen Grund-Obrigkeiten inner den Linien bestimmen gemeinschaftlich die Bedürfnisse, welche den Armen gereichet werden sollen, und lassen selbe von der Landesstelle bestättigen.

b) Eigentlich machet die Stadt mit allen Vorstädten nur eine Armen-Versorgungsanstalt aus; denn der Verkehr der arbeitenden Klassen geschieht ohne Rücksicht auf die Grundobrigkeit, zu welcher ein Haus gehöret: damit jedoch auf einer Seite die wahren Armen geschwind ihre Versorgung erhalten, und andererseits, damit selbe leichter übersehen werden können; wird diese Anstalt in den Vorstädten nach dem Vorstadtgrund, und in der Stadt nach eigends bestimmten Bezirken abgetheilt. In jedem Stadtbezirke wird eine Commission ernannt, welche aus einem Commissair des Magistrats, aus dem Polizeybezirks-Commissair, aus den Pfarrern des Bezirkes, und aus einigen in dem Bezirke wohnhaften bekannten Männern bestehet. In den Vorstädten ist diese Commission aus einem Commissair der Orts- und Grundobrigkeit, aus dem Polizeybezirks-Commissair, aus den Pfarrern der Gemeinde, und aus dem Grundgerichte zusammengesetzt. Diese Commission wählet den Bezirks-Kassaführer, und die der Bevölkerung angemessene Anzahl von Armen-Vätern; sie giebt denselben die Anweisung zur Versorgung der Armen, und hat von ihnen **monatlich** einen Kassaausweis aufzunehmen, auch die Kassa zu revidiren. Zeiget sich aus diesem

monathlichen Kassa=Abschluße ein **beträchtlicher** Geld-Ueberschuß, so ist selber der Haupt=Aushülfskassa abzuführen: dagegen wenn sich daraus ein Abgang ergibt; so weiset die Commission die nöthige Aushülfe bey der Hauptkassa auch an. Die Commission haftet für die von ihr ernannten Kassiere und Armenväter; und hat von ihnen **jährlich** die Rechnung aufzunehmen: sie selbst ist der Central=Armen=Versorgungs=Stelle untergeordnet.

c) Jeder Arme, der auf eine Versorgung Ansprüche zu haben vermeinet, fordert zuerst ein Zeugniß von dem Hausinhaber, oder Haus=Administrator; oder diese werden zu diesem Ende vor die Commission vorgerufen, vor welcher sie unweigerlich erscheinen müssen. Jeder haftet für sein Armenzeugniß dergestalt, daß wenn es entdeckt würde, daß er dasselbe ohne selbst zuvor Ueberzeugung gesucht zu haben, von sich gegeben hat, er das Geld ersetzen muß, welches der Scheinarme schon bezogen hat: Der Scheinarme aber ist entweder durch Schläge, oder durch Arrest zu züchtigen, und mit Zwang zur Arbeit anzuhalten.

Die Commission suchet sich so geschwind als möglich Ueberzeugung von den Umständen des Armen zu verschaffen; wenn selbe nicht schon dem Polizey=Commissär, dem Pfarrer, oder einem andern Beysitzer bekannt wären: findet selbe ihn zur Versorgung geeignet, so gibt sie dem Kassaführer, und den Armenvätern dazu die Anweisung.

Der Magistrat gemeinschaftlich mit den übrigen Grund-Obrigkeiten inner den Linien bilden eine **Central=Armen=Versorgungsstelle**; sie benennen gemeinschaftlich einen Hauptaushülfskassier und einen Kassakontrolleur, von welchem sie die Rechnung abnehmen und vor der Erledigung durch die Magistratische Buchhalterey revidiren lassen.

Da der Magistrat ohnehin mehrere Kassabeamte hat, so wird diese Kassaführung und Kassakontroll auch einem

aus ihnen zur unentgeldlichen Führung mit übertragen werden können.

Die Central-Armen-Versorgungsstelle hält ein Hauptbuch über alle Armen des ganzen Stadt- und Vorstadt-Umfanges, um zu verhüten, daß nicht etwa ein Armer in 2 Bezirken eine Versorgung erschleiche: jedesmahl, wenn von einer untergeordneten Commission ein Armer aufgenommen worden ist, muß darüber die Anzeige an die Centralstelle ohne Vorzug erstattet werden. An diese Centralstelle sind auch zuerst die Beschwerden zu bringen, welche ein Armer wegen verweigerter Verpflegung, oder die Armenväter wegen einem Unwürdigen gegebenen Versorgungs-Anweisung anzubringen haben, und erst von der Entscheidung dieser Stelle stehet der weitere Beschwerdezug an die Stadthauptmannschaft, und an die Landesstelle offen.

Die Grund- und Bezirks-Commissionen nehmen von ihren Kassaführern und Armenvätern jährlich eine Totalrechnung ab; nachdem sie selbe durchgegangen, und die ihnen aufgefallenen Bedenken berichtigen lassen haben, wird selbe in duplo von der Commission mitgefertiget der Centralstelle vorgelegt, welche jede Partialrechnung durch die Magistratische Buchhalterey revidiren läßt. Die Buchhalterey hat zugleich über den zur Armenversorgung nach Abschluß aller Rechnungen noch abgängigen Geldbetrag Bericht zu erstatten, und die Subrepartition zur Einbringung dieser Beträge auf die verschiedenen Grund-Obrigkeiten zu entwerfen. Bey Entwerfung dieser Subrepartion sind die Hausinhaber, die Gewerbsleute und Fabrikanten, und alle jene, welche Dienstbothen haben, nach dem Verhältnisse der Anzahl ihrer Dienstbothen ins Mitleiden zu ziehen; und können dabey die Personal-Steuerbeschreibungen gute Dienste leisten. Findet die Centralstelle sowohl den Abgang, als die Subrepartition zur Einbringung derselben für richtig; so hat sie das eine Rechnungsexemplare mit dem Buchhalterey-Bericht,

und ihrem Gutachten der Landesstelle zuvor zur Bestättigung vorzulegen: weil in der Hauptstadt auch jene ins Mitleiden gezogen werden, welche sonst der Jurisdiction des Magistrates und der Grundobrigkeiten nicht unterstehen, und auch damit gewiß keine ungebührlichen Aufrechnungen geschehen. Die Mitglieder der Centralstelle, und aller Armen-Commissionen dürfen unter keinem Vorwande von dem Beytrage zu dem Armen-Fonde befreyet werden, damit sie ihr eigener Vortheil zu mehrerer Genauigkeit antreibe.

Die Eintreibung der von der Landesstelle genehmigten Beyträge geschieht so, wie die Eintreibung der übrigen Giebigkeiten. Wenn auch in den Hauptstädten keine Naturalsammlung statt hat; so sind doch die bisherigen Einforderungen der Almosen, und die Benützung der bestehenden Stiftungen und Armenfonde nicht zu vernachläßigen, und zur Armen-Verpflegung **vorzüglich** zu verwenden.

Auf diese Art wird es möglich seyn, mit einer sehr großen Geschäftserleichterung der öffentlichen Verwaltung den wahren Armen ihre Bedürfnisse in der gehörigen Zeit zu verschaffen; die Scheinarmen werden von ihren Gemeinden gekannt, nicht allein keine Verpflegung erhalten; sondern noch dazu mit Vorwürfen, mit Verachtung zurückgewiesen, und dadurch gezwungen werden, sich durch Arbeitsamkeit ihr Brod zu erwerben: Die Anzahl der Armen wird um vieles vermindert seyn, und an vielen Orten auf dem Lande wird es zu manchen Zeiten gar keine Arme zu verpflegen geben. Nun kann das öffentliche Betteln auf den Gassen und Straßen, in den Kirchen und in öffentlichen Häusern abgestellet werden, ohne darum jedoch der Privat-Mildthätigkeit Schranken zu setzen: es werden nur noch reisende Handwerksburschen, andere arme Reisende, die sich ohnehin nirgends lange aufhalten dürfen, und arme Studenten das Mitleid ihrer Mitmenschen auf einige Zeit anzuflehen haben, die man kei-

ner Gemeinde zur Verpflegung zuweisen kann; weil sie keine dazu geeignete Armen sind: Nun kann jeder andere Bettler zur Arbeit angehalten werden, wozu ihn die Noth zwingen wird, wenn ihm das Betteln nichts mehr einbringet, wenn er sich bey allen Gemeinden von der Versorgung ausgeschlossen sieht: wo sie betreten werden, ohne sich über ihre Beschäftigung ausweisen zu können, werden sie verhaftet, und ohne Nachsicht auf dem Schub in ihr Geburtsort zurückgeschicket, wo sie auch mit Zwang von der Obrigkeit zur Arbeit anzuhalten sind.

Eine Frage kann hier auffallen: wo sind jene Arme zu verpflegen, welche an einem andern Orte zum Dienen und zur Arbeit unfähig werden, als in welchem sie geboren sind?

Wenn sie in dem Orte ihres Aufenthaltes sich ansässig gemacht, oder verheurathet haben; so hat sie dieses Ort von dem Tage ihrer Ansässigkeit oder Verheurathung an für den Fall der Verarmung zur Verpflegung übernommen: sind sie nicht ansässig, und haben sich daselbst 10 Jahre aufgehalten; so muß das Kirchspiel, in dem sie gedienet, oder gearbeitet haben, oder wenn in einer Stadt mehrere Kirchspiele sind, in denen sie durch diese 10 Jahre gedienet oder gearbeitet haben, die Stadt insgesammt in einem oder in dem andern Kirchspiele ihre Versorgung auf sich nehmen, weil selbe auch aus ihren Kräften den Nutzen gezogen haben. Sonst aber wird der Verarmte in sein Geburtsort zurückgeschickt.

So lange die meisten Fabriken in den Städten sind, so lange machet dieses die meiste Ungleichheit, weil sie viele Leute von dem Lande an sich ziehen, welche dort eher, als bey den Feldarbeiten zum Erwerbe untauglich werden, und doch aus der Stadt zu der Armen-Verpflegung auf dem Lande keine Beyträge leisten. Auf dem Lande wird sich immer eine Art von Gleichheit erhalten: wenn aus einem Orte auch einige nach anderen Orten in die Arbeit gehen, so ziehen dafür wieder andere zur Ar-

beit

bey dem ersten Orte zu: und hat eine Gemeinde mehr Angehörige, als sie zu beschäftigen im Stande ist; so hat sie schon den Nutzen gehabt, daß selbe sich anderwärts ihre Nahrung erwerben konnten.

Um den Gemeinden den Unterhalt ihrer Armen zu erleichtern, hätte ihnen von den in ihrer Mitte verstorbenen Priestern, und andern Mitgliedern jene Abgabe in ihre Armenkassa, welche jetzt zum allgemeinen Armen-Institute eingezogen werden, zu verbleiben; sie werden sich davon nach und nach einen Fond bilden, den sie mit freywilligen Beyträgen um so lieber vermehren, wenn sie wissen, daß selber unter ihnen und unter ihrer Verwaltung bleibt. Dieser Fond wird die wahre Armuth nähren, und der zeitlichen Geldverlegenheit arbeitsamer Menschen dadurch abhelfen, daß ihnen gegen Verzinsung daraus Vorschüße gemacht werden. Das Geld, welches in den öffentlichen Kassen jetzt ohne wesentlichem Nutzen liegt, wird dann zur Unterstützung des Ackerbaues und der Industrie wirksam seyn, und dadurch dem Staate auf mehreren Seiten Früchte bringen: und der Staat wird sohin nur noch die Invaliden-Soldaten, die fremden Kriegsgefangenen, und solche Arme zu versorgen haben, welche keiner Gemeinde angehören.

Noch eine Frage kann entstehen: Das Armen-Institut besitzet einen großen Fond, welcher zur Versorgung der Armen bestimmt ist: **wie soll dann die Bestimmung dieses Fondes erfüllet werden, wenn jede Gemeinde ihre Armen selbst versorget?**

Die Bestimmung jenes Fondes kann nach meiner Meinung auf diese Art erfüllet werden: Soweit es sich erheben läßt, von welcher Gemeinde die Beyträge zur Zusammenbringung desselben gemacht worden sind, wären sie den Gemeinden zurückzustellen, um dort als **Armen-Versorgungs-Aushülfs-Fond** zu dienen. Unbestimmte Beyträge aber, oder welche durch große Vermächtnisse ausdrücklich dem Allgemeinen Armen-

Institute zugewendet worden sind, sollen einen **Allgemeinen Armen-Versorgungs-Aushülfsfond** ausmachen, aus welchem

1) jenen Gemeinden, deren Arme sich durch Mißwachs, Krankheiten, Kriegsverheerungen oder andere zufällige Umstände zu sehr vermehret haben, und daher die arbeitende Klasse zu sehr beschweren, Aushülfe geleistet wird: und

2) armen Landleuten, armen Gewerbsleuten und Fabrikanten auch gegen eine **billige** Verzinsung, **aber ohne beschwerlicher Sicherstellung** auf ein Zeugniß ihres Kirchspieles Vorschüße zur Betreibung ihrer Wirthschaften, ihrer Gewerbe und Fabriken geleistet werden, um auf diese Art die Anzahl der Armen zu vermindern, und den Wohlstand des Volkes zu gleicher Zeit zu vermehren.

Siebentes Hauptstück.

Von der Feuer-Versicherung (Assecuranz) auf dem Lande.

Durch Feuersbrünste gehen jährlich viele Landleute zu Grunde: Manche abgebrannte Häuser werden aus Unvermögenheit des Eigenthümers nicht mehr aufgebaut, und die dazu gehörigen Grundstücke bleiben ohne Kultur: wenigstens sinkt die Kultur derselben, wie die Armuth des Besitzers zunimmt. Menschen, deren Arbeiten der bürgerl. Gesellschaft bisher nützlich waren, werden wahre Arme, und fallen mit ihrer Ernährung den Mitbürgern zur Last: Noch größer aber ist die Zahl der Scheinarmen und der Müssiggänger, welche aus jeder Feuersbrunst hervorgehen, Jahrelang das Land durchstreichen, das Mitleiden der



Einwohner erschleichen, und so im eigentlichsten Sinne das **nutzbringende** Vermögen der Landleute plündern. Diese Menschen, einmahl an den Müssiggang, und an betrügerische Kniffe gewohnt, kehren nur sehr selten wieder zu einer nützlichen Beschäftigung zurück.

Das Feuer entstehe nun durch Wetterschlag, durch einen andern Zufall, oder durch Unvorsichtigkeit; so werden doch immer die meisten Abbrandler ohne aller ihrer Schuld unglücklich. Es ist Pflicht der bürgerl. Gesellschaft, ihre unschuldigen Mitglieder durch Unglück nicht sinken zu lassen: es ist Pflicht der bürgerl. Gesellschaft, ihren unschuldig unglücklichen Mitgliedern wieder aufzuhelfen, **weil ihr allgemeines Wohl nur aus dem einzelnen Wohle der Mitglieder zusammengesetzet ist.** Das Unglück, welches für eine einzelne Familie, welches für ein einzelnes Dorf unerträglich, unüberwindlich ist, wird unmerklich, wenn es auf die ganze Gesellschaft vertheilt ist.

So lange ein Gewitter fürchterlich über unsere Wohnungen dahinrollt, und bald da, bald dort Feuer anzündet; so lange das Feuer noch bey dem Nachbar brennet; und so lange man noch nicht weiß, wen das Unglück treffen wird: so lange würde selbst der Geitzigste bereit seyn, ausgiebige Beyträge zur Unterstützung der Abgebrannten zu leisten, wenn er sich dafür die Gewißheit verschaffen kann, daß das Unglück ihn nicht auch treffe. Die Mächtigen der Erde sollen diese Empfindungen der Angst bey kaltem Blute benützen, alle ihre Unterthanen auf gleiche Art vor dem Unglücke des Feuers zu verwahren; den Verunglückten durch jene wieder aufhelfen zu lassen, welche das nähmliche Unglück auch treffen konnte.

Bis jetzt werden nach einem Brande für die Verunglückten durch die Obrigkeiten Sammlungen veranstaltet; es wird den Abbrandlern selbst erlaubt milde Beyträge zu suchen; und an ihren jährlichen Landesgiebigkei-

ten wird ihnen ein Nachlaß zugestanden. Dadurch aber ist noch wenigen Verunglückten geholfen worden.

Was die Verunglückten selbst erbetteln, verzehren sie wieder auf der Reise: die ihnen gereichten Allmosen fallen um so geringer aus, weil man weiß, daß ein Theil solcher Bettler nur ihre Verunglückung geheuchelt habe, und weil man darum auch die wahrhaft Armen für Heuchler zu halten geneigt wird.

Wie wenig durch öffentliche Sammlungen eingebracht werde, lehret die tägliche Erfahrung: Von den eingesammelten Beträgen sind sicher noch wenig abgebrannte Häuser wieder aufgebaut worden. Die Armen können nicht viel geben, und der reiche Geitzhals kömmt dabey ganz ohne Beytrag durch.

Wer kein Vermögen mehr hat, ist zu Bezahlung der Landesanlagen nicht mehr verpflichtet: Der Nachlaß an einer Giebigkeit, die der Schuldner ohnehin zu bezahlen außer Stande ist, kann als eine Aushülfe nicht angesehen werden. Um nicht für immer eine Anzahl steuerbarer Unterthanen zu verlieren, sind kräftigere Aushülfen nöthig, welche man als ein auf sehr hohe Zinsen angelegtes Capital ansehen kann.

Durch eine Feuer-Versicherungs-Anstalt (Feuer-Assecuranz), mittelst welcher jedem durch Feuer Verunglückten der Feuerschaden ersetzet wird, würden viele unglückliche Familien gerettet, und in manchen Gegenden der Untergang der Kultur verhindert werden.

In England bestehen **Feuer-Assecuranz-Gesellschaften**, bey welchen jeder nach Belieben sein unbewegliches und bewegliches Vermögen in einem ebenfalls beliebigen Schätzungspreise versichern lassen kann: Nach Maßgabe des eingelegten Schätzungspreises zahlt der Assecurirte der Gesellschaft jährlich einen bestimmten Geldbetrag, und im Falle der Verunglückung durch Feuer wird

ihm von der Gesellschaft der eingelegte Schätzungsbetrag seines Vermögens vergütet.

Solche Gesellschaften werden bey uns noch sobald nicht zu Stande kommen; sie sind nach unsern Gesetzen unzuläßig, und dem Endzwecke nicht entsprechend. Denn

1. Bey uns gibt es noch viele andere, weniger vom Zufalle abhängige Erwerbszweige, welche aus Mangel an reichen Unternehmern nicht gehörig benützet sind: Man kann daher nicht hoffen, daß sich freywillig eine mit dem zureichenden grossen Fonde versehene Privatgesellschaft zur Versicherung des Feuerschadens finden werde.

Und wenn wirklich eine solche Gesellschaft vorhanden wäre; so werden sich sicher nur sehr wenige Landleute finden, welche ihr Vermögen gegen eine jährliche Abgabe freywillig versichern lassen: so lange das Ort nicht brennet; so lange brauchet es viele Mühe die Einwohner zu überreden, daß sie in Feuersgefahr schweben, zu deren Abwendung sie einigen Aufwand machen sollen; und aus eigener Erfahrung weiß ich es, wie beynahe unmöglich es ist, durch bloße Ueberredung ohne Befehl eine Gemeinde zu vermögen, sich verschiedene Feuerlösch-Requisiten anzuschaffen, wenn in dieser Gemeinde seit Menschengedenken kein verheerendes Feuer gewesen ist. Und wenn wirklich bald nach einem grossen Brande eine Gemeinde der Assecuranz-Gesellschaft beytritt: so wird ihr die jährliche Abgabe in wenigen Jahren lästig seyn, und sie zum Austritt aus der Gesellschaft veranlassen.

2. Bey uns sind die Glücksspiele durch die Gesetze verbothen. Glücksspiele sind, wo der Zufall ohne Mitwirkung des Spielenden den Gewinn und den Verlust bestimmet. Da nun das Feuer für die Assecurirer und für die Assecurirten ein bloßer Zufall ist, welcher ihren Gewinn oder Verlust bestimmet: so hat die Assecurirungs-Gesellschaft ein bloßes Glücksspiel zum Endzweck, und ist daher gegen unsere Gesetze: Auch ist

3. Der Gegenstand der Feuer-Versicherung zu

wichtig, um denselben auf ein bloßes Spiel zu setzen. Mit dem Vermögen, mit dem Schicksale der Staatseinwohner kann der Staat kein Spiel gestatten. Gewinnt die Assecuranz-Gesellschaft; so verlieret die Nation dabey; das active Capital, dessen Benützung der Nation den Unterhalt, die Bequemlichkeiten liefert, und ihren Wohlstand begründet, wird mehr als es nöthig war, vermindert: verlieret die Gesellschaft; so muß sie zu Grunde gehen, die seither eingehobenen Beträge sind abermahls ein Verlust für die Nation; gerade in dem Augenblicke, in welchem sich die gute Wirkung der Assecuranz zeigen soll, ist selbe nicht mehr, und ihr Endzweck wird ganz verfehlt.

Nach unserer Landesverfassung haben wir nähere ausgiebigere Mittel, welche dem Unglücklichen aufhelfen können, ohne die übrigen Staatseinwohner mehr, als es nöthig ist, zu belasten: ich glaube dieselben in folgenden Einrichtungen zu finden:

1. Die Feuer-Versicherung wird als eine **öffentliche** Anstalt erkläret, und jeder Staatseinwohner nach Masgabe seines **steuerbaren** Vermögens verbindlich gemacht, dazu beyzutragen.

2. Das ganze Kaiserthum ist in Provinzen, und diese wieder in Kreise und Comitate untergetheilet. Auf die nähmliche Art soll die Feuer-Versicherung abgetheilt seyn, damit selbe Bezirksweise leichter übersehen werden, und geschwinder wirken kann; weil die Wirthschaftsgebäude in einer und der nähmlichen Provinz im Werthe einander mehr gleichkommen; und weil die Einwohner in diesem näheren Umfange einander auch lieber wieder aufhelfen werden.

3. Nach jeder Feuersbrunst wird der Schaden durch unpartheyische sachkündige Männer unter der Aufsicht des Kreisamtes, oder des Comitates **ohne Vorzug** auf die nähmliche Art erhoben, wie bis jetzt die Feuerbeschädi-

gungen erhoben wurden: Dabey ist zur Richtschnur zu nehmen, daß

a) es dabey darauf nicht ankomme, ob der Abgebrannte Obrigkeit oder Unterthan, arm oder reich seye: denn da die Obrigkeiten und die Reichen zu Beyträgen verpflichtet sind, so haben sie auch gleichen Anspruch auf Entschädigungen.

b) In die Schadenserhebung kömmt nur der Werth der abgebrannten landwirthschaftlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, und zwar nach dem Betrage, um welchen selbe nach Verschiedenheit der Lokalität bey der unentgeldlichen Mitwirkung des Eigenthümers wieder hergestellet werden können; da der Endzweck der ganzen Anstalt ist, daß die abgebrannten Gebäude baldigst wieder aufgebauet werden, um die Landeskultur nicht zurückzuhalten. Was dem Eigenthümer an Vieh, an Futtervorräthen, an Wirthschaftseinrichtung, oder an anderem beweglichen Vermögen mit verbrannt ist, wird ihm nicht ersetzet. Theils unterliegt die Erhebung des Werthes verbrannter, daher nicht mehr vorhandener Effecten, und des Viehes zu vielen Anständen, und Betrügereyen können zu sehr einschleichen; theils können selbe durch die Anstrengung der Eigenthümer auch während dem Feuer gerettet werden: die Besitzer haben darin noch immer Grund genug Acht zu geben, daß aus Unvorsichtigkeit kein Feuer ausbreche; besonders da jener, welcher überwiesen wird, daß er an dem Feuer Schuld seye, von aller Entschädigung auch in Hinsicht seiner Realitäten ausgeschlossen ist: und wenn nur einmahl die Gebäude wieder stehen; so wird die Wirthschaft nicht mehr verlassen werden, die Besitzer erhalten in den neuen Gebäuden selbst einen Fond, sich durch Darlehen die nöthigen Gelder zum gleichen Ankauf der unentbehrlichsten Wirthschaftseinrichtung zu verschaffen.

c) Die Schadenserhebungen geschehen von Haus zu Haus, daher specifisch bey jedem einzelnen Besitzer auf

dem abgebrannten Orte selbst. Die Erhebungs-Commission hat dabey zugleich zu erheben, wie die neuen Gebäude auf die mindest-kostspielige Art mit mehr Sicherheit vor künftigem Feuer und angemessener für die Gesundheit der Menschen und der Hausthiere gebaut werden könnten.

4. Das Kreisamt oder das Comitat wird verpflichtet, längstens binnen 3 Tagen, nachdem ihm die Schaden-Erhebungs-Akten zugekommen sind, dieselben mit gutächtlichem Berichte der vorgesetzten Landesstelle zu überreichen.

5. Die Landesstelle hat diesen Bericht des Comitates oder des Kreisamtes in der nächsten Sitzung, oder wenn diese zu entfernt wäre, auch in einer außerordentlichen Sitzung zu erledigen, und diese Erledigung sogleich an das Kreisamt, oder an das Comitat ausfertigen zu lassen. Findet die Landesstelle die Schadenserhebung mangelhaft; so ist das Mangelnde vorläufig nachzutragen, außer es wäre ein bloßer Förmlichkeits-Abgang, durch welchen das wichtige Geschäft nicht aufgehalten werden soll: war aber die Erhebung vollständig; so hat die Landesstelle ohne weitere Anfrage bey der Hofstelle den erhobenen Schadensbetrag zu genehmigen. Diese Genehmigung ist mit Benennung jedes einzelnen Verunglückten, und mit Ausdrückung des ihm zuerkannten Entschädigungsbetrages dem Kreisamte oder Comitate zuzufertigen, welches sonach jedem Verunglückten mittelst seiner Obrigkeit ein mit dem Comitats- oder Kreissiegel versehenes Decret zufertiget, in welchem ihm der Betrag seiner Entschädigung zu wissen gemacht wird. Zu gleicher Zeit erläßt die Landesstelle mit Beylegung der Schadenerhebungs-Akten eine Präsidial-Nota an jene Stelle, unter welcher die öffentliche Kasse, und die dieselbe controllirende Buchhalterey stehet, aus der die Brandschadens-Vergütung geleistet werden soll; damit der Auszahlungs-Auftrag an die Kassa erlassen werde; und erstattet

über das, was geschehen ist, an ihre vorgesetzte Hofstelle Bericht.

6. Alle Amtshandlungen und Einschreitungen geschehen **unentgeldlich**, und sind von dem Gebrauche des Stempels befreyet; denn sie geschehen zum allgemeinen Besten, sie sind Amtshandlungen in Wohlthätigkeitssachen, in der Armen-Versorgung: eben so muß die Einbringung der Entschädigungsbeträge mit gar keinen Kostenaufrechnungen verbunden seyn.

7. Nach Ausgang jedes Jahres hat die Buchhalterey den Auszug, wieviel das Jahr hindurch, an welches Ort, und an welchen Hausbesitzer Entschädigungen ausbezahlt, oder einstweilen bewilliget worden sind, zu verfassen, und seiner vorgesetzten Stelle zu überreichen, welche nicht allein die Einbringung des Gesammtbetrages einzuleiten; sondern auch diesen Auszug mittelst den öffentlichen Zeitungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen hat. Diese Kundmachung setzet gewissermaßen die ganze Nation zur Controlle, daß ihr an Entschädigungsbeträgen zur Einzahlung nicht mehr aufgerechnet werde, als wirklich ausgegeben worden ist.

8. Die Einbringung der Entschädigungsgelder geschieht auf dem Wege der gewöhnlichen Landsteuereinhebung: der Gesammt-Brandschadensbetrag einer Provinz wird auf den Steuergulden der nähmlichen Provinz vertheilt, und dann zugleich mit der öffentlichen Steuer eingehoben. Da jedoch in Ungarn die Stände keine beständigen Steuern bezahlen; so würden sie sich entweder auf andere Art zu einem verhältnißmäßigen Beytrage einlassen müssen, oder sie hätten im Falle einer Verunglückung durch Feuer auf eine Entschädigung keinen Anspruch.

9. Die Verunglückten können mit dem Wiederaufbau ihrer Gebäude nicht warten, bis der Schadensbetrag im folgenden Jahre erst eingebracht wird; sie müssen sobald als möglich wieder aufbauen. Auf der andern Seite aber kann die Nation Sicherheit fordern, daß ihre Bey-

träge nur zum Wiederaufbau verwendet werden: Um diese beyden Endzwecke zu erreichen, hätte

a) die betreffende Cassa jedem einzelnen Verunglückten auf das ihm von dem Kreisamte auf obbesagte Art zugefertigte Entschädigungs-Decret auf sein Begehren die Zahlung zu leisten, somit den Betrag einstweilen vorzuschießen; Diesen Betrag aber

b) wenn der Bau noch nicht geführet ist, nur zu Handen der Obrigkeit auszufolgen, welche dann darauf zu sehen hat, daß das Geld nur auf den Wiederaufbau der Gebäude verwendet werde. Deßwegen kann

c) auf diese Gelder, so lange die Gebäude nicht wieder hergestellet sind, wider den Abbrandler von seinen Gläubigern kein Verboth und keine Execution geführet, auch seiner Konkursmassa kein Recht darauf eingeräumet werden: und wenn

d) der Abbrandler seine Brandstatt inzwischen verkaufet; so kann der Brandschadensbetrag nicht mehr dem Verkäufer, sondern dem dermahligen Besitzer zukommen.

Die Handwerker, welche keine Häuser haben, und doch öffentliche Steuern bezahlen müssen, werden hier zu Beyträgen mitverhalten, und dennoch haben sie keinen Anspruch auf Entschädigung, wenn ihnen wirklich ihre Effecten mitverbrännt wären: Dieses scheinet wenigstens unbillig zu seyn.

Allein die gewöhnlichen Steuerbeyträge der Handwerksleute auf dem Lande sind nur gering, folglich werden auch ihre Brandsteuerbeyträge nur gering seyn: ihre Effecten können sie meistens aus dem Brande retten: und wenn ein abgebranntes Ort nicht wieder aufgebaut würde; so wäre ihr Nahrungserwerb, welchen sie bisher von den Einwohnern bezogen haben, ganz dahin.

Durch eine solche Einrichtung würde dem unschuldig Verunglückten zum allgemeinen Wohl wieder aufgeholfen, ohne daß die Nation einen Kreutzer mehr aufwenden darf, als gerade nothwendig ist, dem Unglücke ab-

zuhelfen: Die zeitliche Glückseligkeit jedes einzelnen Hausbesitzers erhält einen Zuwachs in dem Gedanken, daß ihn ein Brand nicht ganz an den Bettelstab bringen könne: bei dem Ausbruch eines Feuers ist der Schrecken geringer, welcher jetzt nicht selten die Einwohner eines brennenden Ortes hindert dem Verheeren der Flamme Schranken zu setzen: und der Beistand benachbarter Orte wird kräftiger seyn, weil jeder zu Entschädigungsbeiträgen Verpflichteter sein eigenes Gut mitbrennen sieht. Ich als Güterbesitzer würde selbst beträchtliche Beiträge zu leisten haben, und doch würde ich mich gerne an eine so wohlthätige Anstalt anschließen. Sicher werden die meisten meiner Mitbürger die nähmlichen Gesinnungen hegen: **denn indem wir den durch Feuer Verunglückten wieder aufhelfen, legen wir unsere Beiträge bei jenen an, welche uns eben so hülfreich die Hand biethen müssen, wenn uns ein ähnliches Unglück beträfe.**

Achtes Hauptstück.

Ueber den Gesundheitszustand der Landleute.

Die Arbeiten der Landwirthschaft fordern die Kräfte gesunder Menschen: Der Gesundheitszustand der Landleute ist daher wichtig für die Landeskultur.

In den Hauptstädten ist die Anzahl der Aerzte groß: Manche aus ihnen kämpfen mit Nahrungssorgen, weil sie nur selten zu einem vermöglichen Kranken gerufen werden. Gerne würden diese Männer auf dem Lande sich ansässig machen, wenn ihr Unterhalt daselbst nur einigermassen gesichert wäre.

Auf dem Lande sterben Tausende unter den Händen der Unwissenheit, oder als Opfer der Vorurtheile:

Die Aerzte, welche das Landvolk in seinen Krankhei-

ten am meisten zu Rath ziehet, sind Viehhirten, Abdecker (Schinder) alte Weiber und Bader (Wundärzte, Chyrurgen) deren manche nicht mehr gute Kenntnisse als die ersteren besitzen: mehrere aus ihnen haben einige Universal-Mittel, die sie ohne Unterschied in allen Krankheiten, in Entzündungen, wie in Entkräftungen anwenden, und welche daher sehr oft den Tod herbeiführen müssen.

Die meisten Land-Hebammen (Wehmütter) wissen sich nicht zu helfen, sobald die Geburt nur einigermassen ungewöhnlich sich ankündiget. Niemand ist in der Nähe, bei dem sie sich sicheren Raths erhohlen, oder welchen man mit Zutrauen zur Geburtshülfe herbeirufen könnte. Solche Fälle sind auf dem Lande um so häufiger, weil die schwangeren Weiber wie die gesunden alle Wirthschafts-Arbeiten bis auf die letzte Stunde verrichten müssen. Nicht selten kosten solche Entbindungen der Mutter, und dem Kinde, oder doch einem aus ihnen das Leben, welches ihnen sonst leicht hätte erhalten werden können; oder sie werden doch geschwächt und krüpelhaft gemacht. Viele Kinder werden in der Geburt umgebracht, oder als Tod unberührt liegen gelassen, weil Niemand da ist, welcher das Leben von dem Tode zu unterscheiden weis; welcher es verstehet, dem Scheintodten Kinde das Leben einzublasen. Die Menschheit schreyet laut den leidenden und seufzenden Müttern die Stunde ihrer Entbindung, in welcher sie der bürgerl. Gesellschaft einen arbeitsamen, daher nützlichen Menschen geben, durch den Gedanken an Hülfe zu versüssen, und zu erleichtern.

Jedermann muß mit Dank erkennen, daß die öffentliche Verwaltung durch die Anstellung der Kreisärzte, und durch die Einrichtung, daß jede Hebamme sich einem Unterrichte, und einer Prüfung unterziehen müsse, für die Gesundheit des Landvolkes gesorget habe: Allein diese Einrichtungen erreichen den erwünschten Endzweck nicht.

In wenigen Wochen kann man den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Theile,

und alle bisher bekannte Zufälle bei Schwangerschaften, Geburten, und nach der Entbindung nicht kennen, und behandeln lernen: Dieses Studium beschäftiget die Aerzte durch mehrere Jahre; wie können denn Landweiber, die von Kindheit auf nur zu schweren Arbeiten, nicht aber zum Denken angehalten wurden, in so kurzer Zeit in diesen Wissenschaften hinlängliche Kenntnisse und Geschicklichkeit erlangen?

Die Kreisärzte sind in den Kreisstädten, und in einigen anderen Städten der Kreise ansässig: wenn sie wirklich für ihre Bemühungen gar keine Bezahlung forderten; so ist doch die Fuhr schon zu kostspielig, mit welcher sie aus der Ferne geholt, und wieder dahin gebracht werden müssen. Die Hin- und Herreise fordert zu viele Zeit, in welcher nicht selten die Hülfe zu spät wird: und wenn der Kreisarzt heut nach einem Orte fährt; so ist er wenigstens diesen Tag für alle andere Kranke seines grossen Bezirkes nicht mehr zu haben. Geht ein Gesunder zu dem Arzte um dort Heilmittel für den Kranken abzuhohlen; so weis er sich nicht hinlänglich zu erklären, die Symptomen verschieden gearteter Krankheiten haben oft viele Aehnlichkeit, welche der gemeine Mann nicht beurtheilen kann: Auf falsche Berichte werden falsche Hülfsmittel angeordnet, selten wird dem Kranken geholfen, und die Aerzte sind auf diese Art nicht im Stande die Vorurtheile der Landleute wider die ärztliche Hülfe zu zerstören, und durch den glücklichen Erfolg ihrer Heilart sich das Zutrauen der Menschen zu erwerben.

Der Landmann sieht den Arzt gewöhnlich als einen Vorbothen des Todes an, und bei den erst auseinandergesetzten Umständen ist er auch gewöhnlich der Vorbothe des Todes, dem jeder so lang als möglich auszuweichen suchet. Es ist auf dem Lande zum Sprichwort geworden „**das, was sterben soll, stirbt, wenn auch Hülfe herbeigerufen wird; was leben soll, lebt, wenn auch gar keine Mittel angewendet werden.**“

Man würde sich aber irren zu glauben, daß dieses

Sprichwort von einem innigen Vertrauen auf die göttliche Vorsehung herrühre: Meistens ist es nur die Larve, in welche sich der Geldgeitz gestecket hat. Ohne Arzt zu seyn, habe ich doch aus dem Umgange mit gelehrten Aerzten einige wenige Kenntnisse über die gewöhnlichsten Krankheiten zu erwerben getrachtet, um damit den leidenden Landleuten beistehen zu können. Manchen Kranken habe ich damit gerettet, indem ich ihm abgerathen, die von entfernten Aerzten, oder von nahen Badern angeordneten Mittel zu gebrauchen, und ihn blos auf eine zweckmässige Diät und Verhalten beschränkte um die Natur in ihrem Wirken nicht zu hindern: Manchen habe ich durch Arzneyen geheilet, die ich jedoch nie ohne Vorsicht anwende. So lange ich die Medizinen auf meine Kosten beischaffe, und noch dazu den Kranken die zuträglichen Speisen auf meine Kosten bereiten lasse um sie von einer schädlichen Diät abzuhalten; so lange befolgen sie und ihre Angehörigen genau meine Anordnungen: sobald ich aber in Krankheiten, die ich nicht kenne, anrathe, einen Arzt rufen zu lassen, sobald ich zu Heilmitteln rathe, welche ich nicht selbst im Vorrathe habe, und die sich die Vermöglicheren leicht ankaufen können; so bleiben alle meine Rathschläge gewiß unbefolgt: Also ist es nur der Geldeigennutz, welcher manchem Vorurtheile das Daseyn gegeben hat.

Der Kranke, welcher die Schmerzen fühlet, würde zuweilen wohl gerne einen Arzt um sich haben; allein er selbst kann ihn nicht rufen, und seine Angehörigen warten entweder schon auf seinen Tod um das Vermögen zu theilen, oder sie wollen selbes auch unter Lebenden nicht vermindern: sie rufen darum keinen Arzt herbei; oder gebrauchen doch die von demselben angeordneten Mittel nicht, um das Geld zu ersparen: sie wenden bloß die sogenannten Hausmittel an, welche nichts kosten, und die oft nur darum schaden, weil sie im Übermaße gebraucht werden.

Wider den Todschlag auf den öffentlichen Strassen ist gesorgt: hundertmal mehr Menschen sterben als Opfer der

Unwissenheit in ihrem Krankenbette, daher durch heimlichen Mord. Das Wohl des Staates fordert es, diese Mordthaten eben so sorgfältig zu hindern, wie den Mord, und den Todschlag durch Strassenräuber.

Ich glaube folgende Einrichtungen würden den gewünschten Endzweck nicht verfehlen:

1. In jeder Stadt oder Markte, auf jeder Herrschaft, bei welcher ein Seelsorger befindlich ist, soll ein Arzt angestellet werden: damit auch für den Körper gesorget werde.

Diesem Arzte ist die freye Wohnung, und ein angemessenes Deputat an Naturalien zu verschaffen. Wieviel einem Arzte zu seinem Unterhalt abzureichen seye, kömmt auf die Vermögensumstände der Gegendbewohner, auf ihre Anzahl, und auf die Größe des Bezirkes an, welcher einem Arzte zugewiesen wird. Die Obrigkeiten haben darüber nach Einvernehmung der Ortsrichter mit dem Arzte jedesmal sich ins Einvernehmen zu setzen.

Die nöthigen Gelder und Naturalien müssen von den Bezirks-Mitgliedern zusammengetragen werden. Dazu haben beizutragen; die Obrigkeiten und ihre Beamte, die Seelsorger, und jedes Rusticalhaus nach dem Verhältnisse der Klasse, zu welcher selbes als Ganz- Halb- Viertl-Haus, oder als Kleinhäusler gehöret: Die Inleute, welche bloß vom Taglohne leben, daher im Grunde wie Dienstleute der Hausbesitzer zu betrachten sind, haben keinen Beitrag zu leisten. Wo die Gemeinden arm sind, dort könnte aus dem Kirchenvermögen, oder durch den Staat aus dem Armen- oder Religionsfonde die Aushülfe geschaft werden. Um den Gemeindgliedern diese Beiträge zu erleichtern, sind dieselben meistens in solchen Naturalien zu bestimmen, welche von ihnen selbst gebauet werden. Die Obrigkeiten besorgen durch die Ortsgerichte die Einhebung der Beiträge, und geben dieselben den Aerzten ab, welche wohl meistens in der Nähe der Obrigkeitlichen Schlößer wohnen würden.

Diese Aerzte sind dafür schuldig in ihrem Bezirke je-

dermann **unentgeldlich** die ärztliche Hülfe zu leisten; wo die Ortschaften nicht zu weit entfernt liegen, müssen sie, schlechte Witterung ausgenommen, zu Fuß die Kranken besuchen; und nur für die abgereichten Medizinen dürfen sie eine Zahlung verlangen, obschon es ihnen auch unverwehrt ist, von den vermöglicheren Kranken ein **ungefordertes** freywilliges Geschenk für ihre Bemühung anzunehmen.

Da nun der Landmann den Arzt mitzahlen muß, er mag sich seiner Hülfe gebrauchen oder nicht; so wird ihn der nähmliche Eigennutz, welcher ihn jetzt abhält den Arzt zu rufen, sohin antreiben, denselben bald um Rath zu fragen: und der Arzt wird dadurch, daß der Landmann ihm doch die Arzneymittel bezahlen muß, vor unnöthiger Bemühung gesichert seyn. Um

2. noch mehr gewiß zu seyn, daß ein Arzt zeitlich zu dem Kranken gerufen werde; so ist jeder Familien-Vater, und wenn er selbst erkranket ist, jene Person, welche statt seiner indessen das Hauswesen führet, zu strafen, wenn jemand stirbt, ohne daß ein Arzt herbeigerufen worden war, außer der Tod wäre plötzlich und ohne vorhergegangene Krankheit erfolget. Die Bezirksärzte, sobald sie von einem Kranken hören, sollen selbst **ungerufen** zu ihm gehen: Die Seelsorger sind zu verpflichten, daß sie, wenn sie zu Kranken gerufen werden, nachfragen, ob schon ein Arzt da war; im Falle noch keiner da war, haben sie darauf zu dringen, daß es gleich geschehe, indem sie den Leuten die Pflicht den Körper zu erhalten, als eine Gewissenspflicht ans Herz legen: bei dem folgenden Krankenbesuche haben sie sich zu überzeugen, ob ihre Ermahnung befolgt seye, widrigens sollen sie ohne Verzug bei der Obrigkeit die Anzeige machen.

3. Armen, welchen über ihre Armuth die Obrigkeit, oder der Seelsorger das Zeugniß giebt, hat der Bezirksarzt die inländischen wohlfeilen Arzneymittel **unentgeldlich** abzureichen. Muß er China, oder andere theuere Medizinen anwenden; so hat er das Verzeichniß davon der

Obrig-

Obrigkeit zu überreichen, welche den Betrag von den Bezirks-Mitgliedern nach dem Verhältnisse, in welchem sie zu dem Unterhalte des Arztes beitragen, einzubringen hat.

4. Die Schamhaftigkeit hält manche Gebährende ab einen männlichen Geburtshelfer rufen zu lassen: für geschickte Hebammen wäre daher auch zu sorgen. Am tauglichsten hiezu würden die Ehegattinnen der Aerzte seyn, welche sich bei ihren Männern am öftesten Raths erhohlen könnten. **Der Beistand, welcher der leidenden Menschheit geleistet wird, ist unter jeder Benennung ehrenvoll, und die Beschäftigung, welcher sich der Gemahl ergeben hat, kann für die Ehegattin nicht schimpflich seyn:** Man könnte diese geschickteren Hebammen auch zur Unterscheidung **Oberhebammen** nennen, besonders da durch sie die zeitherigen Dorfhebammen nicht ausgeschlossen werden.

5. Der Bezirksarzt muß jeden Kranken seines Bezirkes behandeln, von dem er gerufen wird. Die Bezirkseinwohner aber sind nicht schuldig den Bezirksarzt rufen zu lassen; es stehet ihnen frey auch einen andern Arzt zu Rath zu ziehen, auf welchen sie ein grösseres Zutrauen setzen. Die Aerzte würden dadurch gezwungen seyn sich durch gute Verwendung das Zutrauen der Kranken zu erwerben, und die thätigeren, und geschickteren Aerzte erhalten ein Mittel sich auszuzeichnen. Damit

6. die Bezirksärzte sich nicht der Bequemlichkeit ergeben, und ihre Kranke, von denen sie nicht jedesmal besonders bezahlet werden, nicht nachläßig behandeln; so ist ihre Anstellung nicht lebenslänglich: sie dauert nur so lange, als sie das Zutrauen der Obrigkeiten und Gemeinden erhalten können. Um sie noch mehr zu zwingen über die jedesmahlige Art der Krankheit nachzudenken, daher methodische Todschläge möglichst zu verhindern, und zugleich das Publikum vor Uiberhaltungen in dem Preise der Arzneyen, welche sie aus Mangel an Landapotheken selbst führen, zu schützen; soll jeder Bezirksarzt verpflichtet werden,

bei jedem Kranken gleich bei dem ersten Besuche die Art der Krankheit, an welcher er selben behandelt, und die Symptomen, an denen er sie erkannte, schriftlich niederzulegen. Vor der Wiedergenesung des Kranken darf ihm dieses sein Gutachten nicht mehr zurückgegeben werden, worüber daher die Landleute durch die Obrigkeiten und Seelsorger zu belehren sind. Aendert sich die Krankheit in eine andere; so hat der Arzt, ohne das erste Gutachten zurückzunehmen, ein zweytes nachzutragen, in welchem er die neue Krankheit mit den Symptomen, und den Veranlassungen derselben anführet, und selbes so wie das erste in dem Krankenhause, oder bei dem Ortsrichter aufbewahren läßt. Zu allen Arzneyen, welche der Arzt selbst bereitet, hat er jedesmal das Recept beizufügen, um beurtheilen zu können, ob er durch Erfahrung bewährte dienliche Mittel angewendet, und die Preise derselben nicht übersetzet habe.

Aus diesen Krankengeschichten und Recepten können in der Folge schätzbare Beiträge für die praktische Heilkunde entstehen.

Neuntes Hauptstück.

Von der Verschiedenheit der Landwirthschaften, und von dem Eigenthume derselben. Zehende und Robothen. Sind große oder kleine Wirthschaften der Kultur zuträglicher? Bemerkungen über die Verschiedenheit der östreichischen Staatsbewohner in Hinsicht ihrer Abstammung und Religion: über ihre Freyheit und Gleichheit: und ihre allgemeine Vaterlandsliebe.

Das Grundeigenthum wird in der östreichischen Monarchie in **das Eigenthum des Grundes** (Oberei-

genthum, Dominium directum) und in das **Eigenthum der Benützung** (dominium utile) eingetheilt.

Wenn das Grund- und Benützungseigenthum bey einer Wirthschaft vereiniget sind; so heißen wir dieses eine **Dominicalwirthschaft:** bestehet sie bloß in Grundstücken, sind dabey keine Unterthanen; so wird sie auch ein **Freyhof** genannt: wenn aber Unterthanen und andere Regalien damit verbunden sind; so nennen wir dieses ein **adeliches Guth, eine Herrschaft,** und die Feldwirthschaft, welche in der herrschaftlichen Benützung behalten ist, heißt eine **herrschaftliche,** oder **obrigkeitliche Mayerey,** (Hof, Mayerhof ꝛc.

Wenn zu einer Wirthschaft nur das nutzbare Eigenthum gehöret; so ist dieses eine **Rusticalwirthschaft,** (Bauerngut); der **Bauer,** der Besitzer derselben ist ein **Unterthan** desjenigen, welchem das Obereigenthum zustehet; und welcher **Grundherr** (Grundherrschaft, Grundobrigkeit) genannt wird.

Die Rusticalbesitzer, die Unterthanen haben zwar nach der Verschiedenheit ihrer größeren oder kleineren Besitzungen in den verschiedenen Landessprachen verschiedene Benennungen, allein sie theilen sich eigentlich doch nur in Ganzbauern (Ganzlehner), Halbbauern (Halblehner), Viertlbauern (Viertllehner), Achtlbauern und Kleinhäusler. Die Kleinhäusler, welche auch Hofstätter, Kaluppner, Patzenhäusler oder Gärtler heißen, haben entweder gar keinen Grund bey ihren kleinen Häuseln, oder nur ein Gärtchen, oder einen kleinen Acker.

Die Bauern haben bey einer gleichen Benennung nicht überall eine gleiche Anzahl Grundstücke zur Benützung: in einer und der nähmlichen Herrschaft gibt es Ganzbauern, welche 36 auch 50, und mehr Joch Aecker bey ihren Häusern haben, und Ganzbauern, die nicht die Hälfte dieser Grundanzahl besitzen; obschon sie fast zu gleichen Leistungen verbunden sind.

Die Rusticalgrundstücke können entweder ohne dem

Bauernhaus, oder nur mit dem Bauernhause verkauft werden. Die letzten heißen **Hausgründe**; die ersteren werden mit verschiedenen Nahmen bezeichnet, in Niederöstreich werden sie **freye Ueberlandgründe** genannt.

Im gemeinen Leben wird die Größe der Grundstücke bald nach **Jochen**, bald nach **Tagwerken**, bald nach der Aussaat, daher nach **Metzen** oder **Strichen** ꝛc. bezeichnet.

Die Benennung **Joch** ist von dem Joche hergehohlet, an welches je zwey und zwey Ochsen zum Ackern eingespannt werden. Man verstand darunter einen Grund, welchen ein Joch Ochsen in einem Tage ackern konnte. Eben so hat von der Arbeitszeit die Benennung **Tagwerk** ihren Ursprung genommen, eine Benennung, welche hauptsächlich bey Wiesen im Gebrauche ist, und eine solche Strecke andeutet, die ein Mann in einem Tage abmähen kann.

Es war ganz natürlich, daß die Menschen anfänglich, und da sie mit der Erdmessung noch wenig bekannt waren, die Größe ihrer Aecker entweder nach der Menge des darauf gestreuten Saamens, oder nach der Zeit, die sie in Bearbeitung derselben zubringen mußten, bezeichnet haben: Daher die Benennungen Metzen, Strich, Scheffel, Morgen, Tagwerk, Joch ꝛc. Da jedoch nicht allein bey verschiedenen Völkern, sondern selbst in der nähmlichen Provinz das Maas und Gewicht nicht überall gleich ist; da auf verschiedenen Aeckern der nähmlichen Größe nicht eine gleiche Menge Saamen anzubauen, und der Boden nach seiner Verschiedenheit bald schwerer, bald leichter zu bearbeiten ist, daher in der nähmlichen Zeit nicht allenthalben eine gleich große Ackerstrecke bearbeitet werden kann: so folget daraus, daß diese Bezeichnungen an sich schwankend sind, um so mehr, da bey uns kein Gesetz besteht, welches bestimmet, wieviel Flächen-Inhalt ein Grund nach Verschiedenheit seiner Benennung enthalten müsse. Für ein Joch oder Tagwerk gilt bey uns,

was von jeher dafür behandelt worden ist. Da es jedoch nöthig ist, einen festeren Begriff über Maas und Gewicht aufzustellen: so werde ich mich zu Bezeichnung der Grundgröße meistens der Benennung **Joch** gebrauchen, und darunter einen Flächeninhalt von 1600 Wiener □ Klaftern verstehen. Eben so will ich unter der Benennung **Zenten, Pfund, Klafter, Schuh** und **Metzen** das Wiener Maas und Gewicht verstanden haben.

Das **nutzbare** Eigenthum gewähret bey uns dem Besitzer nicht in allen Provinzen gleiche Vortheile: In den **altdeutschen Erbländern** kann der Unterthan nicht allein **sein** Haus und Grundstücke **lebenslänglich** genießen; sondern er kann dasselbe auch mit Vorwissen der Grundobrigkeit verkaufen, verschenken oder vererben: Doch darf er sie nicht ohne wichtige Ursache, und auch in diesem Falle nur mit Einwilligung der Grundobrigkeit verpachten; er muß sein Haus und seine Hausgründe selbst benützen, welches wir durch die Benennung **„mit Rucken besitzen"** bezeichnen. Das nutzbare Eigenthum kann ihm von der Grundobrigkeit nur in folgenden Fällen entzogen werden:

1. Wenn der Unterthan den zur Anerkennung des Obereigenthumes jährlich zu bezahlenden **Grunddienst**, (Canon) ungehindert geschehener Ermahnung **vorsetzlich**, daher in contemptum dominii directi über 3 Jahre nicht entrichtet hat.

2. Wenn er ein unruhiger Kopf und Aufwiegler im Orte ist.

3. Wenn er sich **muthwillig**, daher ohne durch Unglücksfälle dazu gezwungen zu seyn, über zwey Drittheile des Werthes seiner Realitäten verschuldet hat: und

4. Wenn er ungehindert 3jähriger Ermahnung seine Grundstücke ungebaut erliegen, oder in die Verödung verfallen läßt.

Wenn einer, oder der andere dieser Fälle eintreten; so hat das Kreisamt die Untersuchung zu pflegen, und

salvo recursu an die höheren Behörden zu entscheiden. Erkennet die Entscheidung den Unterthan für schuldig; so wird ihm sein Haus und Grundstücke licitando verkauft, von dem eingehenden Kaufschillinge alle seine Schulden berichtiget, und der Ueberrest ihm hinausgegeben. Wir heißen diesen Vorgang „die Abstiftung eines Unterthans."

Jeder neue Besitzer wird von der Grundobrigkeit mit einer Amtsbescheinigung über sein nutzbares Eigenthum versehen, welche **Gewehr, Gewehrbrief, Gewehrschein, Zuschreibschein** rc. heißet. Für die Ueberkommung dieser Gewehr ist in Böhmen, in Mähren und an anderen Orten gewöhnlich nur eine mäßige Schreibtax zu bezahlen; in dem Erzherzogthume Oestreich ob und unter der Enns aber, und an anderen Orten muß nebst der Schreibtax bey jeder Besitz-Veränderung von dem Betrage des Kaufschillings oder des Grundwerthes der Grundobrigkeit ein Antheil höchstens 5 Fl. vom Hundert bezahlet werden, welches **Laudemium, Freygeld, Pfundgeld** rc. benannt wird. Da diese Abgabe von dem neuen Besitzer zu bezahlen ist, der in diesem Augenblicke nur die Ueberkommung des Besitzes im Gesichte hat; so wird dieselbe gerne erlegt. Der Unterthan genießt dafür den Vortheil, daß ihn die Grundobrigkeit in der Veräußerung seines Eigenthumes niemahls hindert; daß der Grundobrigkeit an der Aufrechthaltung des Unterthans, und seines Vermögens selbst gelegen ist, welche ihn daher bey eintretenden Unglücksfällen unterstützet, und so viel es seyn kann, alle Lasten von ihm abzuhalten bemühet ist. Auch findet man in den Provinzen, in welchen diese Abgabe bestehet, die meiste wechselseitige Anhänglichkeit zwischen Obrigkeit und Unterthan.

Der Ursprung des Pfundgeldes ist unbekannt, es bestehet schon länger als die ältesten Gesetze, welche darüber vorhanden sind. Ohne zureichendem Grunde werden die ersten Unterthanen so wenig als die heutigen sich

herbeygelassen haben, eine beständige Zahlung auf ihre Besitzungen zu übernehmen, und die Landesregierungen hätten auch nie zugegeben ganze Provinzen allgemein damit zu belasten: Diese Zahlung muß daher ursprünglich in einem **freywilligen** Vertrage der Obrigkeiten mit den Unterthanen ihren Grund haben, und dieser Vertrag ist seiner Wohlthätigkeit wegen von den Landesfürsten bestättiget worden. Wahrscheinlich rühret dasselbe aus jenen Zeiten her, in welchen die Unterthanen allgemein **leibeigen** waren, und nach Willkühr der Obrigkeiten von ihren Häusern und Gründen verdrängt werden konnten; in jenen Zeiten haben die Stände des Erzherzogthumes und anderer Provinzen ihre Unterthanen **freygelassen**, und ihnen in dem eigentlichen Sinne des Wortes das **nutzbare Eigenthum** gegen dem übergeben, daß sie dafür bey jeder Besitzveränderung das Pfundgeld bezahlen sollen. Dieß scheinet auch die Benennung **Freygeld** von **Frey**, Laudemium von Laudemus anzudeuten; und jene Provinzen, in welchen das Pfundgeld von jeher bezahlet wird, oder in welchen desselben Bezahlung nur durch spätere Verträge aufgehöret hat, können sich rühmen, daß seit Menschengedenken, und so weit die vaterländische Geschichte zurückreichet, die **Leibeigenschaft** unter ihnen nicht mehr gewohnet habe.

Da in andern Provinzen die Leibeigenschaft erst in unsern Zeiten durch Gesetze aufgehoben worden ist, welche den Obrigkeiten kein Pfundgeld zuerkannt haben: so ist dort auch keines zu bezahlen.

In **Gallizien** war der Bauer leibeigen, ehe dasselbe unter Oestreichs sanften menschenfreundlichen Zepter kam: Nun ist auch in Gallizien die Leibeigenschaft allgemein aufgehoben; in Hinsicht des Grundeigenthumes aber ist dort zwischen den Landleuten ein großer Unterschied. Die Bewohner der Städte und Märkte, die sich ihre Häuser auf eigene Kosten erbauet oder erkauft haben, sind Eigenthümer derselben, und können sie nach Gutdünken mit

Vorwissen der Grundobrigkeit weiter verkaufen: Diese nähmliche Rechte haben auch die Bauern, welche eigene Häuser besitzen. Der größte Theil der gallizischen Bauern aber hat weder ein eigenthümliches Haus, noch einen eigenthümlichen Grund, sondern beydes gehöret dem Grundherrn. Die Bauern mögen sich keine Häuser bauen; auch die Grundstücke nicht eigenthümlich an sich kaufen, obschon die Gesetze solche Rusticalisirungen erlauben. Die Kultur des Bodens ist in Gallizien noch sehr weit zurück, Grund und Boden in einem zu geringen Werthe, als daß der eigenthümliche Besitz desselben für Leute Reitz haben sollte, denen es an Vermögen gebricht, und denen man ihr Gewerb noch nicht in der gebührenden Würde gezeiget hat. Damit die Grundherrn Bauern und Robother bekommen, bauen sie auf ihre Kosten die Häuser, verbinden damit einige Grundstücke, und überlassen dieselben an **Colonisten:** natürlich, da diese Häuser und Grundstücke nicht dem Bauer, sondern der Herrschaft gehören; so kann sie der Bauer auch nicht verkaufen, oder willkührlich vererben. In Hinsicht dieser Colonisten bestehet die Einrichtung: Der Grundherr kann sie ohne von dem Kreisamte zureichend anerkannten Gründen aus dem Besitze nicht entfernen, und ihre Kinder folgen ihnen in dem Besitze ohne Anstand nach, wenn sie fleißige und Ordnungsliebende Leute sind: Dagegen kann aber auch der Bauer den Besitz nicht verlassen, außer mit Einwilligung des Grundherrn, und nachdem er demselben anstatt seiner einen andern tüchtigen Colonisten vorgestellet hat.

Solche Colonisten sind auch in der Grafschaft **Görz** zu finden.

In **Unggarn** hat der Bauer kein Grundeigenthum, selbst der Grund, auf welchem er sich sein Haus auf seine Kosten erbauet hat, gehöret dem Grundherrn; der Bauer ist nur der Eigenthümer der Früchte seines Fleisses. Für den Platz, auf welchem sein Haus stehet, zahlt er einen kleinen jährlichen Geldzins, meistens 1 Fl. von

jeder Haussässigkeit, und für die Grundstücke ist entweder auch ein Geldzins bestimmt, oder er muß der Grundherrschaft den neunten, oder den zehnten Theil der Feldfrüchte dafür abgeben, und Frohndienste leisten.

Da der Grundherr immer der Eigenthümer des Grundes bleibet, der Bauer daher eigentlich nur ein Pächter auf unbestimmte Zeit ist; so waren die ungarischen Landleute ehemahls in ihrem Grundbesitze von der Willkühr des Grundherrn sehr abhängig. Die neueren Gesetze haben aber auch in Ungarn für den gemeinen Landmann gesorgt. Der Grundherr darf dem Bauer nur in gesetzlich bestimmten Fällen die Grundstücke, und sein Haus entziehen. In einem solchen Falle wird das Bauernhaus, jedoch ohne Einrechnung des ohnehin der Herrschaft gehörigen Grundes abgeschätzet: hat der Bauer bey Erbauung desselben von der Herrschaft Holz, oder andere Bau-Materialien erhalten; so wird der Werth derselben von der Schätzungs-Summa in Abschlag gebracht, und der Ueberrest muß ihm hinausbezahlt werden. Eben so muß der Grundherr die erweislichen Verbesserungen der Grundstücke dem Bauer vergüten. Eine gesetzlich hinreichende Ursache, das Bauernhaus und die dazu gehörigen Gründe einzuziehen, ist, wenn sie der Grundherr selbst brauchet. Der Bauer kann daher noch ohne seiner Schuld aus dem Besitze seines Hauses, und der dabey benützten Gründe gesetzet werden. **So lange in Ungarn diese Einrichtung, und in Gallizien jene mit den Colonisten bestehet; so lange dürften beyde Länder in der Kultur immer zurückbleiben, und den leicht zu erreichenden höheren Nationalwohlstand, und die dazu nöthige Bevölkerung nicht erreichen. Es ist daher zu wünschen, daß die Grundherrn ihren Colonisten und Bauern das nutzbare Eigenthum der Bauernhäuser, und der zugetheilten Grundstücke überlassen möchten.** Wenn sie dieses auf

die nähmliche Art, wie es seit undenklichen Zeiten in dem Erzherzogthume Oesterreich geschehen ist, bewerkstelligen; so werden sie ihre Unterthanen beglücken, den Wohlstand derselben, und ihren eigenen Wohlstand vermehren, und das Wohl des Staates mit einer mächtigen neuen Stütze versehen.

Die Obrigkeiten müssen Unterthanen haben, weil sie sonst aufhören Obrigkeiten zu seyn. Die Grundstücke, welche die Unterthanen genießen, können die Obrigkeiten auf keine Art höher benützen, als durch die Unterthanen. Diese leisten ihnen Frohndienste, und machen es ihnen möglich, ihre ausgedehnten Oekonomien zu bestreiten: Müßten sie zu den vielen nöthigen Feldarbeiten die Arbeiter von der Ferne für Bezahlung hohlen lassen; so würden wohl die Früchte von zehnmahl so viel Grundstücken, als jetzt die Unterthanen genießen, nicht hinreichen diese Ausgaben zu bestreiten, und dennoch würden die erforderlichen Hände nicht aufzubringen seyn; dennoch würden an den meisten Orten die herrschaftlichen Landwirthschaften in Verödung gerathen müssen, den Obrigkeiten daher der Ertrag ihrer Grundstücke entgehen, ihre Grundstücke ihnen unnütz werden.

Die Unterthanen geben von ihren Grundstücken den Zehend, an vielen Orten in Ungarn noch besonders das Neuntl der erbauten Früchte ab: sie leisten Vorspann, und zahlen öffentliche Abgaben, welche sonst von den Obrigkeiten herbeygeschaft werden müßten. Wenn der Bauer das nutzbare Eigenthum seines Grundes hat, wenn er demnach gewiß ist, daß ihm und seinen Nachkommen sein Haus und seine Grundstücke unter keinem Vorwande ohne seiner Schuld entzogen werden können; so wird er sein Haus besser bauen; so wird er seine Grundstücke besser kultiviren, und dadurch wird auch der Antheil der Obrigkeiten, und der Geistlichkeit an den erbauten Feldfrüchten um vieles vergrößert werden.

Indem die Obrigkeiten den Unterthanen das nutz-

bare Eigenthum auf die Art, wie in dem Erzherzogthume überlassen, verlieren sie nichts an ihrer Herrlichkeit: sie bleiben die Herrschaften ihrer Unterthanen, welche ihnen zu Treue und Gehorsam wie vorher verpflichtet sind; sie haben noch immer die Gewalt in Händen, unruhige Köpfe, muthwillige Schuldenmacher, und liederliche Wirthe abzustiften, und aus dem Orte zu entfernen: sie gewinnen aber sehr viel an Vermögen und Einkünften. Die Bauern werden sich an den meisten Orten gerne herbeylassen, ein ansehnliches Capital für die Ueberkommung des nutzbaren Eigenthumes zu erlegen. Wo sie außer Stande sind dieses Ablösungs-Capital auf einmahl zu bezahlen, werden sie sich wohl auf angemessene Ratenzahlungen einlassen. Dieses Capital ist fürs erste ein bloßer Gewinn; denn es ist darum noch nicht das mindeste an dem Verhältnisse zwischen Herrn und Unterthan geändert: Nur hat der Herr den ohnehin unausführbaren Gedanken, daß er die Bauerngründe wieder einziehen kann, aufgegeben, und der Unterthan hat die Beruhigung erhalten, daß er nun in seinem Eigenthume ganz sicher sitzet. Wo die Bauern und Colonisten ganz unvermögend sind, dort sind sicher auch Häuser und Grundstücke in einem elenden Zustande, und die Obrigkeiten gewinnen in dem erhöhten Antheile der Naturalabgaben, in den neuen Geldeinkünften rc. noch immer sehr viel, wenn sie den Unterthanen auch unentgeldlich, und mit Vorbehalt einer verhältnißmäßigen Naturalabgabe die Häuser und Grundstücke überlassen.

Jetzt müssen die Bauern robothen; auch hernach bleiben sie zur Roboth verpflichtet: jetzt müssen sie Vorspann leisten, und öffentliche Abgaben bezahlen; auch dazu bleiben sie hernach verpflichtet: Den Zehend werden sie auch hernach geben: Und der jetzige Grundzins, wo er nur in einer kleinen Gabe bestehet, kann auch hernach als Haus- und Grunddienst fortbestehen. Aber eine neue beträchtliche Einnahme wird den Obrigkeiten in dem Ver-

änderungs- und Todtenpfundgelde zuwachsen. So oft der Unterthan sein Haus, und seine Gründe verkauft, vertauscht, verheurathet, verschenket; so oft selbe durch den Tod an einen andern Besitzer kommen: muß der Obrigkeit von dem Kaufschillinge, oder von dem Werthe 5 pr. Ct., und überdieß eine Gewehrsschreibtax bezahlt werden. Sobald die Häuser und Grundstücke den Bauern eigenthümlich angehören, sobald wird der Werth derselben steigen, und da man annehmen kann, daß jede Realität im Durchschnitte wenigstens in 10 Jahren einmahl den Besitzer ändert; und da bey vielen Unterthanen diese Aenderungen abwechselnd jährlich geschehen; so gründen sich die Obrigkeiten eine beträchtliche jährliche neue Einnahme.

Ja sagt man: es werden auch jetzt nur wenige Bauern aus ihrem Besitze verdrängt: Aber das Schicksal dieser Einzelnen erinnert auch die übrigen an ihren Zustand, und unterdrücket ihren Unternehmungsgeist. Wenn man nicht ohne Grund alle Güterpachtungen der Kultur nachtheilig hält, bey welchen doch der Pächter durch eine bestimmte Zeit gewiß ist, daß er die Früchte seiner Vorauslagen wieder einerndten werde; wie kann man denn erwarten, daß ein Bauer auf die Erhöhung der Kultur eines Grundes große Vorauslagen verwenden werde, dessen Besitz ihm und seinen Nachkommen nicht gewiß ist? und ohne große Vorauslagen läßt sich die Kultur nicht erhöhen. So viel sieht der gemeinste Mann ein, daß die Gefahr aus dem Besitze seines Grundes gesetzt zu werden um so mehr wächst, je mehr er die Kultur desselben verbessert, er bleibet daher bey der gewöhnlichen vernachläßigten Kultur stehen, um sich von seinem Nachbar nicht zu unterscheiden; um mit dem möglichst kleinsten Geld- und Kraftaufwande seinen Unterhalt aus dem Boden zu ziehen. Ist es denn also nicht besser dem gemeinen Manne seinen Besitz, das nutzbare Eigenthum seines Hauses und Grundes zu sichern, welches man ihm ohnehin nicht entziehen kann ohne den eigenen Vortheil mit aufzuopfern?

Der Landmann wird durch das Eigenthum mit seinen Nachkommen an den Boden gefesselt, und mit Liebe und Dankbarkeit für den Grundherrn erfüllet werden, dem er sein Glück zu danken hat; der Landmann, welcher dort jetzt seinen niedern Zustand fühlet, der wegen übertriebenen, für ihn undankbaren Arbeiten die Ruhe als das höchste Gut ansehen lernet, darum sich der Faulheit ergibt, und seine Wünsche auf die Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse beschränket, wird dann durch das Gefühl des Eigenthumes sich selbst und seinen Stand schätzen lernen. Diese Selbstschätzung, die ihm jetzt mangelt, wecket sein Ehrgefühl, welches ihn von vielen kleinen Betrügereyen und Bosheiten abhält, und ihn durch die Furcht vor Strafen leichter, als jetzt durch die Strafen selbst lenkbar machet: er wird einsehen, daß die auf die Kultur seines Bodens verwendete Arbeit und Vorauslagen ihm und seinen Nachkommen Vortheil bringen; sein Wohlstand wird sich vermehren; seine Bedürfnisse werden sich in dem nähmlichen Verhältnisse erweitern; er wird die Annehmlichkeiten des Lebens kennen lernen, nach welchen er strebet, und die zu erreichen er seine Kultur immer mehr erhöhen muß, um immer mehr Nutzen daraus zu ziehen: denn wenn auch unsere unentbehrlichen Bedürfnisse beschränket sind, wenn auch der Mann, der seine Bedürfnisse auf das Unentbehrlichste beschränket hat, seine Kultur leicht darauf beschränket; **so kennen wir doch die Gränzen unserer Wünsche nicht; so wie uns die Gränzen der verbesserten Landeskultur noch nicht bekannt sind:** Die Bevölkerung wird zunehmen, Ungarn und Galizien, welche jetzt ungehindert ihrer großen Fruchtbarkeit im Verhältnisse ihrer Größe zu den am wenigsten bevölkerten Provinzen Oestreichs gehören, werden bald zu den volkreichsten und glücklichsten Ländern der Welt gezählet werden.

Die Klugheit räth dem Geiste der Zeit, der öffentlichen Meinung nachzugeben: es gibt

einen Zeitpunkt, in welchem der Eigenthümer mit Würde und mit seinem eigenen Vortheil ein ihm ohnehin unnützes Recht aufgeben, und sich dadurch noch den öffentlichen Dank erwerben kann: läßt er diesen Zeitpunkt unbenützt vorübergehen; so könnte ihm dieses Recht vielleicht aus den Händen gerissen werden, ohne daß er dafür einen Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Unterthanen und Mitbürger machen kann. —

Die Stürme unserer Zeit fordern anhängliches Zusammenwirken aller Stände. Wo das Volk kein Eigenthum hat, dort hat es keinen Trieb das Vaterland zu vertheidigen; es kann bey einem feindlichen Einfalle viel gewinnen, und wenig verlieren. Nichts knüpfet das Schicksal des Einzelnen so sehr an das Schicksal des Landes, als das Grundeigenthum. Der Grund ist ein Theil des Landes; dieser Theil kann nur in der Erhaltung des Ganzen seine eigene Erhaltung finden. **Süß ist das Gefühl des Eigenthumes:** es wird dem Menschen angeboren, und nur durch die bürgerliche Gesellschaft mehr ausgebildet: Wir finden von diesem Gefühle deutliche Spuren bey den Thieren, welche ihre Höhle, ihre vorgeworfene Nahrung als ihr Eigenthum ansehen, und gegen jeden Angriff vertheidigen: Die Kinder freuen sich dessen, was ihnen als ihr Eigenthum geschenket wurde, und lassen dasselbe nicht leicht wieder fahren: und nicht selten sind die Beyspiele, daß Menschen der Erhaltung ihres Eigenthumes ihr Leben aufgeopfert haben. Warum stehen wir denn noch an uns diese mächtige Stütze zu verschaffen, welche jedem Zeitsturme Troß biethen kann, wenn sie mit Vorsicht und Klugheit bey den wesentlichen Pfeilern des Staatsgebäudes angebracht wird? —

Grund und Boden sind in der östreichischen Monarchie auch mit **Zehenden** und **Frohndiensten** behaftet.

Der erste Ursprung des **Zehends**, welcher in der Abgabe des zehnten Theils der erbauten Früchte bestehet,

ist unbekannt: Vermuthlich ist er eben so entstanden, wie wir in den neuern Zeiten manche Zehenden entstehen gesehen haben. Die Grundobrigkeiten fanden in der eigenen Bewirthschaftung ihrer Gründe keinen Nutzen, oder sie hatten mehr Grundstücke, als sie gut bestellen konnten; sie überließen dieselben daher entweder **unendgeldlich**, oder doch in einem geringen Preise einem Dritten mit der Verbindlichkeit, ihnen und ihren Nachkommen dafür den zehnten Theil aller darauf erbauten Früchte abzugeben. Auf diese Art entstehen noch heut zu Tage von Zeit zu Zeit neue Zehenden, und ähnliche Verträge auf eine **bestimmte Anzahl** von Jahren, in Folge welchen der Bebauer der Grundstücke dem Eigenthümer derselben nicht bloß den Zehenden, sondern oft sogar den 4ten, 3ten oder halben Theil aller erbauten Früchte anstatt des Bestandzinses abgeben muß, sind auf dem Lande gar nicht selten.

Jener, welcher den Zehend (decimam) zu fordern das Recht hat, heißt **Zehendherr** (Zehendherrschaft), und jener, welcher den Zehend abzugeben verpflichtet ist, heißt **Zehendhold.**

Nicht alle Grundstücke unterliegen in der östreichischen Monarchie dem Zehende: es gibt große Strecken, besonders in Böhmen und Mähren, in welchen der Zehend und die Art, wie derselbe abgegeben wird, ganz unbekannt ist; und selbst dort, wo der Zehend üblich ist, gibt es Zehendfreye Grundstücke. An vielen Orten ist der Zehend schon seit langen Jahren auf eine bestimmte Geldgabe festgesetzet; an noch andern Orten wird dafür eine bestimmte Menge Körner abgegeben, welches man den **Sackzehend** nennet, weil die Körner in Säcken geliefert werden: Gewöhnlich aber wird er von den erbauten Feldfrüchten und Wein nach Maasgab der jährlichen Erndte abgenommen, und diesen pfleget man den **Naturalzehend** zu heißen.

In Ungarn und Pohlen wird der Zehend nur von den Unterthanen gereichet, und gehöret meistens der Geist-

lichkeit zu ihrem Unterhalte: Sehr viele Obrigkeiten in Ungarn beziehen noch besonders von den Unterthanen den neunten Theil der Feldfrüchte, welche als ein in Naturalien bestimmter Pachtzins anzusehen sind; weil dort die Grundstücke der Grundobrigkeit gehören, und der Bauer davon nur zeitlicher Nutznießer ist. In den deutschen Provinzen aber hat der Zehend auf das Band der Unterthänigkeit nicht den mindesten Bezug: Weltliche geben den Geistlichen, Geistliche den Weltlichen den Zehend, weil derselbe auf dem Grunde haftet, und von jedem Besitzer ohne Rücksicht auf seine persönlichen Eigenschaften abgegeben werden muß. Viele Zehendherrn beziehen den Zehend aus Orten, in welchen sie keine Unterthanen haben; und viele Herrschaften, die selbst Zehendherrn sind, müssen doch den Zehend abreichen, wenn sie Anderen zehendbare Grundstücke besitzen. Obschon ich in einem Markte, und in 8 Dörfern Zehendherrschaft bin; so muß ich doch selbst von einigen Zehendbaren Grundstücken den Zehend abgeben.

Da die Grundstücke sowohl dort, wo sie Zehendfrey, als auch dort, wo sie Zehendbar sind, sich in der Kultur nicht unterscheiden; so kann man nicht sagen, daß der Zehend das Vorrücken der Kultur aufgehalten habe. So lange sich in einer Gegend die Kultur nicht hebet, so lange die Freyheit des Produktenhandels nicht eine beständige Nachfrage um Früchte erzeuget; so lange ist auch nicht zu hoffen, daß die Naturalzehenden von den Zehendholden um einen billigen Betrag werden abgelöset werden. Ich selbst habe einigen mir Zehendbaren Ortschaften angetragen, mir mein Zehendrecht abzulösen, und auf diese Art ihre Realitäten Zehendfrey zu machen: obgleich die Summa, welche ich dafür begehrte, kaum der Hälfte der heutigen Benützung entsprechend war; so haben sich die Zehendholden dazu doch nicht einverstehen mögen: sie antworteten mir, der Zehend seye von jeher gewesen, sie wollten ihn also lieber fortgeben, als einlösen: wenn Miswachs eintrete, so betrage der Zehend nicht viel;

und

und bey guten Jahren könnten sie ihn leicht geben, weil dann ohnehin alles wohlfeil seye. Selbst also, wenn wirklich alle Zehendherrn willig wären, ihre Rechte den Zehendholden gegen eine billige Ablösung zu überlassen, werden sie diese nicht allenthalben dazu geneigt finden. Und es ist noch eine ungelöste Aufgabe, ob es für die Consumenten in den Städten vortheilhaft seye, alle Naturalzehenden aufzugeben? ob nicht wenigstens jetzt noch die Naturalzehenden die Hauptstützen der Consumtionsbedeckung für die nichtproducirenden Stände der Nation seyen? Indessen, wo die Zehendholden in der Kultur weiter vorschreiten, wo sie fühlen, daß sie der Naturalzehend daran hindere, dort werden sie zu einer billigen Ablösung bereit seyn, und dem Zehendherrn annehmbare Vorschläge machen, welche ich auch anzunehmen rathen würde.

Solche Ablösungen könnten geschehen

a) Wenn die Zehendholden nach Maasgab der besitzenden Zehendbaren Aecker eine auf immer bestimmte Anzahl von Früchten, oder eine bestimmte Geldzahlung jährlich abzugeben sich verbinden ohne Rücksicht, ob sie durch eine verbesserte, oder vernachläßigte Kultur des Bodens den Grundertrag vermehren, oder vermindern.

b) Wenn dem Zehendherrn ein seinem Zehend-Benützungsrechte entsprechender Antheil der zehendbaren Grundstücke als sein freyes Eigenthum zur eigenen Bewirthschaftung überlassen würde, oder

c) Wenn die Zehendholden einverständlich mit dem Zehendherrn sich um eine bestimmte Summa Geldes von der Zehendpflichtigkeit für immer loskaufen.

Frohndienste (Robothen) nennet man jene Arbeiten, zu welchen der Unterthan als Unterthan seiner Grund-Obrigkeit verpflichtet ist. Robothen also werden nur von den Besitzern der unterthänigen (Rustical) Wirthschaften geleistet. Sie theilen sich in **Zug**, und in **Handrobothen**: Die ersteren muß der Unterthan mit seinem

Zugviehe, die letzteren aber nur mit den Händen verrichten.

Der Ursprung der Robothen verlieret sich in das graue Alterthum. Die Grundherrn überließen den Ackersleuten einen Theil ihrer Aecker zur Benützung gegen dem, daß selbe die noch in der eigenen obrigkeitlichen Bewirthschaftung gebliebenen Grundstücke pflegen mußten. Darum waren in den älteren Zeiten die Robothen durch gar keine Zeitbestimmung beschränket; sondern die Unterthanen mußten arbeiten, so lange auf den herrschaftlichen Feldern eine Arbeit zu verrichten war. Nun aber ist bey uns die Roboth durch die Gesetze auf gewisse Tage im Jahre und in der Woche bestimmt. Die Anzahl dieser Tage, und die in denselben festgesetzten Arbeitsstunden dürfen nicht überschritten werden.

Es sind in unserem Lande sehr viele Ortschaften, welche gar keine Roboth zu leisten haben: noch größer ist die Anzahl der einzelnen Wirthschaften, welche entweder ganz Robothfrey sind, oder doch für immer nur ein kleines Robothgeld der Grundherrschaft bezahlen müssen.

Nach den Gesetzen muß der Unterthan die Roboth unentgeldlich leisten, außer wenn er von jeher dafür eine Ergötzlichkeit erhalten hat. Da dieses an den meisten Orten der Fall ist; so würde man sich irren unter Robothen immer unentgeldliche Arbeiten zu verstehen. An manchen Orten wird den Robothern die Kost abgereichet, an andern erhalten sie eine bestimmte Menge Fleisch, Brod oder Feldfrüchte.

Der Nutzen der Felder hängt sehr viel von einer guten Bearbeitung ab; je besser der Acker gepflegt wird, je höher wird die Grunderträgniß steigen. Wenn man die bloß in der Roboth bestellten Felder ansieht, so werden sie fast immer einen viel geringeren Ertrag abwerfen, als andere besser bearbeitete Aecker; bringet man diesen verminderten Ertrag, die Kosten der Roboth, und die Auslagen auf die Aufseher bey den Robothern in Anschlag;

so glaube ich, es werden sich die meisten Herrschaften bestimmt finden, wenigstens das Ackern ihrer Felder nicht mehr in der Roboth, sondern durch eigene Züge besorgen zu lassen, und dafür von den Unterthanen lieber ein sehr mäßiges Robothgeld anzunehmen, welches die Zugrobother fast allenthalben gerne entrichten werden. Ein gut bestellter eigener Hofzug ist mir in der Feldarbeit lieber und nützlicher als 10 Zugrobother.

Nützlicher ist die Handroboth, welche der Bauer auch leichter leistet. Man muß sich nicht vorstellen, daß die Bauern immer selbst in die Roboth gehen, und dadurch ihre eigene Wirthschaft zu vernachläßigen gezwungen seyen; sie schicken einen ihrer Dienstleute, oder auch Kinder, die sie zu Hause während den Robothstunden leicht entbehren können: darum mögen sie sich an vielen Orten zu keiner Robothabfindung, nicht einmahl zur Abreichung eines mäßigen Robothgeldes einlassen.

Es giebt dringende Arbeiten, welche nicht verschoben werden können, und zu welchen doch auch um Bezahlung nicht genug Leute für eine grosse Wirthschaft gefunden werden. Dieß ist besonders in der Erndte, in der Weinlese, und bei dem Fischen grosser Teiche der Fall: dem allgemeinen Besten selbst liegt daran, daß die Feldfrüchte zur rechten Zeit eingebracht werden, und aus Mangel an Arbeitsleuten nicht zu Grunde gehen. Der Bauer kann in solchen Zeiten zu bestimmten Tagen doch einen seiner Hausgenossen ohne Nachtheil seiner Wirthschaft entbehren. Für diese Arbeiten rathe ich die Naturalroboth beizubehalten: für die minder dringenden Arbeiten wird es selbst den Grundherrschaften an den meisten Orten vortheilhafter seyn, wenn sie, wie ich es auf meinen Gütern gethan habe, entweder den Unterthanen gegen Erlag eines billigen Capitals für ewige Zeiten die mehrere Naturalroboth erlassen, oder dafür ein mässiges Robothgeld annehmen, und die Arbeiten durch Taglöhner bestreiten lassen. Wenn der Bauer nur das Viertl des gewöhnlichen Lokaltaglohnes für einen Robothtag ver-

Zugviehe, die letzteren aber nur mit den Händen verrichten.

Der Ursprung der Robothen verlieret sich in das graue Alterthum. Die Grundherrn überließen den Ackersleuten einen Theil ihrer Aecker zur Benützung gegen dem, daß selbe die noch in der eigenen obrigkeitlichen Bewirthschaftung gebliebenen Grundstücke pflegen mußten. Darum waren in den älteren Zeiten die Robothen durch gar keine Zeitbestimmung beschränket; sondern die Unterthanen mußten arbeiten, so lange auf den herrschaftlichen Feldern eine Arbeit zu verrichten war. Nun aber ist bey uns die Roboth durch die Gesetze auf gewisse Tage im Jahre und in der Woche bestimmt. Die Anzahl dieser Tage, und die in denselben festgesetzten Arbeitsstunden dürfen nicht überschritten werden.

Es sind in unserem Lande sehr viele Ortschaften, welche gar keine Roboth zu leisten haben: noch größer ist die Anzahl der einzelnen Wirthschaften, welche entweder ganz Robothfrey sind, oder doch für immer nur ein kleines Robothgeld der Grundherrschaft bezahlen müssen.

Nach den Gesetzen muß der Unterthan die Roboth unentgeldlich leisten, außer, wenn er von jeher dafür eine Ergötzlichkeit erhalten hat. Da dieses an den meisten Orten der Fall ist; so würde man sich irren unter Robothen immer **unentgeldliche** Arbeiten zu verstehen. An manchen Orten wird den Robothern die Kost abgereichet, an andern erhalten sie eine bestimmte Menge Fleisch, Brod oder Feldfrüchte.

Der Nutzen der Felder hängt sehr viel von einer guten Bearbeitung ab; je besser der Acker gepflegt wird, je höher wird die Grunderträgniß steigen. Wenn man die bloß in der Roboth bestellten Felder ansieht, so werden sie fast immer einen viel geringeren Ertrag abwerfen, als andere besser bearbeitete Aecker; bringet man diesen verminderten Ertrag, die Kosten der Roboth, und die Auslagen auf die Aufseher bey den Robothern in Anschlag;

so glaube ich, es werden sich die meisten Herrschaften bestimmt finden, wenigstens das Ackern ihrer Felder nicht mehr in der Roboth, sondern durch eigene Züge besorgen zu lassen, und dafür von den Unterthanen lieber ein sehr mäßiges Robothgeld anzunehmen, welches die Zugrobother fast allenthalben gerne entrichten werden. Ein gut bestellter eigener Hofzug ist mir in der Feldarbeit lieber und nützlicher als 10 Zugrobother.

Nützlicher ist die Handroboth, welche der Bauer auch leichter leistet. Man muß sich nicht vorstellen, daß die Bauern immer selbst in die Roboth gehen, und dadurch ihre eigene Wirthschaft zu vernachläßigen gezwungen seyen; sie schicken einen ihrer Dienstleute, oder auch Kinder, die sie zu Hause während den Robothstunden leicht entbehren können: darum mögen sie sich an vielen Orten zu keiner Robothabfindung, nicht einmahl zur Abreichung eines mäßigen Robothgeldes einlassen.

Es giebt dringende Arbeiten, welche nicht verschoben werden können, und zu welchen doch auch um Bezahlung nicht genug Leute für eine grosse Wirthschaft gefunden werden. Dieß ist besonders in der Erndte, in der Weinlese, und bei dem Fischen grosser Teiche der Fall: dem allgemeinen Besten selbst liegt daran, daß die Feldfrüchte zur rechten Zeit eingebracht werden, und aus Mangel an Arbeitsleuten nicht zu Grunde gehen. Der Bauer kann in solchen Zeiten zu bestimmten Tagen doch einen seiner Hausgenossen ohne Nachtheil seiner Wirthschaft entbehren. Für diese Arbeiten rathe ich die Naturalroboth beizubehalten: für die minder dringenden Arbeiten wird es selbst den Grundherrschaften an den meisten Orten vortheilhafter seyn, wenn sie, wie ich es auf meinen Gütern gethan habe, entweder den Unterthanen gegen Erlag eines billigen Capitals für ewige Zeiten die mehrere Naturalroboth erlassen, oder dafür ein mässiges Robothgeld annehmen, und die Arbeiten durch Taglöhner bestreiten lassen. Wenn der Bauer nur das Viertl des gewöhnlichen Lokaltaglohnes für einen Robothtag ver-

gütet; so kann die Herrschaft davon die nöthigen Taglöhner bezahlen, welche man sich dann aus mehreren auswählen kann, was jetzt bei der Roboth nicht angehet: ein ausgesuchter Taglöhner arbeitet mehr, als 4 gewöhnliche Robother: oder was eines ist, mit der auf das Viertel verminderten Anzahl der Arbeiter wird die nähmliche Arbeit besser, und mit mehr Zufriedenheit gerichtet. Wenn der Unterthan das Viertel der mit dem Robothgelde reluirten Robothtage im Taglohne, oder bei einer andern nützlichen Industrial-Beschäftigung zubringet; so kann er dabei das Robothgeld erwerben, und die übrigen Drey Viertheile der reluirten Robothtage gehören ihm unentgeldlich, er kann dieselben zur Vermehrung seines Wohlstandes verwenden. Obrigkeit und Unterthan gewinnen dabei, und der Gewinn des Staates ist nicht minder beträchtlich; weil nun die Anzahl der arbeitenden Kräfte besser verwendet wird, und mehr Arbeiten in der nähmlichen Zeit liefern kann. Vielleicht liessen sich noch manche lästige Leistungen zum Vortheil beider Theile, und zum allgemeinen Besten erleichtern, und dem Geiste der Zeit mehr anpassen. —

Seit einiger Zeit widmen sich unter uns die Grundherrn selbst der Landwirthschaft, und mehrere Grosse des Reichs haben auf ihre Kosten Lehr-Institute für verschiedene Zweige der Landwirthschaft errichtet; es ist daher zu hoffen, daß die grossen Oeden und Menschenleeren Landstrecken, welche noch in manchen österreichischen Provinzen, besonders in Ungarn gefunden werden, bald in volkreiche Städte und Dörfer, in reiche Aecker, Wiesen und Waldungen umgestaltet seyn werden. Da die Obrigkeiten bei Anlegung **neuer** Ortschaften **nach voraus bestimmten Grundsätzen** vorgehen können; so scheinet hier die Frage nicht am unrechten Orte zu stehen. **Sind grosse oder kleine Wirthschaften für die Landeskultur zuträglicher?**

Groß und **Klein** ist bei der Landwirthschaft, so wie allenthalben nur relativ: Für den thätigen, einsichtl-

gen, und vermöglichen Oekonomen ist nicht bald eine Wirthschaft zu groß. Hat ein solcher Mann weniger Grundstücke, als seine Thätigkeit, und sein Vermögen umfassen können; so bleibt ein Theil davon zum Nachtheil der Landeskultur unbenützt: hingegen für den Trägen, für den Unwissenden, für den armen Landwirth ist eine kleine Wirthschaft schon zu groß, weil er seine Grundstücke nicht gehörig benützen kann. Der letztere kann einen thätigen und reichen Nachfolger erhalten, während auf den ersteren in der nähmlichen Wirthschaft ein Lüderlicher nachfolget: es ist daher nicht wohl möglich **im Allgemeinen** zu bestimmen, **wie groß eine Wirthschaft seyn müsse, um zu jeder Zeit gerade die zuträglichste Größe zu haben**, man soll dabei den jedesmahligen besonderen Verhältnissen der Staatseinwohner einen freyen Raum lassen.

Es kann aber bei Anlegung eines neuen Ortes nicht ganz der jedesmahligen Willkühr der Einwohner überlassen werden ihre ganze Wirthschaft zu vergrößern, oder zu verkleinern: denn auf die Wirthschaften werden nach Verhältniß ihrer ersten Stiftung öffentliche, Obrigkeitliche und Gemeindlasten gelegt, die man nicht mit jedem Besitzer abändern kann. Um daher eines und das andere soviel als möglich zu vereinbaren, glaube ich, könne nach folgenden Grundsätzen vorgegangen werden:

1. Um baldmöglichst die nöthige Anzahl Ansiedler zu bekommen, würde ich kundmachen, daß sie das nutzbare Eigenthum ihrer Häuser und Grundstücke mit der nähmlichen Sicherheit und Dauer haben sollen, wie dieses in dem Erzherzogthume Oesterreich eingeführet ist.

2. In jedem Orte sollen mehrere Abstuffungen der Einwohner bestimmt seyn: es sollen Ganz- Halb- und Viertelbauern, und auch Kleinhäusler gestiftet werden: es ist jedoch nicht nöthig, daß in jedem Orte **alle** diese Klassen der Landleute wohnen. Die Halb- und Viertelbauern, welche mit ihrem Zugviehe auf ihren Aeckern keine hinlängliche Beschäftigung finden, werden im Nothfalle

den Ganzbauern aushelfen, den kleinen Wirthschaftsinhabern ihre Felder gegen Bezahlung bestellen, und zu den andern, außer den Feldarbeiten vorfallenden Fuhren verwendet werden können. Die Anzahl der Kleinhäusler, welche ihren Unterhalt meistens vom Taglohne erwerben, sollen im Verhältnisse mit der Anzahl von Arbeitstagen stehen, welche die Obrigkeit, und die grösseren Ortswirthschaften das Jahr hindurch nöthig haben. Sind mehr Kleinhäusler vorhanden, so können sie ihren Unterhalt durch Arbeit nicht finden; sie müssen sich daher auf Stehlen, und auf andere kleine Betrügereyen legen: sind weniger vorhanden, so wird nicht allein der Arbeitslohn zu sehr vertheuert; sondern der Landmann ist in der unverschieblichen Erndtearbeit oft in Verlegenheit, woher er Arbeiter nehmen solle. Da die Kleinhäusler eine Kuh nöthig haben um sich besser zu nähren; so ist denselben so viel Grund zuzutheilen, als bei guter Benützung nöthig ist, eine Kuh das ganze Jahr zu füttern.

Da unter den eigentlichen Bauerngütern mehrere Abstuffungen sind; so hat ein Käufer schon die Wahl zwischen einer grössern, und einer kleinern Wirthschaft.

3. Die Landwirthe von einer Klasse sollen so viel möglich eine gleiche Anzahl Hausgründe von so viel möglich gleicher Güte erhalten: weil die Lasten nach den Klassen bestimmet werden, und es für den weniger Betheilten drückend ist eine gleiche Last mit dem besser Gestifteten zu tragen. Bei gleichen Wirthschaften kann man auch am besten beurtheilen, welcher Bauer der fleißigste, und beste Landwirth seye.

Der Ganzbauer soll soviel Grundstücke erhalten, daß er davon nebst dem zur Bedüngung seiner Aecker und Wiesen nöthigen Nutzviehe 2 oder 4 Pferde, oder eine doppelte Anzahl von Zugochsen, oder anderem Zugviehe ernähren, mit diesem Zugviehe aber auch alle seine Aecker bestellen könne: 30 bis 60 Joche Aecker und Wiesen werden nach der Verschiedenheit der Lage, und der Güte des Bodens für einen

Ganzbauer hinreichend seyn. In dem nähmlichen Verhältnisse werden die andern Klassen der Bauern ihre Grundstücke erhalten.

4. Um den jedesmahligen individuellen Verhältnissen der Landleute für ihren Unternehmungsgeist mehr Raum zu geben, würde ich bei jedem Orte eine Anzahl Grundstücke als **freye Ueberlandgrundstücke** erklären. Die Anzahl dieser Uiberlände würde ich um so mehr in jenen Gegenden vergrössern, in welchen der Weinbau betrieben wird. Der Weinbau nähret zwar bei einer kleineren Ausdehnung eine Familie; aber die Hauer können dem Ackerbaue nicht so gut obliegen, wie der Bauer: sind in solchen Orten die Häuser mit vielen Hausgründen gestiftet, so veröden mehrere davon; weil sie der Hauer weder pflegen kann, noch ohne Haus verkaufen darf; und das Haus, in welchem er vielleicht auch seine Weinpreße, und seinen Keller hat, kann er seiner Weingärten wegen nicht verkaufen. Zu den Ueberlandäckern wird sich aber wohl ein Käufer finden, welcher sich dem Feldbaue widmen will, und der für den Weinbau keine Vorliebe hat.

Selbst für die Grund-Obrigkeit haben die Ueberlandgrundstücke manche besondere Vortheile: sie sind dem Grundherrn so gut, wie die Hausgründe unterthänig, und es kann davon ein jährlicher Grunddienst gefordert werden: sie werden öfter als die Häuser verkauft, verheurathet, und sonst verändert, die Grundobrigkeit bekömmt daher davon öfter das Veränderungspfundgeld; und bei Anlegung eines Ortes kann man unmöglich die ganze Zukunft vorhersehen. Vielleicht kömmt einst ein Herrschaftsbesitzer nach, welcher ein Gebäude aufführen, oder eine andere Anlage machen will. Die Hausgründe können von den Häusern nicht mehr getrennet werden; aber ein freyer Ueberlandacker wird dazu eher eingelößt, und verwendet werden können.

5. Eine Hutweide würde ich der neuen Gemeinde nur dort zutheilen, wo eine Oede einer bessern Kultur nicht fä-

hig befunden wird, und wo ich diese Oede nicht selbst mit dem Viehauftriebe benützen könnte; ich würde der Gemeinde einen geräumigen Platz in der Nähe des neuen Ortes anweisen, welchen sie einzäumen müßte: und dahin könnte sie unter der Aufsicht eines gemeinschaftlichen Halters täglich einige Stunden des Tages ihr Vieh eintreiben, um Bewegung zu machen, und frische Luft zu schöpfen. Die Gemeindglieder müßten im Uebrigen die Stallfütterung einführen. Dadurch werden sie mehr Dung erhalten, und ihre Aecker und ihr Vieh besser benützen können: auf dem Felde, und in den Waldungen werden nur dadurch alle Anlagen vor den Beschädigungen des Viehes gesichert werden. Da jedoch, um die Stallfütterung einzuführen, schon Futter vorhanden seyn muß; so würde ich der Gemeinde durch 3 Jahre den Viehauftrieb auf eine obrigkeitliche Weide gestatten, um ihnen Zeit zu lassen sich auf den Futterkräuterbau zu verlegen.

Die Einwohner der österreichischen Monarchie, von welchen die Landleute die größte Anzahl ausmachen, **sind verschieden in Hinsicht ihrer Abstammung, ihrer Sprache, und ihrer Religion, folglich auch in ihren Sitten und Gebräuchen.** In Hinsicht der ursprünglichen Abstammung, nach welcher sich meistens auch die Sprache richtet, sind die Deutschen, die Ungarn, und die Slaven die zahlreichsten, und die Hauptvölker, welche wenigstens $\frac{1}{1}\frac{1}{2}$ Theile der ganzen Bevölkerung ausmachen. Die Deutschen wohnen in allen Provinzen. Die eigentlichen Ungarn bewohnen meistens den schönsten und fruchtbarsten Theil von Ungarn. Zu **den Völkern Slavischer Abkunft** gehören die Czechen in Böhmen, die Hanaken in Mähren, die Slavacken, die Wallachen, die Kroaten, die Russniacken, oder Abkömmlinge der Russen, die Morlaken, die Illyrier und Raitzen in verschiedenen Provinzen, die Pohlen in beiden Gallizien, die Wenden in Steyermark, Kärnthen, Krain, und Görz. Viel minder

zahlreich sind die Griechen, die Italiener, die Franzosen, (letztere sind in Mähren auf der k. k. Familienherrschaft Göding, und im Bannate im Torontaler- und Temeswarer Comitate angesiedelt) die Tartarn in Westgallizien in Chelmerkreise, und die Juden.

In Hinsicht der Religion sind der allerhöchste Kaiserhof, und die meisten Einwohner der katholischen Religion zugethan, zu welcher auch die unirten Griechen gezählet werden. Die nicht unirten Griechen sind nach den Katholiken die zahlreichsten: dann folgen die Protestanten, und endlich die Juden.

So groß diese Verschiedenheit der östreichischen Nationen ist; so leben sie doch alle brüderlich nebeneinander: sie fühlen, wie unentbehrlich eine der anderen seye; sie fühlen das Glück, unter dem sanften landesväterlichen Scepter Oestreichs zu stehen; sie **genießen** die Wohlthaten eines alle beglückenden Vaterlandes, welche sich manches andere Volk nur einbilden muß. Nur dieses Gefühl des Glückes kann so verschiedengeartete Völker so eng, und zu einem so hohen Grade von **Vaterlandsliebe** vereinigen, welchen sie in den neuesten Zeiten so rühmlich bewiesen haben.

Vaterlandsliebe, Patriotismus, ist die Leidenschaft, welche die Staatseinwohner antreibet, ihr und ihrer Familienwohl dem allgemeinen Wohl des Staates nachzusetzen, und aufzuopfern. Diese Leidenschaft entsteht durch das Gefühl, durch die Betrachtung der Vollkommenheiten, welche das geliebte Land vor anderen Ländern in seiner natürlichen Beschaffenheit, in seiner politischen Einrichtung, in ähnlichen Gesinnungen seiner Einwohner auszeichnen. Kein Volk hat in dieser Hinsicht mehr Gründe sein Vaterland zu lieben, als das Oestreichische. Wir stehen unter der Regierung eines Kaiserhauses, welches seit vielen Jahrhunderten sein Glück nur in dem Glücke seiner Völker zu suchen gewohnt ist. Unser Monarch

wandelt mitten unter uns ohne allem Gepränge, wie ein Vater unter seinen Kindern; ohne Leibwache, weil er überzeugt ist, daß wir ihn alle innigst lieben, daß die Liebe seiner Völker die sicherste Leibwache seye, welche allenthalben um Ihn besorgt für Ihn wachet. Jeder seiner Unterthanen, der Bettler, wie der Fürst kann täglich zu ihm kommen, und ohne allem Ceremoniel ihm Vertrauensvoll sein Anliegen vortragen.

Die Representanten, die Vertreter des Volkes vor dem Throne sind die **Landstände** der Provinzen: sie sind das Mittelglied zwischen dem Monarchen, und zwischen dem Volke; sie sind die Gränzlinie, welche die gemäßigte Monarchie von der Despotie absondert, und den Thron des Monarchen vor jenen gewaltsamen Erschütterungen sichert, denen die Despotie immer blos gestellet ist. Sie stehen unter dem Gesetze, damit sie nie einen zu hohen Schwung nehmen, und das Volk unterdrücken können: sie werden immer in ihren Freyheiten geschützt, damit sie immer geeignet bleiben, die Volks-Representanten zu seyn. Und bey unglücklichen Kriegsereignissen sind es auch die Landstände, welche mit den Feinden im Nahmen des Volkes unterhandeln, um den Uebeln des Krieges so viel möglich Schranken zu setzen, und die Anarchie zu verhindern.

Die Obrigkeiten, wie die Unterthanen, die Geistlichen wie die Weltlichen, jeder Staatseinwohner ohne Unterschied muß nach Verhältniß seines Vermögens zu den Staatslasten beytragen. Kein einzelner Stand hat ein gesetzlich ausschließendes Recht auf die Staatswürden: Keinem, nicht dem mindesten aus dem Volke ist der Weg selbst zu den höchsten Würden im Staate verlegt. Jeder, ohne Unterschied des Standes und der Religion kann in den öffentlichen Schulen die Ausbildung erhalten, um sich zum Dienste des Staates vorzubereiten. Alle Stände, wenn sie auch von verschiedenen Gerichtsstellen gerichtet werden, haben doch nur ein und das nähmliche Gesetz;

welches wider den Hohen, wie gegen den Niedern gleich streng, und gleich gütig ist. Kein Staatseinwohner ist der Leibeigene des andern, jeder ist für seine Person frey, und keiner wird seiner Religion wegen verfolgt. **Unter uns wohnet die wahre Freyheit und Gleichheit, welche nicht in der unmöglichen Aufhebung aller Verschiedenheit der Stände, in der Zügellosigkeit jedes Einzelnen, daher in einer wahren Anarchie; sondern in dem gleichen Schutze des Eigenthumes und der Rechte, in der verhältnißmäßig gleichen Vertheilung der Staatslasten bestehet.**

Zehntes Hauptstück.

Landwirthschafts-Systeme. Ursachen des Zurückbleibens der Landeskultur bey allen Völkern. Günstiger Zeitpunkt und Mittel dieselbe allgemein emporzuheben. Landwirthschafts-Gesellschaften, und warum selbe bisher nur wenig genützet haben. Mein wohlgemeinter Rath für Anfänger in der Landwirthschaft.

Die Landwirthschaft beschäftiget sich mit der Natur.

Der höchstweise, der allmächtige Schöpfer der Natur hat in dieselbe gewiß eine auf unveränderliche Gesetze gebaute Ordnung gelegt, welcher zu Folge auch die Berge einstürzen, die Flüsse ihren Lauf verändern, und die Meere einen andern Aufenthalt genommen haben. Diese Ordnung ist wahrscheinlich sehr einfach; die Anzahl der Naturgesetze, welche so unzähliche Wirkungen hervorge-

bracht haben, hervorbringen, und hervorbringen werden, ist wahrscheinlich sehr klein; aber dem menschlichen Auge sind diese Gesetze nicht sichtbar: die Menschen bilden sich nur aus der Menge von Wirkungen, die sie vor sich sehen, eigene Begriffe von den Ursachen, von den Kräften, deren Sammlung sie ein **System** nennen.

Diese menschlichen Systeme über die Natur, sie betreffen nun die ganze Natur überhaupt, oder irgend ein Geschöpf insbesondere, sind im Grunde nur **Vermuthungen**, welchen eine größere Anzahl von Ereignissen vor anderen Vermuthungen bey mehreren Menschen den Vorzug verschaft haben, und deren Lücken durch die bloßen Erzeugnisse der Einbildung ausgefüllet sind: darum haben wir allenthalben, und zu gleicher Zeit mehrere Systeme, von welchen nicht selten eines dem andern entgegen ist: darum sind unter den **selbstdenkenden** Anhängern des nähmlichen Systemes vielleicht nicht zwey Menschen, welche **in allem** von einerley Meinung sind: darum ändert sich bey dem nähmlichen Menschen die Meinung über ein und das nähmliche System: und darum sehen wir so manche Naturerscheinungen, die sich aus keinem bekannten Systeme erklären lassen, und welche wir daher **aus falscher Schaam** über unsere **natürliche** Kurzsichtigkeit als **außerordentliche** Natur-Revolutionen erklären, obschon sie wahrscheinlich eben so ordentlich, eben so nothwendig, als das Wachsthum der angebauten Pflanzen erfolgen mußten. Nichts beweiset mehr die Unvollkommenheit aller menschlichen Systeme über die Natur!

Wenn es dem menschlichen Geiste nicht vergönnet ist die **absolute** Vollkommenheit zu erreichen, soll er darum nicht nach der **relativen** Vollkommenheit streben? soll der Mensch darum seinen **jetzigen** Zustand nicht zu verbessern suchen?

Vielleicht ist kein Theil der Naturlehre selbst von der **relativen erreichbaren** Vollkommenheit noch so

weit entfernt als die Landwirthschaft: sie gleichet einem unermeßlichen öden Felde, dessen große Fruchtbarkeit auf den kleinen kultivirten Strecken in die Augen leuchtet. **Warum haben sich die Menschen nicht schon mehr zuverläßige landwirthschaftliche Kenntnisse gesammelt, und in Ausübung gebracht, da doch von jeher die Landwirthschaft allen Völkern die Bedürfnisse ihres Lebens geliefert hat? da sie doch die Nährmutter aller Künste und Wissenschaften von jeher gewesen ist?**

Auf der **ersten Stufe der bürgerl. Gesellschaft** sind die Menschen noch in ihrer Wildheit; sie leben von den Gaben der Natur, welche sie ihren Kindern ohne aller Pflege darbiethet; sie nähren sich mit der Jagd und von dem Fischfange: ihre Anzahl ist nicht groß, noch zwinget sie die Noth nicht auf die Vermehrung der Nahrungsmittel zu denken.

Wie sich die Menschen vermehren; so kann sie die Jagd und der Fischfang nicht mehr alle nähren: entweder der Zufall, oder mit Vorbedacht an lebendig gefangenen Thieren angestellte Versuche lehrten die Menschen, wie sie durch die Milch dieser Thiere ihre Nahrung vermehren, und derselben Fortpflanzung befördern können: es entstehen **Hirtenvölker**, welche sich nebst der Jagd auch von der Viehzucht nähren. **Diese Völker haben nun die zweyte Stufe der bürgerlichen Gesellschaft erreichet, und in diesem Zustande fangen sie zuerst mit der Viehzucht an, Landwirthschaft zu treiben.**

Die Hirten leben schon näher beysammen, obschon sie der Weide für ihr Vieh wegen den Aufenthalt noch oft verändern. Die bey der Viehzucht gebornen und erzogenen Menschen legen immer mehr und mehr ihre Rohheit ab, ihre Sitten werden sanfter, und da die immer besser benützte Viehzucht für ihre körperliche Bedürfnisse sorget; so leitet sie der angeborne Beschäftigungstrieb oder die Nothwendigkeit zu Erfindungen. Die Musik,

die Dichtung und andere Künste erhalten ihr Daseyn, **auch der Ackerbau wird nun erfunden,** welcher freylich in seiner Entstehung nur sehr unvollkommen seyn kann, weil seine höhere Betreibung Werkzeuge fordert, deren Verfertigung das Daseyn, und einen Grad der Vollkommenheit vieler anderer Künste und Handwerker voraussetzet. Von nun an höret das herumirrende (nomadische) Hirtenleben auf; die ackerbauenden Familien müssen auf einem Orte bleiben, um nach dem Anbau des Saamens die Erndte zu erwarten, und inzwischen das Feld zum neuen Anbau wieder herzurichten. Die Viehzucht wird mit dem Ackerbau in Verbindung gebracht, die Nahrungszweige und die Menschen vermehren sich; es entsteht ein beständiger Unterschied in den Beschäftigungen, indem sich einige auf die Jagd, andere auf die Viehzucht, einige auf den Ackerbau, und andere auf die Bereitung der dazu nöthigen Werkzeuge verlegen. **Auf dieser zweyten Stufe der Landeskultur finden wir die ersten Spuren von einem Unterschied der Stände.**

Noch jetzt ist die ganze Gesellschaft mit der Erzeugung der Bedürfnisse beschäftiget; und sie würde große Fortschritte in der Kultur machen: allein die gute Mutter Erde überschüttet sie in dem ersten Uebermaaße ihrer Freude bey weniger Mühe mit einem Ueberfluß an Lebensmitteln, und ist auf diese Art selbst Schuld daran, daß ihre Kultur zurückbleibet: **ein** Mensch kann mit seiner Arbeit für **mehrere** die Nahrung hervorbringen; warum sollen **alle** sich mit dieser Arbeit abgeben? Die Fähigeren, die Unternehmenderen fangen an sich von dem Ackerbaue zurückzuziehen.

So lange die Bedürfnisse nur gegen einander ausgetauscht werden; so lange muß noch jede Familie arbeiten: denn ihre Erzeugnisse lassen sich meistens nicht lange aufbewahren, und müssen immer neu hervorgebracht werden um zum Tausch geeignet zu seyn. Die

fähigen Köpfe, die sich schon zuvor von dem Ackerbaue zurückgezogen haben, fühlen das Bedürfniß eines Zeichens, welches alle Bedürfnisse vorstellet, und durch längeres Aufbewahren nicht verdirbt: sie erfinden das **Geld**, welches den Unterschied der Stände mehr ausbildet, und einen neuen Unterschied festsetzet, der von dem Vermögen, von der Menge des besitzenden Geldes herrühret. Wer nun Geld hat, brauchet nicht mehr zu arbeiten, und weil fast jeder nach Geld strebet; so vergessen die Menschen bald, daß selbes nur ein bloßes **Vorstellungszeichen der Bedürfnisse** seye, daß es an sich keinen Werth habe, sobald man dafür seine Bedürfnisse nicht mehr eintauschen kann. Der Reichthum wird geehret, die arbeitende Klasse des Volkes, welche durch ihre Erzeugnisse dem Geldreichthume doch erst den Werth gibt, wird zurückgesetzet; und noch ist die Erde in dem ersten Taumel ihrer Freude, so findet sie sich schon wieder von einem Theile ihrer Kinder vernachläßiget.

Wenn auch nicht alle Menschen Reichthümer haben können, so streben doch von nun an alle darnach: die **Habsucht**, die **Eroberungssucht** werden erzeuget, und aus ihnen gehen Raub und Mord hervor. Wenn schon zuvor die Begierde nach Reichthümern die Künste um die Reichen versammelt hatte; so ist es nun die Furcht, so ist es nun die Begierde mit den Mächtigen zu glänzen, welche sie um dieselben lagert. Thaten, vor denen die Menschheit schaudert, wurden gepriesen, und Zerstörer der menschlichen Glückseligkeit wurden besungen, und der Nachwelt zum Muster aufgestellet. Der Mißbrauch der Künste erzeuget einen neuen Peiniger der Menschheit, er erzeuget die **Ruhmbegierde**, welcher **Wuth** und **Rachsucht** zur Seite gehen. **Die Schrecknisse der fürchterlichsten Kriege, welchen die Menschen durch dieselben Preis gegeben sind, haben von jeher das weitere Vor-**

rücken der Landeskultur bey allen Völkern aufgehalten.

Die Gelehrten, die Künstler sind die Organe, durch welche die Vorzeit zu dem lebenden Geschlechte, das lebende Geschlecht zu der Nachwelt redet. Groß ist die Bestimmung der Mitglieder der gelehrten Republik. Durch Gemählde, durch Gespräche, durch Sittenlehren, durch eindringende Vorstellungen aller Art, und durch ihre Bemühungen sollen sie die Leiden der Menschheit lindern, den Schleyer der Unwissenheit mit Vorsicht zerreißen, den Völkern den rechten Weg zur Glückseligkeit zeigen, und die Mächtigen der Erde vor dem Misbrauche ihrer Gewalt warnen: ihnen gebühret es, die Thaten der Vorzeit ihren Zeitgenossen unter dem wahren Nahmen in dem wahren Lichte vorzustellen, um sie von dem Streben nach eingebildeter Größe zurückzuhalten: sie haben die Thaten ihrer Zeitgenossen aufzubewahren, um sie der Nachwelt zur Beurtheilung zu hinterlassen, wenn die Gewaltigen in den Staub der Verwesung hingesunken seyn werden. Wehe ihnen, wenn sie diese hohe Bestimmung verfehlen; wenn sie niederreißen, bevor die Zeit ein besseres Gebäude aufgeführet hat; wenn sie Thaten erheben, welche die Menschheit unglücklich machen, und Männer vergessen, die das Wohl der Menschheit befördert haben: sie werden dadurch die Mitschuldigen aller Laster, aller Gräuel, die sie veranlasset oder durch ihre Lehren und Vorstellungen nach Möglichkeit nicht gehindert haben! —

Wissenschaften, welche die Menschen entbehren können, ohne unglücklich zu seyn; Künste, die nur dem Vergnügen schmeicheln, sind zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden; und die Landwirthschaft, welche eben so nothwendig, als reich an Nutzen und Vergnügen ist, hat in Jahrtausenden keine große Fortschritte machen können, hat in Jahrtausenden nur wenige allge-

meine

welche auch im Großen anwendbare zuverläßige Erfahrungssätze aufstellen können.

Wenn die Heilkunde, die sich auf ein einziges Geschöpf, auf den Menschen, beschränket, und seit Jahrtausenden wissenschaftlich behandelt wird, noch bis jetzt kein zuverläßiges festes System finden konnte; so kann noch weniger ein festes allgemeines Landwirthschaftssystem schon gefunden seyn, da sich die Landwirthschaft auf alle Reiche der Natur ausbreitet, und noch so wenig wissenschaftlich behandelt worden ist. **Ist es jemals möglich ein zuverläßiges und allgemeines Landwirthschafts-System festzusetzen; so scheinet jetzt der Zeitpunkt dazu gekommen zu seyn.**

Beynahe die ganze Welt ist unter wenige große Völker getheilt, welche miteinander im Verkehr stehen, und welche die Vermehrung ihrer Einwohner begünstigen. Einige dieser Völker fühlen das Bedürfniß ihre Produktion zu vermehren, weil sie nicht so viel selbst erzeugen, als sie zu ihrer Verzehrung brauchen. England gehöret in die Reihe dieser Völker, es muß alljährlich Lebensmittel in allen Welttheilen aufkaufen, und dennoch ist es nicht immer den Gefahren einer übermäßigen Theurung, einer Hungersnoth ganz entgangen. Andere Völker sehen durch den Verkauf ihrer entbehrlichen Naturprodukte ihren Wohlstand steigen, und werden daher gerne einer ergiebigeren Wirthschaftsart folgen; und die übrigen Völker werden sich die Erfahrungen beyder ersteren zum Muster dienen lassen, um der Vortheile der einen theilhaftig zu werden, oder doch um den Gefahren der andern auszuweichen. Bey der so sehr vermehrten Anzahl von Einwohnern, und bey der anerkannten Unmöglichkeit eine ganze Nation durch fremde aufgekaufte Erzeugnisse zu ernähren, haben alle Regierungen es eingesehen, wie nothwendig es seye die Landeskultur zu heben. Wenn ihnen auch die Verwicklungen der Politik nicht Zeit lassen selbst viel für die Landeskultur zu thun; so

werden sie doch die Bemühungen der Freunde derselben nicht hindern, vielmehr begünstigen: und selbst mitten unter den Schrecknissen des Krieges sehen es nun die Heere gerne, wenn der Pflug nicht stille stehet, weil auch die Soldaten wissen, daß sie sonst ihren Hunger bald nicht mehr würden stillen können.

Die Nationen weihen der Landwirthschaft eine größere Aufmerksamkeit und Achtung, als zuvor nicht geschehen ist: Männer von Ansehen, Männer von Kenntnissen, Männer von Vermögen widmen sich derselben, und werden dadurch noch immer mehr das Ansehen derselben erhöhen. **Alle Gemüther sind vorbereitet den Saamen der Verbesserung aufzunehmen.**

Der einzelne Landwirth kann nur in der Gegend, in welcher seine Landwirthschaft liegt, beytragen die Kultur zu erhöhen. Wenn er sich endlich durch die große Anzahl von Hindernissen durchgearbeitet, und seine Oekonomie in einen verbesserten Zustand gebracht hat; so werden einige seiner Nachbarn ihm nachzuahmen anfangen. Allein diese guten Einwirkungen sind weder von Dauer, noch merkbar im Großen. Seine Art zu wirthschaften ist nur in einem sehr **engen** Bezirke bekannt; oft in einer kleinen Entfernung davon lebt ein zweyter Freund der Landeskultur, welcher mit der nähmlichen Mühe und Auslagen die nähmlichen Hindernisse wieder übersteigen muß, denen er hätte ausweichen können, wenn er mit dem erstern ältern Oekonomen, und mit seiner **jetzigen** Art zu wirthschaften bekannt gewesen wäre: und kaum, daß sie beyde einen höhern Grad der Vollkommenheit in der Kultur erreichet haben; so rufen sie die Gebrechlichkeiten des Alters vom Felde zurück: und noch hat die verbesserte Kultur die nöthige Festigkeit nicht; so entfliehet die Seele des Unternehmers; alle seine Erfahrungen sind für die Mitmenschen verlohren; seine Wirthschaft geräth wieder in Verfall; und jene wenigen Landleute, welche schon

angefangen hatten, ihm nachzufolgen, kehren zu ihrer vorigen mangelhaften Kultur zurück.

Hierher rechne ich auch jene Versuch- und Musterwirthschaften, welche auf öffentliche Rechnung auf einem einzelnen Orte aufgerichtet werden: sie sind lehrreich für die Gegend, in welcher sie liegen, sie sind Beyträge zur Kultur des ganzen Landes; aber ihre Einwirkung ist von der nähmlichen kurzen Dauer, von der nähmlichen Unmerklichkeit im Großen, wie bey einzelnen Privat-Oekonomien. Auch diese öffentliche Anstalten gerathen wieder in Verfall, sobald der Geistreiche Erfahrungsvolle und Menschenfreundliche Mann, der sich zu einem solchen Unternehmen entschlossen hat, entweder von den angetroffenen Hindernissen zurückgeschreckt wird, oder aus körperlichen Gebrechen abgetreten ist.

Mehr Nutzen kann der einzelne Oekonom stiften, welcher seine Erfahrungen und Beobachtungen der Welt durch Schriften mittheilet: wenn auch diese Schriften von wenigen gelesen, und von noch wenigeren verstanden werden; so finden sich doch immer einige Männer, welche sich fremde Erfahrungen zu Nutzen machen, welche dadurch gewarnet ihre Zeit an Versuchen nicht verlieren, deren Fruchtlosigkeit schon andere erfahren haben. Aber dieses sind immer nur örtliche Nachrichten, welche sich in einem anderen Klima, in einem anderen Boden, bey einer anderen Behandlung nicht mit dem nähmlichen Erfolge bewähren, und welche daher nicht allgemein gleich anwendbar sind.

Das Leben des Menschen ist zu kurz, die Versuche fordern zu viele Zeit, und die vielen Wissenschaften und Künste, welche der Landwirthschaft aufhelfen sollen, sind zu ausgedehnt, als daß es ein einzelner Mensch in allen zur Vollkommenheit bringen könnte.

Männer von Ansehen, Männer von Kenntnissen, Männer von Vermögen müssen sich in eine Gesellschaft vereinigen; sie müssen in allen Theilen des Landes Ver-

such- und Musterwirthschaften errichten, um mit den einen die bestmöglichste Wirthschaftsart zu finden, und dem gemeinen Manne mit den anderen als Muster vorzuleuchten, welcher **zuerst nur** durch Beyspiele, durch Muster für jede Lehre **empfänglich** gemacht werden kann: sie müssen selbst und unausgesetzt mit vereinten Kräften thätig seyn, wenn sie die Kultur eines ganzen Landes emporheben wollen. Diese Gesellschaft kann der Vereinigungspunkt aller ökonomischen Kenntnisse und Erfahrungen des ganzen Landes werden, sie kann allgemeine Resultate aufstellen, von welchen die nachfolgenden Oekonomen nur auf weitere **neue** Entdeckungen ausgehen können; sie kann ihre wohlthätigen Einwirkungen fortbehalten, und erweitern, wenn auch die Stifter derselben den menschlichen Schicksalen unterlegen sind.

Da ich in meiner Abhandlung „**Ueber die Nothwendigkeit, und über die Mittel grosse Theurung der Lebensbedürfnisse, und Hungers-Noth abzuwehren**" die Nothwendigkeit, und die Nützlichkeit einer solchen zweckmässig eingerichteten Gesellschaft erwiesen habe, so will ich mich hier nicht wiederhohlen.

Allein es giebt Länder, in welchen schon seit langer Zeit unter verschiedenen Benennungen Landwirthschaftsgesellschaften bestehen, und dennoch scheinet die Kultur derselben im Allgemeinen nicht vorgerückt zu seyn: wo mag wohl die Ursache davon liegen?

Ich bin mit der Einrichtung der wenigsten solcher Gesellschaften bekannt: Jene, die es betrift, werden daher am besten beurtheilen können, in wie weit meine Vermuthungen die Wahrheit erreichet haben.

Manche Gesellschaften haben sich vielleicht zu dem grossen schweren Endzwecke, die Landeskultur zu erhöhen, verbunden ohne durch bestimmte Statuten sich selbst die Mittel, und die Wege vorzuzeichnen, auf welchen sie **Hand in Hand** dem Ziele zugehen wollen. Jedes Mitglied geht

seinen eigenen Weg, jeder will nach seiner Art wirken, die einzelnen zerstreuten Kraftanwendungen sind bei einer so grossen Last verlohren, da das vereinte Zusammenwirken auf dem nähmlichen Wege jedem die Last erleichtert haben würde. Bald sehen die Mitglieder ein, daß sie bei allen ihren Bemühungen nicht weiterkommen, anstatt die Ursache davon in dem Mangel an einem festen gemeinschaftlichen Plane zu suchen, glauben sie dieselbe in der Unmöglichkeit zu finden in Kultursachen eine allgemeine Aenderung hervorzubringen: ihr Eifer erkaltet; diese Gesellschaften erlöschen ohne Nutzen gestiftet zu haben, und wenn sie dennoch fortbestehen, so ist es nur noch um den Nahmen beizubehalten: sie dienen nur dazu, die Erwartung der Völker zu täuschen, und der Welt einen geringen Begriff von der Nützlichkeit der Landwirthschaftsgesellschaften überhaupt beizubringen.

Andere Gesellschaften mögen sich wohl nach einem bestimmten Plane zusammengesetzet haben; allein ihre Organisirung selbst ist dem vorgesetzten Endzwecke entgegen, indem sie auf eine **bestimmte** Anzahl von Mitgliedern beschränket sind, und diese Mitglieder wohl gar aus einem bestimmten Stande hernehmen müssen. Die ersten Stifter dieser Gesellschaften ließ ihre große Menschenliebe, ihre leidenschaftliche Liebe zur Landeskultur die Beschränktheit ihrer Kräfte nicht sehen, oder sie kannten die Schwere und Größe ihrer Unternehmung nicht: in jedem Falle steht die Kraft mit der Last in keinem Verhältnisse, in jedem Falle ist die Last grösser, als die Kraft, und es ist natürlich, daß der Endzweck nicht erreichet werden könne.

Wenn die Landeskultur im Allgemeinen verbessert werden soll, so muß die Gesellschaft unmittelbar oder mittelbar auf die Millionen Menschen wirken, welche sich mit der Kultur der Erde beschäftigen. Selbst der unumschränkte Monarch, in welchem sich doch alle Zwangsmacht vereiniget, wirket auf die Millionen seiner Unterthanen nicht unmittelbar allein, oder durch eine kleine Anzahl von Beam-

ten; er wählet viele Gehilfen und Ausführer seiner Anordnungen: wie kann man nun hoffen, daß wenige Mitglieder einer mit gar keiner Zwangsmacht versehenen Gesellschaft, vielleicht gar nur ein einzelner Gesellschafts-Sekretair oder Kanzler auf Millionen einwirken werden? Die Gesellschaft kann nur dort wirken, wo sie Beispiele aufstellen, wo sie belehren, wo sie ermuntern kann, und dieß wird sie zu thun nur dadurch in den Stand gesetzet, wenn sie in allen Gegenden ihre Mitglieder hat.

Die Anzahl der Mitglieder soll nur durch das Verdienst beschränket seyn; es soll keiner zum Mitgliede aufgenommen werden, als welcher die Statutenmässigen Verdienste hat: es soll aber auch die Aufnahme Niemanden verweigert werden, welcher dazu geeignet ist, und es soll dabei kein Unterschied der Religion, und des Standes statt finden. Je mehr würdige Männer der Staat hat, die sich in der Landeskultur auszeichnen, je glücklicher wird das Land werden, **und das Ziel der Gesellschaft ist erreichet, wenn der größte Theil der Landleute würdig ist in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, wenn auf diese Art die Landwirthschaftsgesellschaft sich in die bürgerliche Gesellschaft auflöset**: dann wird die Landeskultur auf den Gipfel gebracht seyn; dann wird sie sich auf dem Gipfel der Vollkommenheit erhalten, weil der Landmann die einmal angewohnte Art zu wirthschaften nicht leicht wieder fahren läßt; dann können die Landwirthschaftsgesellschaften ihr Werk als vollendet ansehen, im Schatten ihrer wohlthätigen Anpflanzungen ausruhen, und den verdienten Dank der Menschheit einärndten.

Bis dahin aber werden die Landwirthschaftsgesellschaften ohne Beyhülfe der Regierungen nie kommen; sie werden auf manche Hindernisse stoßen, welche nur die öffentliche Gewalt hinwegräumen kann; es werden zur Beförderung des Produkten Absatzes Einleitungen nöthig werden, wozu nur die Staats-Verwaltung berechtiget ist.

Und die Mitglieder selbst brauchen die Aufmunterung des Staates um in ihren Anstrengungen bis ans Ziel auszuharren.

Die ersten Mitglieder versammeln sich aus Menschenliebe, aus Liebe zur Landeskultur, um dieselbe zu verbessern, und dadurch den Wohlstand ihrer Mitbürger, den wahren Reichthum des Staates zu vermehren. Besonders im Anfange fordert ihre Arbeit vielen Muth und Beharrlichkeit: denn die Last, die sie heben wollen, ist nicht gering; viele kalte Klüglinge, welche mitarbeiten könnten, bleiben auf der Seite stehen, bis sie sehen, ob sich die Last hebet: bleibet sie unbeweglich; so spotten sie der Arbeiter, und diesen Spott zu ertragen, müssen die Stifter Menschenliebe und Muth genug haben: Hebt sich die Last; so springen von allen Seiten Helfer herbey, um an der Ehre der Ausführung mit Theil zu nehmen. Geschwind wird sich aber die Last nicht heben, und Beharrlichkeit wird den Mitgliedern immer nöthig seyn. Die Mitglieder sind Menschen; wenn sie nun für alle ihre Anstrengungen nichts einärndten, als das Fingerzeigen ihrer Mitbürger; so muß endlich ihr erster Eifer erlöschen. Um dieses zu verhindern, dürfen nur die Staats-Verwaltungen mit Aufmunterungen hinzutreten, damit das Werk ausgeführet werde, aus welchem sie und ihre Völker den größten Nutzen ziehen.

Der Beamte, welcher die Regierung in ihren Amtspflichten wesentlich unterstützet, der Soldat, welcher die Feinde von der Landesgränze abgehalten hat, werden beyde mit Ordensbändern und mit andern Vorzügen belohnet; obschon sie für ihre Dienste eine beständige Besoldung gezogen, und die mit ihrer Würde verbundene Ehre immer eingeärndtet haben: Jedermann ehret in ihnen gerne das Verdienst, durch welches die innere und die äussere Sicherheit gehandhabt und befestiget wurde. Die Oekonomie liefert der Nation ihre Bedürfnisse, bey de-

ren Mangel Beamte und Soldaten die bürgerliche Ordnung nicht handhaben können, weil sie selbst der Noth unterliegen, und weil bey dem Abgange an Lebensmitteln keine Ordnung mehr möglich ist. Auch die Oekonomen, welche sich in einem **vorzüglichen** Grade um die Beförderung der Landeskultur, um die Vermehrung der Produktion, und dadurch auch um die Vermehrung und Ernährung der Staatseinwohner verdient gemacht haben, sollten **der Belohnung ihres Verdienstes** theilhaftig werden können, wenn es auch nur darum geschähe, um andere zu ähnlichen nützlichen Anstrengungen aufzumuntern: Da diese Anstrengungen weder mit Besoldungen, noch mit andern Annehmlichkeiten verbunden sind?

Die alten Kaiser von Persien speißten jährlich einmahl öffentlich in Gesellschaft der Landwirthe: und in China, welches nur durch einen hohen Grad der Kultur seine ungeheure Bevölkerung ernähren kann, öfnet noch heut zu Tage der Kaiser unter Aufwartung seines Hofstaates jährlich mit eigenen Händen die Erde, und erhebet jährlich den besten Landwirth in den Stand der Mandarinen. —

Nichts ist dem Endzwecke der Landwirthschaftsgesellschaften schädlicher, als wenn sie, entweder, weil sie auf eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern, oder auf einige bestimmte Stände beschränket sind, oder gar aus Privat-Rücksichten einem verdienstvollen Manne die Aufnahme unter ihre Mitglieder verweigern; oder wenn sie Unwürdigen unter ihnen einen Platz vergönnen. Geschieht das letztere, so wird ein Unwürdiger den andern nach sich in die Gesellschaft ziehen: denn da er unter Männern von Kenntnissen und von Verdienst nicht auf seinem Platze ist; so muß er Aehnliche um sich versammeln: aber aus der nähmlichen Ursache werden sich die verdienstvollen Männer von der Gesellschaft zurückziehen; sie wird solche meistens aus Mitgliedern bestehen, welche weder wissen, warum sie

eigentlich versammelt sind, noch die Mittel kennen den gesellschaftlichen Endzweck zu erreichen. Wird dem verdienstvollen Manne der Zutritt verwehret; so verlieret die Gesellschaft dadurch nicht allein einen thätigen Mitarbeiter, sondern sie schwächet auch ihren Einfluß dadurch, daß sie an Ansehen verlieret, welches ihr nur das Verdienst verschaffen und erhalten kann; sie wird verschrieen, es wird nicht wünschenswerth seyn unter ihre Mitglieder aufgenommen zu werden, sie sinket in Ohnmacht, aus der sie sich schwerlich mehr erhohlen kann.

Die Großen der Völker, und die Güterbesitzer müssen Antheil an den gesellschaftlichen Arbeiten nehmen; durch ihr Vermögen, durch ihr Ansehen, und auch durch ihre Kenntnisse müssen sie selbst, und durch ihre Beamte auf das gemeine Volk wirken. Aber ihre Beamte, ihre Seelsorger, andere verdiente Männer müssen sie von der Gesellschaft nicht ausschließen. Sie selbst sind zu weit von dem Lande und von dem Landvolke entfernet, als daß sie unmittelbar und überall selbst wirken könnten, sie müssen dabey ihre Beamte, ihre Seelsorger mit verwenden: sollen diese nur arbeiten, um für ihre Obrigkeiten Ehre zu erwerben, an der sie keinen Antheil haben; so werden viele Unternehmungen scheitern, ohne daß man den Beamten eine Pflichtvernachläßigung zur Last legen kann. Sind aber Beamte und Seelsorger geeignet Mitglieder der Gesellschaft zu seyn; so werden sie nach Auszeichnung streben, um die Ehre zu erlangen mit den Großen der Nation, mit den Güterbesitzern in einer Gesellschaft vereiniget zu seyn.

Ist die Auswahl der Mitglieder auf bloße Gelehrte beschränket, oder sind doch die meisten Mitglieder nur Gelehrte, die keine eigenen Wirthschaften besitzen; auch sonst die Oekonomie nicht ausgeübet haben; so wird diese Gesellschaft das Zutrauen der Landwirthe nicht erwerben. Die Landwirthschaft ist eine Erfahrungswissenschaft, und sie werden dieselbe theoretisch behandeln wollen: in der

Voraussetzung, daß sich die Erde und die Menschen in der Wirklichkeit so verhalten, wie sie sich beyde in ihrer Studierstube eingebildet haben, werden sie Systeme bauen, die nur auf ihre Bücher gegründet sind: sie werden ihre Meinungen für ausgemachte Wahrheiten vortragen, von den Landwirthen blinden Glauben, wie von ihren Schülern fordern, und gerade dadurch alle Glaubwürdigkeit verlieren.

Die Gelehrten und Künstler müssen mit den wirklichen Landwirthen wie die Theorie mit der Ausübung vereiniget seyn: die Theorie und die Ausübung dürfen von einander nicht getrennt werden: denn die letztere liefert die Wirkungen, deren Ursachen die Theorie nachforschen soll, um selbe mehr der menschlichen Willkühr zu unterwerfen.

Jede Landwirthschaftsgesellschaft, die nur **immer** lehren will, ist unduldsam, weil sie die Menschen so folgsam, wie ihr Papier haben will; sie erhebt nur jenes, was von ihr und von ihren Mitgliedern herkömmt, und behandelt alles übrige mit Geringschätzung: **sie ist von ihrer Richtung bereits abgekommen.** Wenn die Wissenschaft der Landwirthschaft schon auf lauter ausgemachten Lehrsätzen beruhte; so brauchten die Völker keine Gesellschaften, **welche der Wahrheit in der Erfahrung erst nachforschen sollen:** wenn sich die Gesellschaften diesen Theil ihrer Bestimmung gegenwärtig halten; so werden sie auf ihre eigenen Erfahrungen mistrauisch seyn, und darum gerne jeden Beytrag eines Oekonomen mit Dank annehmen, wenn dieser Beytrag wirklich eine ihnen schon aus mehreren Daten bekannte Thatsache enthielte, oder wenn derselbe auch ohne Zierlichkeit geschrieben ist: Oft dem geschicktesten ausübenden Oekonomen mangelt die Fähigkeit sich zierlich auszudrücken: und eben durch **vielfältige** in **verschiedenen** Theilen des Landes **bestättigte** Thatsachen kann man in der Landwirthschaft endlich auf **allgemeine** Resultate

kommen, die man mit Sicherheit als bewährte Lehrsätze in ein Lehrgebäude zusammentragen kann.

Wenn die zweckmäßig eingerichteten, und von den öffentlichen Verwaltungen unterstützten Landwirthschafts-gesellschaften das für die Kultur ihres Vaterlandes zuträglichste Wirthschaftssystem gefunden, und in Ausübung gebracht haben; so haben sie als Staatsbürger genug gethan: aber es wäre zu wünschen, daß sie noch einen Schritt weiter gingen, daß sie sich auch als Weltbürger, als Mitglieder der Menschheit, als Mitglieder der durch die ganze cultivirte Welt verbreiteten Gelehrten-Republik betrachteten, und sich bemühten, so viel möglich allgemeine allenthalben anwendbare Kulturslehrsätze zu bewähren!

Die Natur ist nicht in ein Land eingeschlossen, sondern auf der ganzen Erde verbreitet; in einem Lande also wird ein allgemeines zuverläßiges Wirthschaftssystem nicht zu Stande gebracht werden können. Dieser Endzweck kann erreichet werden, wenn die Landwirthschaftsgesellschaften der verschiedenen Länder und Welttheile mitsammen in nähere Verbindung treten, einander die Resultate ihrer Beobachtung und Erfahrungen mittheilen, und so einander wechselweis durch ihre Kenntnisse bereichern. Wenn bis jetzt die Völker einander durch Kriege unglücklich gemacht haben; so werden sie auf diesem Wege einander wieder nützlich werden können; und ein Volk wird durch die Nachahmung der Kultur des andern in manchen Zweigen seinen Wohlstand zu vermehren im Stande seyn. Da es schon jetzt nicht mehr selten ist, daß die gelehrte Gesellschaft einer kriegführenden Nation die gelehrte Ausarbeitung eines Mitgliedes des andern kriegführenden Volkes krönet; da die Mächte auch während des Krieges die Correspondenz der gelehrten Gesellschaften nicht hindern, wenn sie sich nur von allen Anmerkungen über politische Ereignisse enthalten, welche ohnehin in ihren Wir-

kungskreis nicht gehören; so stehet es nur bey ihnen, ihre nähere Verbindung zum Wohl der Menschheit, zur Vermehrung ihrer Kenntnisse, daher zur Vermehrung ihrer eigenen Glückseligkeit zu eröfnen.

Ich höre die Anfänger in der Landwirthschaft fragen: **wenn die Wissenschaft der Landeskultur noch auf so schwankenden Grundsätzen beruhet, wie sollen denn wir es anfangen, um uns nicht ganz vom rechten Wege zu entfernen, und dabey unsere Zeit, und unser Geld ohne Nutzen aufzuopfern?**

Wenn diese Männer meinen Rath anhören, und befolgen wollen; so bestehet selber darin:

1. Die Grundlage zum Weiterschreiten ist die Erwerbung der ersten Begriffe. Aus Büchern werden sie diese nur langsam, vielleicht niemahls sich beylegen. **Blosses Bücherlesen allein hat noch keinen guten Landwirth gebildet.** Man muß die Werkzeuge und ihren Gebrauch, man muß die Landwirthschaft selbst sehen, um sich davon einen richtigen Begriff machen zu können. Ich rathe ihnen daher zuerst, und bevor sie noch für irgend ein schriftstellerisches System eingenommen sind, sich durch Anschauung und Beobachtung die ersten und nothwendigsten Begriffe zu erwerben. Nun wird

2. Die Frage entstehen, was sie sich für ein Wirthschafts-System wählen sollen? Aus dem, was ich in diesem Hauptstücke von Wirthschafts-Systemen gesagt habe, sehen sie ein, daß das Wort „**Wirthschafts-System**" hier nicht in dem strengen wissenschaftlichen Sinne genommen werde, **daß es nur die Art bezeichne, nach welcher jemand seine Oekonomie eingerichtet hat, oder einzurichten gedenket:** und in diesem Sinne hat jeder Landwirth ein System.

Die Wahl des Wirthschafts-Systemes ist gewöhnlich heut zu Tage die Klippe, an welcher der beste Wille

unserer neuen Oekonomen, und oft auch ihr Vermögen mitscheitert. Sie sind voll von englischer, von italienischer, oder von einer andern ausländischen Wirthschaftsart, welche sie hindert die Vortheile der vaterländischen gewöhnlichen Kultur zu bemerken: sie wollen ohne Rücksicht auf das Klima, ohne Rücksicht auf andere Umstände ihre Oekonomie in eine englische, oder in eine italienische Wirthschaft, und auch dieses noch dazu in sehr kurzer Zeit umschaffen: sie setzen ihr Vermögen nicht selten fruchtlos zu, und verlieren allen Geschmack an der Landwirthschaft, weil sie die Erde und die Menschen für undankbar ansehen lernen.

Ein in der Gegend noch unbekannter Reisender kann ohne Verletzung der Klugheit von der gebahnten Straße sich nicht entfernen. **So lange der Oekonom das Klima, den Boden, und die Menschen, welche er zur Bestellung der Wirthschaft verwenden muß, nicht kennet, so lange rathe ich ihm bey der in seiner Gegend gewöhnlichen Art zu wirthschaften stehen zu bleiben.** Wenn auch die jetzigen Landwirthe keine Ursache ihres Verfahrens mehr angeben können; so haben doch zuweilen jene Oekonomen, welche zuerst eine Gegend zur Kultur brachten, gute Gründe gehabt, warum sie so, und nicht anders dabey vorgegangen sind: Man findet sich nach manchen kostspieligen Veränderungen manchmahl bewogen, auf das Alte, als das Nützlichste und Angemessenste zurückzugehen. Wenn der Landwirth sein Vieh gut nähret und veredelt, seinen Dung vermehret, seine Aecker gut bestellen läßt; so wird er schon auf diesem Wege den Ertrag seiner Wirthschaft vergrößern, ohne noch von der gewöhnlichen Art zu wirthschaften abzuweichen; er wird **die Ueberzeugung** erhalten, **daß auch die einheimischen Früchte einen viel größeren Ertrag geben, wenn sie mit mehr Sorgfalt gepfleget werden.**

Die **plötzlichen Wirthschafts-Umstaltun-**

gen (ich habe es selbst erfahren) sind nicht allein mit ungeheuren, mit grösseren Kosten, als man wohl meinet, verbunden; sie lassen sich auch nicht zu Stande bringen. Die Natur geht ihren Gang fort ohne auf unsere Ungeduld zu achten; wir müssen uns nach ihren Launen bequemen, wenn sie uns freundlich anlächeln, unsere Unternehmungen mit einem glücklichen Erfolge krönen soll.

Geht man in der Umstaltung nicht zu rasch zu Werke, suchet man dieselbe nur nach und nach zu bewerkstelligen; so kömmt man **geschwinder** und **sicherer** zum Ziele. Man hat Zeit das Zutrauen der Menschen zu erwerben, welche man zur Arbeit nothwendig haben muß, und welche bey jeder Neuerung den Kopf schütteln: man bestreitet die Kosten der Verbesserungen unmerklich, und wenn wirklich ein Versuch mislinget; so wird man nicht ausgelacht, weil es nur ein Versuch gewesen ist; man hat sein Vermögen nicht versplittert, **bevor man noch an die Annehmlichkeiten der Landwirthschaft gekommen ist.**

Ich kann die Anfänger in der Landwirthschaft nicht genug warnen, sich durch ökonomische Flugschriften, durch die in denselben angepriesenen Wirthschaftssysteme, und neu erfundene Werkzeuge nicht irreführen zu lassen. Man muß schon mehr Kenntnisse und Erfahrungen haben, um die auf dem Felde wirklich übliche Art zu wirthschaften im Gegensatz mit jener zu beurtheilen, welche in einem Buche stehet. Es gibt mehrere verdienstvolle ökonomische Schriftsteller, aus deren Schriften sie nützliche Lehren ziehen können, und denen sie dafür ihre Verehrung nicht versagen dürfen: aber es gibt auch Schriftsteller, welche ihre Bücher wohl nur aus andern Büchern zusammengetragen haben; welche selbst keine Erfahrungen in der Landwirthschaft hatten, und nur durch erdichtete Nutzenberechnungen den Unerfahrnen zu reitzen suchen; welche von einem in ihrem kleinen Küchengarten, auf einem Handbreiten Acker, oder gar in einem Gärtnergeschirre ange-

stellten Versuche unverschämt genug sind, mit Verschweigung ihrer Art zu versuchen, das Große der Landwirthschaft zu berühren. Meine Freunde, die Anfänger in der Kultur sollen sich zuerst in der Natur in jener Gegend, welche sie zu ihren Arbeiten sich ausgewählet haben, umsehen; sie sollen sich in jeder Gegend mit den Landseelsorgern, mit den Wirthschaftsbeamten, mit den Bauern, deren Aecker sie in einem bessern Zustande sehen, besprechen, um die **Eigenthümlichkeiten des Locale** kennen zu lernen, welches bey der Landwirthschaft so vielen Einfluß hat: wenn sie darunter auch auf Männer treffen, die ihnen keinen Grund ihres Verfahrens angeben können, so werden sie ihnen doch ihr Verfahren zeigen: wenn sie auch zuweilen auf Landwirthe stoßen, welche aus ihrem Verfahren ein Geheimniß machen, oder ihnen gar etwas anders, als die Wahrheit sagen; so wird doch der größte Theil der Landwirthe sich ein Vergnügen daraus machen, sie zu belehren: sie werden sich auf diese Art die nöthigen Vorkenntnisse erwerben, und dann erst im Stande seyn ein ökonomisches Buch zu beurtheilen, das für ihre Gegend daraus Anwendbare von dem Uebertriebenen, oder von dem nur unter andern Umständen Anwendbaren zu unterscheiden. Nun erst ist das Bücherlesen nicht allein unschädlich, sondern sehr nützlich: aber nun werden sie auch finden, daß manche als eine Eigenheit eines Auslandes beschriebene Verrichtung mitten unter ihnen von ungelehrten Bauern oft schon ausgeübet worden seye; sie werden finden, daß viele der neu anempfohlenen Werkzeuge nur durch die Sonderbarkeit ihres Nahmens reitzen, daß sie aber in der Nützlichkeit nicht selten den schon üblichen Werkzeugen nachstehen. So habe ich die bey den Engländern mit Recht belobten unterirrdischen Wasserableitungen (Unterdrains) bey einem mir unterthänigen Bauer zu Raspach gefunden, der sicher nie etwas von englischen Landwirthschaften gehört und gelesen hatte.

Man hört nicht selten Klagen über die Bosheit und

Trägheit des Landvolkes, welches alle Verbesserungen hindere, und manche haben Anlaß genommen die Landwirthschaft von dieser Seite zu verschreyen. Es ist wahr, ohne einer grossen Anzahl Dienstleute und Taglöhner kann man eine etwas beträchtliche Oekonomie nicht betreiben; es ist auch nicht zu längnen, daß das Landvolk sich seine Arbeiten zu erleichtern, so wenig als möglich zu arbeiten suche, wenn selbes im Dienst, oder im Taglohne, oder wohl gar in der Roboth arbeitet. Aber ich bitte euch, ihr strengen Richter! zeiget mir doch den Stand, in welchem es sich nicht jeder so bequem als möglich zu machen besorget ist? in welchem nicht jeder gerne auf seiner Meinung beharret, bis er von dem besseren **überzeuget** ist? setzet euch unter den nähmlichen Umständen an die Stelle der Arbeitsleute, und ihr werdet wohl nicht um ein Haar besser seyn.

Wenn man die Welt und die Menschen gesehen und beobachtet hat; **so findet man sie überall die nähmlichen:** der Hohe, wie der Niedere, an Höfen und in Hütten sind es überall die nähmlichen Triebe, die nähmlichen Leidenschaften, welche die Menschen zum Handeln und zum Nichthandeln bestimmen; nur daß diese Triebe, diese Leidenschaften nach der Verschiedenheit der Umstände sich nach verschiedenen Gegenständen gerichtet haben. Die Menschen in den höheren Klassen arbeiten um sich zu beschäftigen, um sich vor Verantwortung zu sichern, um ihre Nahrung zu erwerben, ihren Zustand zu verbessern, und eine Auszeichnung zu erhalten: die nähmlichen Ursachen treiben auch das Landvolk zur Arbeit, und man würde sich sehr irren zu glauben, daß der Ehrgeitz auf dem Lande nicht zu Hause seye, weil man unter dem Landvolke keine auszeichnende Titl, und keinen bestimmten Vorrang findet.

Bey einer kleinen Wirthschaft kann der Dienst- und Lohngeber seine Arbeitsleute leicht übersehen; wenn er noch überdieß selbst mit ihnen arbeitet, und ihnen mit

gutem Beyspiele vorgehet; so schämen sich die Dienstbothen und die Taglöhner in der Arbeit zurückzubleiben. Schwerer sind sie in einer grossen herrschaftlichen Wirthschaft zu übersehen: hier sind es zuerst die Beamten, welche auf die Untergebenen wirken müssen: sind die Vorgesetzten träg oder lau in ihren Verrichtungen; so hoffet man vergeblich den Eifer unter den Dienstleuten und Taglöhnern zu finden. **Um die Fehler der Untergebenen zu bessern, muß man die Fehler der Vorgesetzten nicht dulden.**

Um meine Dienstleute, die ich keine Noth leiden lasse, zur Arbeit zu ermuntern, wird jedem soviel möglich seine Arbeit besonders angewiesen, damit sich einer auf den andern nicht ausreden könne. Da ich auf dem Felde und im Hofe, wenn ich dahin komme, nie unterlasse eines jeden Arbeit zu besehen, jenen, welcher in der nähmlichen Zeit mehr oder besser gearbeitet hat, zu loben, den nachläßigen aber zu tadeln, oder gar zu entfernen; da ich jene, welche länger und mit mehr Verwendung gedienet haben, durch kleine Geschenke, oder durch Beförderungen auf einen mit weniger Anstrengung und mit besserem Einkommen versehenen Platz im Eifer zu erhalten suche; **und da ich nicht vergesse, daß kein Mensch ganz fehlerfrey seye:** so bin ich noch immer mit meinen Dienstleuten zufrieden gewesen.

Von den Taglöhnern lasse ich die meisten Arbeiten am liebsten **im Akkord** machen: es wird nähmlich eine Arbeit überhaupt nach einer bestimmten Anzahl Joche rc. zur Zahlung bedungen, ohne Rücksicht, ob dann dazu viel oder wenig Zeit verwendet werde. Z. B. das Dungbraiten, das Säen, und der Schnitt werden nach Jochen, das Dreschen nach einem bestimmten Antheile von den gedroschenen Körnern, das Gehackschneiden und Heuportionenbinden, soweit es durch die Dienstleute nicht geschehen kann, nach den Metzen und nach dem Gewichte bezahlet. Wenn auf diese Art der Taglöhner für die nähmliche Zeit

auch mehr gewinnet, als er sonst durch den Taglohn nicht gewonnen haben würde; so habe ich dabey doch auch keinen Schaden: er würde im Taglohne nicht so viel in der nähmlichen Zeit gearbeitet haben, **und bey der Landwirthschaft ist die Zeit das Kostbarste, mit welcher man daher nie zu sparsam umgehen kann.** Nur muß man bey den Accord-Arbeiten öfter nachsehen, daß gut gearbeitet werde, und bey schlechter Arbeit einen verhältnißmäßigen Abzug machen, damit die Arbeiter einen Beweggrund haben ihrer Arbeit den gehörigen Eifer und Verwendung zu widmen.

3. Kennen meine Freunde einmahl ihr Klima, ihren Boden, ihre Menschen, und die gewöhnliche Art zu wirthschaften, und glauben sie Verbesserungen machen zu können: so ist die Zeit **zu Versuchen** gekommen.

Wenn ich ihnen zuvor misrathen habe eine ganze große Wirthschaft plötzlich umzustalten, daher im Grunde einen **Versuch im Großen** zu machen; so misrathe ich ihnen hier ihre **Versuche sehr im Kleinen** anzustellen.

Wenn man einem Versuche im Kleinen eine besondere Aufmerksamkeit und Pflege in der Bestellung, in der Behandlung und in der Verwahrung vor den Beschädigungen der Menschen und der Thiere widmet; so sind diese Versuche nicht zuverlässig: wir halten den hohen Ertrag derselben (die Frucht der bessern Pflege) für den auszeichnenden Ertrag der Frucht; wir täuschen uns dadurch zu unserm eigenen Schaden selbst: **denn sobald wir den mit besonderer Sorgfalt im Kleinen versuchten Anbau nach der gewöhnlichen Art ins Große betreiben; so entspricht der Erfolg unsern Erwartungen nicht.**

Widmet man aber den Versuchen im Kleinen eine besondere Sorgfalt nicht; so mislingen sie, eben weil sie zu klein sind. Die Leute achten auf das Kleine nicht, und machen sich nichts daraus, dasselbe zu zerstören;

weil sie die Absicht und den Endzweck, daher die Wichtigkeit davon nicht einsehen: Die zum Versuch angebaute fremde Frucht wird vielleicht zu einer andern Zeit reif, als die allgemein in der Gegend gebauten Früchte; die Vögel und alle andere Feinde der Früchte, welche sonst in der ganzen Gegend mit ihrem Raube beschäftiget sind, vereinigen sich hier auf einem Punkte, die neue Anlage zu vernichten.

Und die Berechnung der Kosten, auf welche man bey keinem Versuche vergessen darf, ist im Kleinen zu willkührlich: man schlägt die Arbeiten und den Aufwand, weil beydes nur nebenbey geschieht, entweder zu hoch, oder zu niedrig an, und entfernet sich auf beyden Seiten von einem richtigen Resultate.

Versuche, welche nur gemacht werden, um sich zu überzeugen, ob ein Produkt hier gedeihe; Anpflanzungen zur vorläufigen Vermehrung des wenigen Saamens mögen immer im Kleinen angestellet werden: wenn aber diese Versuche zur Anpflanzung **im Großen** leiten sollen; dann rathe ich an, dieselben bey Feldfrüchten nach Jochen, und bey andern Produkten doch in einem solchen Verhältnisse anzustellen, daß dabey die Berechnung der Kosten weniger der Willkühr aussetzet, daher zuverläßiger ist.

Da ich hier auf die **Kostenberechnung** gekommen bin; so will ich mich darüber in dem folgenden Hauptstücke deutlicher erklären.

Eilftes Hauptstück.

Von landwirthschaftlichen Kosten = und Ertrags = Berechnungen. Nothwendigkeit solcher Berechnungen bey großen Oekonomien. Eintheilung des Ertrages. Können die ländlichen Produkte zu Gunsten der Consumenten einer Satzung unterzogen werden. Ist der Reichthum der Landleute und ihre Vorliebe für das Conventionsgeld schuld an der Theurung. Die Preise der übrigen Bedürfnisse richten sich nicht nach den Getraidepreißen. Von Wirthschaftsamtsrechnungen und wie ich dieselben führen lasse.

Der Landwirth will bey seiner Unternehmung den Unterhalt erwerben, oder seinen Wohlstand vermehren.

Aus der nähmlichen Absicht widmen sich andere der Industrie und der Handlung.

Der Gewerbsmann, der Fabrikant, der Kaufmann muß seine Vorauslagen berechnen, um zu wissen, wie theuer er seine Erzeugnisse und seine Waaren verkaufen könne; um zu wissen, welche Erzeugnisse und Waaren ihm mehr Vortheil bringen: er verfaßt zu gewissen Zeiten eine Billanz um sich zu überzeugen, ob er im Ganzen bey seiner Unternehmung gewonnen, oder verlohren habe: Je ausgebreiteter das Gesch ft ist, je weniger auf genaue Ordnung und Berechnung gesehen wird, je größer ist die Gefahr des Verlustes und des Unterganges.

Warum soll denn nicht auch der Landwirth seine Vorauslagen und seine Produkte gegen einander berechnen, und seine Billanz ziehen, um sich vor der nähmlichen Gefahr zu verwahren?

Bey einer kleinen Wirthschaft, welche nach der gewöhnlichen Art von dem Eigenthümer selbst betrieben wird, bedarf die Nutzenberechnung keines besondern Unterrichtes; die Wirthschaftszweige sind weder sehr mannichfaltig, noch so ausgedehnt, daß sie nicht leicht übersehen werden könnten: hier ist jeder Verlust, wie jeder Gewinn bald bemerkbar.

Anders ist es bey großen, besonders bey herrschaftlichen Wirthschaften, welche aus vielen ausgedehnten Zweigen bestehen, und deren Leitung Beamten und Dienstleuten anvertrauet werden muß: wenn sich auch bey einer solchen Wirthschaft in einem Zweige ein Schaden ergibt; so wird selber durch den Ertrag der übrigen anfänglich verdecket. Die Beschädigung eines Wirthschaftszweiges theilet sich aber bald dem andern mit, und wenn der Eigenthümer das Uebel bemerket, ist es schon zu spät zur Abhülfe.

Wird aber der Ertrag eines jeden einzelnen Wirthschaftszweiges für sich, und im Vergleiche mit andern Zweigen erhoben und berechnet; so kann man dann mit Zuverläßigkeit bestimmen, welche Zweige als die erträglichsten man vorzüglich pflegen, und welche man als unerträglich ganz aufgeben wolle: und wenn man bey irgend einem Zweige einen Abgang an Ertrag wahrnimmt; so wird man bey Zeiten darauf aufmerksam gemacht, und auf die Mittel zur Abhülfe zu denken bestimmet.

Der Ertrag der verschiedenen Wirthschaftszweige richtet sich nach der verschiedenen **Localität**: Der Arbeitslohn ist nicht überall gleich; Produkte, welche in einer Gegend begierig gesucht, und theuer bezahlet werden, bleiben in einer andern Gegend ohne Nachfrage unverkauft liegen, oder finden doch einen mindern Anwerth:

dagegen werden hier andere Produkte wieder mehr gesucht, und besser bezahlt werden: darum läßt sich eine, auf alle Gegenden gleich anwendbare **specifische** Kosten- und Ertragsberechnung hier nicht machen. Ich werde daher nur einige Grundsätze, auf welche man bey jeder Ertragsberechnung hinzusehen hat, angeben, und Beyspiele aufstellen, nach welchen sich jeder selbst nach Verschiedenheit der Umstände seine Kosten, und seinen Ertrag berechnen kann.

Wenn von dem **Ertrage** die Rede ist; so ist derselbe bey der Landwirthschaft zweyfach:

1) **Der Ertrag an Naturalien**, und
2) **Der Ertrag an Geld.**

Gewöhnlich gibt wohl die größere Menge der erzeugten Naturalien auch den größern Ertrag an Geld; allein wenn eine Gattung Produkte in einer **geringern** Quantität mehr reinen Geldertrag einbringet, so wird dieselbe in der Kultur vor einer andern Gattung den Vorzug verdienen: weil der Landwirth bey dem Verkaufe seiner Produkte nicht die **Menge** derselben, sondern die größere **Geldeinnahme** zum Endzwecke hat. Indem daher die verschiedenen **zum Verkaufe** bestimmten Produkte gegen einander berechnet werden, müssen auch die Geldpreise mit in Anschlag kommen, **und der größere Geldertrag, nicht der größere Produktenertrag wird den Vorzug in der Kultur bestimmen.**

Bey jenen Naturalien aber, welche entweder zur eigenen Haus-Verzehrung, oder zur Verausgabung in Natura ohne Rücksicht auf die Geldpreise, oder zum Viehfutter bestimmet sind, bey diesen Produkten werden jene in der Kultur den Vorzug verdienen, welche bey gleichen Kosten den höchsten Ertrag in Naturalien abwerfen.

Der Ertrag hat noch eine zweyfache Untertheilung: nähmlich

a) in Gesammt-Ertrag (Bruto-Ertrag) und
b) in den **reinen** Ertrag.

Beym **Gesammt-Ertrage** sind die Vorauslagen noch nicht in Abzug gebracht: der **reine Ertrag** ist eigentlich der Gewinn, welcher nach Abzug aller Vorauslagen von dem Gesammt-Ertrage erübriget. Bey landwirthschaftlichen Berechnungen muß immer der **reine** Ertrag erhoben werden: Wenn z. B. von zwey Gattungen zum Verkauf bestimmter Früchte jede Gattung 100 Fl. einbringet; die Erzeugung der einen Gattung 50 Fl., die Erzeugung der andern Gattung aber 60 Fl. Vorauslagen fordert: so wird die erste Gattung in der Kultur den Vorzug verdienen, weil sie einen höhern **reinen** Ertrag abwirft: und wenn eine dritte Frucht mit einer doppelten Quantität Naturalien 200 Fl., daher so viel wie beyde vorige Gattungen zusammengenommen einbringet, die Erzeugungskosten aber 201 Fl. sind; so muß der Landwirth die Kultur dieser Frucht ganz aufgeben, wenn er die Erzeugungskosten durch bessere Werkzeuge, oder auf andere Art nicht vermindern, oder den Ertrag nicht erhöhen kann.

Der Landwirth muß sich aber von einem durch **vorübergehende** Umstände herbeygeführten höheren reinen Ertrag nicht täuschen lassen; besonders große Wirthschaften muß man niemahls auf die Kultur **einer** Gattung Produkte beschränken, bey deren Fehlschlagung die Erträgniß eines ganzen Jahres dahin wäre. **Das beste Wirthschaftssystem ist alle Zweige der Oekonomie so gut als möglich zu benützen, einen Zweig daher dem andern ohne reife Ueberlegung nicht aufzuopfern:** geräth für dieses Jahr ein Artikel ins Stocken, so wird der Ertrag des anderen die Lücke ausfüllen.

Jene, welche die Produkte der Landwirthschaft um baares Geld ankaufen müssen, werden beym ersten Anblicke durch diese Grundsätze wenig erbauet werden: **ihnen ligt daran, mehr Naturalien um weniger Geld zu erhalten.** Manche aus ihnen wünschen

daß die Landwirthe gerade nach entgegengesetzten Grundsätzen in ihrer Kultur vorgehen, daß die Staats-Verwaltung dieselben zum vermehrten Anbau, oder zum wohlfeileren Verkaufe jener Produkte verhalten möchte, welche sie zur Verzehrung am meisten brauchen.

Diese Klasse der Staatsbürger, welche man im Gegensatze mit den Landwirthen als Produzenten die Consumenten zu nennen gewohnt ist, verdienen allerdings große Rücksicht. Zwar gibt es unter ihnen **viele**, welche reich genug alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten um jeden Preiß bezahlen können; **mehrere**, deren Einkünfte mit dem Preise der Naturprodukte auch gestiegen sind, wie bey den meisten Gewerbsleuten; aber es gibt darunter auch viele, deren Einkünfte die nähmlichen geblieben sind, wie sie in wohlfeilen Zeiten waren: hierher gehören die auf trockene Gefälle gesetzten Dominien, die Beamten, die Soldaten, die Kapitalisten, und alle, deren Einnahme auf einem bestimmten unsteigerlichen Fuße beruhet. Manche aus ihnen leiden schon wirklich bittere Noth. Indem ich obige Grundsätze aufstellte, hatte ich sicher die grausame Absicht nicht, den Zustand der Nothdürftigen noch mehr zu verschlimmern. Diese Grundsätze, indem sie den Produzenten vor Schaden warnen, zielen auch auf das Beste der Consumenten ab, und gewiß werden mich diese nicht verdammen, wenn sie meine Rechtfertigung mit Aufmerksamkeit angehöret haben.

Man muß von den Menschen und von der Zeit nicht mehr fordern, als beyde zu leisten im Stande sind. Die Zeit des **Heroismus**, in welcher ein Stand sich ganz dem Wohl der übrigen aufopfert, dauert nicht länger als die **Leidenschaft**, welche den Heroismus erzeuget hat. **Alle Leidenschaften aber, mit allen ihren Kindern sind vorübergehend: und nur wechselseitiger Vortheil knüpfet dauerhafte Verbindungen.** Jeder, der von dem Landwirthe große Opfer fordert, greife an sein Herz,

ob er bereit seye, sein Vermögen, seine Zeit, und seine Arbeit dem Wohl des Landmannes gerne aufzuopfern; und sicher werden gerade die Unbilligsten ihre Hand am kältesten zurückziehen: wie können sie denn verlangen, daß der Landmann für sie wärmer empfinden soll, er, welchen seine harte Arbeit noch mehr abgehärtet hat?

Die Produzenten sind so wie die Consumenten Kinder der nämlichen bürgerlichen Gesellschaft, von welcher sie gleichen Schutz erwarten, und zu fordern berechtiget sind. Der Staat kann einen Stand dem andern nicht opfern; weil ihm das Wohl eines jeden heilig seyn muß; und indem der Produzent geopfert würde, wäre auch das Wohl der Consumenten unwiderbringlich zerstöret. Der Arme kann in der Produktion nicht vorschreiten, und der Unternehmende, der vermögliche Landwirth, welcher sich den Gang seiner Unternehmungen nicht vorzeichnen lassen will, würde sich von der Landwirthschaft zurückziehen, bey welcher er nicht allein von Seite der Natur, und von Seite der dabey nothwendigen Menschen; sondern auch noch von Seite der Regierung Hindernisse fände.

Jede Einmengung der öffentlichen Verwaltung in den Privat-Verkehr, um die Waarenpreise zu bestimmen, vermehret die Geschäfte derselben, und wird niemahls von anhaltenden guten Folgen seyn. Die Privaten kennen ihre jedesmahligen individuellen Verhältnisse besser, als sie der öffentlichen Verwaltung bekannt seyn können: **und eine gesetzliche Preisherabsetzung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse würde sicher auch den Consumenten zum Schaden gereichen.**

Die Landwirthschaft als Erwerbzweig ist wie jedes andere Gewerb zu betrachten: sie wird nur so lange eifrig betrieben, so lange sie die Vorauslagen ersetzet, und einen billigen Gewinn für die darauf verwendete Zeit und Mühe abwirft: sobald sie diesen Ertrag nicht gibt; so wird sie von jenen, welche sich auf eine andere Erwerbung aus

Mangel an Vermögen, oder aus Mangel an Kenntnissen nicht legen können, vernachläßiget, und immer mehr eingeschränket; die Klugen aber ziehen sich zurück, um ihr Vermögen zu retten, welches sie bey der Industrie und bey der Handlung mit weniger Gefahr und mit mehr Vortheil verwenden können. **Eine erzwungene Wohlfeilheit ist oft der Vorbothe des bald nachfolgenden Mangels, aus welchem in kurzer Zeit die Schreckniße der Hungersnoth hervorgehen. Und nur die bey der Zulänglichkeit von Naturprodukten durch die Konkurrenz der Verkäufer selbst erzeugende Herabsetzung der Preise wird von Dauer seyn.**

Unsere Landwirthe wollen bey ihren Unternehmungen gewinnen, wie die übrigen Staatsbewohner bey den ihrigen. Unser Landmann ist in vielen Provinzen der unwiderrufliche Eigenthümer des von ihm cultivirten Grundes, und in allen Provinzen des östreichischen Kaiserthumes gehören ihm die erzeugten Früchte als freyes Eigenthum zu: Ohne allem gesetzlichen Zwange sehen wir ihn allenthalben und beständig mit der Arbeit beschäftiget, und wenn es Landleute gibt, welche die Kultur des Bodens vernachläßigen; so ist meistens entweder ihre Armuth, oder weil sie dabey keinen Nutzen finden, daran schuld.

Nur dann werden die Consumenten um wenig Geld viel Naturalien kaufen können, wenn sich die Landeskultur mehr hebet; wenn sie nicht bloß in Feldfrüchten, sondern auch in der Viehzucht und in allen Zweigen die Hervorbringung vermehret: dazu aber wird ein groszes-Stamm-Vermögen erfordert, ohne welchem auch mit dem besten Willen nicht weiter zu kommen ist. Die Wirthschaftsgebäude müssen erweitert, und angemessener gebaut, der Viehstand muß vergrößert werden: Die Wirthschaftseinrichtung (fundus instructus) wird mehr

als doppelt so groß seyn, und die Auslagen auf Dienstleute und Taglöhner ist sehr bedeutend. Ich rede hier aus eigener Erfahrung: Ich habe bey dem Ankaufe meiner Güter beträchtliche Landwirthschaften angetreten; sie sind schon jetzt in einem Zustande, in welchem sie gegen vorige Zeiten einen höhern Fruchtertrag geben. Eine viel größere Anzahl Vieh wird darauf gehalten, und dreymahl so viel Menschen finden nun bey mir Beschäftigung und Nahrung. Allein die Auslagen auf diese Verbesserungen sind sehr groß, und für jeden Layen in der Landwirthschaft unglaublich; sicher hätte ich mit meinem Gelde bey jeder anderen Unternehmung mehr gewinnen können, wenn ich nur den Gewinn der Gegenwart vor Augen gehabt, und mir nicht zugleich vorgenommen hätte, den Landwirthen in meiner Nachbarschaft den Beweis vor Augen zu legen, daß der nähmliche Boden bey einer bessern Kultur viel mehr und bessere Früchte tragen könne.

Nur der wohlhabende Landwirth kann seine Wirthschaft verbessern, das Vermögen des Landwirthes ist die Grundlage, der erste und wichtigste Schritt zur Vervollkommung, ohne welchem nicht weiter zu kommen ist: Nur durch das Vermögen der Landwirthe steiget Grund und Boden im Werthe: sobald Grund und Boden im Werthe steigen; so werden Gemeinheiten getheilt, und Oeden urbar gemacht, und jeder suchet aus der im Werthe so sehr gestiegenen Erde einen größeren Nutzen zu ziehen, welchen er nur durch die vermehrte oder veredelte Produktion, durch die erweiterte Viehzucht erhalten kann. Der arme Landwirth hat schlechtes Zugvieh, mit welchem er seine Felder nur schlecht bestellen kann; die schlecht bestellten Felder geben schlechte Erndten, er kann auch sein Nutzvieh nur schlecht füttern, nur schlecht benützen; er verlieret die Freude zum Feldbau, den er nur auf das Nothwendigste beschränket. Unter einer großen Heerde wird man jenes Vieh auszeichnen können, welches den

vermöglicheren Mitgliedern der Gemeinde gehöret: Auf dem Getraidmarkte wird man aus der Qualität der Körner bestimmen können, ob selbe auf einem armen Acker gewachsen sind: und auf dem Felde wird man aus den darauf stehenden Früchten sehr oft das Eigenthum des Reichen von dem Eigenthume des Armen leicht unterscheiden. Der Arme bauet auf der gleichen Anzahl Gründe selten mehr, als seinen eigenen Bedarf; nur der vermögliche Landwirth kann Früchte zum Verkauf erübrigen; **nur durch die vermöglichen Landwirthe wird die Verzehrung der nichtproducirenden Stände der Nation gedecket.**

Wir sehen den größten Theil der Felder in einem unvollkommenen Zustande: wenn wir die Eigenthümer darüber zu Rede stellen; so werden die meisten wissen, wie sie ihre Aecker verbessern könnten: wenn wir aber weiter untersuchen; so werden wir fast allezeit finden, daß sie zu arm sind, sich die Mittel zur Verbesserung anzuschaffen.

So sehr ist das öffentliche Wohl mit dem Privatwohl des Landwirthes verbunden, so innig hängt die Landwirthschaft mit dem allgemeinen Wohl des Staates zusammen; daß der Landwirth, indem er seinen eigenen Privat-Vortheil berechnet, zugleich den Vortheil des Staates mitberechnet. Dem Staate liegt daran, daß an den so mannichfaltigen Lebensbedürfnissen an keinem Orte ein Mangel entstehe; durch das Steigen und Fallen der Preise kündiget sich am ersten der allgemeine, oder der örtliche Abgang eines Bedürfnisses an: indem berechnende Landwirthe die theuerern Produkte zur Erzeugung zu bringen suchen, hindern sie die Verbreitung dieses Mangels, und entheben den Staat der Sorge, sie dahin zu schaffen, wo sie mangeln; und wenn sie bey den Bedürfnissen nichts gewinnen können, so sinnen sie darauf, die Annehmlichkeiten des Lebens zu vermehren; sie ver-

edeln das Obst, sie legen Safran- und Hopfengärten an, sie suchen ausländische Produkte im Lande zur Kultur zu bringen: so sind auch die Bierbrauereyen, das Brandweinbrennen, das Viehmästen, und andere Unternehmungen entstanden, durch welche die landwirthschaftlichen Produkte zu höheren Preisen, als in ihrem rohen Zustande zuweilen benützet werden.

Ich habe schon Manche sagen gehöret: an der dermahligen Theuerung seye nur allein der Reichthum der Bauern schuld, welche daraus sehr großen Nutzen zögen, und darum mit dem Verkaufe ihrer Produkte zurückhielten. Diese Beschuldigung ist nicht gegründet; und ich glaube den Ungrund derselben zeigen zu müssen. **Der Consument und der Produzent sind einander unentbehrlich, und es scheinet mir wichtig zu seyn zum beyderseitigen Wohl jedes Mißverständniß in seinem Entstehen zu ersticken, welches sich zwischen beyde einzuschleichen versuchet.**

Die zeitherigen hohen Preise der Lebensbedürfnisse sind dem größten Theile unserer Landwirthe nichts weniger als vortheilhaft gewesen; wenn auch einige ihre Umstände verbessert haben, so sind doch die meisten in ihrem Vermögen zurückgesetzet worden: und so sehr sich die Consumenten darüber beklagen; **so ist doch der Fruchtpreiß, wie selber in Oestreich über Winter 1806 in 1807 gewesen ist, für die Landwirthe ein Preiß, welcher ihnen die Vorauslagen nicht vergütet:** Eine Berechnung, welche zugleich als Beyspiel landwirthschaftlicher Berechnungen gelten kann, wird diese meine Behauptung bewähren.

Ich will einen niederöstreichischen Ganzlehner oder Ganzbauer annehmen, und setzen, daß er 36 Joch Hausäcker besitze, obschon die meisten Ganzbauern weniger Hausäcker haben: wenn dieser nichts gewinnet; so werden noch weniger jene Landleute gewinnen, deren Wirthschaften kleiner sind, und weniger Früchte getragen haben.

Nach der landesüblichen Dreyfelderwirthschaft bleiben
12 Joche in der Brache, daher ohne Ertrag;
12 Joche werden mit Winterfrüchten, und
12 Joche werden mit Sommerfrüchten bestellet.

Korn und Hafer werden am meisten gebaut, diese beyden Fruchtgattungen will ich daher auch hier zum Gegenstande der Berechnung wählen.

Es ist jedermann bekannt, daß wir in Oestreich im Jahre 1806 vom Frühjahre bis zur Blüthe, fast bis zur Erndte der Feldfrüchte Mangel an Regen gehabt haben; bey den Winterfrüchten blieb der Zusatz aus, und die Sommerfrüchte standen zum Theil auf den Feldern noch vor der Blüthe ab, von der Sonnenhitze ausgetrocknet. Wenn auch auf feuchten Gründen ein höherer Körnerertrag geerndtet wurde; so sind doch dieses die verhältnißmäßig wenigeren Grundstücke, und die meisten Wirthschaften haben im Jahre 1806 von Korn und Haber mit Einbegriff des Saamens gewiß nicht 5 Körner eingehoben; das Stroh war nicht halb so viel, als in bessern Jahren: Indessen will ich doch annehmen, daß im Durchschnitte den Saamen mit einbegriffen von Korn und von Hafer gleich 5 Körner, daher nach Abzug des Saamens reine 4 Körner eingeärndtet worden sind.

Gewöhnlich werden auf 1 Joch 3 Metzen Korn und 4 Metzen Haber angebauet: Die **Korn**-Ertrrägniß war daher bey 12 Jochen, oder bey 36 Metzen Aussaat zu 4 reinen Körnern gerechnet, 144 Metzen: **Hafer** bey 12 Jochen, oder bey 48 Metzen Aussaat 192 Metzen.

Das Stroh, so wie das Heu von den Wiesen kann hier nicht in Anschlag kommen, weil es der Landwirth in seiner Wirthschaft zum Viehfutter und zur Viehstreu verwenden muß, ohne dafür in Geld etwas besonders einzunehmen.

Zur Bestellung seiner 36 Joch Aecker und Leistung seiner Schuldigkeiten muß der Ganzlehner 2 Pferde hal-

ten, denen er wochentlich wenigstens 3 Metzen Hafer füttert, welches auf ein Jahr 156 Metzen ausmachet: wenn

von der Hafererträgniß pr. . . .	192 Metzen
dieser Hausbedarf pr.	156 —
abgezogen wird; so bleiben ihm noch .	36 Metzen,

die er das Jahr hindurch theils an das andere Vieh, theils an die Pferde zufüttert; welchen letztern er bey Markt- und Vorspannsfuhren, und in den schweren Ackerarbeiten mehr als 3 Metzen wochentlich füttern muß, und wovon er im Erforderungsfalle die Landeslieferung zu bestreiten hat. Der Hafer gehört daher ganz dem Wirthschaftsbedarfe, und nur wenige Bauern, welche Pferde halten, werden im Jahre 1806 **selbst erzeugten** Hafer zum Verkaufe erübriget haben.

Von dem erzeugten Korne muß zuförderst auch der Hausbedarf in Abschlag gebracht werden für den Hauswirth und seine Familie, für seine Dienstleute und Taglöhner: denn daß der Hauswirth aus seiner Wirthschaft für sich und seine Familie den Unterhalt ziehen müsse, wird jedermann billig finden. Ich will die Familie des Wirthes nur aus ihm, seinem Weibe und 2 Kindern, zusammen aus 4 Personen bestehen lassen: er bedarf überdieß einen Knecht und eine Magd; es sind daher im Hause

6 Personen, auf deren jede zu Brod 8 Metzen Korn auf ein Jahr gerechnet werden, macht .	48 Metzen.
Auf Taglöhner zu Brod im Schnitte will ich nur rechnen	2 —
Auf die ausgeschriebene Landeslieferung, entweder um selbe in natura zu leisten, oder in Geld zu vergüten, kommen beyläufig .	4 —
Zusammen	54 Metzen.

Ziehen wir von den erzeugten	144 Metzen Korn
den Hausbedarf von . .	54 —
ab, so bleiben dem Landmanne	90 Metzen Korn zum

Verkaufe. Es ist daher nun noch zu erheben, wie theuer

dem Bauer diese 90 Metzen Korn selbst kommen, um zu beurtheilen, wie theuer er selbe verkaufen könne, ohne seine Vorauslagen zu verlieren.

Der Ankauf eines Ganzlehnhauses mit 36 Joch Hausäckern sammt Pferden, Vieh und fundus instructus wird in Niederöstreich allenthalben wenigstens auf 4000 Fl. zu stehen kommen. Die Interessen dieses Capitals landesüblich à 5 Pcto. gehören unter die Vorauslagen mit . . . . . 200 Fl.

Landesfürstliche ordentliche und außerordentliche Gaben betragen auf ein Jahr bey	80 —
Auf Gemeindzahlungen für Vorspanns-Vergütungen und andere Ausgaben wenigstens	40 —
Die jährlichen Ausgaben auf Sattler, Riemer, Wagner, Schmidt, Wagenschmier, Seife, Kerzen, Arzneyen betragen jetzt wenigstens	120 —
Auf Gebäud-Reparationen in einem Jahre wenigstens	20 —
Auf jede Person 1 Metzen, daher 6 Metzen Waitzenmehl zur Haus-Consumption nach der damahligen Satzung à 8 Fl., macht	48 —
Auf jede Person einen halben Metzen, daher zusammen 3 Metzen Gerste auf Graupen ꝛc. den Metzen à 4 Fl. . .	12 —
3 Metzen Erbsen und 3 Metzen Linsen à 9 Fl., ist	54 —
(wenn in einer Haushaltung weniger Hilsenfrüchte gegessen werden, so muß dafür an Mehl und an andern Produkten mehr angeschaft werden)	
1 Zenten Salz kostet auf dem Lande .	12 — 30 kr.
Lohn für den Knecht jährlich . .	50 —
Lohn für die Magd auf 1 Jahr .	30 —
Latus	666 Fl. 30 kr.

Wenn

Translatus 666 Fl. 30 kr.

Wenn auch angenommen wird, daß das Haus-Vieh den Hausbedarf an Eyern, Milch, Schmalz, und zum Theil auch an Fleisch liefere: so ist es doch bekannt, daß jeder Bauer noch Fleisch, Wein und andere Nahrungsmittel zukaufen und Taglohn bezahlen müsse, auf welche in der vorstehenden Berechnung kein Bedacht genommen worden ist. Ueberdieß fallen das Jahr hindurch Vorspann vor, die jetzt sehr oft wiederkehren, und auf welchen der Bauer Geld verzehren muß: er entgeht der Militair-Einquartirung nicht, die ihm jedesmahl einen Aufwand an Geld, oder an zum Verkauf bestimmten Naturalien kosten; er muß überdieß doch sich, seinem Weibe und Kindern ein Paar Schuhe, etwas Leinwäsch, oder ein anderes Kleidungsstück ankaufen; das Tabackschmauchen ist zum Bedürfniß geworden, und auf einen Unglücksfall beym Vieh soll auch gedacht werden. Wenn der Knecht nebst seiner Verpflegung 50 Fl. Lohn bekömmt um sich dafür seine übrigen Bedürfnisse anzukaufen; so werden doch ohne Unbilligkeit für den Landwirth, sein Weib und 2 Kinder auf jede Person nicht weniger gerechnet werden können, besonders, wenn er davon alle übrigen Hausauslagen, welche hier oben nicht besonders ausgesetzet sind, bestreiten muß: Dieß machet daher aus . . 200 Fl.
und ich glaube gewiß, daß um 200 Fl. Niemand diese Auslagen zu bestreiten auf sich nehmen werde.

Zusammen also Vorauslagen 866 Fl. 30 kr.

M

Den Bauer kosten daher seine 90 Metzen zum Verkauf bestimmten Kornes 866 Fl. 30 kr. oder ein Metzen 9 Fl. 37½ kr.

Wenn man sagt: der Bauer könne mit seinen Pferden einen Nebenverdienst suchen, so muß man nicht vergessen, daß er vom Frühjahre bis in den späten Herbst bey seinen 36 Joch Aeckern Arbeit finde; daß üble Witterung, Vorspann und andere Obrigkeitliche oder Gemeindearbeiten ihm viele Zeit wegnehmen; daß der Bauer, wenn er sich von Haus entfernet, anstatt seiner Taglöhner und Drescher aufnehmen, und an die Handwerksleute für die Geräthschaften mehr ausgeben müsse; daß seine Felder schlechter bearbeitet werden, und deßwegen einen geringeren Ertrag geben, und daß sich hierdurch Empfang und Ausgabe wieder gleich stellen werden.

Um diesen Gegenstand noch mehr ins Licht zu setzen, nehmen wir einen Kleinhäusler an, welcher 3 Joch Ueberlandäcker besitzet, die er ganz ums Geld bestellen läßt, während er seinem Taglohne oder seinem Gewerbe nachgehet; wie dieses in Oestreich sehr oft der Fall ist:

1 Joch ist brach: dieses wird dreymahl geackert und geegget, für einmahl Ackern und Eggen wird bezahlt 7 Fl. macht	21 Fl.
20 Fuhren Mist darauf kosten wenigstens à 2 Fl.	40 —
2 Tage Dung ausführen à 7 Fl. . . .	14 —
1 Joch mit Korn: fürs Abschneiden und Einführen rechne ich hier und beym Haber das Stroh. Dieses Joch wird zum Haferbau gestürzt, kostet	7 —
1 Joch mit Hafer: für das Anbauackern .	7 —
Dem Knecht, welcher ihm die Aecker bestellt, gibt er bey jeder Arbeit täglich 1 Maas Wein, macht im Jahre wenigstens	4 —
Wenn das Joch Acker im Ankaufe nur 200 Fl. kostet; so kosten 3 Joche 600 Fl., und das Interesse ist davon à 5 Pcto. . . .	30 —
Latus	123 Fl.

	Translatus	123 Fl.
Ordinarium und außerordentliche landesfürstliche Gaben sammt Grunddienst von 3 Jochen betragen bey	. . . .	9 —
	Zusammen	132 Fl.

Nach Abzug des Saamens 4 reine Körner

geben auf 1 Joch beym Hafer	.	16 Metzen
davon ab für das Dreschen	.	2 —
	bleiben ihm	14 Metzen

und machen nach Abrechnung des Marktfuhrlohns in Geld aus à 3 Fl. . . . . . 42 Fl.

ab von obigen, bleiben . . . . 90 Fl.

Als Vorauslagen auf das Korn.

Das Korn zu 4 reinen Körnern gibt auf 1 Joch 12 Metzen:

Davon ab für das Dreschen . . 1½ —

bleiben 10½ Metzen.

Diese 10½ Metzen kosten 90 Fl., oder der Metzen bey 9 Fl. — Da nun über Winter von 1806 in 1807 in Niederöstreich die Preise des Kornes (Roggens) immer zwischen 5 bis 6½ Fl. gewesen sind; so hatte der Landmann dabey seine Vorauslagen nicht gedecket, er hat aus der Verlegenheit der Consumenten keinen Vortheil gezogen, sondern selbst einen Theil seines in besseren Jahren erworbenen Vermögens zugesetzet, worüber er sich auf bessere Zeiten und reichlicheren Ertrag vertröstet. **Für den Landwirth ist es immer besser, wenn er bey einer reichen Erndte seine Produkte um wohlfeile Preise ohne Schaden verkaufen kann, wenn er nur auch seine Bedürfnisse wieder um mäßige Preise zu kaufen erhält: denn wir müssen nicht vergessen, daß kein Produzent alle seine Bedürfnisse selbst erzeuge; wir müssen nicht vergessen, daß jeder einzelne Produzent nur einzelne Produkte erzeuge, deren Verkauf ihn in den Stand setzen muß, sich seine übri-**

gen Bedürfnisse anzukaufen: wir dürfen nicht vergessen, daß jeder Produzent auch in die Klasse der Consumenten gehöre, weil jeder für sich und die seinigen mehr Artikel einkaufen muß, als er zu verkaufen hat, daß daher jeder Produzent alle Verlegenheiten der Consumenten mittragen müsse.

Eine andere Beschuldigung, daß der Landmann seine Früchte wegen der Auswahl der Münzsorten zurückhalte, ruhet auf der falschen Voraussetzung, daß er zu reich seye, daher seine Früchte zurückhalten könne, bis er unter der Art von Münzen die Wahl hat. Allein wer nicht bloß einige Landleute kennet, sondern mit dem Landvolke und mit seinen Verhältnissen bekannt ist, der wird wissen, daß diese Beschuldigung grundlos seye; daß der Landmann sehr zufrieden ist, wenn er für seine Produkte nur so viel Papiergeld erhält, um damit seine Auslagen zu bestreiten im Stande zu seyn; daß das Landvolk im Ganzen genommen zu arm ist, um mit seinen Vorräthen lange an sich halten zu können, und daß sich die Naturprodukte, sie bestehen in Früchten, oder in Vieh, nicht lange zurückhalten lassen, ohne an innerer Güte, somit an Werth zu verlieren, und bald ganz außer Kauf zu kommen.

Wenn es unter den Stadtbewohnern viele Arme gibt; so ist sicher ihre Anzahl auf dem Lande nicht minder groß: nur daß die letzteren nicht so nahe beysammen wohnen, von Jugend auf mehr zur Entbehrung und zur Geduld gewöhnet sind, und ihre Noth nicht so gut in Vortrag bringen können. Zwar gibt es auch unter den Produzenten, wie unter den Consumenten, besonders in der Nähe der Städte reiche Leute; aber diese Reichen machen das Landvolk nicht aus. **Große Armuth wohnet auf dem Lande.** Tausend und abermahl Tausende der Landleute können mit schwerer Arbeit nur gerade ihre sehr beschränkten Bedürfnisse befriedigen;

meistens schätzet sich jetzt der Bauer glücklich, wenn er mit dem Schlusse des Jahres keine Schulden hat machen müssen. Sicher werden im Verhältnisse nur wenige Landleute gefunden werden, die sich **bloß von feldwirthschaftlicher Erträgniß** mit ihrer harten Arbeit so viel ersparen konnten, um davon im Alter ein ruhiges Leben zu führen im Stande zu seyn; obschon man dieses bey jedem anderen Erwerbszweige öfter antrift: und noch so wenig anlockend ist der Gewinn der Landwirthschaft, daß die Bauern an den Heerstraßen sich lieber auf das Fuhrwesen verlegen; daß jeder, der einiges Vermögen oder Kenntnisse hat, sich einem Handel ergibt, oder sich von dem Lande weg in irgend einer Stadt ansessig zu machen suchet.

Wenn irgend etwas das Grundlose der den Landwirthen gemachten Beschuldigung widerlegen könnte; so ist es die Zeit, in welcher wir leben. Wenn diese Beschuldigung wahr wäre; so müßten die Lebensmittel in dem Verhältnisse steigen, in welchem das Papiergeld im Course gegen Conventionsmünze herabfällt. Allein seit dem Abmarsche der Franzosen aus Oestreich sind die Preise der Feldfrüchte nicht allein nicht gestiegen, sondern herabgefallen, indeß man dasselbe von dem Verhältnisse des Papiergeldes nicht gleichmäßig wird behaupten können.

Eben so wenig Grund hat die Behauptung derjenigen, welche sagen, daß sich die Preise aller Dinge nach den Preisen der Feldfrüchte richten; daß alles wohlfeiler werde, wie die Preise der Lebensmittel herabfallen. Nie sind die Preise aller Industrialerzeugnisse, aller andern Handlungs-Artikl so sehr und so plötzlich in die Höhe gegangen, als seit dem Jahre 1806, und doch sind seit jenem Jahre die Preise der Feldfrüchte immer herabgesunken.

Geliebte Mitbürger! lasset uns jedem Mißverständnisse unter den verschiedenen Ständen der Nation den Zugang verschließen, **da sie einander unentbehrlich**

sind! Lasset uns die Theurung aller Bedürfnisse, welche ein Zusammenfluß **ungünstiger vorübergehender** Umstände hervorgebracht hat, nicht unbillig einem einzelnen Stande auflasten, welcher daran unschuldig ist, welcher den Druck der Zeitumstände, wie alle übrigen Stände empfindet. Lasset uns lieber einander freundschaftlich die Hand reichen, mit vereinten Kräften an der Zurückbringung besserer Zeiten arbeiten, und das Vorurtheil ablegen, mit welchem so manche bisher die Landwirthe und ihr Vermögen betrachtet haben. Alle Stände der Nation ziehen von dem Ertrage der Landwirthschaft ihre unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, alle Stände der Nation sollten sich freuen, wenn sie das Vermögen der Landwirthschaft zunehmen sehen, und nach Möglichkeit beytragen dasselbe zu vermehren. **Das Vermögen der Landwirthe ist das Stammkapital, von dessen Benützung die ganze Nation ihre Nahrung, ihre Wohnungen, die Grundstoffe zu ihrer Bekleidung rc. ziehet; Diese Benützung ist zum allgemeinen Wohl des Staates, und aller Stände immer größer, je größer das Stammkapital geworden ist, je ausgebreiteter die Kenntnisse derjenigen sind, in deren Händen sich dieses Vermögen befindet, je besser dasselbe benützet und damit Haus gehalten wird: es ist daher allerdings und für alle wichtig, jenen Landwirthen, welchen es an diesen Kenntnissen mangelt, die Anleitung zu geben, wie sie bey ihren Unternehmungen die Kosten und den Ertrag zu berechnen haben.**

Nachdem ich hier oben zwey Beyspiele landwirthschaftlicher Berechnungen aufgestellet habe: so will ich noch etwas von den **Wirthschafts-Amtsrechnungen** bey der Verwaltung grosser Oekonomien sagen.

Es würde sehr am unrechten Orte seyn, wenn ich hier eine weitläufige Abhandlung einschaltete, wie unter **allen Umständen die Wirthschaftsrechnungen**

zu führen seyen. Männer, welche gewohnt sind, fremde Ideen zu prüfen, und weiter zu verfolgen, für diese sind einzelne Fingerzeige hinlänglich.

Die Wirthschaftsbeamten müssen zu ordentlichen Rechnungsführungen angehalten werden. Diese Pflicht muß denselben unter keinem Vorwande ganz, oder auf eine Zeit erlassen seyn. Der redliche und thätige Beamte wird gerne Rechenschaft über seine Amtirung ablegen; und die Unredlichen, die Trägen kann man nie geschwind genug kennen lernen, um sie zu bessern, oder gar zu entfernen. Die Rechnungsart aber, welche man den Beamten vorschreibt, muß so viel als möglich einfach seyn, um ihnen die nöthige Zeit zu ihren Amtsgeschäften übrig zu lassen: darum ist die doppelte Buchhaltung nur dort anwendbar, wo eigene Rechnungsführende Beamte angestellet werden.

Dem Eigenthümer rathe ich an zur Controlirung seiner Aemter auch ein Buch zu halten, aus welchem er stündlich den Stand seiner Oekonomien überhaupt, und jedes einzelnen Zweiges insbesondere erheben kann.

Ich bin weit entfernt, jene Rechnungsart für die beste auszugeben, welche ich bey mir eingeführet habe: aber ich befinde mich gut dabey; vielleicht kann auch ein anderer daraus Nutzen ziehen, und darum will ich selbe bekannt machen.

Die Amtsrechnungen theilen sich zuerst in die **Geldrechnung** und in die **Naturalrechnung.**

Die Geldrechnung theilet sich wieder in die **Contributionsamts- Waisenamts - und Rentamts-Rechnung.**

Für jedes dieser 3 Aemter muß ein Geldjournal geführet werden, in welches alle Empfänge und Ausgaben nebeneinander gestellt, in fortlaufenden Artikeln, mit Hinweisung auf die Rubrik, auf welche jeder Empfang oder Ausgabe Bezug hat, und mit Beziehung auf die Beylagen ohne Verschub eingetragen werden muß: z. B. **beym Rentamte.**

Artikel.	Tag	Nro. der Beylage	Jänner 1806.	Empfang. fl.	kr.	Ausgabe. fl.	kr.
3	10.		Verkaufte Ziegel: N. N. zahlt für ihm à 16 fl. verkaufte 2000 Stückgebrännte Mauerziegl	32	—	—	—
4	12.		Taglohn: dem N. N. für Heu Anbinden bezahlt	—	—	1	—
5	20.		Verkaufte Körner: verkauft dem Johann Frank 200 Metz. Korn à 5 fl.	1000	—	—	—
6	31.	1	Erkauftes Vieh: für ein Paar von N. N. laut Quittung Nro. 1. erkaufte und bezahlte Zugochsen	—	—	200	—
			Summa. .	1032	—	201	—
			Ab die Ausgabe mit	201	—	—	—
			Bleibt Kassa-Vorrath.	831	—	—	—
			welche im Monathe Februar zum neuen Empfang fürgetragen sind.				

Die Journale müssen nothwendig geführet werden, damit man zu jeder Zeit den Stand der Kassa erheben könne.

Die Geld-Journalien müssen monathlich abgeschlossen, von dem Rechnungsführenden und von dem controlirenden Beamten gefertiget, und mit allen Beylagen mir eingeschicket werden. Empfänge, die nicht aus **unveränderlichen** Gefällen herrühren, oder sonst schon bestimmt sind, müssen mit einem Gegenscheine desjenigen, welcher das Geld bezahlt hat, belegt werden, daß nicht mehr und nicht weniger erlegt worden ist; und die Quittungen über die Ausgaben müssen von dem controlirenden Beamten vidiret seyn.

Aus den Journalen muß sobald als möglich der Uebertrag in die Hauptbücher mit Beziehung auf den Artikel des Journals geschehen. Wenn ich auf das Land komme; so pflege ich mich zu überzeugen, ob diese Anordnung auch befolgt werde. Die Hauptbücher werden für das Contributions- Waisen- und Rentamt abgesondert geführet.

In dem Contributions-Hauptbuche hat jeder Unterthan und jeder Grundhold seine eigene Rubrik, in welcher auf dem nähmlichen Blatte der leichtern Uebersicht wegen zuerst in einer Abtheilung seine ganze Schuldigkeit vorgeschrieben ist; und in der Abtheilung gleich darneben seine geleisteten Zahlungen zur Abschreibung eingetragen werden. Z. B.

Franz Regel.

Schuldigkeit.	fl.	kr.	Abstattung.	fl.	kr.
Pro 1806.			Pro 1806.		
An Ordinarium	8	—	Den 6. Jänner zahlt laut Artikel 2. des Journals	10	—
" Extraordinarium 60 pcto. . . .	4	48	Rest mit Ende 1806.	2	48
Zusammen.	12	48	Zusammen.	12	48
Pro 1807.					
Rest von 1806.	2	48			
etc.					

Was zu Ende des Jahrs an der ganzen Schuldigkeit nicht ausbezahlt ist, wird jedem Unterthane für das folgende Jahr zur Schuldigkeit übertragen, die neue Schuldigkeit dazu angesetzt, und hier wieder wie das Jahr zuvor verfahren.

Mit dem Schluße des Jahres muß mir ein Contributionsrechnungs-Auszug vorgelegt werden, in welchem zuerst die ganze Schuldigkeit aller Unterthanen und Grundholden Summarisch angesetzt ist. Gleich darauf werden die monathlichen Summarien ausgesetzt, was hieran bezahlt wurde: beydes wird am Ende billanziret, und wenn die Schuldigkeit die Abzahlung überschreitet, daß daher ein Schuldigkeitsrest sich ergibt; so muß sogleich nahmentlich, und bey jedem der einzelne Betrag insbesondere ausgewiesen werden, bey wem diese Resten aushaften, und warum das Amt dieselben noch nicht habe beytreiben können. Z. B.

Sämmtliche Unterthanen und Grundholden hatten pro 1806 an landesfürstlichen Contributionen zu bezahlen, und zwar

An Ordinarium . . .	2000 Fl.
An 6opctigen Extraordinarium	1200 —
An Wegroboth-Reluition .	50 —
Rest vom Jahre 1805 . .	100 —
Zusammen	3350 Fl.

Hierauf wurden bezahlt;
laut Journal

im Jäner .	350 Fl.
im Hornung .	160 —
im März .	440 —
im October .	2000 —
Zusammen . . .	2950 Fl.
Rest	400 Fl.

Ausweis der Restanten.

Nahmen der Restanten.	Betrag. fl.	Betrag. kr.	Anmerkung: warum die Einzahlung nicht geschehen.
Franz Mayer	130	—	Hat durch Viehseuche seine Ochsen verlohren.
Peter Paul	70	—	In Folge herrschaftlicher Passirung wurde beyden die Zahlung ihrer Schuldigkeit verlängert, bis sie ihren heurigen Wein verkauft haben.
Friedrich Johann	200	—	
Zusammen obige. .	400	—	

Beym **Waisenamte** bestehen zwey Hauptbücher: Eines enthält alle Forderungen der Waisen an das Waisenamt mit den darauf geleisteten Abzahlungen: Das zweyte enthält alle Forderungen des Waisenamtes an jene, welchen Waisengelder geliehen worden sind, auch mit den darauf geleisteten Abzahlungen. Das erste heißt das **Waisenforderungsbuch**, das zweyte heißt das **Waisenschuldenbuch**.

Da auf dem Lande oft kleine Waisengeld-Beträge eingehen, welche man nicht leicht fruchtbringend anlegen könnte; so werden mehrere solche Beträge einem Schuldner auf einen einzigen an das Waisenamt ausgestellten Schuldschein hinausgeborget: wenn daher auch das Waisenforderungsbuch ausweiset, wieviel jeder Waise beym Waisenamte anliegen habe; so ist doch kein bestimmter einzelner Schuldner für jeden vorhanden: und darum müssen Schulden und Forderungen abgesondert verrechnet werden.

Im Waisenforderungsbuche erhält jeder Waise mit Benennung seines Vormundes seine eigene Rubrik, in welcher auf dem nähmlichen Blatte auf einer Spalte seine Forderung mit den darauf Bezug habenden Bedingungen, und auf der andern Spalte, was hierauf hinaus bezahlt worden ist, abgeschrieben wird. Der Betrag der Capitals-Forderung wird mit Beziehung auf die Quelle, aus welcher dem Waisen das Vermögen zugeflossen ist, angesetzet: Das Interesse wird ganzjährig dazu gerechnet: und bey der Abzahlung werden die Capitals- und die Interessen-Abzahlungen auch abgesondert eingetragen: bleiben mit dem Schluße des Jahrs so viel Interessen übrig, daß sie verzinslich angelegt werden können; so werden sie hinausgeborgt, bey der Interessen-Abzahlung in Ausgab, bey dem Waisen-Capital aber in Empfang gebracht.

Z. B.

Maria Anna Fritsch.

Vormund derselben Peter N. zu N.

Artik des Journals.	Nro. der Beylage.	Forderung.	An Capital. fl.	An Capital. kr.	An Interessen fl.	An Interessen kr.	Artik des Journals.	Nro der Beylage	Abstattung.	An Capital. fl.	An Capital. kr.	An Interessen fl.	An Interessen kr.
1.		Laut Abhandlungs-Veranlassung und Vergleich ddo. 1. Jäner 1806 sind der Pupillin als ein väterliches Erbtheil zugefallen, und in einem Schuldscheine der leiblichen Mutter Katharina Fritsch de eodem dato à 5 pcto verzinslich hieher erlegt worden, laut Journal - Artikel 1	600	—	—	—	119		Den 30. Dec. 1806 die baaren Interessen pr. . laut Journal - Art. 119. fruchtbringend angelegt, beym Capital in Empfang gebracht, daher hier herausgabt.	—	—	30	—
118		Den 30. December 1806 zahlt die Kathar. Fritsch laut Artikel 118 des Journals die Interessen vom 1. Jäner bis Ende Decemb. 1806 auf ein Jahr à 5 pcto mit.	—	—	30	—							
		Den 30. Decemb. 1806 wurden diese baaren Interessen als ein neues Capital à 5 pcto. fruchtbringend angelegt, und kommen daher hier in Empfang mit . .	30	—	—	—							
		Summa . . .	630	—	30	—			Summa. .			perse	
		Ab die Ausgabe pr. .	—	—	30	—							
		Bleibt mit Ende Dec. 1806 Ford.	630	—	—	—							

Im Waisenschuldenbuche erhält jeder Schuldner auch seine eigene Rubrik, in welcher auf dem nähmlichen Blatte auf einer Spalte seine Schuldigkeit an Capital und an Interessen vorgetragen ist, und auf der zweyten Spalte seine Abzahlungen an Capital und an Interessen abgeschrieben werden. Die Capitalsschuld wird mit Beziehung auf seinen Schuldschein, und auf den hierüber zur Sicherheit ausgefertigten Satz vorgetragen. Uebrigens geschieht auch hier die Eintragung und der Abschluß, wie im Waisenforderungsbuche.

Zu Ende des Jahres muß das Waisenschulden- und das Waisenforderungsbuch bey jeder einzelnen Rubrik abgeschlossen, und mir die Waisenamtsrechnung auf folgende Art gelegt werden. Aus jedem Buche muß ein nahmentlicher Auszug aller Waisenforderungen und aller Waisenschulden mit Beziehung auf das Blatt des Hauptbuches gemacht werden: es wird der mit dem Schluße des vorigen Jahres gebliebene Forderungs- und Schuldenbestand an Capital und an Interessen; der Zuwachs von beyden in dem Rechnungsjahre, die Abzahlungen auf Capital und Interessen und der jetzige Bestand mit dem Schlusse des Rechnungsjahres angesetzet. Die Haupt-Summarien werden dann billanzirt, das heißt, gegeneinander gehalten, um sich zu überzeugen, ob Schulden und Forderungen gleich sind. Die Waisenkassa wird vidiret und angemerket, ob sich alle Waisenforderungsscheine sammt Satzbriefen bey der Cassa-Revision vorgefunden haben: und diese von den Beamten gefertigten Auszüge werden mir vorgelegt. Z. B.

Auszug aus dem Waisenforderungsbuche
bey der Herrschaft N. vom 1. Jäner bis letzten December 1806.

Artikel des Journals	Nro. der Beylagen	Fol. des Forderungsbuches	Nahmen der zu forderen habenden Pupillen	Forderung: Mit Ende 1805. Capital		Interessen		Im Jahre 1806 zugewachsen. Capit.		Interessen		Zusammen. Capital		Interessen		Zahlung hierauf. Capital		Interessen		Rest Ende 1806. Capital		Interessen		Anmerkungen.
				fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	r.	fl.	kr.	
		94	Bauer Joh. v. N.	107	17	18	34½	—	—															
			Interess. v. 1. Jäner bis 11. July.	—	—	—	—	—	—	2	15¾	107	17	20	50¼									
615	37		11. July 1806 erhält dieser . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	107	17	20	50¼					
		131	Peter Paul v. N.	487	35½	38	41¼	—	—	19	30	487	35½	57	41¼	—	—	—	—	487	35½	57	41¼	
			Summa . .	594	52½	56	4 5¾	—	—	21	45¾	594	52½	78	31¼	107	17	20	50¼	487	35½	57	41¼	
			Ab die Zahlung.	—	—	—	—	—	—	—	—	107	17	20	50¼									
			Bleiben mit Ende 1806 Waisenforderungen richtig.	—	—	—	—	—	—	—	—	487	35½	57	41¼									

Auszug aus dem Waisenschuldenbuche

bey der Herrschaft N. vom 1. Jäner bis letzten December 1806.

Artikel des Journals.	Nro. der Beylagen	Fol. des Schuldenbuches	Nahmen der Schuldner.	Schuldigkeit. Mit Ende 180. Capital.		Interessen		Im Jahre 1806 zugewachsen. Capit.		Interessen		Zusammen. Capital.		Interessen		Zahlung hierauf. Capital		Interessen		Rest Ende 1806. Capital.		Interessen		Anmerkungen.
				fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	
		45	August Joh. v. N.	107	17	18	34½	—	—															
			Interess. v. 1. Jäner bis 11. July.	—	—	—	—	—	—	2	15¾	107	17	20	50¼									
612			11. July 1806 erlegt dieser ..	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	107	17	20	50¼					
		90	Bauer Jos. v. N.	487	35½	38	11¼	—	—	19	30	487	35	57	41¼	—	—	—	—	487	35½	57	41¼	
			Summa ..	594	52½	56	45¾	—	—	21	45¾	594	52½	78	31½	107	17	20	50¼	487	35½	57	41¼	
			Ab die Zahlung.	—	—	—	—	—	—	—	—	107	17	20	50¼									
			Bleiben mit Ende 1806 richtig Waisenschulden.	—	—	—	—	—	—	—	—	487	35½	57	41¼									

Billanz.

	An				Summa.	
	Capital.		Interess.			
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Laut Auszug aus dem Waisenforderungsbuche haben sämmtliche Waisen mit Ende 1806 zu fordern . . .	487	35½	57	41¼	545	16¾
Laut Auszug aus dem Waisenschuldenbuche schulden sämmtliche Schuldner in das Waisenamt	487	35½	57	41¼	545	16¾

Daß daher die Waisenschulden durch die Waisenforderungen ganz gedecket sind, und weder Abgang noch Ueberschuß sich ergibt.

Anmerk. Die sämmtlichen Waisenforderungs-Schuldscheine sammt Satzbriefen haben sich bey der eben heute geschehenen Cassa-Revision in der Cassa richtig vorgefunden. Schloß N. N. den

Wären mehr Waisenanforderungen vorhanden, als durch die bey Privaten aushaftenden Capitalien gedecket werden; so würde der Abgang auf das Rentamt ausgewiesen: weil die Herrschaft für die Waisen-Capitalien in der Haftung ist. Das Rentamt müßte in einem solchen Falle im folgenden Jahre im Waisenschuldenbuche, wie ein anderer Privatschuldner seine eigene Schuld-Rubrik erhalten, um die Waisenkassa in guter Ordnung zu erhalten.

Die Contributions- und Waisenamtshauptbücher bleiben immer in den Amtskanzleyen; von Waisenforderungen- und Waisenschuldenbüchern habe ich Duplicate, in welche ich mir zur Controle jedesmahl die Veränderungen anmerke, welche aus den monathlichen Rechnungs-Journalen zu erheben sind. Die Contributionen aber merke ich mir in meinem Haupt-Controlbuche nur Summarisch an, wie ich es weiter unten angeben werde.

Weder das Contributionsamt, noch das Waisenamt geben einen Rent-Ertrag; sie sind nur Lasten, welche die Obrigkeiten auf ihre Kosten, und unter ihrer Dafürhaftung **unentgeldlich** zum allgemeinen Besten besorgen müssen, wofür ihnen daher mit Recht jene besondere öffentliche Achtung gebühret, die ihnen von jedermann erwiesen wird.

Das Rentamt verrechnet die herrschaftlichen Geldeinkünfte und Ausgaben.

Im Rentamtshauptbuche hat jeder Zweig, aus welchem der Herrschaft Einkünfte zufließen, seine eigene Rubrik. Einige Zweige sind bloße Einnahmen, und mit keinen direkten Ausgaben verknüpfet: andere Zweige sind mit direkten Ausgaben verbunden, und noch andere Rubriken sind nur Ausgaben. Unter die ersteren gehören die **Dominicalgaben** und andere **Schuldigkeiten** der Unterthanen; **Grundbuchserträgnisse** und **Kanzleytaxen**: Unter die zweyten gehören **Wirthschaft, Steinbruch, Zieglofen, Kalkofen, Mühlen** rc.; und zu den letzteren gehören die Besoldungen und andere passirte Ausgaben, welche das **Ganze** angehen, daher keiner Rubrik insbesondere angerechnet werden können. Die Dominicalgaben jedes einzelnen Unterthanes sind specifisch in den Urbarien, in Grundbüchern und Contrakten bestimmt; in der Jahrsrechnung aber werden sie nur summarisch angesetzt: es werden bey der Rubrik **Dominicalgaben und andere Schuldigkeiten** auf einer Spalte des nähmlichen Blattes nicht allein alle beständigen Gefälle, sondern auch alle Schuldigkeiten, welche durch Contracte, Accorde rc. nur vorübergehend bestimmt sind; und zwar die ersteren jedes Gefäll in der jährlichen Totalsumma, die letzteren aber mit nahmentlicher Benennung jedes Schuldners, und woher seine Schuld entstehet, vorgetragen: und auf der andern Spalte werden alle Abzahlungen eingetragen. Mit Schluß des Jahres wird bey der Rubrik selbst die Schuldigkeit mit der Abzahlung summirt, beyde gegen einander billanziret, und der etwanige

Rest als Rentrest auf die nähmliche Art wie die Contributionsresten ausgewiesen. Wer daher für erkaufte Körner, für andere Naturalien, oder aus was immer für einen andern Titel mit einer bestimmten Zahlung im Rückstande bleibet, wird bey der Rubrik **Dominikalgaben und andere Schuldigkeiten** als Schuldner in Vortrag gebracht, damit man darauf nicht vergessen könne: wenn er die Zahlung leistet; so wird ihm dieselbe auf der zweyten Spalte gut geschrieben.

Bey den Rubriken, welche mit Empfang und Ausgabe verbunden sind, werden Empfang und Ausgabe immer auf dem nähmlichen Blatte zusammengestellt, um eine leichtere Uebersicht zu haben: die Eintragung muß natürlich immer zu jener Rubrik geschehen, von welcher ein Geld eingegangen, oder auf welche ein Geld vorausgabet worden ist. Diese Rubriken sind nach Verschiedenheit der Umstände verschieden, und jeder muß sich selbst die zweckmäßigsten Haupt- und Unterabtheilungen machen.

Eine Rubrik **Abfuhr zu Herrschaftshanden** ist nothwendig für jene Gelder, welche der Eigenthümer den Renten vorschießt, oder welche ihm von den Aemtern abgeführet werden. Mit Ende des Jahres wird das Geld-Journal, und in dem Hauptbuche alle einzelnen Rubriken abgeschlossen, die Summarien aller Empfangsposten mit Benennung der Rubriken, und mit Beziehung auf das Blatt des Hauptbuches, auf welchem die einzelnen Summarien nachgesehen werden können, auf ein Blatt zusammen angesetzt und summirt: eben so wird auch mit den Ausgabsposten verfahren, und dann die sämmtlichen Empfänge mit den sämmtlichen Ausgaben billanziret. Diese Billanz muß den Kassa-Vorrath ausweisen, und zeigen, ob alle Posten des Journals, ob weder mehr noch weniger in die Hauptbücher übertragen worden ist; und darum ist die genaue Journalisirung selbst zur Sicherheit der Beamten unentbehrlich. Z. B.

Blatt des Hauptbuches	Summarium über alle Empfänge und Ausgaben bey dem Rentamte der Herrschaft N. N. vom 1. Jäner bis letzten Decemb. 1806.	Empfang.		Ausgabe.	
		fl.	kr.	fl.	kr.
1	Dominicalgaben.	1000	—	—	—
3	Grundbuchserträgniß	2000	—	—	—
6	Steinbruch.	1000	—	500	—
12	Zieglofen	800	—	600	—
24	Besoldungen und andere passirte Ausgab.	—	—	2000	—
30	Abführung zu hohen Herrschaftshanden.	—	—	1500	—
	Summa	4800	—	4600	—
	Ab die Ausgaben pr.	4600	—	—	—
	Bleibt Kassa = Vorrath.	200	—	—	—

Bey der **Naturalrechnung** hat jede Gattung von Naturalien ihre eigene Rubrik, in welcher Empfang und Ausgabe nebeneinander gestellet ist, und jede Veränderung gleich bey der gehörigen Rubrik vorgetragen werden muß. Diese Rubriken sind: Zugvieh, Hornvieh, Schweinvieh, Schäferey, Flieglvieh, Geräthschaften, Bauholz, Brennholz, Steinbruch, Ziegelofen, Kalkofen, Winterwaitzen, Sommerwaitzen, Kasten rc. Da sie nicht allenthalben die nähmlichen sind; so muß sich selbst jedermann nach Verschiedenheit der Umstände die Rubrikeneintheilung machen: ich will hier nur ein Beyspiel von der Rubrik **Hornvieh**; und ein Beyspiel von der Rubrik **Winterwaitzen** aufstellen, um die Nachahmung in allen Rubriken zu erleichtern.

Hornvieh 1806.

	Sprungstier		Stierl. 2 jähr.		Stierl. 1 jähr.		Melkkühe		Kalbinen 3 jähr.		Kalbinen 2 jähr.		Heurige Kälber Kuh.		Heurige Kälber Stier		Butter Pf.	
Jäner.	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe	Empfang	Ausgabe
Mit Ende 1805 blieb der Stand.	1	—	2	—	4	—	20	—	6	—	10	—	—	—	—	—	—	—
Den 8. liefert der Käsmacher ab und wurden an hohe Herrschaft geliefert.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100	100
NB. Da die Benutzung meines Hornviehes gegen Butter - Ablieferung in Bestand gegeben ist; so brauche ich bey der Milch - Benutzung nur die Abtheilung Butter.																		
Den 6. verkauft an die Gemeinde Viehdorf um 200 fl.	—	—	—	1	—	—												
Den 20. erhalten v. d. Kuh Braune.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—		
Den 21. von den Kalbinen Jungbraune u. Blaßl.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—		
Diese beyden Kalbinen kommen daher unter die Melkkühe zu setzen.	—	—	—	—	—	—	2	—	—	2	—	—	—	—	—	—		

Auf diese Art geschieht das ganze Jahr hindurch jede Eintragung, und mit Ende des Jahres der Total - Abschluß.

Winterwaitzen 1806.

	Fechsung im Geströh. Vorrath.		Ausdrusch.		Davon erhalten: reine Körner		aster oder geringe Körner		Schab langes Stroh	Bund Kitt Stroh	Ausgegeben: reine Körner		aster Körner		Schab langes Stroh	Bund Kitt Stroh
	Häufl.	Garb.	Häufl.	Garb.	Metzen	Maßl.	Metzen	Maßl.	Stroh.		Metzen	Maßl.	Metzen	Maßl.	Stroh.	
NB. Anno 1805 in 1806 wurden über Winter mit Winterwaitzen angebaut: 30 Joch m. 90 Metz.																
Den 30. Juny 1806 von der 30 Joch Breite erhalten. .	450	—	—	—												
July 1806. . .	—	—	450	—	675	—	15	—	2700	1800						
Den Dreschern für das Dreschen . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	60	—	—	—		
Auf den Kasten abgegeben . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	615	—	15	—		
Decemb. 1806 für die Schafe zum Futter und Streu. .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1800
Für die Pferde zum Gehack und Streu	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	300	
Für das Hornvieh zu Futter und Streu.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	900	
Summa . .	450	—	450	—	675	—	15	—	2700	1800	675	—	15	—	1200	1800
Ab die Ausgabe.	450	—	—	—	675	—	15	—	1200	1800						
Bleibt mit Ende Dec. 1806 Vorrath.	—	—	—	—	—	—	—	—	1500	—						

Die beym Abschluße im Vorrath gebliebenen 1500 Schab Waitzengeströh werden im folgenden Jahre bey der nähmlichen Rubrik in Empfang überschrieben: und die hier auf den Kasten in Ausgab gestellten 615 Metzen reine, und 15 Metzen Aftere Körner werden bey dem Kasten in Empfang gebracht, und dort weiter verrechnet.

Jedes Monath müssen alle im Laufe des Monathes vorgefallene Eintragungen bey jeder Rubrik copirt, und mit der Amtsfertigung versehen mir eingeschicket werden. Zu Ende des Jahrs aber werden alle Rubriken der Naturalien abgeschlossen, die in der Naturalrechnung ausgewiesenen sämmtlichen Vorräthe aller Gattungen, und die Geräthschaften werden revidirt, die Körner müssen nachgemessen werden, um die Ueberzeugung zu erhalten, daß die auf dem Papiere stehenden Vorräthe auch wirklich vorhanden sind; und unter der Fertigung des verrechnenden und des controlirenden Beamten müssen mir sämmtliche Rechnungen vorgelegt werden.

Ich selbst führe über jede Herrschaft ein **Controlbuch**, in welches ich aus den mir eingeschickten monathlichen Rechnungen den summarischen Uebertrag selbst besorge. Gefälle und Regalien, deren Ertrag zu wissen einst mir oder meinen Nachkommen daran gelegen seyn kann, erhalten zwar ihre eigene Rubriken, in welchen alle darauf Bezug habenden Empfänge und Ausgaben eingetragen werden: z. B. Ich führe eine Rubrik „**Contributionale**" eine Rubrik „**Waisengelder**" eine Rubrik „**Grundbuchserträgniß.**" Bey der Rubrik Contributionale ist auf einer Spalte die ganzjährige Schuldigkeit aller Unterthanen summarisch vorgeschrieben; auf der zweyten Spalte des nähmlichen Blattes trage ich monathlich auch nur summarisch vor, was darauf eingezahlt worden ist: damit ich am Schluße des Jahres gleich weiß, ob die von dem Contributionsamte ausgewiesenen Reste nicht größer und nicht kleiner seyn sollen. Bey der Rubrik „**Waisengeld**" wird einge-

tragen, was hieran monathlich eingegangen, oder verausgabt worden ist; um den jährlichen Amts-Abschluß auf einen Blick controllirt zu haben; und bey der Rubrik „**Grundbuchserträgniß**" wird monathlich summarisch vorgetragen, was an Taxen und sonstigen Grundbuchsgebühren eingegangen ist, damit ich zu jeder Zeit wissen könne, was das Grundbuch in jedem Jahre ertragen hat. Alle diese Eintragungen aber geschehen nur der Uebersicht wegen. Die Cassacontrolle geschieht auf einer allgemeinen Rubrik, welche ich unter der Benennung „**sämmtliche Empfänge und Ausgaben**" führe. Auf diese Rubrik trage ich monatlich summarisch alle Empfänge und Ausgaben vor, sie mögen was immer für eine Quelle zum Grunde haben, und dadurch bin ich im Stande in jeder Minute abzuschließen, und zu bestimmen, wieviel Geld sich in meinen Kassen unter den Händen meiner Beamten befinden müsse.

Für die Naturalien habe ich eben die nähmlichen Rubriken, wie meine Beamten: nur, daß ich jede Gattung Empfang und Ausgabe bloß summarisch eintrage, und auch die Körner auf dem nähmlichen Blatte mit der Fechsung im Gestroh fortführe, welche auf den Gütern in das Kastenamts-Journal besonders übertragen werden müssen, weil dort der Kasten unter abgesonderter Verrechnung stehet. Z. B. in der mir eingeschickten Monathrechnung sind an 10 Partheyen 300 Metzen Korn à 6 Fl. mit jedesmahliger Benennung des Käufers und der Preise angesetzt. Ohne den Käufer, oder, wieviel jeder einzeln gekaufet hat, zu benennen, übertrage ich in mein Controlbuch bey der Rubrik **Korn** zur Naturalausgabe bloß: verkauft à 6 Fl. 300 Metzen. Dadurch kann ich stündlich bey jeder Rubrik wissen, was sich in denselben für Vorräthe befinden müssen. Am Ende des Jahres schließe ich jede Rubrik selbst ab, und ziehe mir auf dem nähmlichen Blatte eine **doppelte Billanz**, nähmlich die **Naturalbillanz** und die **Geldbillanz**.

Ich will zum Beyspiele den Winterwaitzen beybehalten, welchen ich oben schon berechnet habe, und hier die darauf Bezug habenden Billanzen anfügen:

Naturalbillanz:

30 Joche gaben 675 Metzen reine, und
15 Metzen After, oder geringe Körner.
Zusammen 690 Metzen.
davon ab den
Saamen . . 90 —
bleiben 600 Metzen: folglich auf ein Joch 20 Metzen, oder 6⅔ reine Körner zur Natural-Erträgniß:

Geldbillanz:

Nach Abzug des Drescherlohns kamen auf den Kasten 615 Metzen reine Körner nach dem Mittelpreise à 7 Fl. . . . . . . 4305 Fl.
und 15 Metzen Afterkörner à 3½ Fl. 52 — 30 kr.
Zusammen 4357 Fl. 30 kr.

Erzeugungskosten: 3 mahl Ackern und Eggen jedesmahl und jedes Joch à 7 Fl. macht von 30 und rücksichtlich von 90 Jochen . . . 630 Fl.
(wenn diese Arbeit auch mit dem eigenen Zugviehe geschieht; so müssen doch die geleisteten Arbeiten den Unterhalt des Zugviehes wieder bezahlen, und diese Rechnungsmäßige Zahlung kömmt der Rubrik Zugvieh wieder zu Gutem um den Ertrag desselben zu erheben)

Das Dungfassen und Dungbraiten kostete zwar 30 Fl., da aber der Dung auch den folgenden Früchten

Latus 630 Fl.

	Translatus	4357 Fl. 30 kr.
Translatus	630 Fl.	
mit zu Gutem kommt; so rechne ich hier nur die Hälfte der Kosten mit .	15 —	
Dem Sämann vom Joch 9 kr. bezahlt .	4 — 30 kr.	
Das Waitzensagern wurde um die Halbscheide verrichtet, daher dafür . .	= — = —	
Für das Schneiden bezahlt vom Joch 5 Fl. .	150 —	
Für das Zuhauseführen 6 Tage à 7 Fl. .	42 —	
Zusammen . . .		841 Fl. 30 kr.
bleibt reine Erträgniß		3516 Fl.

daher auf ein Joch 117 Fl. 12 kr.

Diese 117 Fl. 12 kr. sind zwar noch keine reine Wirthschaftserträgniß, weil davon der Lohn der Dienstleute, die Abgaben ꝛc. wegbezahlt werden müssen: Da aber diese Zahlungen gleich bleiben, ohne Rücksicht, welche Gattungen von Früchte gebaut werden, und da die Absicht bey diesen Billanzirungen nur ist, die größere oder kleinere Nützlichkeit des Anbaues zwischen den verschiedenen Gattungen der Produkte zu bestimmen; so können die alle Produkte gleich belastenden Ausgaben füglich außer Anschlag bleiben. Das Stroh nehme ich bey der Billanz in keine Geldberechnung, weil ich gar kein Stroh verkaufe, sondern dasselbe ganz wieder in die Wirthschaft verwende, und weil das Stroh den Dünger bezahlen muß: Da jedoch bey jeder Gattung Früchte die Quantität des miterzeugten Strohes ausgesetzet ist, so kann ich auch diese Naturalien bey den verschiedenen Früchten vergleichen, sobald ich es nöthig finde.

Indem ich auf diese Art jedes Jahr jede Rubrik ab-

schließe; so gewähret mir dieser Abschluß die Uibersicht, ob ein oder der andere Zweig von Jahr zu Jahr zu- oder abnehme, und wie sich ein Zweig zu dem andern in der Natural- und Gelderträgniß verhalte, um mich zu bestimmen, durch welche Kultur ich meine Wirthschaft zu einem bessern Ertrage bringen könne.

Zwölftes Hauptstück.

Von der Freyheit des Handels mit landwirthschaftlichen Produkten. Die Landwirthschaft verdienet den ersten Schutz des Staates. Nothwendigkeit den Produktenhandel vor allem zu begünstigen. Gewöhnliche Beschränkungen desselben und ihre Schädlichkeit. Ueber Körnerausfuhr und Monopolien. Ueber Vor- und Aufkaufen und über erzwungenes Verkaufen der zu Markt gebrachten Feldfrüchte. Ueber befugte Getreidhändler. Ueber öffentliche Magazine zur Erziehlung der Wohlfeilheit, und von den Satzungen.

Bei allen Völkern, welche sich mit der Handlung abgegeben haben, hat es die Erfahrung bewähret, **daß jene Waaren am meisten erzeugt würden, welche den sichersten Absatz hatten:** darum pflegen die Staatsverwaltungen die Einfuhr der fremden Waaren durch Zölle, oder durch Verbothe zu erschweren, die Ausfuhr nicht selten mit Prämien, mit Titeln und Ehrenzeichen zu ermuntern, und den Handel zu begünstigen.

Die Begünstigung des Handels kann nur darin bestehen, daß man demselben immer mehr Freyheit gestatte, und reiche, Kenntniß-volle unternehmende Männer ermuntere sich, und ihr Vermögen demselben zu widmen.

Je nachdem die Waaren, die Produkte unentbehrlicher sind, je nachdem wird die Erzeugung und der Handel mit denselben die vorzüglichere Begünstigung der öffentlichen Verwaltung verdienen. Die Landwirthschaft bringet die ersten, und nothwendigsten Bedürfnisse hervor; sie erzeuget das Holz, sie erzeuget die Nahrung, sie erzeuget alle rohe Materialien, ohne welchen die Industrie nichts hervorbringen, die Handlung nichts verschleißen kann. Bei der heutigen Volksmenge ist es auch mit allen Reichthümern der Welt unmöglich in einem ausgedehnten Reiche die Nation durch auswärtige Lebensmittel zu nähren, weil es unmöglich ist den Nationalbedarf in der nöthigen Zeit in alle Theile des Landes zu bringen: **den ersten Schutz des Staates verdienet daher die inländische Landwirthschaft, die gemeinschaftliche Nährmutter aller Stände, und aller Menschen. Der Handel mit den Naturprodukten soll daher die erste Begünstigung, die meiste Freyheit geniessen: allein kein Handel ist so sehr beschränket, so vielen Gefahren und Willkührlichkeiten unterworfen, als der Handel mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen.**

Seit dem achtzehnten Jahrhunderte ist bey verschiedenen europäischen Völkern Theurung und Mangel mehrmal zurückgekehret. Die Angst über die Schrecknisse und Gefahren des Mangels an Lebensbedürfnissen, und das Geschrey der leidenden Nationen ließ nicht immer die wahre Ursache des Mangels sehen: Anstatt der Kultur des Bodens, der Vermehrung der Naturprodukte aufzuhelfen, und zu diesem Endzwecke die Freyheit des Produktenhandels zu begünstigen, glaubte man das Hülfs-Mittel in den Fesseln desselben gefunden zu haben.

Die Consumtion ist von der Produktion abhängig; Alles, was die Produktion belästiget oder beschränket, gereichet auch den Consumenten zum Nachtheil.

Jede Beschränkung des Handels mit einer Waare vermindert den Absatz, der verminderte Absatz vermindert die Erzeugung, weil die Erzeuger die Waare **des Absatzes wegen** hervorbringen: **jede Handlungsbeschränkung also, durch welche man Wohlfeilheit herbeyführen will, muß gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.**

Lasset uns die gewöhnlichsten Beschränkungen des Handels mit Lebensbedürfnissen prüfen, um uns zu überzeugen, ob dieselben dem vorgesetzten Endzwecke entsprechen.

Die gewöhnlichsten Beschränkungen sind:

1. Verhinderung der Körner-Ausfuhr.

2. Verboth, daß die auf den Markt geführten Früchte weder unterwegs, oder außer dem Markte gekauft, noch auf dem Markte zum Wiederverkaufe aufgekauft werden dürfen: das erste nennet man **Vorkaufen**, das letztere **Aufkaufen**.

3. Verboth, daß keiner, welcher dazu nicht ausdrücklich die Befugniß erhalten hat, Früchte irgendwo kaufen, und auf die Märkte zum Verkaufe bringen dürfe.

4. Anordnung, daß die auf den Markt gebrachten Früchte, wenn sie an einem Markttage nicht verkauft werden konnten, in den Gemeindeinsätzen (Gemeind-Magazinen) bis zum nächsten Markttage verwahret, und dann um jeden Preis, selbst in Abwesenheit des Eigenthümers von den Marktaufsehern verkauft werden müssen.

5. Das Bestreben durch den Verkauf der öffentlichen Magazinsfrüchte **unter** dem gewöhnlichen Mittelpreise die Getreidhändler und Produzenten zu zwingen, ein Gleiches zu thun: und

6. Satzungen (Taxirungen), mit welchen man bei den verschiedenen Gewerbsleuten den Verkauf der Lebensbedürfnisse beleget hat.

Zu 1.) Dort, wo die Landwirthschaft weniger, oder doch noch nicht mehr erzeuget, als das Land selbst bedarf, dort ist es nicht nöthig die Ausfuhr zu verbiethen: der Mangel der Waare machet den Verkehr unmöglich.

Nur bey jenen Völkern ist eine beständige, oder eine zeitliche Ausfuhr möglich, welche entweder beständig, oder doch in guten Jahren mehr Lebensmittel erzeugen, als im Lande verzehret werden können. Und was soll in einem solchen Falle mit dem Ueberfluße an Naturprodukten geschehen? „**Die Landwirthe sollen im Preise immer mehr herabfallen um bei niedrigen Preisen für ihre Erzeugnisse Käufer zu finden, auf diese Art werden wir eine erwünschte Wohlfeilheit haben**" so höre ich manchen reden.

Es ist allerdings richtig, bei einem Uiberfluße an Naturprodukten werden die Landwirthe durch das Herabsetzen der Preise einander die Konkurrenz abzugewinnen suchen, es wird zuerst eine Wohlfeilheit entstehen; und bald werden die Produkte auch um die wohlfeilsten Preise keinen Anwerth mehr finden: denn Niemand wird mehr kaufen, als er verbrauchen kann: was soll dann mit dem Uiberfluße geschehen?

„**Diesen kann man ausführen lassen, höre ich rufen.**" Aber ich bitte zu bedenken, in welcher Jahrszeit wir leben: bevor die neue Erndte nicht vor der Thüre ist, bevor wird es immer noch Leute geben, welche wider die Ausfuhr schreyen, weil sie noch immer nicht so ganz sicher von einem wirklichen Ueberfluße überzeugt zu seyn glauben: und wer soll denn in der Erndtezeit ausführen? Der Bauer ist auf seinem Felde beschäftiget, er kann sich mit einem Fruchttransport nicht abgeben, wenn er durch seine Entfernung von Haus nicht die Hoff-

nung eines ganzen Jahres in Gefahr setzen will: Die Ausländer haben zur nähmlichen Zeit auch die Erndte, und suchen bei uns keine Früchte; und woher sollen denn nun in der Geschwindigkeit die Getreidhändler kommen, welche den Landes-Uiberfluß zur Ausfuhr an sich kaufen?

Der Handel mit Getreide, und andern Naturprodukten fordert ein grösseres Stammkapital, als jeder andere Handel; und um Produkte ins Ausland abzusetzen, muß man daselbst Bekanntschaften und Handlungs-Verhältnisse angeknüpfet haben, welche nur die Länge der Zeit bildet, die daher in einem Augenblicke nicht hergestellet sind. Die Erlaubniß einer solchen Ausfuhr ist unnütz, es kann davon kein wohlthätiger Gebrauch gemacht werden.

Man wünschet, daß die Landeskultur sich heben möge. Das Land, welches bei der gewöhnlichen Kultur den Landesbedarf liefert, wird dann eine viel grössere Anzahl Produkte abgeben: wenn nicht in dem nähmlichen Verhältnisse auch der Absatz erweitert ist; so wird der Landmann bald fühlen, daß er sich durch seine angestrengte Bestrebung die Naturprodukte zu vermehren nur unglücklich mache, daß er aus der Menge seiner Erzeugnisse nun nicht mehr so viel einnehme, als er zur Bestreitung seiner Abgaben, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig haben muß; er wird in der Kultur geschwinder wieder zurückgehen, als er vorgegangen ist; **ein Unwerth der Naturprodukte ist daher ein sicherer Vorbothe einer bald nachfolgenden Theurung und des Mangels: und die erste, die unerläßigste Bedingung einer vermehrten Produktion ist ein vermehrter belohnender Absatz.**

Lasset uns die Augen auf einen andern Gewerbsmann richten: glaubet Jemand, daß der Schuster Schuhe machen werde, wenn er für dieselben gar keinen Käufer findet, oder wenn er dafür nur weniger erhalten kann, als ihn selbst das Leder kostet? gewiß nicht, denn er

machet

machet die Schuhe, nicht um Schuhe zu machen, sondern um dabei zu gewinnen. Das nähmliche ist bei der Landwirthschaft, welche man in Hinsicht des Erwerbes ebenfalls als ein Gewerb ansehen muß.

Man kann den Bauern die Art der Kultur nicht vorschreiben: ihre Anzahl ist Millionen, ihr Aufenthalt ist allenthalben: wer soll wachen, daß die vorgeschriebene Kultur befolgt werde? wie sollen die Nichtbefolgenden bestraft werden? wie soll diese Strafe in Vollzug gesetzt werden? und wer gibt denn am Ende das Geld zur Kultur her? Zwang kann hier nichts bewirken: und da von der Kultur des Bodens die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, dieselbe dahier am unentbehrlichsten ist; so kann den Landmann **nur** sein eigener Vortheil allenthalben zur Kultur anspornen, welchen er in Preisen findet, die seinen Vorauslagen, und seiner Verwendung entsprechend sind. Wir sehen ja, daß in den letzten Jahren, in welchen die Preise der Feldfrüchte hoch, daher anlockend waren, die Landleute allenthalben Oeden urbar zu machen, und die Kultur überhaupt sich zu heben angefangen habe.

Man fürchtet bei der Freyheit des Getreidhandels würden Monopolien entstehen, und die Ausfuhr so sehr über Hand nehmen, daß im Inlande selbst Mangel an den nothwendigen Bedürfnissen entstehen könnte. Ich glaube aber, es gehe uns hier, wie es allemahl geht, wenn wir die Gegenstände **durch die Brille der Furcht** betrachten. Um uns von dem wahren Gesichtspunkte, von der Wirklichkeit abzubringen, schiebet uns die Furcht Erzeugnisse der Einbildung unter, welche sie uns in einem sehr vergrößerten Maßstabe zeiget.

Die Produktenhändler kaufen nicht darum Produkte, um sie ins Ausland zu senden; sie kaufen, um bei dem Wieder-Verkaufe zu gewinnen; sie senden dieselben daher nur dann ins Ausland, wenn sie daselbst bei dem Wie-

der-Verkaufe einen grössern Gewinn, als im Inlande erhalten.

Die Feldfrüchte sind schwer im Gewichte, und nehmen einen grossen Raum ein; der Transport und die Aufbewahrung derselben ist sehr kostspielig, und vermehret somit die Vorauslagen des Handelsmannes: nur dann also, wenn die Früchte im Inlande auf so niedern Preisen stehen, daß sie selbst mit Zuschlagung der Transport- und anderer Kosten und Vorauslagen noch im Auslande Anwerth finden, wird die Ausfuhr geschehen: und in einem solchen Falle ist sie sehr erwünscht; sie schaffet den Uiberfluß der Naturprodukte, die sich ohne Verderbniß nicht lange aufbewahren lassen, in das Ausland; sie zieht dafür grosse Geld-Summen in das Land herein, welche den Fond der Landwirthschaft vermehren; sie veranlasset eine **beständige** Nachfrage um Naturprodukte, welche allenthalben zur vermehrten Produktion ermuntert.

Wenn auch die Produktenhändler zeitlich die den Produzenten entbehrlichen Früchte aufkaufen; so können sie dieselben doch nicht geschwind außer Land schaffen. Gleich nach der Erndte drischt der Landmann zuerst seinen eigenen Hausbedarf, auf Saamen, auf Brod, und zum Viehfutter aus: Diese Beschäftigung, und die Feldarbeiten, welche in der Erndte, und bis nach dem Winteranbau, bis nach der Weinlese einander die Hände reichen, nehmen seine meiste Zeit ein; so, daß das gänzliche Ausdreschen der Früchte in die Wintermonathe fällt, in welchen die Flüße meistens zugefroren, oder wegen stürmischer Witterung unbefahrbar, die Landwege aber grundlos sind. In diesen Monathen kann daher nur eine geringe Quantität **diesjähriger** Feldfrüchte außer Land gebracht werden, wenn dieselben in der Nähe der Gränzen zu haben sind. Vielmehr um zu keiner Zeit in ihrem Verkehre gehemmt zu seyn, werden die Handelsleute vielleicht von einem Jahre zu dem andern Früchte in Vorrath behalten, sobald sie reiche, der Handlung kundige

Leute sind, und die Gewißheit haben, daß ihre Vorräthe zu jeder Zeit vor Gewaltthätigkeiten sicher sind. Erst im Frühjahre und den Sommer hindurch können die meisten Exportationen geschehen: hat der Winter an den Saaten Schaden angerichtet; vermehret sich aus andern Ursachen im Allgemeinen, oder nur an gewissen Orten der Bedarf; so muß sich dieses gerade um diese Zeit durch das Steigen der Getreidpreise äußern. Die Getreidhändler, welche auf ihrem Handel ein grosses Vermögen liegen haben, deren Spekulation und Denken Tag und Nacht nur dahin gehet, wie, und wo sie bei ihrem Handel etwas gewinnen können, werden mit der Ausfuhr zurückhalten, sobald die Preise im Inlande zu steigen anfangen, sie werden in dem Verhältnisse, wie die Preise, und daher der inländische Bedarf steiget, die Ausfuhr von selbst einschränken: denn sie können nun bei dem Wieder-Verkaufe ihrer Waare im Inlande gewinnen; sie können nun ihre Waare unter ihren Augen, und ohne der grossen Transport-Vorauslagen wieder mit Vortheil absetzen; sie werden dieses um so lieber thun, weil der **nahe** Gewinn mit weniger Kosten, und mit **weniger** Gefahr verbunden ist, und weil sie bei der bald eintrettenden Erndte um geringere Preise ihre Vorräthe wieder erneuern zu können hoffen. **Auf diese Art wird die Ausfuhr der Feldfrüchte eine Schutzwehr des Inlandes gegen Theurung und Mangel.**

Kein Ausfuhrhandel ist für den Staat so vortheilhaft, als jener, welcher mit Naturprodukten geschieht, keiner verdient daher mehr Begünstigung und Aufmunterung. Die meisten Industrialerzeugnisse, welche ausgeführet werden, haben manche sehr kostspielige ausländische Bestandtheile, wie z. B. die Farbwaaren, die Seide, die Baumwolle ꝛc.; diese Bestandtheile müssen von dem Auslande theuer eingekauft werden: bei den ausgeführten Naturprodukten aber ist alles, was dafür eingeht, Gewinn für das

Land. Und kein Industrialzweig beschäftiget und ernähret so viele Menschen; keiner ist so unentbehrlich wie die Landwirthschaft.

Dem östreichischen Kaiserthume biethet sich jetzt eine grosse Gelegenheit dar bei der Emporhebung seiner Landeskultur durch den Ausfuhrhandel mit Naturprodukten sich zu bereichern; eine Gelegenheit, welche vielleicht nicht wieder zurückkehret, welche der Staatswirth eben so benutzen kann, wie der einzelne Landwirth jede ihm günstige Gelegenheit benutzen muß.

Wir sehen die Länder des festen Landes von Europa mit Kriegsheeren überzogen, welche zu ihrer Ernährung die Naturprodukte gerne von uns beziehen, und gut bezahlen würden. Die Engländer sind alljährlich in der Nothwendigkeit um mehrere Millionen Pfund Sterling Naturprodukte im Auslande anzukaufen: sie holen dieselben jetzt in Asien, in Afrika und Amerika; sie bezogen bisher viele Früchte aus Preußen. Preußen ist durch einen unglücklichen Krieg verheeret, und die Engländer würden lieber ihren Bedarf bei uns einkaufen, als denselben in andern Welttheilen hohlen: wir sind näher bei ihnen, bei uns ersparen sie viele Seegefahren, und setzen ihre Colonialwaaren doch gerne an uns ab, sie werden uns daher in dem Produktenhandel gerne den Vorzug geben. Wenn sich alle Provinzen des östreichischen Kaiserthumes ohne Verzug mit allen Kräften auf die Produktion verlegen; wenn die öffentliche Verwaltung die Produktion, die Anlegung der Capitalien bei dem Feldbaue, und bei dem Produktenhandel auf alle Arten zu ermuntern bedacht ist: so wird das Land bei günstiger Witterung in Kurzem genug über den Landesbedarf erzeugen, um damit die Engländer und alle Nachbarn, welche es bedürfen, versehen zu können. Es lassen sich dann Handlungsverhältnisse eröffnen, durch welche die Ausländer mit dem Ankaufe ihres Bedarfes an uns gewöhnt werden. Und sind sie einmahl zum Verkehr mit uns ge-

wöhnt; so bleiben sie bei uns, wenn sie wirklich anderwärts auch ihren Bedarf wieder erhalten können, weil sie mit hiesigen Handlungshäusern in Freundschaft getretten sind, und Verhältnisse eröffnet haben, die sie anderwärts nicht gleich wieder finden, und hier nicht gleich wieder aufheben können. Und da unsere Agrikultur sich inzwischen gehoben haben wird; so kann sie in den Preisen mit jenen Ländern die Concurrenz halten, welche erst wieder ihrer Produktion neues Leben zu geben suchen müssen.

Auf diesem Wege können jährlich viele Millionen Geld gewonnen werden, die uns entweder baar hereinbezahlt werden müssen, oder mit welchen wir die fremden Waaren berichtigen, die jetzt von dem Lande baar hinausbezahlt werden.

Noch ist dieses bei weitem nicht der einzige Nutzen. Mit dem Feldbaue muß sich auch die Viehzucht heben; es wird die Erzeugung jener Produkte versucht, und möglich gemacht werden, welche wir jetzt von dem Auslande kaufen; das Land wird nicht allein seinen Bedarf an Vieh selbst decken, daher das jetzt mit grossem Staatsaufwande eingetriebene ausländische Vieh entbehren können, das Land wird auch noch Vieh an die Ausländer zu verkaufen im Stande seyn. Millionen und Millionen, welche jetzt ins Ausland gehen, können auf diese Art ersparet werden; die Handlungsbillanz, welche dermahlen zu unserm Nachtheile steht, und den Kurs der Bancozettel täglich mehr herabsetzet, wird sich zu unserm Vortheil ändern; die Ausländer werden uns noch jährlich Gelder hereinbezahlen müssen, und da sie dann von uns weder Münze, noch Papiergeld erhalten: so werden die Papiere wieder auf ihren Nennwerth zurückkommen, von welchem sie seit wenigen Jahren so sehr herabgefallen sind. Die Bevölkerung wird zunehmen, Handel und Industrie werden aufleben: Die Ausfuhr der Naturprodukte wird wegen der mit der vermehrten Produktion zugenommenen inländischen Verzehrung entbehrlich seyn;

Wohlstand wird sich über alle Nationen verbreiten, welche dem östreichischen Scepter gehorchen. Und wenn dann auch die Lebens-Mittel auf einen hohen Preis kämen; so ist dieses keine Theurung, kein Vorbothe eines Mangels, es ist der Beweis des Uiberflußes, des Reichthumes der Nation: alle Stände werden mehr Geld haben, um ihre Bedürfnisse im Verhältnisse mit dem mehr cursirenden Gelde bezahlen zu können, und da der Staat von dem erhöhten Ackerbaue, von der neu belebten Industrie und Handlung, von der grössern Volksmenge auch unbeschwert grössere Einkünfte erhält; so können die Besoldungen der Staatsbeamten, und der Soldaten mit den Preisen der Lebensbedürfnisse in ein Ebenmaas gebracht werden. **Östreich wird nie eine blühende Industrie und Handlung haben, wenn nicht seine Landwirthschaft die Zeit ihrer Blüthe erreichet hat: und mit einer blühenden Landwirthschaft ist die östreichische Monarchie das erste Land der Welt, dessen Einwohner stolz seyn können, diesem Lande anzugehören.** —

Unter Monopolium versteht man den Alleinhandel mit einer Waare, welchen ein einzelner Mann, oder eine ganze Gesellschaft, oder der Staat selbst an sich gezogen hat.

Monopolien sind allerdings schädlich, und die Nation wird dadurch um so mehr gedrückt, je reicher und mächtiger der Monopolist ist: er presset dem Erzeuger die Waare um einen sehr niedrigen Preis ab, und vermindert dadurch die Erzeugung: er hänget die Waare dem Publikum um immer höhere Preise an; nicht selten wird die Qualität der Waare in dem Verhältnisse schlechter, in welchem die Preise erhöhet werden: fast niemals aber wird sie der Vollkommenheit zugeführet. Und hat der Monopolist die Macht; so zwinget er zuletzt die Nation seine schlechte Waare zu kaufen, wenn sie nicht freywillig seinem Eigennutze, oder seinen mislungenen Spekulatio-

nen hinlängliche Opfer bringet. Kein Monopolium ist daher schädlicher, als welches der Staat selbst treibet. Die dabei angestellten Beamten verwechseln zu leicht die öffentliche Zwangsmacht mit der Macht des Kaufmanns, welche letztere nur in einer schönen, guten und wohlfeilen Waare bestehen soll. Mit Recht also entsetzet man sich schon vor dem blossen Worte „Monopolium."

Allein, ohne daß der Staat eine Alleinerzeugung, eine Alleinhandlungsbefugniß für eine Waare ertheilet, wird bei keiner Gattung Waare ein Monopolium entstehen, oder dauerhaft seyn: **und in einer grossen Monarchie ist bei den Naturprodukten ein Monopolium für jeden einzelnen, für jede Privatgesellschaft, selbst für den Staat eine Unmöglichkeit.**

Die Zeit von dem Abdrusch der Früchte bis zur neuen Erndte ist nur kurz, und der Gegenstand dieses Handels eine Waare, welche vielen Raum zur Aufbewahrung brauchet, und bei der mindesten Sorglosigkeit in der Wartung dem Verderben unterworfen ist. Unmöglich kann der Handel mit Früchten im ganzen Lande unter einer einzigen Leitung stehen; kaum könnten ihre Agenten des Aufkaufes wegen alle Gegenden bereisen, kaum könnten sie an ihre Vorgesetzten die Berichte erstatten, und darüber die Erledigung erhalten; so würde die neue Erndte eingetreten seyn. Diese ändert sehr viel an den Fruchtpreisen, und die Erzeuger wollen und können diesen Zeitpunkt zum Verkaufe nicht abwarten: so wie sie Geld zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse brauchen, so haben andere die Früchte zur Verzehrung nöthig; die Noth würde bald die Fesseln brechen, welche Eigennutz und Unvernunft den Mitbürgern aufzulegen versuchen wollten. Und gesetzt der Aufkauf könnte möglich gemacht werden, woher sollen denn alle die vielen Millionen kommen, welche der allgemeine Produkten-Aufkauf nothwendig machet? wo sollen denn so grosse Vorräthe aufbewahret wer-

den? welche vielleicht schon im ersten Jahre durch vernachlässigte Wartung, durch Ungezieser, und auf andere Art so sehr zu Grund gehen würden, daß der Gewinn von mehreren Jahren dahin wäre, daß jeder solche thörichte Unternehmer banquerotte seyn müßte.

Wir haben uns also nach meiner Meinung von dem **Ausdrucke Monopolium** hier nicht schrecken zu lassen.

Sobald der Getreidhandel freygegeben wird; sobald der Staat demselben kein Hinderniß leget; so ist es noch weniger möglich, daß ein Monopolium entstehe: **Die Freyheit des Handels ist das wahre und sicherste Gegen-Mittel wider den Alleinhandel: und wenn bei der Freyheit des Handels dennoch ein Einzelner, oder eine Privatgesellschaft es in einer Gegend versuchen wollte, den Alleinhandel an sich zu ziehen; so wird gerade dadurch Wohlfeilheit zuwege gebracht werden.**

Sobald ein Handlungszweig blühet; so haben die Kaufleute ihre Augen allenthalben, um zu erspähen, wo sie durch einen geschwinderen, und vortheilhafteren Absatz ihrer Waare mehr gewinnen könnten: Zuweilen treibet auch der Neid manche an ihre Waare wohlfeiler wegzugeben um ihren Mithandler, dem sie die Früchte seiner glücklichen Unternehmungen nicht gönnen, zu zwingen ein Gleiches zu thun. Wenn ein Einzelner, oder eine Gesellschaft in einer Gegend alle Früchte aufzukaufen sich bemühen; so werden die Preise gleich anfangen in die Höhe zu gehen. An dem Barometer ihres Spekulationsgeistes werden andere Kaufleute dieses Steigen der Preise bald wahrnehmen, und nicht säumen davon Gebrauch zu machen; sie werden Waaren dahin senden, wo sie dieselben geschwind und theuerer anzubringen hoffen können; dadurch wird eine Konkurrenz entstehen, welche nicht selten den Aufkaufer zwinget seine eingekauften Früchte so geschwind als möglich auf dem nähmlichen Platze, und um

niedrigere Preise wegzugehen, als er dieselben kurz zuvor eingekauft hatte. Das Gleichgewicht der Preise wird ohne dem mindesten schädlichen Einfluße für den Staat wieder hergestellet werden, wenn sich nur die Staats-Verwaltung nicht einmenget.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, will ich noch für jene etwas sagen, welche die Ausfuhr zulassen wollen, wenn die Preise der Produkte im Lande **nicht über** einen bestimmten Preis stehen; so wie sie die Einfuhr zu begünstigen wünschen, sobald die Produkte im Lande diesen bestimmten Preis überschritten haben.

Bei dieser Beschränkung ist der Getreidhandel noch immer vielen Willkührlichkeiten ausgesetzet. Die Kaufleute gehen Handlungs-Verbindlichkeiten ein, in welchen sie sich wechselseitig zu Waarenlieferungen anheischig machen. Bevor eine solche Verbindlichkeit noch erfüllet ist; kann die Ausfuhr wegen plötzlicher Veränderung der Preise verbothen werden. Der Waarenversender geräth mit dem Waarenbesteller in Unannehmlichkeiten, in Schadensersätze, und der letztere sieht, daß bei dieser Nation auf eine Sicherheit im Verkehre nicht zu rechnen seye; einer und der andere zieht sich für die Zukunft zurück.

Wie sollen die Preise erhoben werden? Nimmt man die Durchschnittspreise des ganzen Landes; so werden die Preise in einem grossen Reiche fast immer an einem Orte hoch, am andern niedrig seyn; der Localbedarf, und der Localüberfluß werden dabei nie in Betrachtung kommen: und bevor der Durchschnittspreis des ganzen Landes erhoben seyn kann; haben sich gewiß fast allemahl die Umstände geändert. Werden diese Preiserhöhungen nach kleinen Distrikten, nach bestimmten Marktorten angeordnet: so stehet es in der Macht der Händler, die Preise nach Erforderniß ihres Interesse auf diesen Märkten steigen oder fallen zu machen. —

Wer soll die Preise erheben, und in Folge

derselben die Ausfuhr gestatten, die Einfuhr erschweren? Soll darüber jedesmahl zuvor an die obern Stellen berichtet werden; so kömmt wahrscheinlich die Entschließung darüber erst, wenn sich alle Verhältnisse wieder geändert haben: soll diese Bestimmung den untern Behörden überlassen seyn; woher sollen denn diese untern Stellen die Uebersicht des Ganzen haben? werden sie den scheinbaren Vortheil des Augenblickes nicht dem entferntern Wohle des Staates vorziehen? und kann es dabey den Handlern nicht auch möglich seyn, durch Bestechung ihre Absichten durchzusetzen?

Welches ist der eigentliche Preiß, bey welchem die Ausfuhr gestattet, die Einfuhr verbothen seyn soll? Dieser Preiß muß dem Landmanne alle seine Vorauslagen vergüten, weil es sonst ein Unwerth wäre, bey welchem er nicht bestehen könnte: wer soll diese Vorauslagen erheben, die einer so großen Verschiedenheit unterliegen? wie sollen sie erhoben werden? und wird man wohl mit dieser Erhebung zum Schluße kommen, bevor sich die Umstände geändert haben? Ueberdieß bleibt denn das Geld immer im gleichen Werthe? besonders in den neueren Zeiten hat sich der Werth des Geldes in **einem** Jahre zuweilen oft geändert: wenn heut 2 Fl. pr. Metzen der rechte Mittelpreiß wäre, und Morgen der Werth des Geldes sich ändert, und Morgen alle Bedürfnisse des Landmannes steigen; so ist dieser Preiß morgen dem heutigen nicht mehr gleich. Und wer kann denn bey einer solchen Lage der Dinge, die so vielen plötzlichen willkührlichen Veränderungen unterliegt, Speculationen unternehmen, welche zu ihrem Gedeihen ein großes Capital und hinlängliche Zeit fordern? Die Handlung ist erschwert, und die Absicht solcher Gesetze wird allenthalben und zu allen Zeiten vereitelt werden.

Lasset uns hierinfalls England zum abschreckenden Beyspiele nehmen. So lang England die Ausfuhr der Naturprodukte gestattete, und noch dazu mit Prämien

ermunterte; so lange brachte die Landwirthschaft nicht allein den Landesbedarf hervor; sondern es wurden noch jährlich um einige Millionen Pfund Sterling Produkte an das Ausland abgesetzet: wie man anfing die Preise zu bestimmen, bey welchen die Einfuhr und die Ausfuhr statt haben sollten; fing die Ausfuhr an abzunehmen, die englische Landwirthschaft gerieth in Verfall, und jetzt muß England durch große Prämien die Einfuhr der Lebensmittel ermuntern, um Hungersnoth von seinem Volke abzuhalten. Wie unsicher ist eine solche Nationalexistenz? und wie schmerzlich muß dem einsichtigen Staatsbürger der Gedanke seyn, daß zu einer größeren Zerstörung des inländischen Ackerbaues Prämien auf die Einfuhr gesetzet werden müssen, **welche im Grunde Ermunterungen der auswärtigen Landeskultur sind.**

Zu 2. Das **Vorkaufen** geschieht meistens von jenen, welche, obschon sie auf dem Lande wohnen, dennoch entweder, weil sie sich von ihren Gewerben, oder vom Taglohne nähren, ihren Bedarf nicht selbst erzeugen, oder weil sie zu ihren eigenen Erzeugnissen dennoch Getreide und Vieh zur Haus-Verzehrung zukaufen müssen. Diese Leute trachten ihren Bedarf von den durch ihre Wohnörter fahrenden Verkäufern zu erhalten; denn sie ersparen dabey die Zeit, welche sie zum Nachtheil ihres Erwerbes und ihrer Wirthschaft auf dem Wege nach der Stadt und zurück zubringen müssen; sie ersparen die Transportkosten, sie erhalten daher ihren Bedarf zu Hause viel bequemer, und viel wohlfeiler als auf dem Markte. Durch das Verboth des Vorkaufens werden diese arbeitsamen Menschen gezwungen, das, was sie zu Hause **wohlfeiler** haben könnten, mit Geld und Zeitverlust, daher **theurer** von der Ferne hohlen. Der Produzent, der sich eben auf dem Wege nach dem Marktorte befindet, hat auch zu Hause wieder Arbeiten, die ihn erwarten: Kann er seine Früchte unterweges absetzen, so ersparet er einen Theil der Transportkosten, er ersparet die Mauthen, und die Kosten, welche

jedem Verkäufer an dem Marktorte für den Standplatz, für Metzenleihen, für Abstreichen, für Einsetzen, und unter andern Titeln aufgerechnet werden: er wird unterwegs seine Waare lieber wohlfeiler verkaufen, um wieder zu seiner Wirthschaft nach Haus zu kommen, als damit auf den Markt fahren. Diese Menschen werden gezwungen, einen **sicheren** Käufer, den sie unterwegs schon gefunden hatten, zu verlassen, und mit größeren Kosten erst einen noch **ungewissen** Käufer zu suchen? **Werden hierdurch nicht die Produkte vertheuert?**

Man verbiethet das **Vorkaufen**, weil man eine Konkurrenz von Verkäufern auf den Marktplätzen erzwingen will: Man will eine Konkurrenz von Verkäufern auf den Marktplätzen beysammen sehen, um für die Consumenten die Preise der Produkte so wohlfeil als möglich zu erhalten. Aber gerade dieser Endzweck wird durch das Verboth des Vorkaufens verfehlet. Wenn auch einige Verkäufer weniger auf dem Marktplatze erscheinen; so ist darum die Konkurrenz nicht vermindert; weil in dem nähmlichen Verhältnisse auch weniger Käufer dahinkommen werden, welche sich schon unterwegs mit ihrem Bedarfe versehen haben. Und für die Consumenten auf dem Lande, welche gerade die ärmsten sind, und daher die Vorsorge des Staates am meisten bedürfen, wird der Preiß der Produkte gerade dadurch erhöhet, daß man sie zwinget ihren Bedarf mit großem Zeitverluste und mit großem Transport-Aufwande in der Stadt zu hohlen?

Das **Vorkaufen** zur eigenen Verzehrung ist stets, sowohl in Zeiten des Ueberflusses, als auch in Zeiten des Mangels nützlich: und das Vorkaufen zum Wiederverkaufe wird selten geschehen, weil die Handler die Vorräthe schon an Ort und Stelle, oder auf dem Markte zu finden wissen werden.

Nicht minder nützlich ist auch das **Aufkaufen**. In den Zeiten des Ueberflusses, in welchen oft große Vorräthe unverkauft bleiben, und die Produkte auf einen Un-

werth herabsinken, ist es zu wünschen, daß sich viele Aufkäufer einfinden, welche den Ueberfluß zusammenkaufen, um denselben an andere weniger überladene Orte, oder in das Ausland zu senden, und um das Land durch ihre Vorräthe vor künftigem Mangel zu sichern. In Zeiten aber, in welchen sich durch das Steigen der Produkte ein Mangel zu äußern anfängt, ist, wie ich schon erwiesen habe, an einen Aufkauf zur Ausfuhr nicht zu denken, das Aufkaufen geschieht dann bloß zum Wieder-Verkaufe im Inlande. Die Produkte werden entweder zum Wieder-Verkaufe auf dem nähmlichen Platze, oder zur Versendung an ein anderes Ort gekauft, wo sie schon einen höhern Werth haben: in jedem Falle bleiben sie im Inlande zur Verzehrung. Die Summa der zur Verzehrung geeigneten Früchte wird durch dieses Aufkaufen nicht vermindert, so wie dieselben durch das Verboth des Aufkaufens nicht vermehret werden. Sind die Früchte schon sehr hoch im Preise, so wird das Aufkaufen weniger häufig seyn, als man wohl glauben mag; es gehöret dann eine zu große Geldsumme dazu, welche zu sehr gewagt ist, weil ganz unvorgesehene Umstände die Preise plötzlich herabfallen machen. Die Erfahrung lehret es, daß bey sehr hohen ungewöhnlichen Preisen die wenigsten Waareneinkäufe zum Verkehr geschehen. Werden die Produkte zum Wieder-Verkaufe für den nähmlichen Platz aufgekauft; so entgehen sie selbst der nähmlichen Gemeinde nicht; der nähmliche Platz erhält sie, nur etwas später, vielleicht zu einer Zeit, in welcher sie dieselben noch nothwendiger brauchet, und oft in niedrigeren Preisen zurück; denn sie vermehren die Konkurrenz der Verkäufer an einem andern Markttage. Werden sie aber für ein anderes Ort gekauft, wo die Preise noch höher stehen; dann entledigen die Aufkäufer die öffentliche Verwaltung einer Pflicht auf eine mit viel weniger Aufsehen verbundene Art, als wenn der Staat selbst sie in Erfüllung brächte. Die öffentliche Verwaltung müßte sorgen, daß an die nothdürftigen Orte Pro-

dukte hingeschaft werden, und diese Sorge nehmen die Aufkäufer auf sich. Da sie ihr Vermögen dabey wagen, da sie dabey gewinnen wollen; so werden sie mit ihren Einkäufen ohne allem Lärm mit Klugheit vorgehen: denn sie haben noch Zutrauen auf die Zulänglichkeit der Vorräthe, weil sie sonst gar keine Unternehmungen wagen würden: sie werden nicht wie die Consumenten die Preise so geschwind hinauftreiben, welche nur einige Metzen Früchte kaufen, um ihren Bedarf zu decken, mit welchem sie sich schon in Gefahr wähnten: Und ist es denn nicht wünschenswerth, daß in Zeiten der Noth ein Mann mit Klugheit auf dem Markte die Einkäufe für eine von der Theurung noch mehr gedrückte Gegend besorge, als daß 100 Selbst-Verzehrer auf verschiedenen Wegen dem Markte zueilen, in Angst ihren wenigen Bedarf um jeden Preiß ankaufen, dadurch die Preise noch höher hinauftreiben, und allenthalben, wo sie hinkommen, Furcht und Angst verbreiten? Diese Selbst-Verzehrer müssen ihr Bedürfniß auf dem Marktorte vielleicht eben so theuer, vielleicht noch theuerer bezahlen, als sie dasselbe durch den Aufkäufer zu Haus erhalten haben würden, und dabey noch große Reisekosten darauf wenden: dadurch werden für alle übrigen Consumenten die Preise noch mehr in die Höhe getrieben: denn den ersten 100 Selbstverzehrern werden 1000 andere nachfolgen, welche von dem Angstgeschrey der vorigen aufgeschrecket worden sind. **Je höher die Noth steiget, je mehr sollte man dieses Aufkaufen begünstigen, und ermuntern, um zu bewirken, daß weniger Käufer sich auf den Marktorten einfinden.**

Man hat nicht zu besorgen, daß darum die Märkte von Verkäufern nicht mehr befahren, oder daß die Aufkäufer den Selbstverzehrern die Waare wegkaufen werden. Das Vorkaufen geschieht seltener, als man meinet. Wenn allenthalben Produkte zu haben sind; so kauft jeder dieselben am wohlfeilsten, und am liebsten in seinem Wohnorte, bey seinen Bekannten, warum soll er unge-

wissen Marktbauern aufpassen? sind die Produkte seltener; so stehen die Preise hoch, jeder schränket seinen Bedarf ein, keiner kaufet mehr, als er nothwendig haben muß: und nur in der Nähe der Straße werden zuweilen Vorkäufe geschehen, weil außerdem der Consument lieber den Marktort besuchet, wo er seinen Bedarf sicherer findet, als daß er von Weitem der Straße zugehen, und dort aufs Ungewisse auf einen Produkten-Verkäufer warten soll. Die Handler müssen daher doch auf den Markt zum Verkaufe fahren. Der Selbstverzehrer kaufet nur eine kleine Quantität, er achtet dabey einige Groschen nicht, wenn er nur geschwind wieder nach Hause kömmt, er bezahlt die Waare besser, und bekömmt dieselbe daher vorzüglich vor dem Aufkäufer. Dieser, da er bey seinen Einkäufen gewinnen will, muß eine größere Quantität kaufen, und muß bedacht seyn, dieselbe um die möglichst wohlfeilen Preise zu erhalten. Die meisten Aufkäufe geschehen daher erst, wenn die Selbstverzehrer ihren Bedarf schon eingekauft haben, die Verkäufer daher in den Preisen lieber etwas nachlassen, als ihre Waaren einsetzen: sie geschehen zu einer Zeit, in welcher sie immer erwünscht sind; und nicht selten zur Vermehrung der Konkurrenz der Verkäufer, und zur Erzielung niedriger Preise: denn bleiben dem Produzenten oder dem Fruchthändler seine auf den Markt gebrachten Waaren unverkauft; so bringt er den folgenden Markt keine Früchte dahin, sondern er geht leer in die Stadt um seine eingesetzte Waare zu verkaufen, auf welcher er nun schon wieder größere Auslagen hat, sie daher wieder theurer anzubringen suchen muß: hat er aber keinen Vorrath mehr in der Stadt, so führet er neue Produkte zu.

Wenn wir doch in solchen wichtigen Dingen die Erfahrung mehr mit **Vorurtheilfreyen** Augen zu Rathe zögen! Das Tuch und andere Bekleidungswaaren, das Bauholz und andere Artikel sind uns bey unserer Lebensweise eben so sehr zum Bedürfniß geworden, als die Nah-

rung: jene Waaren kann der Verkäufer allenthalben auch unterwegs nach dem Markte, wo er Käufer findet, absetzen; und dennoch bleiben die Jahrmärkte nicht unbesucht. Auf den Jahrmärkten kaufen nicht allein jene, welche eine Waare selbst brauchen ein, sondern es reisen von allen Enden Handelsleute zu, welche große Quantitäten Waaren aufkaufen, um sie wieder zu verkaufen, welche daher **Aufkäufer** sind; und dennoch höret man nicht klagen, daß jene, welche eine Waare zum eigenen Verbrauche suchen, dieselbe auf dem Markte nicht finden können. Je größer der Zusammenfluß von Aufkäufern ist, je größer ist der Zusammenfluß von Verkäufern: je mehr Freyheiten die Fremden auf einem Handelsplatze genießen, je mehr Käufer und Verkäufer werden sich einfinden. Dieß bewähret die Erfahrung aller Zeiten. Die Ursache ist, weil dem Verkehre hier keine Hindernisse gelegt sind, weil jeder seine Waare unbeschränkt verkaufen, oder wieder vom Markte wegführen kann; weil die vermehrte Nachfrage um Waare auch die Erzeugung vermehret, und immer Leute genug findet, welche die Nachfrage zu befriedigen suchen, und sollte der Bedarf an einem Orte noch so groß seyn. Wenn das Vor- und Aufkaufen bey allen andern Waaren nicht allein unschädlich, sondern sogar nützlich befunden worden ist; warum wollen wir uns denn bemühen dasselbe gerade bey dem Produktenhandel, bey dem wichtigsten Handlungszweige zu unterdrücken, und dadurch selbst das Aufkommen dieses Handels hindern? warum wollen wir nicht ein Vorurtheil ablegen, von einer vorgefaßten Meinung zurückkommen, da uns die Erfahrung bey aufmerksamer Betrachtung eines bessern belehren kann?

Nur der blinde Eigennutz **der Marktgemeinden** machet denselben jetzt den Verboth des Vor- und Aufkaufens wünschenswerth; wie sie ehemahls die **Stapelrechte** an sich zu reißen suchten, welchen zu Folge sie bey dem Ankaufe der Waaren vor allen andern Käufern einen

Vorzug

Vorzug ansprachen: sie sehen sich für ein selbst bestehendes Ganzes an, sie achten nicht auf den Bedarf der übrigen Staatseinwohner, und würden gerne alles ihrem vermeintlichen Gemeinde-Vortheile zum Opfer schlachten. Der Eigennutz machet sie für ihren Vortheil blind; ihre Marktplätze würden bey einer größern Freyheit des Produktenhandels mehr blühen, ihr Vortheil würde größer und dauerhafter seyn: Indessen der gemeine Mann bleibet immer gerne beym Alten, diese Vorurtheile werden mit ihm geboren und erzogen; er selbst kann sich davon nicht losmachen. Hier also tritt die öffentliche Verwaltung ein; ihr liegt die Pflicht ob, für alle Staatseinwohner ohne Rücksicht des Aufenthaltsorts, ohne Rücksicht der Religion und des Standes eine gleich große Sorgfalt zu pflegen; ihr liegt die Pflicht ob zu wachen, daß ein Stand dem andern nicht geopfert werde, weil alle Stände zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft wesentlich nothwendig sind; ihr liegt es ob, Vorurtheile zu zerstören, welche dem Produzenten und dem Consumenten schädlich sind, das Wohl des Staates daher untergraben! —

Zu 3. Man hat den Grundsatz aufgestellt, daß die Waaren in dem Verhältnisse wohlfeiler seyn werden, in welchem die Anzahl der Verkäufer auf dem Marktplatze größer ist; darum glaubet man das Vor- und Auskaufen verhindern zu müssen: diesem Grundsatze gerade zuwider wird aber die Anzahl der Getreidhändler beschränket, und daher die Konkurrenz der Verkäufer vermindert.

Indem man die Anzahl der Getreidhändler auf einige eigends befugte Individuen beschränkte, hatte man wohl eine **doppelte** Absicht: Man wollte sich für die Zeiten der Noth durch die Vorräthe der befugten Händler vor Mangel sichern, und man wollte zugleich die Produzenten zwingen, ihre Erzeugnisse selbst auf den Markt zu bringen; weil man glaubet, diese würden wohlfeiler

verkaufen, als der Zwischenhändler, der von seinem Gewerbe Gewinn ziehen, daher seine Waare schon theuerer geben müsse. Und ich glaube, auch hierin habe man den Entzweck nicht erreichet.

Bey der großen Theurung und Noth, welche in einigen östreichischen Provinzen im Jahre 1805 durch einen Zusammenfluß von Umständen auf eine Zeit entstanden war, wurden alle Vorräthe beschrieben. Diese Beschreibungen werden die vollkommenste Ueberzeugung geliefert haben, daß die befugten Getreidhändler gar keine Vorräthe hatten, welche nicht sonst auch da gewesen wären. Man wird dieses sehr natürlich finden, wenn man mit der Art bekannt ist, wie dieser Handel **dermahlen** betrieben wird.

Das Verfahren mancher Beamten und ihre Verfügungen haben den Getreidhandel bey dem Volke verhaßt gemacht; jene, welche sich damit abgeben, werden nur **Kornjuden**, **Kornwucherer** genannt, und wie die Noth steigt, so sind ihre Vorräthe den Willkührlichkeiten der Beamten, und den Plünderungen des Pöbels ausgesetzt. Die Folge davon ist, daß unternehmende reiche Männer von Ehre, welche den Erzeuger und den Verzehrer mit Rücksicht behandeln würden, sich von dem Getreidhandel entfernt halten; daß sich dieser Handel meistens in den Händen einer Klasse Menschen befindet, welche entweder die Lästerungen ihres Gewerbes gar nicht fühlen, oder sich dafür an den Lästerern durch Ueberspannung der Preise zu entschädigen suchen. Unsere Getreidhändler sind meistens Müller, Bäcken, Wirthe, Juden, Griechen und Negotianten, welche den Getreidhandel als eine **Nebensache** betreiben.

Es befinden sich darunter sehr schätzbare Männer; aber es mangelt den meisten an Handlungskenntnissen, an Merkantilischen Verbindungen, und noch öfter an Geld. Ihr Verkehr geht gewöhnlich nicht weiter, als auf den nächsten Wochenmarktort; sie wissen nicht, wo es theuerer

ist, wohin also ihr Absatz für sie und für die Consumenten vortheilhafter seyn würde. Die wenigsten aus ihnen haben eigene Magazine; sie gehen auf dem Lande bey den Obrigkeiten, und bey den Bauern herum, und kaufen auf einmahl gewöhnlich nicht mehr, als sie in den nächsten Markttagen wieder verkaufen zu können glauben; sie geben ein Darangeld und bezahlen gewöhnlich nur so viel aus, als sie jedesmahl zum Fortführen auf den Markt aufladen. Wie die Früchte höher im Preise steigen, hören die meisten ganz auf zu handeln, weil sie nicht so viel Geld wagen wollen, nicht so viel Geld haben, um dann die Einkäufe zu bestreiten; und weil sie sich keiner Bestürmung aussetzen mögen: und gerade in der Zeit, in welcher die Handler am nothwendigsten wären, in welcher man am meisten auf sie rechnet, gerade in dieser Zeit haben sie von selbst ihren Handel aufgegeben. Durch diese Händler ist der Consumtion wenig geholfen, und die Produktion ziehet von ihnen eben so wenig Vortheil. Sie kaufen gewöhnlich nur nahe an der Straße, und an den Marktorten, auf den entlegenen Ortschaften weiß man von ihnen selten etwas zu sagen; es entsteht durch sie keine **beständige** ordentliche Nachfrage, weil sie ihren Handel nur als eine Nebensache betreiben; durch sie wird der Agrikultur kein neues Capital zugewendet, weil sie die aufgekauften Produkte meistens erst mit dem Erlöß der weiter verkauften Früchte bezahlen.

Und wenn man wirklich die Absicht erreichte, daß die Produzenten immer ihre Erzeugnisse selbst zu Markte fahren müssen; so wäre dadurch den Consumenten nicht allein nicht geholfen, sondern oft geschadet, und die Landwirthschaft würde in mancher Hinsicht zum Nachtheil der Produktion dabey leiden.

Der Landmann kann ohne Nachtheil seiner Wirthschaft nicht zu allen Jahrszeiten die Märkte besuchen; thut er es dennoch; so leidet seine Wirthschaft, die Produkte werden auch zum Nachtheile der Consumtion vermindert.

Bleibet er in den Feldarbeitzeiten zu Hause; so sind die Märkte leer, und die wenigen, welche doch aus der Nähe geschwind dahin fahren, steigern die Preise; das nähmliche gilt auch von den heutigen Getreidhändlern, welche diese Sache nur als eine Nebensache behandeln, daher nach Erforderniß ihres anderweitigen Erwerbes vom Markte wegbleiben. Und hat man sich denn auf den Marktplätzen bey allen von den Erzeugern selbst zu Markt gebrachten Erzeugnissen noch nicht überzeugt, daß auch die Produzenten ihre Produkte so gut als möglich anzubringen trachten?

Der Händler kann die Produkte nicht selten wohlfeiler, als der Erzeuger selbst auf den Markt liefern. Der Produzent gibt seine Waare zu Hause gerne um vieles wohlfeiler, als auf dem Markte; er kann dieses auch ohne seinem Schaden thun, weil der Transport und die Zeitversäumniß bey dem Marktfahren seine eigene Kosten vermehret, daher nothwendig die Waare vertheuert. Der kluge Händler findet die Wege aus, auf welchen er seine Früchte auf die wohlfeilste Art zu Markte bringet, wo er mit dem Verkaufe auch bey dem Sinken der Preise nicht leicht zurückhalten kann, wenn er noch mehr Vorräthe auf dem Lande liegen hat; weil er das anhaltende Herabfallen des Preises besorgt. Da wir auf allen Märkten die Händler mit den Erzeugern die Konkurrenz halten sehen; da man von einem Händler nicht selten sogar wohlfeiler, als von dem Produzenten auf dem Markte einkaufen kann: so wird man doch von dem Irrthume zurückkommen können, daß das Marktbesuchen der Produzenten zur Erzielung wohlfeiler Preise sehr nothwendig seye.

Man hat die Nothwendigkeit Produktenhändler zu haben, anerkannt, weil man doch eine Anzahl derselben berechtiget: die Erfahrung zeiget auch, daß diese Masregel nicht ohne gute Folgen bleibet. Für die Hauptstadt und in der Nähe derselben sind mehr Händler befugt wor-

den, als an anderen Orten; unter den hiesigen Händlern befinden sich vermögliche Leute: und die meisten Produkte sind in Wien wohlfeiler, als auf dem Lande selbst zu haben. Wenn diese Masregel in ihrer Unvollkommenheit schon so wohlthätige Folgen hat, wie viel mehr zuträglich für das allgemeine Beste würde sie seyn, wenn man selbe auf die schon durch Erfahrung bewährte bessere Grundsätze des Handels zurückführen wollte.

Es ist allgemein anerkannt, daß ein Handel um so lebhafter betrieben werden könne, je größer das dazu gewidmete Capital ist, je ausgebreitetere Kenntnisse und Verbindungen die Unternehmer besitzen. Wenn daher der Produktenhandel zur Blüthe gebracht werden soll, so müssen Kenntnißvolle, unternehmende und reiche Männer bewogen werden, sich demselben zu widmen.

So wie kein Handel für den Staat wichtiger ist; so ist auch keiner mit so vielen Gefahren verbunden, wie der Produktenhandel. Sowohl Vieh als Feldfrüchte leiden kein langes Aufbewahren ohne an ihrem Werthe schon dadurch zu verlieren; und da es im Staate Millionen Erzeuger gibt, welche miteinander in gar keiner Verbindung stehen; so ist auch nichts so ungewiß als die Fruchtpreise: darum werden auf einen reichen Produktenhändler oder Lieferanten vielleicht immer dreye gefunden werden, welche dabey ihr Vermögen zugesetzet haben.

Um jeden andern Zweig der Industrie oder des Handels zu ermuntern, hat man ihnen mit gutem Erfolge Privilegien, Titel und andere Auszeichnungen verliehen. Man hat den Unternehmern die Titel: k. k. priv. Fabrikanten, Großhändler rc. gegeben, und eine große Anzahl derselben in den Adelsstand erhoben. Diese nähmlichen Mittel würden wohl auch dem Produktenhandel aufhelfen.

Jedoch können diese Auszeichnungen nicht mit Beschränkungen auf eine Gemeinde, auf eine Innung verbunden seyn; sie würden sonst den gewünschten Endzweck

nicht erreichen. Der Getreidhandel kann in keine Innung eingezwänget werden, weil er mit Millionen Erzeugern zu thun hat, weil er von einer kleinen Anzahl mit Erfolg nicht betrieben werden kann; und weil man auch den Erzeugern diesen Handel nicht verwehren soll: **Der Produkten-Handel wäre vielmehr ganz frey zu geben, dem Produzenten und jedem, welcher dazu Fähigkeiten fühlet, und Geld oder Kredit hat, wäre es zu erlauben, mit Produkten zu handeln, ohne hiezu eine besondere Erlaubniß nöthig zu haben:** jenen aber, welche den für andere Handlungen gesetzlich bestimmten Fond ausweisen, welche diesen Handel nach merkantilischen Grundsätzen betreiben, wären Handlungs- und Großhandlungs-Privilegien, oder andere Auszeichnungen zu verleihen; und die Produktenhändler zu jeder Zeit vor Willkührlichkeiten und Eingriffen in ihr Eigenthum, so wie alle übrigen Staatseinwohner zu schützen. Dadurch wird sich die Meinung des Volkes über den Produktenhandel umändern, es wird nicht mit Schande verbunden seyn, sich einer so **Staatsnützlichen** Unternehmung zu widmen: Die Kaufleute werden die Produkte in den entferntesten Winkeln aufspüren, wo sie dieselbe am wohlfeilsten kaufen können, und sie auf unsere Marktplätze zur Vermehrung der Konkurrenz bringen; sie werden Sorge tragen, Vorräthe auf jene Zeiten zu sammeln, in welchen die Produzenten durch ihre Feldarbeiten abgehalten sind die Märkte zu befahren; weil sie hoffen, zu diesen Zeiten ihre Vorräthe am sichersten und am besten absetzen zu können: jene Erzeuger, welche mit ihrem Zugviehe eine Zeit finden, oder welche aus andern Ursachen selbst in die Stadt fahren wollen, und deren Anzahl zu verschiedenen Zeiten im Jahre immer groß seyn wird, werden darum nicht aufhören, die Märkte zu besuchen; sie werden die Märkte um so öfter besuchen, da es ihnen nun erlaubt seyn wird, bey ihren Nachbarn die kleinen Getreidresteln zusammen-

zukaufen, welche jetzt, weil sie die Kosten nicht lohnen, von den Erzeugern auf den Markt nicht gebracht werden können, daher für die Consumtion verlohren sind, und welche im Ganzen eine große Quantität ausmachen.

Zu 4. Wenn die Produzenten oder die Getreidhändler auf den Markt fahren, so haben sie gewiß den ernstlichen Willen, dort ihre Körner zu verkaufen; die Transportspesen sind dermahlen sehr groß, und jeder hat wieder auf eine andere Arbeit zu denken, daß er daher nicht gerne seine Früchte nach Haus zurückführen, oder wegen derselben Verkauf den nächsten Markt nochmahls mit Reisekosten und Zeitversäumniß besuchen will. Aus diesen Ursachen wird er seine Früchte losschlagen, wenn er dabey auch keinen Gewinn hat, wenn er nur keinen Schaden leidet: er wird sich sogar lieber einen kleinen Verlust gefallen lassen, bevor er dieselben wieder nach Haus führet, oder in den Markt-Magazinen einsetzet. Kann der Produzent, oder der Produktenhändler auf dem Markte seine Früchte nicht verkaufen; so ist es ein Zeichen, daß die dort anwesenden Consumenten dießmahl schon mit Vorräthen versehen, oder daß durch eine große Konkurrenz der Verkäufer die Preise plötzlich so sehr herabgefallen sind, daß er dabey nicht bestehen kann, und daher seine Waare lieber unverkauft lassen muß. Schon dieses ist für ihn traurig, weil er umsonst seine Zeit verlohren, und Unkosten gehabt hat, ohne seinen Endzweck erreichen zu können. Nun muß er noch sein Eigenthum in die Markts-Magazine **auf seine Gefahr und Unkosten** niederlegen. Den zweyten Markttag ist er oft verhindert den Markt zu besuchen, und fremde Menschen schalten mit seinem Eigenthume; oder wenn er auch auf den zweyten Markt kömmt; so kann auch dießmahl der Markt überführet seyn. Nun hat der Produzent, der Handler schon wieder mehr Vorauslagen auf seinen Früchten, als er das Erstemahl nicht gehabt hat, weil er nebst der zweymahligen Zeitversäumniß und Zehrung

auch die Magazins- und andere Kosten zu bestreiten hat: heut kann er also sein Eigenthum noch weniger um die vorigen Preise geben, und gewöhnlich wird es noch wohlfeiler, daher mit seinem noch grösseren Schaden verkaufet.

Kein anderer Staatseinwohner wird auf diese Art in der Benützung seines Eigenthumes gehemmet: der Landwirth, der Getreidhändler haben als Eigenthümer ihrer Waare doch gleichen Schutz der Staatsverwaltung wie jeder andere Staatsbewohner zu erwarten. Muß nicht der reiche, der unternehmende Mann von der Landwirthschaft zurückgeschrecket werden, bei welcher die Erzeugung der Früchte nicht allein mit unsäglicher Mühe, und mit beständigen Gefahren verbunden ist; sondern bei welcher er mit den allen Gefahren endlich entrissenen Produkten nicht frey als Eigenthümer schalten kann? Es ist hierdurch allein schon erklärbar, daß die Kultur des Bodens, daß der Produktenhandel noch immer in seiner Kindheit bleiben mußte.

Zu 5. Das Wohl der Consumenten, und der Produzenten ist mit einander unzertrennlich verflochten: so wie der Staat directe, und in den Accisen und andern Gaben indirecte von dem Lande die meisten Einkünfte bezieht: so beziehen auch die meisten Consumenten ihre Einkünfte von dem Lande, indem sie entweder Güterbesitzer, Bedienstete, oder Gewerbsleute sind, welche von der ersteren Landeinkünften ihren Unterhalt erwerben. Es ist darum zum Sprüchworte geworden: „**Wenn der Bauer betteln geht; so muß ihm der Gewerbsmann den Sack nachtragen.**“

Sobald eine reiche Erndte viele Früchte gebracht hat; sobald werden dieselben ohne Einwirkung der öffentlichen Verwaltung auf allen Marktorten wohlfeil seyn: wenn aber die Früchte misrathen, wenn nur wenige, und unzureichende Vorräthe vorhanden sind, dann wird sich die öffentliche Verwaltung vergeblich bemühen niedrige Preise

zu erhalten; es wäre auch ein grosses Unglück für die Nation, wenn bei dem Misrathen der Früchte, bei unzulänglichen Vorräthen eine Wohlfeilheit erhalten werden könnte.

Wenn wenig Vorräthe vorhanden sind, und diese gleichwohl bis nach der neuen Erndte zureichen müssen; so liegt dem Staate daran, daß die Verzehrung vermindert werde: wären die Früchte wohlfeil; so würde eben so viel, wie in reichlichen Jahren verzehret werden, und was würde dann erfolgen, wenn die kleinen Vorräthe aufgezehret sind, und die neue Erndte noch entfernt wäre? Wären im Jahre 1805 die Früchte in Oestreich wohlfeil geblieben, hätte die Theurung die Verzehrung nicht vermindert: so würde das Volk wohl noch einige Wochen besser gelebt haben, aber Tausende wären dann das Opfer einer unheilbaren Hungersnoth geworden.

Die öffentliche Verwaltung gestattet jedem Gewerbsmanne seine Waare zu verkaufen, wie er dazu Käufer zu finden im Stande ist: und selbst jenen Gewerben, welche mit Bedürfnissen handeln, die einer Satzung unterworfen sind, wird über ihre Vorauslagen noch ein billiger Gewinn in der Satzung zugestanden. Bei dieser Bestimmung der Satzungen werden die Vorauslagen der Gewerbsleute zuvor erhoben. Aber bei dem Verkaufe der Magazinsfrüchte wird auf die Vorauslagen des Landmannes, welche nur wenigen bekannt sind, kein Bedacht genommen, und die dabey angestellten Beamten, welche aus den höheren Marktpreisen keinen Nutzen ziehen, und bei minderen Preisen nichts verliehren, haben vielleicht auch kein besonderes Interesse den wahren Preis zu erheben. Der Produzent ist auf diese Art übler daran, als wenn er mit seinen Produkten einer ordentlichen Satzung unterworfen wäre, welche ihm dann doch wenigstens seine Vorauslagen vergüten würde.

Auch die Consumenten gewinnen durch diese Anstalt nicht; wenigstens ist ihr Gewinn nicht im Gleichgewichte

mit den Nachtheilen, welche ihnen dadurch zugezogen werden. Die Getreidhändler können solche Marktplätze nicht immer befahren, auf welchen die Preise durch die Magazinsfrüchte so schwankend gemacht werden; die Konkurrenz ist daher durch die Magazine nicht vermehret, weil sie die Zufuhr vermindern. Tretten Umstände ein, in welchen der Verkauf der Magazinsfrüchte eingestellet wird; so veranlasset dieses ein um so grösseres Steigen der Preise, weil das Volk entweder auf Unzulänglichkeit der Vorräthe, oder auf Kriegsereignisse hindeutet. Und wer kennet nicht zuweilen aus dem dumpfigen Geschmacke des Brodes, daß hierzu Magazinsfrüchte zugemahlen wurden? wenn die Waare schlechter ist; so ist sie bei einem niedern Preise darum nicht wohlfeiler als eine bessere, obgleich theuerere Waare; und die Erfahrung lehret es, daß auf den Landmarktplätzen die Bäcken und Müller die Magazinsfrüchte auch um wohlfeilere Preise nicht immer haben mögen, weil ihnen das Landvolk dumpfiges, übelschmeckendes Mehl und Brod nicht abkaufen würde.

Und das Aerarium gewinnt dabei nicht: sind es auf öffentlichen Gütern erzeugte Früchte, welche in die Magazine zum Verkauf geführet werden; oder sind es durch ausgeschriebene Landeslieferungen erhobene Produkte: so könnten sie bei einer guten Wartung zum Vortheile des allgemeinen Steuerfondes um bessere Preise angebracht werden: man dürfte sich nur bei dem Verkaufe derselben nach den jedesmahligen, durch die Konkurrenz bestimmten Marktpreisen richten: werden aber diese Früchte auf öffentliche, oder Gemeindkosten zum Wieder-Verkauf eingekauft; so wird sich wohl vielleicht immer ein Verlust ergeben. Die zum Einkauf beauftragten Commissarien werden sich im Einkaufe nicht der nähmlichen, oft beschwerlichen Vorsicht gebrauchen, wie der Handler, welcher für sich selbst einkaufet. Auch bestättiget es die Erfahrung, daß die Preise allenthalben steigen, sobald der Staat Früchte einzukaufen anfängt. Die nähmliche be-

schwerliche Vorsicht wird auch beim Verkaufe nur selten beobachtet werden. Und sollten denn in den Magazinen nicht jährlich grosse Vorräthe durch Wippeln, durch andere Zufälle zu Grunde gehen, und ganz unbrauchbar werden?

In meiner Abhandlung **über die Nothwendigkeit, und über die Mittel grosse Theurung abzuwehren,** hatte ich im 4. Hauptstücke die Magazine, und ihre Einrichtung angegeben, welche ich für nothwendig halte; jene Magazine vermehren den reellen Reichthum der Nation, schützen die Consumtion vor Noth, belästigen die Produktion nicht allein keineswegs, sondern gereichen ihr zur Unterstützung: sie kosten dem Staate nichts, und dienen demselben noch als Mittel zur Landesvertheidigung. **Öffentliche Magazine aber um Handel zu treiben, oder um die Marktpreise zu leiten, haben immer mehr Schaden als Nutzen gebracht;** sie ersticken den Spekulations- und Unternehmungsgeist der Privaten, und hindern die Blüthe eines Handlungszweiges, dessen Früchte jeden **scheinbaren** Gewinn weit überwiegen.

Im Grunde soll diese Einrichtung bei den Feldfrüchten die Stelle der Satzungen bei andern Gewerben vertreten, was ich daher

Zu 6. von den **Satzungen** sagen werde, wird sich auch auf die öffentlichen Verkaufs-Magazine meistens anwenden lassen.

Bei uns sind die Müller, die Bäcken, die Fleischhauer, die Fischer, die Kässtecher, und die Seifensieder einer Satzung (Taxe) unterworfen, in der grossen Absicht, die Nation gegen Uebervortheilungen dieser Gewerbsleute zu schützen, und dem Publikum ihre Feilschaften in den möglichst wohlfeilen Preisen zu verschaffen. Die tägliche Erfahrung lehret es, daß dieser erhabene Endzweck durch die Satzungen nicht erreichet werde. Viele aus den der Satzung unterworfenen Gewerbsleu-

zen verkaufen ihre Feilschaften entweder über dem Satzungspreise, oder sie bevortheilen das Publikum im Maasse und Gewichte, oder in der Qualität der Waare, und diese Nachtheile nehmen mit den steigenden Preisen der Produkte zu, weil es immer mehr der Mühe lohnet die Satzungen zu übertreten, oder das Publikum auf andere Art zu übervortheilen.

Jedes Gewerb hat seine Kunstgriffe, welche die öffentliche Verwaltung nie entdecken wird. Alles Probmahlen, Probbacken, Probschlachten, und Probseifensieden wird die öffentliche Verwaltung niemahls zu dem sichern Resultate führen, wie hoch die Satzung seyn müsse, um dem Gewerbsmanne seinen ehrlichen Erwerb zu lassen ohne dem Publikum einen höhern Preis aufzudringen, als es nöthig ist; Resultate, welche die Konkurrenz der Gewerbsleute sicherer erheben würde.

Die Brod- und Mehlsatzung hat freylich auf die Preise der Körner keinen grossen Einfluß, weil die Anzahl der Körner-Verkäufer zu groß ist, und die Preise auf jedem Markte durch die Konkurrenz festgesetzet werden. Auf die Theurung des Fleisches, und der Seifensiederwaaren aber hat die Satzung einen nachtheiligeren Einfluß; sie hindert das Herabfallen der Vieh- und Unschlittpreise auch in den Sommer- und Herbstmonathen, in welchen sonst das Vieh leichter zu haben ist. Denn das Vieh ist nicht im Überfluße vorhanden, und der Viehhandel befindet sich in den Händen einer nicht sehr zahlreichen Anzahl von Händlern, welche bei dem Verkaufe ihr Vieh im Verhältnisse des Gewichtes nach dem Satzungspreise zu jeder Jahrszeit in Anschlag bringen. Die Erfahrung hat es gelehret, daß ungehindert aller Satzungserhöhungen die Fleischhauer und Seifensieder immer noch höhere Satzungen ansuchen, und zum Theil wohl auch anzusuchen gezwungen sind.

Die Satzungen sollen als der höchste Preis der Feilschaften angesehen werden, und sie wer-

den heut zu Tage als das Minimum betrachtet, nach welchem sich alle Käufe und Verkäufe im Grossen richten, im Kleinen aber bei dem Absatze an das Publikum den Gewerbsleuten noch immer einen Weg zu einem höhern Gewinne offen lassen.

Wenn ein Ueberfluß an Produkten vorhanden ist; so fällt der Preis derselben auch ohne Satzung und um so mehr herab, weil dann die Satzung dem Herabsinken der Preise kein Hinderniß entgegensetzet, keine Gränzlinie bestimmet: sobald aber unzureichende Vorräthe vorhanden sind; sobald sichern die Satzungen keine Wohlfeilheit, weil sie die Vorräthe nicht vermehren.

Wie die Noth zunimmt; so müssen auch die Satzungen erhöhet werden, weil die Gewerbsleute sonst ihre Gewerbe aufgeben würden; und doch erwartet in solchen Fällen das Publiknm die Herabsetzung der Satzungen zu seiner Erleichterung. Die Folge davon ist, daß das Publikum mit den Satzungen der öffentlichen Verwaltung unzufrieden ist, und über dieselben schmälet, ja selbst nicht selten bei lange anhaltender Noth sich Thätigkeiten erlaubet, und sich für berechtiget hält, die der Satzung unterworfenen Gewerbsleute zu stürmen, denselben auch mit Gewalt, und unter Mishandlungen ihre Waaren abzunehmen: denn die Satzungen haben bei den Satzungsgewerben in den Begriffen des Volkes die Rechte des Eigenthumes geschwächt: und darum sehen wir in Zeiten der Theurung und des Mangels wohl die Läden der Bäcken, der Müller, der Fleischhauer, und der Seifensieder anfallen, aber das Eigenthum jener Gewerbsleute, welche mit den Bekleidungswaaren handeln, werden unangefochten gelassen, wenn ihre Feilschaften auch noch so hoch im Preise stehen; obgleich die Bekleidungswaaren ebenfalls unter die Lebens-Nothwendigkeiten gehören.

Die Satzungen ersticken überdieß zum Nachtheil des Publikums die Bewerbung der

Gewerbsleute einander durch Güte der Feilschaften zu übertreffen; denn warum sollten sie sich bemühen, eine bessere Waare zu liefern, da sie die schlechtere mit minderen Kosten herbeischaffen, und doch um gleiche Preise mit der besseren verkaufen können?

Nicht jeder Gewerbsmann hat auf seiner Waare die nähmlichen Vorauslagen; nach Verschiedenheit der Umstände, der Geschicklichkeit, und Bewerbsamkeit im Einkaufe wird mancher Fleischhauer, Müller, Bäck, Seifensieder rc. seine Waare viel wohlfeiler haben, als seine Mitmeister. Bei einer Konkurrenz von Verkäufern der nähmlichen Waare würden sie ihre Waare schon wohlfeiler, als ihre Mitmeister geben können, und diese dadurch zwingen ein Gleiches zu thun. Allein jetzt ziehet das Publikum daraus keinen Nutzen, denn die Satzungen können für alle Gewerbsleute nur nach allgemeinen Mittelpreisen, daher ohne Rücksicht auf die wohlfeileren Einkäufe der Einzelnen, und nur für grössere Distrikte bestimmet werden: warum soll denn nun der Gewerbsmann seine Waare wohlfeiler geben, die er theurer nach der Satzung verkaufen darf.

Wenn man alle diese Nachtheile erwäget, so wird man bestimmt zu glauben, **daß es am besten wäre, alle Satzungen aufzuheben, und die Bestimmung des Preises auch bei den Lebensmitteln der Konkurrenz und der jedesmahligen individuellen Convenienz der Partheyen zu überlassen.** Wenn auch anfänglich die Preise aller bisher satzungsmässigen Bedürfnisse noch höher im Preise stiegen; so ist doch zu hoffen, daß sie in Kurzem wieder herabfallen werden, weil die Gewerbsleute bei gar zu hohen Preisen keine Abnehmer finden würden, und daher suchen müßten ihre Preise auf die Convenienz der Abnehmer wieder herabzubringen.

Mit der Aufhebung der Satzungen wären jedoch die vorigen Gewerbe fortbestehen zu las-

sen; so wie die meisten andern Gewerbe bisher ohne Satzung bestanden haben: denn da der Handel mit Lebensbedürfnissen immer wichtig bleibet; so muß der Staats-Verwaltung daran liegen, daß besonders in der Hauptstadt, und in den grossen Städten immer bestimmte Gewerbsleute vorhanden sind, welche das Publikum zu allen Zeiten mit dem nöthigen Bedarfe versehen **müssen. Um aber zu verhindern, daß sich diese in eine Zunft vereinigten Gewerbsleute nicht über unmässige Preise einverstehen, müßte die Konkurrenz der Verkäufer befördert werden; wo die Anzahl dieser Gewerbsleute mit der zugenommenen Bevölkerung nicht mehr im Verhältnisse stehet, wären neue Befugnisse zu ertheilen.** In jeder Stadt sind ohnehin ein oder mehrere Wochenmärkte. An allen diesen Wochenmärkten wäre es jedermann ohne Unterschied, und ohne zu untersuchen, ob er Selbsterzeuger, oder Handler seye, frey zu lassen, mit Fleisch, mit andern Feilschaften den Markt zu besuchen, und was er davon nicht verkaufen kann, frey und ungehindert wieder mit sich fortzuführen. Diese Konkurrenz würde in den Markttagen die Preise für die übrigen Tage der Woche bestimmen, die Gewerbsleute würden sich nach diesen Preisen richten müssen, weil die Consumenten sonst den nächsten Wochenmarkt abwarten um ihre Bedürfnisse anzukaufen.

Keine Feilschaft ist so unentbehrlich als das **Brod**, welches auch die größte Armuth nothwendig haben muß: es gibt Leute, welche vielleicht auf einmahl nicht mehr als einen Kreutzer, oder einen Groschen zu verzehren haben: bekommen sie um diesen Preis kein Brod; so müssen sie darben, wenn auch das Brod noch so groß, und schwer im Gewichte ist. Um daher auf einer Seite jedem die Möglichkeit zu verschaffen sich auch um wenig Geld Brod kaufen zu können, und um auf der andern Seite die Bäcken bei ihrer Ehre zu zwingen sich in ihrem Ge-

werbe der Erzeugung guter Waare zu befleißen; so wäre ohne ein Gewicht vorzuschreiben, zu verordnen: **daß jeder Bäcker um verschiedene Preise, aber auch um die kleinsten Preise Brod und Semeln backen, und daß jeder auf sein Brod und seine Semeln mit deutlichen Buchstaben seinen ganzen Nahmen ausdrücken müsse.** Dieß geht um so leichter an, weil diese Nahmen gleich in die Strohschüsseln eingearbeitet werden können, in welche der Teig vor dem Backen eingelegt wird. Jeder würde sich nun schämen seinen Nahmen auf einer schlechteren und geringeren Waare zu sehen, als seine Mitmeister im Orte haben, und das Ehrgefühl wird jeden antreiben das Brod so gut, und so groß als möglich zu backen, ohne durch eine Satzung dazu gezwungen zu seyn.

Ich glaube hiedurch gezeigt zu haben, daß die Beschränkungen, welchen der Produktenhandel unterworfen ist, ihrem Endzwecke nicht entsprechen, daß sie der Produktion, und der Consumtion schädlich sind, daß es daher sehr zu wünschen wäre, alle Beschränkungen aufzuheben!

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn meine Vorstellungen eine strenge Prüfung derselben, in wie ferne sie nützlich oder schädlich sind, bewirken könnten!

Jede Verfügung des Staates, welche nicht nützet, ist um so mehr schädlich, je wichtiger der Gegenstand ist, auf welchen sie sich erstrecket; weil sie die Geschäfte der öffentlichen Verwaltung ohne Nutzen für das allgemeine Beste vermehret; weil sie die Staatseinwohner in ihrer natürlichen Freyheit mehr als es nöthig ist, beschränket, daher ihre häusliche Glückseligkeit vermindert; und weil sie doch nicht allenthalben befolget wird, daher das Ansehen der Gesetze herabsetzet.

Der individuelle Privat-Verkehr ist kein

Ge-

Gegenstand der Staats-Verwaltung, welche nur die öffentlichen Geschäfte besorgen kann: die Bemühungen der öffentlichen Verwaltung in den Privat-Verkehr Einfluß zu nehmen, sind niemahls von **anhaltenden** guten Folgen gewesen. Der Staat kann nicht für jeden einzelnen Fall besondere angemessene Bestimmungen machen, er kann nur **allgemeine Bestimmungen** festsetzen. Da es aber bei jedem Kauf und Verkaufe auf individuelle Verhältnisse ankömmt; so werden durch allgemeine Bestimmungen sehr oft die häuslichen Verhältnisse des Käufers und des Verkäufers gekränket. Viele Käufer würden wohlfeiler eingekauft haben, wenn nicht eine Satzung ihrem Spekulationsgeiste Schranken gesetzt hätte. Viele Verkäufer würden eine wohlfeilere und bessere Waare haben liefern können, wenn sie nicht auch gesetzliche Hindernisse angetroffen hätten.

Seit Jahrhunderten wird bei verschiedenen Völkern der Produktenhandel mit verschiedenen Beschränkungen gefesselt: Die Folge davon war allenthalben, und immer das Zurückbleiben dieses wichtigen Handlungszweiges, war immer Unwerth der Produkte bei einigem Uiberfluße, und unmäßige Preise bey nur einigermaßen verminderten Vorräthen; weil das bei der steigenden Theurung ohnehin beunruhigte Volk durch den Vorgang der Amtshandlungen noch mehr um seine Ernährung besorgt wird. **Verfügungen, welche in Jahrhunderten nicht genützet haben, dürften wohl auch in der Folge nicht nützlich seyn.**

Wir sehen nur jene Handlungszweige blühen, welche in der Erzeugung ihrer Waare, und in ihrem Absatze nicht gehindert sind. Die Unterdrückung dieser Freyheit zerstöret ihre Blüthe, hemmet ihre Fortschritte. Die meisten Völker haben diese Wahrheit bei allen andern Handlungszweigen anerkannt; sie haben darum auch **Frey-Messen**, und **Freyhäfen** errichtet. Wenn die Freyheit im Verkehr jeden andern Handlungszweig zur

Vollkommenheit bringt; so kann man wohl nicht hoffen, daß gerade der so wichtige Produktenhandel durch ein entgegengesetztes Benehmen zur Blüthe werde gebracht werden? Man nehme den blühendsten Handlungszweig einer andern Waare, man unterziehe ihn den nähmlichen Beschränkungen, unter welchen die Landwirthschaft in dem Handel mit ihren Produkten seufzet, und in sehr kurzer Zeit wird seine Blüthe zerstöret seyn.

Wir haben unter uns eine Erfahrung gemacht, welche wir benützen, und auch andern Völkern zur Benützung mittheilen sollten. In den letzten Jahren, in welchen die Theurung der Produkte in Oestreich empfindlich zu werden anfing, beschäftigte sich zu Wien eine eigene Hof-Commission die Hauptstadt mit einem Ueberflusse von Lebensmitteln in wohlfeilen Preisen zu versehen. Sie bestand aus thätigen, redlichen, und geschickten Geschäftsmännern, und war mit einer ausgedehnten Gewalt versehen: allein ihrer Bemühungen ungeachtet sind seit jener Zeit die Preise der Lebensbedürfnisse immer höher gestiegen. Dieß gereichet aber den Mitgliedern derselben nicht zum Vorwurfe, denn der Geschäftsmann ist kein Kaufmann, der Handel wird in seinem individuellen Verkehre von den zusammentreffenden Umständen geleitet; und man kann nicht hoffen, daß eine öffentliche Behörde die einzelnen Handlungsgeschäfte so betreiben werde, wie der Kaufmann selbst, dessen Dichten und Trachten Tag und Nacht nur dahin geht, wie er seine Waare auf die wohlfeilste Art einkaufen, und an den Ort ihrer Bestimmung bringen, und wie er dort seinen Mitbewerbern durch die bessere Qualität der Waare, oder durch mindere Preise den Vorsprung abgewinnen könne?

Der stille Beobachter weiß oft nicht, ob er mehr die redlichen Beamten, oder das allgemeine Wohl bedauern soll, welches um so mehr Schaden leidet, je thätiger jene in der Erfüllung ihrer Pflichten sind. Die öffentlichen Beamten bemühen sich aus allen Kräften ihre Bestimmung

zu erfüllen, sie lassen keine unbefugten Händler zu, und dennoch steigen nicht selten wider alle ihre Erwartung die Preise: **denn alle ihre Bemühungen bringen keine Produkte hervor.**

Die Aufsicht auf den Produktenhandel in allen seinen Zweigen, die Regulirung der Marktpreise, und der Satzungen machet einen sehr grossen Theil der Geschäfte der öffentlichen Verwaltung aus. Diese lästigen Geschäfte, **welche bey allen Regulirungen immer wieder neu regulirет werden müssen,** könnten zum allgemeinen Wohl von den Schultern der öffentlichen Verwaltung abgenommen werden. Die grosse Anzahl von Beamten, von Marktaufsehern, Marktrichtern ꝛc. deren Unterhalt in einer grossen Monarchie einen grossen Theil des Staatsaufwandes ausmachet, könnten zur Erleichterung der Staatsfinanzen ersparet, oder anderwärts mit mehr Nutzen verwendet werden. Die Anzahl der Denunzianten, jener Menschen, welche nur auf das Unglück ihrer Mitbürger lauern um daraus Vortheil zu ziehen, würde zur Beförderung der für jede Staats-Verwaltung ganz unschätzbaren guten Sitten vermindert werden. Die Freyheit des Produktenhandels würde sich bald in den wohlthätigsten Wirkungen für das allgemeine Beste, und für den Privatwohlstand äußern. **Glücklich! wenn alle diese geschilderten grossen Vortheile wenigstens einen Versuch veranlassen, ob sie dadurch zu erreichen sind, wenn man den Produktenhandel, dem am meisten begünstigten Handel mit einer andern Waare gleichstellet?**

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Viehzucht überhaupt. Wichtigkeit derselben; sie decket jetzt den Landesbedarf nicht. Zug- und Nutzvieh: Welche Gattung, und wieviel Zugvieh: welche Gattung, und wieviel Nutzvieh soll der Landwirth halten. Kann die Schafzucht zur beträchtlichen Vermehrung der Rindviehzucht vermindert werden? Unsere Landwirthe haben weniger Vieh als sie brauchen und mehr als sie ernähren können. Von den Viehseuchen.

Milch, Butter, Schmalz, Käß, Eyer, und Fleisch sind unentbehrliche Nahrungsmittel für das Landvolk, welches der Viehzucht auch seine Bekleidung, seine weiche Liegerstätte, und viele Bequemlichkeiten verdanket. Die nähmlichen Bedürfnisse ziehen alle übrigen Staatseinwohner von der Viehzucht, ohne welcher aus Mangel an Zugthieren, und aus Mangel an Dünger die Landwirthschaft nicht betrieben werden kann. Da überdieß auch für den Staat nichts wichtiger seyn kann, als die Ernährung seiner Angehörigen; so ist **die Viehzucht wichtig für jeden Landwirth, wichtig für jeden Staatseinwohner, wichtig für den Staat.**

Die Viehzucht ist nur dann blühend zu nennen, wenn sie den Landesbedarf in jeder Hinsicht vollkommen decket, und durch die Schönheit, und Zweckmässigkeit ihrer Zucht die Forderungen der Viehkenner befriediget.

In einigen Gegenden, und in vielen einzelnen Wirthschaften hat das östreichische Kaiserthum Vieh, welches seiner Schönheit und Nutzbarkeit wegen den Beifall aller Viehkenner verdienet, und mit dem Viehe aller anderen Völker wetteifern kann: im Allgemeinen aber ist das Landvieh in der Schönheit seines Körperbaues, und in der Nutzbarkeit noch ziemlich weit von der **erreichbaren** Vollkommenheit entfernt.

Wenn die einheimische Viehzucht ehemahls den Landesbedarf deckte; so wird doch jetzt alljährlich viel ausländisches Vieh eingetrieben. Unsere Viehzucht decket daher unseren Bedarf nicht; für fremdes Vieh gehen alljährlich grosse Geld-Summen außer Land, und doch steigt der Preis des Fleisches, und anderer aus thierischen Materialien verfertigten Erzeugnisse immer höher. Wenn die steigenden Preise der einheimischen Produktion und Viehzucht zukämen; so wäre zu hoffen, daß sich bald die Erzeugung vermehren, daß mit der vermehrten Erzeugung Wohlfeilheit des Fleisches, des Leders ꝛc. wiederkehren werde. Allein jetzt ist noch keine Aussicht von dem Auslande das Vieh wohlfeiler zu erhalten, so lange die einheimische Viehzucht, oder der beschränkte Bedarf das fremde Vieh nicht entbehrlich machet. **Und was soll denn geschehen, wenn das Ausland uns einst kein Vieh mehr verkaufen könnte, kein Vieh mehr verkaufen wollte?**

Wieviel jährlich auf allen Gränzen fremdes Vieh in das östreichische Kaiserthum eingetrieben werde; wie groß die Geld-Summen seyen, welche dafür außer Land gehen, kann dem Privatmanne nicht genau bekannt seyn. Ich glaube jedoch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der Fleisch-Consumtions-Bedarf der Hauptstadt an Ochsen, Schweinen, und Schafen ganz aus dem Auslande hereingeschafft werde. Es ist wahr, ein grosser Theil der hauptstädtischen Fleisch-Verzehrung wird aus Ungarn, und aus andern östreichischen Provinzen nach Wien

geschafft; allein auf der andern Seite werden viele Pferde eingeführet, es wird auch auf den Gränzen, und in andern Gegenden des Reiches fremdes Vieh verzehret, welches hier nicht mit in Anschlag genommen ist, und jenes Vieh wohl aufwiegen wird, welches das Inland der Hauptstadt zuliefert.

Nach der in der Wienerzeitung Nro. 30. vom 13. April 1806. kundgemachten Consumtionsliste wurden in die Haupt- und Residenzstadt Wien zur Consumtion eingeführet:

	Im Jahre 1804.	Im Jahre 1805.
	Stücke.	
Schlachtochsen .	74205	67448
Schafe = =	53620	47733
grosse Schweine	44971	51256
mittlere Schweine	16947	18772

Da im Jahre 1805. an Ochsen und Schafen eine geringere Anzahl nach Wien gebracht wurden; so will ich hier dieses Jahr zur Berechnung annehmen:

Ein guter Schlachtochse, wie sie zu Wien geschlachtet werden, kostet bei 200 Fl. ich will aber im Durchschnitte nur 100 Fl. für den Ankaufspreis eines Schlachtochsens ansetzen:

67448 Stück Ochsen à 100 Fl. kosten	6,744,800 Fl.
47733 Stück Schafe, oder Schöpsen nur à 4 Fl. gerechnet, kosten =	190,932 =
51256 Stück grosse, und 18772 Stück mittlere Schweine, zusammen 70028 Stück nur à 30 Fl. gerechnet, da doch manches Stück über 100 Fl. kostet: machet = = = = =	2,100,840 =
Zusammen =	9,036,572 Fl.

Alljährlich also bezahlt das Inland für fremdes Vieh wenigstens diese ungeheure Geld-Summe, und machet sich dadurch alljährlich ärmer. **Warum bleiben wir denn in dem Viehbedarfe abhängig von dem Auslande, da wir doch nicht allein unseren Bedarf im Lande selbst erzeugen, sondern uns auch in den Stand setzen können, das Ausland mit Vieh zu versehen? Da wir auf diese Art nicht allein die vielen Millionen, welche jetzt für fremdes Vieh außer Land gehen, ersparen; sondern noch eben so viele Millionen für unser Vieh aus dem Auslande hereinziehen können?** — Wenn ich von den einzelnen Gattungen der Hausthiere reden werde, will ich auch zeigen, wie die Anzahl derselben vermehret, und ihr Geschlecht zugleich veredelt werden könne.

Das heutige Misverhältniß zwischen der Vieherzeugung, und dem Landesbedarfe, zwischen der Viehzucht und der Landwirthschaft rühret daher, weil sehr viele Landwirthe nicht wissen, wieviel und welche Gattung von Hausthieren sie halten sollen? wie viel sie derselben mit Nutzen halten können? Da nun diese Kenntniß jedem Landwirthe wichtig ist, so will ich darüber meine Beobachtungen und Erfahrungen bekannt machen.

Zu den Hausthieren im weitesten Sinne gehören zwar auch Hunde, Katzen, Hühner, Gänse, Enten, Tauben und anderes Flügelvieh. Allein diese Thiere werden mehr des Wirthes als der Wirthschaft wegen gehalten; und ich will hier nur von jenen Thieren handeln, deren Anzucht zur Emporhebung der Landwirthschaft nothwendig ist.

Die Hausthiere werden zuerst in das **Zugvieh**, und in das **Nutzvieh** abgetheilt. **Zugvieh** ist jenes, welches des Zuges wegen: **Nutzvieh** jenes, welches außer dem Zuge, zu was immer für einer Wirthschaftsbenützung gehalten wird. Beide Gattungen dieser Haus-

thiere sind wichtig für die Landwirthschaft: Bey beyden ist es nothwendig, das rechte Verhältniß zwischen dem Viehe und zwischen dem Wirthschaftsbedarfe zu kennen: **und wenn der Wirthschaftsbedarf bey der Landwirthschaft hergestellet ist; so wird auch der Landesbedarf durch die Viehzucht in jeder Hinsicht vollkommen gedecket seyn.**

Welche Gattung von Zugvieh soll der Landwirth halten?

Maulthiere und Eseln sind gute Zugthiere; sie sind sanftmüthig, arbeitsam und ausdauernd, sie nehmen mit schlechter Nahrung vorlieb; sie verdienten allerdings vermehret zu werden: dermahlen aber sind sie bey uns nur noch in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie hier nicht in Betrachtung kommen können.

Unsere gewöhnlichen Zugthiere sind **Pferde** und **Ochsen.**

Bey Wirthschaften, deren Grundstücke von den Wirthschaftsgebäuden entfernt sind, oder von welchen die Produkte auf entfernte Märkte geführet werden müssen, werden die Pferde vorzuziehen seyn. Die Ochsen gehen nicht allein langsam und verlieren im Hin- und Hergehen zu viele Zeit, welche der Arbeit gehöret; sondern sie können auch entfernte Fuhren ohne Nachtheil nicht aushalten. Eben so werden dort die Pferde den Vorzug verdienen, wo zwey Ochsenzüge zum Betrieb der Wirthschaft erfordert werden, und Mangel an Dienstleuten ist; weil **ein** Pferdgespann in der Feldarbeit eben so viel ausrichtet, als **zwey** Ochsengespanne, und bey den erstern doch nur **eine** Person nothwendig ist. **Wo aber zu jederzeit Arbeitsleute zu bekommen sind, und wo entfernte Fuhren nur selten vorfallen, dort**

werden die Ochsen zum Zuge beym Feldbaue vorzuziehen seyn.

Die Zugpferde kosten ein großes Ankaufs-Capital, und müssen, wenn sie beständig zur Arbeit verwendet werden sollen, mit Körnern gefüttert werden. Da wir die Pferde nur zum Ziehen und Reiten gebrauchen, so verlieret das Pferd allen Werth, sobald es dazu unbrauchbar wird; und nach seinem Tode ist nur noch seine Haut zu schätzen, welche jedoch dem Abdecker (Schinder, Wasenmeister) für seine Bemühung gehöret. Bey der Theurung des Eisens, des Riemzeuges und der Stränge (Stricke) machet das Bespann mit Pferden das Jahr hindurch große Auslagen, welche bey den Ochsen fast ganz ersparet werden; weil die Ochsen keine Hufbeschläge brauchen, weil sie zu ihrem Einspannen nur ein Stück Holz, wenig Eisen und Riemzeug fordern, und mit wohlfeilerem Futter zu ernähren sind. Wird ein Ochs zum Zuge unbrauchbar; so ist darum sein Ankaufskapital nicht verlohren, er wird der Schlachtbank überliefert, um seinem Eigenthümer das Geld zum Ankauf eines andern Ochsen zu verschaffen. Folgende Berechnung, die sich jeder nach seinen besonderen Lokalverhältnissen berichtigen kann, wird den Unterschied in den Unterhaltskosten zwischen Pferden und Ochsen deutlicher darstellen.

Ein paar gute starke Wirthschafts-Zugpferde kosten jetzt sicher 500 Fl. im Ankaufe: Das Interesse dieses Capitals à 5 Pcto mit . . . . 25 Fl. gehört unter die Vorauslagen.

Es müssen gesunde, dauerhafte Pferde seyn, welche man 10 Jahre im Zuge gut benützen kann: Da sie dann keinen Werth mehr haben, so geht alljährlich an dem Ankaufs-Capital selbst wenigstens der zehnte Theil verlohren, welcher unter die Vorauslagen gehört mit . . . . 50 —

Latus 75 Fl.

Translatus	75 Fl.
Wochentlich 3 Metzen Hafer zum Futter macht auf 1 Jahr 156 Metzen à 3 Fl.	468 —
täglich 20 Pfund Heu macht auf 1 Jahr 73 Zenten à 2 Fl.	146 —
Für das Stroh zum Gehack (Häckfel, Häckerling) und zur Streu rechne ich den Dünger, und bringe selbes darum auch bey den Ochsen nicht in Anschlag.	
Das Hufbeschläge kostet auf ein paar Pferde, wenigstens	15 —
Der Schmidt, Sattler, Riemer und Seiler für Kumeter, Zugriemen, Leitseile, Einspannstrenge rc. kosten gewiß jährlich	80 —
Ein Knecht mit Kost und Lohn jährlich	180 —
Zusammen	964 Fl.

Da man anstatt 2 guten Pferden 4 Ochsen zum Zuge rechnen muß; so nehme ich das Ankaufs-Capital von 4 Ochsen auf 600 Fl. an: um welchen Betrag schon gute Zugochsen in den meisten Landgegenden zu bekommen sind: das jährliche 5 pctige Intee davon ist . . . 30 Fl.

Wenn diese Ochsen gut gehalten, und nicht bis in ein hohes Alter zum Zuge verwendet, sondern eher ausgefüttert und zum Schlachten bestimmet werden; so wird bey ihrem Wiederverkaufe noch ein höherer Betrag, als das Ankaufs-Capital war, eingebracht werden: An diesem Capital geht also nichts verlohren.

Zum Futter rechne ich täglich auf einen Ochsen 20 Pfund gutes Heu: daher auf 4 Ochsen täglich 80 Pfund, und auf 1 Jahr 292 Zenten à 2 Fl. . . . . 584 —

wenn man den Ochsen Erdäpfel, Körner, Schrott rc. füttert, so brauchen sie weniger Heu, und die Fütterungskosten werden keinen Unterschied

Latus 614 Fl.

	Translatus 614 Fl.
machen; dort, wo man sie auf die Weide treibet, ist ihr Unterhalt noch minder kostspielig; so wie alle Auslagen viel geringer sind, wenn der Landwirth mit seinen Ochsen selbst arbeitet.	
Auf das Joch und Jochriemen zum Einspannen will ich jährlich rechnen	10 —
Ein Knecht mit Kost und Lohn . .	180 —
Im Winter werden die Ochsen selten eingespannt, auch im Sommer gibt es Zeiten, in welchen das Zugvieh im Stalle bleibet, oder auch mit einem Ochsenzuge die Arbeit gerichtet werden kann: verschiedene Arbeiten, wie z. B. das Eggen können von einem Knechte mit 2 Ochsenzügen verrichtet werden: für beständig halte ich daher zu 4 Ochsen nur einen Knecht. Wenn dringendere Arbeiten eintreten, so wird ein Taglöhner aufgenommen, um mit einem Ochsenzuge zu arbeiten, während der Knecht den zweyten Zug führet. Ich rechne, daß dieser Taglöhner jährlich 100 Tage nothwendig ist, machet à 30 kr.	50 —
Zusammen	854 Fl.

Zwar sind bey 4 Ochsen 2 Wägen und 2 Pflüge nöthig, während 2 Pferde nur einen Wagen und einen Pflug beständig brauchen: allein die Pferdewägen müssen stärker im Holze und im Eisen seyn, kosten daher schon im Ankaufe mehr, als ein Ochsenwagen; und dann gehen die Pferdewägen früher zu Grund, weil die Pferde nicht selten in ihrer Ungeduld manches daran vor der Zeit zerreißen oder zerschlagen, daß daher diese Auslage sich ziemlich gleich stellet.

Wenn der Unterhalt von 2 Pferden jährlich	964 Fl.
und der Unterhalt von 4 Zugochsen jährlich	854 —
kosten; so gewähret schon dieser Unterschied dem Landmanne einen jährlichen Nutzen von .	110 Fl.

bey einem einzigen Gespanne, selbst dann, wenn die nähmlichen Pferde durch 10 Jahre gesund und brauchbar bleiben, da sie doch gewöhnlich früher unbrauchbar werden, oder durch Krankheiten zu Grunde gehen. Ueberdieß geben 4 Ochsen mehreren und besseren Dünger als 2 Pferde, und die Aecker können mit Ochsen besser zugerichtet werden. Gesunde starke Pferde sind feurig; wenn sie an einen Widerstand kommen, welchen der Pflug in der Erde an Steinen, oder an stark verwurzeltem Boden nicht selten findet; so ziehen sie gäh an: entweder es zerreißt dadurch der Pflug, oder was am öftesten geschieht, er wird aus der Erde herausgeworfen. Die Pferde sind noch in ihrer gewaltsamen Kraftanstrengung, und der nun freye Pflug hält sie nicht mehr zurück; einige Schritte gehen sie mit dem leeren Pfluge geschwind vorwärts, bis der Ackersmann sein Gleichgewicht wieder findet, und den Pflug in die Erde aufs neue einsetzet. Jetzt sollte er die Pferde zurückziehen, und den Pflug an dem Orte, an welchem selber aus der Erde herausgeworfen wurde, wieder einsetzen: Da er jedoch dabey den Pflug erhoben halten, und zugleich mit vieler Kraft an den Pferden zurückziehen muß; so fährt er lieber in der Furche fort, und läßt den übersprungenen Theil des Ackers ungelockert, das Unkraut unzerstört: gerade jene Aecker also, welche die beste Ackerung brauchten, weil sie am meisten mit Unkraut verwachsen sind, werden am schlechtesten bestellt. Der Zugochs aber geht immer gelassen, und in gleichem Schritte in der Ackerfurche: wenn der Pflug auf einen ungewöhnlichen Widerstand trifft, so bleibet er gleich stehen, und wartet bis der Ackersmann ihn weiter gehen heißet; welcher dadurch Zeit erhält, den Pflug in der Erde so zu drehen, wie er sieht, daß der Widerstand am leichtesten überwunden werden kann.

Diese Vorzüge der Zugochsen beym Ackerbaue haben mich bewogen zu Rexing Ochsen einzustellen: ich kaufte dieselben im Frühjahre in Böhmen, daher zu einer Zeit,

in welcher ich keinen Ochsenknecht dazu finden konnte, welcher aus Böhmen nach Oestreich mit in Dienst gegangen wäre. Obgleich in verschiedenen Gegenden von Nieder-Oestreich, besonders im Gebirge die Ochsen zum Zuge verwendet werden; so wurden doch in meiner Gegend niemahls Ochsen gehalten. Die Landleute haben dort nur starke Pferde, meistens Hengsten, die sie um hohe Preise ankaufen, und zu ihren vielen Wein- und Körnerfuhren nöthig haben. Dadurch hat sich aber auch der Landleute ein Vorurtheil gegen die Zugochsen bemeistert, daß sie es für eine Schande hielten mit Ochsen zu arbeiten: darum konnte ich anfänglich auch keine Arbeitsleute zu meinen Ochsen bekommen. Der Gemeindhalter (Viehhirt) entschloß sich mit einem Ochsenzuge zu ackern, den zweyten Ochsenzug ließ ich für mich einspannen: und auf einem erhöht-liegenden Acker, auf welchem ich von meinem im Felde und in den Weingärten beschäftigten Unterthanen gesehen werden konnte, habe ich und der Viehhirt durch eine Stunde mit den Ochsen geackert. Von nun an hielten die Landleute eine Beschäftigung nicht mehr für schimpflich, welche ihre Obrigkeit selbst öffentlich betrieben hatte; und seit jener Zeit habe ich immer Arbeiter zu meinen Ochsen gefunden. Bey diesem Ackern habe ich aber auch die Erfahrung gemacht, daß es leichter ist, dem Ackersmanne zuzusehen, als selbst zu ackern!

Wenn der Gebrauch der Ochsen beym Feldbaue allgemeiner wird; so werden die jetzt unreif geschlachteten Stierkälber zu Ochsen aufgezogen werden, und den Rindfleischbedarf des Landes decken: und der Staat wird darum doch keinen Mangel an Pferden zum öffentlichen Dienste leiden; weil bey jeder großen Wirthschaft nebst den Ochsen noch immer der entfernten Fuhren wegen Pferde gehalten werden; weil noch immer viele eine Vorliebe für Pferde behalten, wenn sie dieselben auch entbehren könnten; weil die Fuhrleute und andere Gewerbsleute sich noch immer der Pferde werden bedienen müssen, und weil der Staat

in den öffentlichen Gestütten einen grossen Theil seines Bedarfes, vielleicht seinen ganzen Bedarf an Pferden selbst erzeugen kann: wie ich bey der Pferdzucht darthun will.

Wieviel Zugvieh braucht der Landwirth?

Diese Aufgabe ist für jeden Landwirth von grosser Wichtigkeit; es ist nothwendig, die Auflösung derselben soviel möglich zuverläßig zu finden: denn wird zu wenig Zugvieh gehalten; so wird die Wirthschaft nicht gut bestellt werden können; bei der Landwirthschaft reichet eine Arbeit der anderen die Hand, wie man mit einer derselben ins Stocken geräth; so ist die Unordnung schon das ganze Jahr hindurch an der Tagesordnung. Wird aber mehr Zugvieh gehalten, als nöthig ist; so werden bei grossen Wirthschaften die entbehrlichen Auslagen vergrössert, daher die Einnahme vermindert, nicht selten aller Wirthschaftsertrag aufgezehret; und kleinere Landwirthe finden darin ihren Untergang. Mancher Landwirth hält sich einen Zug Arbeitspferde, er plagt sich unausgesetzt, und wird dennoch arm dabey, und nicht selten wird die Ursache seiner Verarmung nur darin zu finden seyn, weil er sich Pferde hielt, die er bei besserer Uiberlegung hätte entbehren können, und welche den Ertrag seiner Wirthschaft, und die Früchte seines Fleißes aufgezehret haben.

Bevor der Landwirth sich eigenes Zugvieh einstellet, muß er die Kosten desselben, und die Auslagen berechnen, welche er haben würde, wenn er seine Aecker um die Bezahlung von seinem Nachbar ackern und zurichten ließe: so lange diese Auslagen nicht die Hälfte der Kosten des eigenen Zugviehes überschreiten, so lange wird der Landwirth besser thun, einen Zug zur Arbeit zu dingen: wenn aber diese Auslagen die Halbscheide der Zugviehs-Unterhaltungskosten übersteigen; so wird es besser seyn, sich eigenes Zug-

vieh einzustellen, mit welchem der Bauer seine Aecker in der rechten Zeit selbst, und besser herrichten kann, als es von einem Miethlinge zu erwarten ist. Dadurch, und durch den Dünger des Zugviehes wird er den Ertrag seiner Felder erhöhen, und auf diesem Wege das wieder einbringen können, was ihn sein Zugvieh mehr kostet.

Gesetzt ein Landwirth hätte 6 Joch Aecker, und er müßte für die einmahlige Acker-Arbeit eines Joches 7 Fl. bezahlen; so würde er folgende Auslagen haben:

2 Joch Brach: dreymahl ackern und eggen, für jedesmahl vom Joch 7 Fl., macht	42 Fl.
2 Täge Dungführen	14 —
Die Fechsung nach Haus führen ½ Tag	3 — 30 kr.
2 Joch nach Korn: Stoppelstürzen	14 —
zum Sommeranbau ackern und eggen	14 —
2 Joch Sommerfrüchte nach Haus führen ½ Tag	3 — 30 kr.
Zusammen	91 Fl.

Wenn dieser Landwirth sich ein paar Pferde, oder auch nur ein Pferd zum Zuge hält, und damit keinen Nebenverdienst suchet und findet; so muß er zu Grunde gehen: er thut besser, sich seine Felder von einem anderen um die Bezahlung bestellen zu lassen.

Aber ein paar Zugochsen wird der Bauer auf dieser Wirthschaft schon ernähren können, wenn er selbst mit denselben arbeitet: bey einer kleinen Wirthschaft brauchet er keine Ochsen von vorzüglichen Kräften, und von besonderer Schönheit; denn er kann denselben Zeit zur Arbeit lassen, mit welcher sie doch leicht fertig werden: ein paar Ochsen, wie er sie braucht, wird er zu kaufen finden um 120 Fl., das Interesse davon beträgt auf 1 Jahr . . . . 6 Fl.

Im Sommer läßt er die Ochsen, wenn er sie nicht einspannet, mit dem andern Viehe austrei-

Translatus 6 Fl.

den, oder er nähret sie mit den Kühen im Stalle mit grünem Futter, welches ihm mit dem Dünger reichlich bezahlt wird, daher nicht gerechnet werden kann: an den Arbeitstagen aber weidet er seine Ochsen selbst auf einen Platz, wo er eine ergiebigere Nahrung findet; daher wird nur das Winterfutter in Anschlag kommen. Wenn er vom Anfang October bis Ende April, durch 7 Monathe oder 210 Tage, beyden Ochsen täglich 20 Pfund Heu und satt Stroh vorlegt; so werden sie sich damit begnügen, und dabey kräftig bleiben: Dieß macht daher auf 210 Tage 42 Zenten Heu à 2 Fl. . 84 —

Für die Interessen des Ankaufs-Capitals der Wirthschaftsgeräthschaften, und für die Abnützung derselben rechne ich jährlich . 20 —

Zusammen also 110 Fl.

sind die Unkosten, welche der Unterhalt eines eigenen Ochsenzuges einem solchen kleinen Bauer veranlasset. Dagegen kann er seine Felder zu rechter Zeit, und so gut er es selbst verstehet, bearbeiten, und seine Erndte bey günstiger Witterung nach Hause bringen; da ihn jetzt der gedungene Fuhrmann warten läßt, bis er sein Eigenthum in Sicherheit gebracht hat.

Solchen kleinen Landwirthen, die mit ihrem Zugviehe selbst arbeiten, wäre noch ein wohlfeilerer Zug anzurathen. Jeder hält doch ein paar Kühe. Diese Kühe soll er sich zum Zuge abrichten, und sie abwechselnd einspannen. Dieß ist den Kühen an der Gesundheit nicht schädlich, auch vermindert sich der Milchertrag nicht, besonders wenn denselben an den Arbeitstagen eine bessere Nahrung als sonst gereichet wird. Da die Landleute ihre Kühe ohnehin das ganze Jahr füttern müssen; so erhalten sie auf diese Art ein Zugvieh, dessen Unter-

Unterhalt sie gar nichts kostet, und mit welchem sie doch den Ertrag ihrer Wirthschaft vermehren können.

Den Kühen schadet das Ziehen selbst nicht, wenn sie trächtig sind: Nur muß man sich hüten, sie in diesem Zustande an den Bauch stark zu schlagen, oder zu stoßen, wovon sonst der Tod des Kalbes im Leibe der Mutter und andere bedenkliche Zufälle entstehen können. Auch muß man die letzten 3 oder 4 Wochen vor der Kälberung, und so lange sie sich von der Geburt noch nicht ganz erhohlt hat, die Mutterkuh nicht einspannen, und statt derselben indessen eine andere dazu verwenden.

Bey einer großen, mit Frohndiensten und Militair-Vorspann nicht belasteten Wirthschaft, wenn die Aecker und Wiesen nicht weit von dem Wirthschaftshofe entfernt liegen, und wenn 2 Pferde in einem Sommertage ein Joch, 2 Ochsen aber ein halb Joch brachackern können, werden 2 gesunde starke Pferde, oder 4 gesunde Zugochsen auf 50 Joch Aecker zur ganzjährigen Bearbeitung hinlänglich seyn, wenn anders eine besonders ungünstige Witterung die Feldarbeit nicht oft und lang unterbricht, und die Dienstbothen die Zeit zum fleißigen Arbeiten benützen. Nach diesem Verhältnisse wird jeder seinen Bedarf erheben können.

Ich sage dieses aus eigener Erfahrung; und ich will hier meinen Hof in Nexing zum Beyspiele anführen. Bey diesem Hofe sind 200 Joch Aecker, und bey 100 Tagwerk Wiesen; die Aecker werden alljährlich, und zwar ohne Roboth, ganz mit eigenen Hofzügen gebaut, kein Joch davon bleibet brach liegen; ich halte bey dieser Wirthschaft nicht mehr als 6 Pferde, und 4 Zugochsen. Dieses Vieh verrichtet nicht allein alle Wirthschafts-Arbeiten, und bringet nebst den Feldfrüchten auch das Heu und Grummet nach Haus; sondern es wird im Winter und im Sommer noch oft zu andern Fuhren ver-

wendet; und dennoch, wie ich es jedermann gestatte sich durch den Augenschein zu überzeugen, unterscheiden sich meine Felder vortheilhaft von den Feldern meiner Unterthanen.

Welche Gattungen Nutzvieh soll der Landwirth halten?

Unsere gewöhnlichen Nutzthiere sind: das **Rindvieh**, die **Schweine**, **Schafe** und **Ziegen**. Welche aus ihnen der Landwirth halten solle, hängt ab:

1. **Von dem Futter, welches in einer Gegend wächst, oder zum Wachsthume gebracht werden kann:** Auf hochliegenden, trockenen, mit kurzem Grase bewachsenen Weiden werden die Zücht-Schafe eine gedeihliche Nahrung finden: das Rindvieh aber wird darauf fast verhungern, keinen Nutzen bringen, und von Viehseuchen angegriffen werden. Auf fetten Grasreichen Triften wird das Rindvieh sich durch Schönheit seines Körperbaues auszeichnen, und in jeder Hinsicht sehr Nutzenbringend seyn. Der Landwirth, welcher in der Wahl seines Viehes nicht mit Bedachtnehmung auf das Winter- und Sommerfutter der Gegend zu Werke geht, wird aus der Viehzucht nicht allein keinen Nutzen ziehen; sondern alljährlich einen großen Theil seiner Heerden durch Krankheiten und Seuchen verlieren, bloß weil er den Thieren eine ihrer Natur nicht angemessene Nahrung aufdringen wollte. **Man wird hieraus einsehen, daß nicht allenthalben Schäfereyen, nicht allenthalben Rindviehmayereyen mit Vortheil angeleget werden können: daß die Auswahl der Gattungen unserer Nutzthiere für jeden Landwirth eine sehr wichtige Aufgabe seye.**

Das Futter der meisten Gegenden kann durch Industrie verbessert, und jener Gattung von Vieh angemes-

seh gemacht werden, welche man zu halten entschlossen ist. Man muß aber mit der Futtererzeugung den Anfang machen, bevor man das Vieh einstellet, welches sonst eher wieder wegstirbt, als das Futter zum Genusse herangewachsen ist.

2. **Von dem Bedarfe des Feldbaues:** Für den Feldbau ist das Nutzvieh nur des Düngers wegen wichtig. Rindviehmist ist allen Arten von Feldern gedeihlich; Der Schafmist aber hat auf kalten Gründen, auf schwerem Boden den Vorzug: wo man also in Hinsicht des Futters, in Hinsicht der andern Benützung die Wahl hat, dort soll der Landwirth jene Gattung wählen, deren Dünger seinen Feldern und Wiesen am zuträglichsten ist.

3. **Von der Nachfrage um die Erzeugnisse der Viehzucht:** Wenn auch der Düngerbedarf dem Landmanne die Viehzucht zur Nothwendigkeit machet; so muß er doch darauf bedacht seyn auch die andern Produkte seines Viehes abzusetzen, um auf diesem Wege einen Theil der Vieh- und Dienstbothen-Unterhaltskosten wieder einzubringen, den Dünger somit wohlfeiler zu erhalten. Was nützet das Milchreichste Rindvieh in einer Gegend, in welcher um Milch, Butter und Käße, und um die Kälber keine Nachfrage ist? kein Absatz, oder doch nur in einem Unwerthe gefunden werden kann? Wird dort die Schafwolle mehr gesucht und gut bezahlt, so wird der Landmann besser thun seine Kühe mit Schafen zu vertauschen, wenn sein Futter auch den Schafen zuträglich ist. Nach Verschiedenheit der Lokalität muß daher der Landwirth die Kosten und den Ertrag der verschiedenen Gattungen von Hausthieren berechnen, und seine Wahl **nach dem dauerhaften höheren reinen Ertrag** bestimmen.

Seitdem durch die langedauernden Kriege, und dadurch veranlaßten starken Viehaustrieb und Vieh-Verminderung, durch den Wechselkours, durch die vermehrte

inländische Fleischzehrung und durch andere Umstände der Preis des Rindfleisches gestiegen ist; seitdem haben sich mehrere Stimmen wider die Schafzucht erhoben, und derselben die Verminderung der Rindviehzucht zur Last gelegt. Diesen Stimmen geht es wie den Kranken, welche nur die Schmerzen der Gegenwart fühlen, und jede andere, obgleich gefährlichere Krankheit für minder schmerzhaft halten.

Die Schafzucht ist der Nation eben so unentbehrlich, wie die Rindviehzucht: sie liefert nicht allein jährlich viele Tausend Stücke Vieh, sie liefert nicht allein jährlich eine große Menge Schafmilch, Schmalz und Käse zur Verzehrung; sie versieht uns auch mit einem anderen Bedürfnisse, indem sie den Grundstoff zur menschlichen Bekleidung hervorbringet. Hunderttausende der Staatseinwohner finden in der ersten Zubereitung, im Spinnen der Wolle, und in der Verarbeitung derselben zu allerley Tüchern und Zeugen ihre Nahrung, und es wird dadurch ein Zweig eines Aktivhandels ins Ausland genähret, der den Staat einigermaßen für die Summen entschädiget, welche fremde eingeführte Produkte kosten. Beträchtliche Verminderung der Schafzucht zur beträchtlichen Vermehrung der Rindviehzucht muß nothwendig Mangel an Arbeit und Nahrungserwerb für die ärmere Klasse der Staatsbewohner, und für die Fabriken, Vertheurung der zur Bekleidung nothwendigen Waare, Beschränkung eines beträchtlichen Aktivhandels ins Ausland, und soviel es die feinere Wolle, und die aus derselben verfertigten Fabrikate betrift, gar die Verwandlung des Aktivhandels in einen Passivhandel nach sich ziehen. **Das Land und seine Einwohner würden dadurch unglücklich und elend gemacht werden.**

Die allerhöchste Staats-Verwaltung, von der Wichtigkeit der Schafzucht überzeugt, hat zur Vermehrung derselben noch in dem Patente vom 17. Aprill 1784 mit ausgesetzten Prämien öffentlich Vorschläge abgefordert: Und

um der landesväterlichen Absicht unserer gnädigsten Monarchen zu entsprechen, haben mehrere Obrigkeiten mit grossem Kostenaufwande die ersten und wichtigsten Schritte zur Vermehrung, und zur Veredlung der Schafzucht gemacht; um in der verfeinerten Wolle, und in den daraus verfertigten Fabrikaten den Spaniern und Engländern gleichkommen zu können. Wird jetzt auf eine Beschränkung der Schafzucht gedacht; so wird der unternehmende Theil der Nation abgeschrecket werden, ähnliche Summen auf die Vermehrung und Veredlung einer andern Gattung Vieh zu verwenden, bey welcher sich dann in Kurzem das nähmliche Bedürfniß ergeben muß.

Die Viehzucht, so wie überhaupt die Landwirthschaft ist mehr wie jeder andere Zweig der Industrie Beschwerlichkeiten, Zufällen und Gefahren ausgesetzt. Tritt zu allen diesen unausweichlichen Gefahren auch noch eine Veränderlichkeit in den Grundsätzen der Oberaufsicht; so wird dem Landmanne aller Muth benommen auf eine Vervollkommnung hinzuarbeiten, auf deren Wege er von Seite der Natur, von Seite der dabey nothwendigen Menschen, und zuletzt auch noch von Seiten der Regierung Hindernisse findet: die Landwirthschaft, und die Viehzucht sinken zurück, die Haupt-Nahrungsquelle des Staats wird untergraben, Ackerbau und Viehzucht noch immer mehr dem Abnehmen zugeführet.

Sobald der Staat sich der Schafzucht abgeneigt zeiget, so wird dieselbe nicht **in dem Verhältnisse** abnehmen, **in welchem** man es wünschte; sie wird mehr, und auch an solchen Orten verfallen, an welchen die Natur des Bodens Schafmist zum Gedeihen der Früchte fordert, und an welchen die Lage, und das Futter der Rindviehzucht nicht günstig ist. Die mageren, die entfernten Weiden, auf welche das Rindvieh nicht getrieben werden kann, weil es dort keine Nahrung findet, werden unbenützt bleiben; da sie doch jetzt Tausende von Schafen nähren: und um der Schafzucht wieder aufzu-

helfen, um in dem Bedürfnisse der Bekleidung von dem Auslande nicht abhängig zu werden, würde sich die Staatsverwaltung bewogen finden sich wieder für die Schafzucht zu bestimmen; wodurch zwar die Rindviehzucht herabkommen, die Schafzucht aber aus Furcht vor neuen widrigen Ereignissen nicht wieder mit so vielem Eifer und Geldaufwande emporgehoben werden würde; es müßte ein Steigen und Fallen einzelner Zweige der Viehzucht entstehen, welches von der Vollkommenheit immer entfernt hält, immer mehr davon entfernet.

Der Wetteifer, welcher jetzt manche Güterbesitzer anspornet auf den Ankauf edler Springwidder grosse Summen zu verwenden, wird von selbst erkalten, sobald sie finden, daß der Nutzen mit Rücksicht auf die grosse Sterblichkeit des Schafviehes mit den grossen Auslagen, und mit der Gefahr nicht im Verhältnisse stehe. Sobald das veredelte Schafvieh nicht mehr zur Zucht gesucht, und theuer bezahlt wird; sobald die edelsten Schafe und Lämmer der Schlachtbank zugetrieben werden müssen; ein Zeitpunkt, welcher bei fortdauernder Veredlung des Schafviehes kommen muß: sobald wird der Wetteifer nachlassen, und da, wo es **die Lokalität** zuläßt, wird die Rindviehzucht in Aufnahme kommen. Jene, welche zuvor mit schönem Schafviehe eine Auszeichnung suchten, werden dann eine Auszeichnung mit schönem Rindviehe suchen um ihrem nützlichen Hange zur Vervollkommnung der Viehzucht neue Nahrung zu geben; so lange sie in ihrem Emporstreben durch keine Verfügung aufgehalten sind.

Schon jetzt haben sich viele Dominien nebst der Schafzucht auch auf die Veredlung des Rindviehes gelegt, weil das Rindvieh, und die Nutzungen desselben in einem hohen Preise stehen, daher die darauf verwendeten Auslagen zum Theil vergüten: **denn dieß ist die Natur der Theurung solcher Produkte, welche durch die Industrie, und durch den Fleiß**

der Menschen vermehret werden können: sie hat das Heilmittel in sich selbst; sie spornet zur vermehrten Produktion an, und vermindert dadurch selbst die Theurung.

Man ist irrig daran zu glauben, daß unsere heutige Schafzucht jene unserer Vorfahren in der Menge sehr überschreite: bey vielen Herrschaften wurden in der Vorzeit mehr Schafe als jetzt gehalten, viele haben die ehemahligen Schäfereyen ganz aufgegeben, und unsere Schafzucht decket den Landesbedarf noch nicht: denn so lange die jährlich in grosser Menge aus den Schäfereyen ausgemusterten Schafe, Lämmer, und Schöpsen (Kappen, Kastraten) nicht unverkauft bleiben, sondern im Lande verzehret werden; so lange noch Schafe aus dem Auslande zur inländischen Verzehrung eingetrieben werden; so lange liegt dem Staate, und allen Einwohnern daran, den Eifer in der Schafzucht nicht erkalten zu lassen; so lange hat das Land nicht zu viele Schafe, und bey beträchtlicher Verminderung der Schafzucht zur beträchtlichen Vermehrung der Rindviehzucht würde nur ein Bedürfniß dem anderen geopfert, welches das aufgegebene Bedürfniß nicht ersetzen kann: und doch kann bey einer verbesserten Landwirthschaft die Rindviehzucht ohne Verminderung der Schafzucht bestehen, und sehr vermehret werden! —

Wieviel Nutzvieh soll der Landwirth halten?

In der Nähe grosser Städte halten nicht selten Kleinhäusler, welche gar keine Aecker oder Wiesen haben, Kühe, für die sie das Futter kaufen: sie nähren ihr Vieh sehr gut, um viel Milch zu bekommen, welche sie um

hohe Preise in der Stadt absetzen können: sie ziehen sehr selten Vieh auf; sie kaufen die Kühe, nachdem sie eben gekälbert haben, und die meiste Milch geben; sie verkaufen dieselben wieder, sobald der Milchnutzen abnimmt. Solche Landleute halten das Vieh **der Milch wegen**, sie mögen es vermehren, so lange sie für dasselbe Futter, für ihre Milch einen entsprechenden Absatz finden: von ihnen ist hier die Rede nicht; so wenig, als von jenen, welche die Viehzucht zum Hauptgegenstande ihrer Wirthschaft gemacht haben; und dabey ihre Rechnung finden. Hier habe ich jene Landwirthe im Gesichte, welche das Vieh **der Landwirthschaft wegen** halten.

Der Landwirth nimmt zwar bey seiner Viehzucht auch auf den Nutzen Rücksicht, welchen er unmittelbar aus derselben ziehet: allein wenn er auch das, was er aus derselben zur eigenen Haus-Verzehrung, und durch den Verkauf eingenommen hat, in Anschlag bringet; so werden dadurch doch in den meisten Wirthschaften die Kosten nicht ganz ersetzet, wenn man den Dienstlohn, das Viehfutter, und alle übrigen Vorauslagen in die Gegenrechnung bringet: fast immer wird **der Dünger** mit in die Nutzen-Berechnung gezogen werden müssen, welcher erst von den übrigen Wirthschaftszweigen durch ihren dadurch vermehrten Ertrag bezahlet wird.

Der Viehdünger ist der Landwirthschaft unentbehrlich: und wenn die Frage ist, **wieviel Vieh der Landwirth halten solle?** so antworte ich: **soviel, daß er davon zum guten Betriebe seiner Wirthschaft den nöthigen Dünger erhalten kann.** Hält er weniger, so wird seine Feldwirthschaft im Ertrage weit zurückbleiben; hält er mehr, so setzet er dabey jährlich ohne Nothwendigkeit einen Theil seines Vermögens zu.

Jedermann wird hieraus einsehen, daß nicht jeder Landwirth bey der nähmlichen Anzahl Grundstücke eine gleiche Anzahl von Vieh nöthig habe. Auf gutem Bo-

den brauchet man den wenigsten Dünger, auf schlechtem Boden den meisten. Die Anzahl des nöthigen Viehes, und der Werth des Düngers stehen mit der Güte des Bodens im umgekehrten Verhältnisse; je besser der Boden, je weniger Dünger, je weniger Vieh. Und doch je schlechter der Boden, je weniger wächst von Natur Viehfutter: je schlechter daher die Grundstücke sind, je mehr muß die Industrie des Landmannes wirken, um denselben den nöthigen Futterbedarf abzugewinnen.

Der Leser muß mich nicht misverstehen; ich will den Eigenthümer eines guten futterreichen Bodens nicht ermuntern sein Vieh zu vermindern: wenn er bey der vermehrten Viehzucht seinen Nutzen findet; so wird er sein Vieh nicht abstellen: ich wünsche hier nur jene Landwirthe, welche aus ihrer Viehhaltung keinen unmittelbaren reinen Nutzen ziehen, vor Schaden zu warnen, und zugleich allen meinen Mitbürgern mehr Nahrungsmittel zu verschaffen: denn so nothwendig es zur hinlänglichen Erzeugung unserer Nahrung ist, daß der Landwirth die nöthige Anzahl Vieh habe; so wird doch das entbehrliche Vieh nur auf Kosten der menschlichen Nahrung erhalten. Jener, welcher bey seiner Wirthschaft Futter entbehren kann, wird dasselbe an solche verkaufen, welche daran Mangel leiden, und auf diese Art wird beyden Landwirthen damit geholfen seyn.

Da die Güte des Bodens so sehr verschieden ist, so läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen, wieviel Vieh zur Bedüngung einer gewissen Anzahl von Grundstücken nöthig seye, besonders, da es dabey auch auf das mehrere oder wenigere Einstreuen, auf die bessere Zusammenhaltung des Düngers, auf die längere oder kürzere Zeit der Viehstallfütterung, auf die Gelegenheit künstliche Dungmittel benützen zu können, und auf die Art der Felderbestellung viel ankommt. Um jedoch ein Beyspiel aufzustellen, nach welchem sich sohin jeder nach der Verschiedenheit seiner individuellen Verhältnisse seinen Viehbedarf

leicht erheben kann, will ich hier eine gewöhnliche Dreyfelderwirthschaft im Mittelboden annehmen. Diese Wirthschaft soll aus 51 Joch Aeckern bestehen; wovon 17 Joche brach liegen, 17 Joche mit Winterfrüchten, und 17 Joche mit Sommerfrüchten bestellet sind. Nach den heutigen Begriffen einer guten Dreyfelderwirthschaft soll die Brach gedungt werden. Auf Mittelboden werden auf 1 Joch zur hinlänglichen Bedüngung **wenigstens** 16, folglich auf 17 Joche 272 zweyspännige Pferdfuhren guter Dünger nothwendig seyn. Diese Wirthschaft brauchet daher auf ihre Aecker jährlich 272 Fuhren guten Dünger, und da man zur Erzeugung einer Fuhr Mist bey 15 Schab, oder Bund Streustroh brauchet; so bedarf diese Wirthschaft jährlich 4080 Schab, oder 68 Schober (Schock, jedes à 60 Schab) Stroh zum Einstreuen.

Bey dieser Wirthschaft sind 2 Zugpferde, oder 4 Ochsen nöthig: wenn diesem Zugviehe auf ein Stück täglich bey 4 Schab Stroh eingestreut wird; so wird von jedem Stücke jährlich 10 Fuhren Dünger erhalten werden: 4 Zugochsen geben daher 40 Fuhren Mist. Von dem Nutzviehe müssen sonach noch 232 Fuhren erzeuget werden. Da das gewöhnlichste Nutzvieh die Kühe sind; so will ich dieselben hier zum Gegenstande der Berechnung wählen, und nur beyfügen, daß man von 10 Schafen, oder von 3 Zuchtschweinen mit ihren Jungen bey gehöriger Einstreuung, und bey genugsamer Fütterung eben so viel Mist, wie von einer Kuh erhalten könne.

Werden die Kühe das ganze Jahr im Stalle gefüttert, und mit Einstreuen rein gehalten; so kann man von einer derselben jährlich 24 Fuhren Dünger bekommen. Zehn im Stalle gut gefütterte Kühe werden daher für diese Wirthschaft den zureichenden Dünger geben. Diesen Kühen muß natürlich mehr, als dem ausgetriebenen Viehe eingestreut werden; es wird aber doch das oben berechnete Stroh dazu hinreichen: weil in dem Verhältnisse als eine Kuh mehr Streu nöthig hat, auch weniger Kühe nöthig

sind um die nähmliche Menge Dünger zu erzeugen. Wird aber das Vieh den Sommer hindurch ausgetrieben, so geht gerade der kräftigste und meiste Sommerdung verlohren: man kann eine im Sommer ausgetriebene Kuh nicht höher als auf 10 Fuhren Dünger jährlich in Anschlag bringen: bey dieser Wirthschaft werden daher 23 solcher Kühe nöthig seyn, um den nöthigen Dung zu liefern.

Sehen wir uns im Lande um, und die Anzahl der Wirthschaften wird sicher sehr klein seyn, bey welchen wir die zureichende Anzahl Vieh antreffen: wir werden sicher 10 Wirthschaften von der gegebenen Größe finden, bey welchen nur 3 oder 4 Stücke elend genährtes Rindvieh gehalten werden, bevor wieder einmahl 20 oder 23 Stück Kühe, oder anderes gleichmässiges Vieh gefunden werden. Darum haben die Landleute allgemein Mangel an Dünger; sie bauen den größten Theil ihrer Felder entweder ganz ohne Dung, oder sie geben denselben kaum die Hälfte des Bedarfes: wie können wir uns denn noch wundern, daß die Felder in der Erträgniß zurückgehen? daß die Landleute fast jährlich Mangel an Stroh haben? und daß unsere Viehzucht unsern Landes-Bedarf nicht decke?

Die Bauern müssen also mehr Vieh halten: höre ich von mehreren Seiten rufen. Das sage ich auch: Aber nur nichts übereilt, denn es ist nicht ganz ohne Grund zum Sprichworte geworden: **gähe Sprünge thun selten gut.** Um mehr Vieh als bisher zu halten, muß der Landmann seine Stallungen erweitern, wozu es vielen an Geld, und manchen auch an Raum fehlen kann. Aus dem Auslande Vieh ankaufen kann der grossen Theurung wegen nur ein einzelner Reicher, und dieser hat bey allem Kostenaufwande Mühe gutes Nutzvieh zum Kaufe zu finden. Bey dem inländischen Viehe aber ist dem Staate nicht viel daran gelegen, ob Peter oder Paul der Besitzer davon seye, es wird durch einen Besitzwechsel die Viehanzahl nicht gleich vermehret. Und das Vieh muß genugsame Fütterung haben, wenn es

kräftigen Dünger, und anderen Nutzen geben soll; es muß auch hinlängliche Streu vorhanden seyn, um den Dünger zu sammeln, und zu vermehren. So lange der Landmann nicht genug Futter hat; so lange wird ihm die Vermehrung seines Viehes mehr Schaden als Nutzen bringen: und **wenn auch der Landwirth so viel Vieh halten soll, als er zur Bedüngung seiner Felder und Wiesen brauchet; so soll er doch nicht mehr Vieh halten, als er gut nähren kann:** er muß daher, bevor er Vieh einstellet, seinen Futterbedarf gut berechnen, und wenn ihm seine jetzige Art zu wirthschaften nicht genugsames Futter liefert; so muß er seine Industrie vermehren; denn dieß ist gewiß: **Jede Wirthschaft kann bey erhöhter Kultur und bey einem angemessenen Fruchtwechsel so viel Vieh reichlich nähren, als sie des Düngers wegen für ihren Feldbau, zu welchem auch die Wiesen gehören, nöthig hat.**

Wieviel Futter jede Gattung von Vieh im Winter, und im Sommer nöthig habe, werde ich zeigen, wenn ich jede Viehgattung besonders behandle.

Bey den heutigen Futtervorräthen halten die meisten Landleute zu viel Vieh. Im Sommer wird selbes auf leere Hutweiden getrieben, auf welchen es hungert; im Winter erhält es nur gerade so viel Stroh zur Nahrung, daß es die Kraft zu athmen nicht verlieret: und da auch das kärgliche Stroh den Winter nicht durchreichet; so werden allerhand schädliche Abfälle gefüttert, welche das Vieh aus Hunger verschlinget. Nicht selten müssen die Landleute im Winter ihre Strohdächer abdecken, und das Stroh ihrem Viehe füttern, nur um selbem das Leben zu neuem Elende zu fristen. Solche Landleute thäten besser ihr Vieh zu vermindern, sie würden aus ihrer verminderten Viehanzahl mehr Nutzen ziehen, und sich selbst, und ihre Mitbürger nicht der

Gefahr aussetzen durch Krankheiten, durch **Viehseuchen** das Vieh ganz zu verlieren.

Viehseuchen nennet man jene Viehkrankheiten, welche ansteckend sind, und in ganzen Orten wüthen. Durch Viehkrankheiten und Viehseuchen gehen jährlich eine grosse Anzahl unserer Hausthiere zu Grund.

In der Behandlung der Pferdkrankheiten mögen es die Viehärzte weiter gebracht haben, weil sie sich vorzüglich darauf zu verlegen scheinen: aber bey den weniger gewöhnlichen bösartigen Krankheiten des Hornviehes, der Schafe und der Schweine sind sie noch sehr zurück. In den Städten, in welchen sie den Unterricht erhalten, mangelt es ihnen an der vielfältigen Gelegenheit sich **durch die Erfahrung** zu bilden; und die Zerlegung eines von der Krankheit getödteten Viehes kann meines Erachtens über die Ursache, und über den Sitz der Krankheit keinen sichern Schluß auf die wahren Heilmittel gewähren. Der Tod selbst zerstöret die Maschine; die Zergliederung zeiget selbe daher erst nach der Zerstörung: und Gebrechen, welche nach dem Tode in einem thierischen Körper gefunden werden, sind nicht immer die Ursache, oft nur die Wirkung der Krankheit gewesen. Die Erfahrung lehret es, daß selbst berühmte Viehärzte keine wirksamen Heilmittel wissen, wenn eine Seuche einmahl ausgebrochen und bösartig ist; daß die Seuche unter den Händen berühmter Viehärzte eben so viele Thiere, nicht selten in noch kürzerer Zeit wegraffe, als wenn man die Krankheit der Natur allein überläßt.

Wenn die Einrichtung mit den Bezirksärzten, welche ich in dem Hauptstücke „**Ueber den Gesundheitszustand der Landleute**" in Vorschlag gebracht habe, zu Stand käme; so könnte es diesen Aerzten zugleich zur Pflicht gemacht werden, sich auf die Vieharzneykunde mehr zu verlegen, und auch in Viehkrankheiten dem Landmanne an die Hand zu gehen. Da sie auf dem Lande wohnen,

so haben sie mehr Gelegenheit Beobachtungen anzustellen, und Erfahrungen zu sammeln. Vielleicht werden dann zuverläßigere Hülfsmittel wider eine **schon ausgebrochene** Viehseuche entdecket werden: bis dahin aber muß die Hauptsorge der Landleute darauf gehen, **daß sie die Entstehung und die Verbreitung der Viehseuchen nach Möglichkeit verhindern.**

Die Ursachen der Viehkrankheiten liegen

a) in den ungesunden Viehstallungen: Die Stallungen sind nicht selten an feuchten Orten, fast immer zu eng und zu niedrig angelegt: es mangelt an Luftzügen, in vielen ist nicht einmahl ein Fenster angebracht, und wenn doch irgendwo ein Loch in der Wand ist; so wird es sorgfältig verstopfet. Von den Ausdünstungen des Viehes wird die Luft verdorben; diese verdorbene Luft muß das Vieh einathmen: Das Futter, welches entweder im Stalle oder auf demselben ohne guter Verwahrung liegt, wird ebenfalls verdorben, und dennoch aus Hunger von dem Viehe verzehret. Das Vieh steht und liegt in seinem Unflate, Niemand denket daran es zu reinigen; es ist wahrlich zu wundern, daß nicht noch mehr Viehkrankheiten herrschen; es ist kein Wunder, wenn ein oder das andere Vieh wirklich krank wird. Unter solchen Umständen muß eine sonst unbedeutende Krankheit bald bösartig werden, und weil alles Vieh in dem nähmlichen Stalle, in dem nähmlichen Orte, aus der nähmlichen Ursache zu den nähmlichen Krankheiten vorbereitet ist; so wird es auch leicht angestecket.

Die Reinigkeit des Körpers und reine Luft ist zur Gesundheit des Viehes, wie zur Gesundheit des Menschen nothwendig: wenn die Stallungen geräumiger gebaut sind, wenn die Luft in denselben durch die Oeffnung der Fenster, oder durch eigene Luftzüge täglich gewechselt wird, wenn das Futter nur auf wohlverwahrten luftigen Böden, oder anderen Behältnissen, niemahls aber im Stalle aufbewahret, und dem Viehe ver-

dorbenes Futter nicht mehr gefüttert wird; wenn die Spinnengewebe, welche man so häufig in Stallungen findet, zerstöret, und das Vieh öfters geputzet wird: so werden weniger Krankheiten unter dem Viehe entstehen, sie werden nicht so bösartig seyn, und das gesunde Vieh wird nicht so leicht von einem Kranken angestecket werden.

b) In dem gewöhnlichen Sommer-Austriebe des Viehes, wodurch zugleich die Krankheiten sehr verbreitet werden.

Fast allgemein haben die Landleute Mangel an Futter, welcher sie zwinget das Vieh ohne Unterschied der Witterung auf die Weide zu treiben, damit es im Stalle nicht verhungere. In heißen trockenen Sommern ist das wenige Gras, welches auf den Huttungen und im Brachfelde wächst, verbrannt und mit Staub bedeckt, das reine Quellwasser vertrocknet, und nur in Pfützen stinkendes Wasser auf dem Felde zu finden. Die Hitze und die Insekten plagen das Vieh, es läuft wie rasend herum, und erhitzt sich noch mehr, und wie es an eine Pfütze kömmt, so säuft es, um den brennenden Durst zu löschen. Oft plötzlich folgt auf einen heißen Tag kalte nasse Witterung; trockene Zeit wechselt nicht selten gäh mit Nebeln und Reifen ab: Der in den engen Stallungen geschwächte thierische Körper leidet unter diesen plötzlichen Abwechslungen; die Säfte werden noch mehr verdorben, es entstehen Lungenentzündungen und andere gefährliche Viehkrankheiten.

So lange das kranke Vieh gehen kann, so lange muß es mit auf die Weide: sein Geifer, mit welchem es das Gras besudelt, sein Hauch, seine Ausdünstung, seine Berührung theilet die Krankheit dem übrigen Viehe mit, welches die nähmliche Weide besuchet, oder diesem sonst nahe kömmt. Die Viehseuchen reißen ein, bevor man noch darauf denket sich vor denselben zu verwahren; der einmahl bösartig gewordene Krankheitsstoff wird in den

Kleidern der Menschen, durch Hunde und andere Thiere, oder in Waaren und anderen Effekten auch in jene Stallungen und Ortschaften getragen, wo man zuvor keine Spur von einer Viehseuche gehabt hat.

Die Klugheit räth bey Erkrankung eines Viehes, dasselbe von dem gesunden Viehe gleich abzusondern, und in einen abgelegenen Stall, oder in ein anderes Ort auf eine reine Streu zu bringen, so lange man über die Art der Krankheit noch im Zweifel ist: kein Hund, und kein anderes Vieh soll zu dem Kranken gelassen werden, und wenn es möglich ist; so sollen auch jene Menschen, welche das gesunde Vieh warten, nicht zu dem Kranken gehen; wenigstens sollen sie sich einige Zeit der freyen Luft ausstellen, ehe sie aus dem Kranken-Stalle wieder in die gesunden eintreten. In den Stallungen des gesunden Viehes muß zu dieser Zeit mehr, als zu jeder anderen auf Reinigkeit, auf das Einlassen frischer Luft gesehen, und kein verdorbenes Futter gefüttert werden. Im Kranken-Stalle aber muß immer die reine Luft mit der Stall-Luft wechseln können, ohne daß jedoch der Luftzug den Körper des kranken Thieres bestreiche. Dem kranken Viehe darf kein grünes Futter gefüttert werden, weil es Blähungen und Durchfall veranlasset, daher den Körper schwächet, und die Krankheit vermehret. Am besten ist es laue Getränke mit Schrott oder Kleyen von Gerste, Hafer, oder auch leichten Körnern angemacht dem Kranken öfters zu reichen, wodurch dasselbe zugleich eine Nahrung erhält. Wenn der herbeygerufene Thierarzt über den Ursprung, Sitz und Art der Krankheit ungewiß ist; so halte ich es für das beste, gar keine Arzneyen anzuwenden; damit das Uebel durch undienliche Heilmittel nicht ärger werde. Die Natur hat auch in den thierischen Körper Kräfte gelegt, welche der Krankheit und dem Tode widerstreben. Gute Diät, Reinlichkeit und reine Luft im Stalle haben wohl manchem Viehe zur Gesundheit wieder verholfen, welches unter den Händen eines ungeschickten Arztes

ein

ein Opfer geworden seyn würde. Sobald das kranke Vieh anfängt um die Augen munter auszusehen, zu fressen, zu saufen, das Horn- und Schafvieh zu widerkäuen, sobald hat man gute Hoffnung zur Wiedergenesung.

Stirbt aber das kranke Vieh an einer unbekannten oder bösartigen Krankheit; so muß sein Stall durch längere Zeit gelüftet werden, bevor ein anderes Vieh dahin gestellet wird: Die Streu, worauf es gelegen, das Futter und Stroh, welches in seinem Stalle war, oder von seinen Ausdünstungen erreichet werden konnte, muß aus dem Viehhofe entfernt, daher nicht auf den Misthaufen gethan werden, auf welchen das gesunde Vieh zuweilen gehet. Die Krippen, die Raufen, alles Geschirr, aus welchem das kranke Vieh seine Nahrung genommen hat, muß mit Lauge gut ausgewaschen und gereiniget werden.

Um den Viehseuchen und ihren Folgen Schranken zu setzen, ist eine **Vieh-Assecuranz** in Vorschlag gebracht worden, welche

a) Jedem, der sein Vieh durch eine Seuche verlieret, den Ersatz zur Ankaufung eines anderen Viehes leistet. Aber auch

b) sobald sich in einem Orte Spuren einer Seuche äußern, das bedenkliche Vieh vertilget.

Allein dadurch wird dem Uebel nicht abgeholfen, denn

1. Da wir bis jetzt eine Seuche nicht eher erkennen, als bis sie wirklich ausgebrochen ist; so zerfällt schon dadurch der Endzweck der Assecuranz zum großen Theile. Hat der Landmann eine Vorliebe zu seinem Viehe; so wird er die erste Krankheit verheimlichen, in der Hofnung sein Vieh zu erhalten, das Uebel wird nicht eher bekannt werden, als bis es schon sehr unheilbar geworden ist: ist sein Vieh aber schlecht, und er wünschet dafür auf fremde Kosten ein anders zu erhalten; so wird er Viehkrankheiten erdichten, um dasselbe vernichten zu lassen. Nicht selten wird auch die Angst zur Vernichtung eines Viehes

ellen, welches sonst erhalten worden wäre: Tausend Betrügereyen werden daraus hervorgehen.

2. Aus dem Auslande wird nur wenig Vieh zum Ersatze des Vertilgten eingetrieben werden: und wenn dieses auch wirklich geschähe; so geht ein Theil dieses ausländischen Viehes durch die große Verschiedenheit des Klima, der Nahrung und der Behandlung in Kurzem zu Grunde. Der Ersatz wird meistens durch inländisches Vieh geschehen. Dem Staate liegt nur daran, eine hinreichende Anzahl Vieh im Lande zu haben, und es ist gleichgültig, wie die Ortschaften und die Besitzer dieses Viehes heißen: der Staat gewinnt daher nichts dabey, wenn nun der Einwohner A das Vieh hat, welches zuvor B besessen hatte: Und

3. das neu eingestellte Vieh ist ja vor dem nähmlichen Schicksale nicht sicher, welches das Vertilgte erfahren hat. Der Vieh-Austrieb mit allen den vorigen Ursachen der Krankheit dauert fort, und sie werden auch bey dem jetzigen Viehe die nähmliche Wirkung wieder hervorbringen.

Wir müssen daher die veranlassende Ursache der Entstehung und der Verbreitung der Viehseuchen heben, um die Viehseuchen selbst auszurotten: wir müssen daher den Viehaustrieb aufheben, oder doch mehr einschränken, und dafür die **Stallfütterung des Viehes** einführen, von welcher ich in der Folge reden werde.

Vierzehntes Hauptstück.

Von der Rindviehzucht. Landesübliche Rindviehzucht. Meine Gedanken über Kultivirung der ungarischen Pusten. Von der Veredlung des Rindviehes. Eigenschaften eines guten Springstieres. Vom Stieren (Rindern) und vom Kälbern der Kühe. Von Zugochsen und vom Auspraken des Viehes.

In dem östreichischen Kaiserthume wird die **Rindviehzucht** (Hornviehzucht) auf sehr verschiedene Art betrieben. In der größten Freyheit und in den elendesten Kerkern wird das Rindvieh aufgezogen.

In den ungarischen Provinzen gibt es sehr große Oeden; die größten derselben sind bey Debreczin, bey Ketskemet, im Arader= im Bekescher= im Csongráder= im Bácser= und im Csanader=Comitate. Ganze Tagreisen weit sieht man in manchen dieser Gegenden nichts als Himmel und Erde, kein Dorf, selten sogar einen Baum oder einen Strauch. An den durch dieselben gehenden öffentlichen Commerzialstraßen sind bloß einzelne Wirthshäuser gebaut, in welchen die Reisenden Unterkunft finden. In allen anderen Richtungen wird das Auge auf der unermeßlichen Ebene nur zuweilen durch eine Hütte, durch eine Schupfe, oder durch einen Brunn aufgehalten. Diese Oeden, welche man, in so ferne sie zur Viehzucht benützet werden, **Pusten** nennet, sind Menschenleer; und hier ist die Viehzucht noch in ihrer ersten Kindheit, hier finden wir noch zum Theil das wilde nomadische Leben der ersten Hirtenvölker mitten in dem Schoße einer gebildeten Nation.

Auf diesen Pusten wird alles Vieh in seiner Wildheit gebohren und auferzogen. Tag und Nacht, Winter und Sommer bleibet dasselbe Heerdenweis unter freyem Himmel. Eine solche Heerde von Kühen nennet man eine **Guya**, oder **Gulla**, die Hirten derselben **Guyaknechte, Gullaknechte oder Gullasche.** Jede Guya hat ihren ausgezeichneten Raum, auf welchem sie sich im Sommer durch die Weide nähren, und den Winter ohne allem Obdache oder anderem Schutze unter freyem Himmel auf der bloßen Erde zubringen und sich vermehren muß. In einigen Gegenden wird jedoch für den Winter ein der Viehanzahl angemessener Platz bey einer Klafter hoch eingezäunet. Diese Einzäunungen machet jeder nach seinem Belieben; nicht selten werden die Wände der Zäune nur von Viehdung aufgeführet. Der auf diese oder andere Art eingezäunte Platz wird **Korb** (Kosár oder Okol) genannt, und bleibt ohne Dach. Hieher wird die ganze Heerde im Winter getrieben, sobald dieselbe auf der freyen Weide keine Nahrung mehr findet.

Diese Körbe dienen hauptsächlich dazu, das Vieh beysammen zu halten, und es vor den Anfällen der Wölfe zu sichern. Die Hirten haben sehr starke Hunde, die man **Wolfshunde** nennet; sie bewachen getreu ihre Heerden, sie zerreißen manchen Wolf, wenigstens erhalten durch sie die Hirten zeitlich genug Nachricht von seiner Gegenwart, um zu desselben Abwehrung herbeyzueilen. Freylich erwischen die Wölfe zuweilen eine Beute, und vielleicht wird auch von den Hirten manches Kalb auf Rechnung des Wolfen verzehret.

In den Körben wird von Manchem dem Viehe eingestreut, nicht um Dünger zu erzeugen; sondern nur um demselben zuweilen ein reineres Lager zu bereiten; oft aber wird gar nicht eingestreut. Nicht eher als im Frühjahre wird der Korb ausgemistet. Wo bewohnte Ortschaften in der Nähe sind, werden aus dem Dünger Ziegl geformet, in der Luft und Sonne getrocknet und zum Einheizen und

Kochen verwendet: Meistens aber wird der Dünger in der Nähe des Korbes auf Haufen gelegt, auf welchen er ganz unbenützt verweset, oder angezündet und so vertilget wird. Dieser Unreinigkeit wegen sammelt sich in den Körben den Sommer hindurch allerley Ungeziefer, daß daher die Heerden im Sommer außerhalb des Korbes übernachten müssen.

Nahe an dem Korbe haben die Hirten ihre Wohnung: sie besteht gemeiniglich aus einer Hütte von wenigen in der Erde befestigten Pfählen, welche mit Baumästen oder Rohr verflochten, und mit Aesten und Rohr, oder mit Stroh zugedeckt, und mit Erde oder Mist übertüncht sind. Dieß ist ihr Winteraufenthalt; im Sommer schlafen sie bey ihrem Viehe unter freyem Himmel.

Nicht weit davon sind ein oder mehrere Brunnen, an welchen das Vieh getränket wird. Diese Brunnen sind von der ungekünstelten Bauart, man nennet sie bey uns Schnellwagbrünne, Schöpfbrünne, wie man dieselben in den Gärten, und in vielen Dörfern sehen kann: auf einem oder auf zwey in der Erde befestigten Pfählen ruhen ein oder zwey Querbäume, welche hinten schwerer gemacht sind, und an welchen vorne das Wasser heraufgehohlet wird. Neben dem Brunne sind nach Verhältniß der Viehanzahl Wassertröge aufgestellt, in welche die Hirten das Wasser einschöpfen, um ihr Vieh zu tränken; dieß geschieht im Sommer des Tags dreymahl, im Winter aber nur täglich zweymahl. Solche Brunnen sind hin und wieder auf den weitläufigen Pusten angebracht, um das Vieh nicht zu weit zur Tränke treiben zu müssen. In einer Tiefe von wenigen Klaftern wird fast allenthalben Wasser gefunden.

Nicht weit vom Korbe und von der Wohnung der Hirten ist eine Schupfe: es werden grosse Pfähle in die Erde eingeschlagen, die Wände mit Baumästen, oder in Ermanglung derselben mit Rohr verflochten, mit Erde oder mit Mist verstoßen, und mit Stroh oder mit Rohr zugedeckt. Diese Schupfen dienen den jungen Kälbern,

welche noch in der rauhen Winterkälte zur Welt kommen, als Nothstall zum Aufenthalte: man läßt sie hier nur wenige Tage, und bringt sie dann zu der Heerde in den Korb. Die meisten Kälber fallen aber im Frühjahre, wenn das Vieh schon anfängt aus dem Korbe herausgelassen zu werden. Diese Kälber müssen von der ersten Stunde ihrer Geburt an der Heerde nachfolgen: es gehen davon manche verlohren und zu Grund, wenn die Mutterkuh, wie es nicht selten geschieht, das Kalb nicht will saufen lassen, auch sonst sich um dasselbe nicht bekümmert. An vielen Orten sind nicht einmahl solche Nothställe gebaut.

Manche theilen die Pusten in zwey Theile ab: ein Theil davon wird den Sommer hindurch mit dem Viehe betrieben, und dienet zur Sommer-Nahrung; auf dem andern Theile wird Heu zum Winterfutter gemacht: damit wird alljährlich abgewechselt; so, daß der Theil, welcher heuer im Sommer mit dem Viehe betrieben wurde, im folgenden Jahre zum Heu ruhig liegen bleibet. Diese Abtheilung ist nicht zu verwerfen, so lange die Pusten das bleiben, was sie jetzt sind. Der heuer mit dem Viehe betriebene Theil wird durch dasselbe zugleich gedünget: Ueber Winter verweset der Dünger, die Winterfeuchte löset ihn auf, und bringet die kräftigen Theile desselben in die Erde, an die Graswurzeln, wodurch der Graswuchs befördert wird; auch wird der Boden beym Heumachen wieder mit neuen Grassaamen befruchtet. Auf den größten Pusten ist aber auch diese Abtheilung nicht üblich: man suchet dort die zum Heutragen tauglichsten Plätze aus; und diese werden alljährlich zu Heu abgeärndtet; auf den Hutweiden aber wird das Vieh immer geweidet.

Nicht immer und nicht überall wird ein hinlänglicher Heu-Vorrath für den Winter erzeugt: und an manchen Orten muß das Gras aus Mangel an Arbeitern ungemäht verderben. Darum kann das Vieh selten bloß mit Heu im Winter genähret werden, sondern es wird für dasselbe auch Stroh zugeführet, und mit dem Heu ver-

füttert. An einigen Orten ist zwar eine Art von Krippe angebracht, in welcher dem Viehe das Futter vorgelegt, kleinere Heerden wohl auch daran angebunden werden. Meistens aber wird das Futter in mehreren Haufen abgetheilt auf die bloße Erde hingelegt, und das Vieh stellet sich rund herum, es aufzufressen. Wo die Körbe nicht üblich sind, ist der Futterplatz auch der Lagerplatz für die Heerde: was das Vieh nicht frißt, dient ihm zur Streu. Wenn dann nach mehreren Tagen von dem Unflatte des Viehes, von Regen und Schnee die Erde zu sehr aufgeweicht ist; so wird das Vieh auf einem anderen nahen Platze gefüttert und gelagert. An vielen Orten wird der auf dem Lagerplatze zurückgebliebene Dünger, sobald er gut ausgetrocknet ist, wie er auf der Erde liegt, angezündet und verbrannt.

Das Heu wird auf große Triesten (Heuschober) zusammengeführet; wo Waldungen in der Nähe sind, werden Einzäunungen rund herum gemacht, aus Mangel an Holz aber müssen breite Gräben das Vieh davon abhalten.

Das Gulya-Vieh wird nicht gemolken: nur einige Kühe werden von den Hirten zahm gemacht um sich von ihnen melken zu lassen, und auch diese Kühe werden nur auf 2 Strichen einmahl des Tages gemolken, die beyden anderen Euterstrichen aber dem Kalbe zur Nahrung gelassen. Die Kälber läßt man saufen, so lange sie mögen, und so lange es die Kuh selber gestattet. Man hat Beyspiele, daß Kälber länger als ein Jahr an der Mutter gesoffen haben, wenn die Kuh inzwischen nicht wieder trächtig geworden war. Die Stierkälber werden schon in dem Alter von einigen Tagen zu Ochsen verschnitten; sie bleiben aber bis sie 2 auch 3 Jahre alt sind bey der Gulla; außer wo man sehr große Heerden hat, dort werden die Ochsen in abgesonderten Heerden geweidet: gewöhnlich sind 220 Stück Ochsen in einer Heerde, und

diese Anzahl wird ein **Bandl Ochsen** genannt. Die Stiere aber sind immer unter den Kühen.

Diese Viehheerden leben in ihrer natürlichen Wildheit, in welcher sie nur ihre Hirten kennen und nahe kommen lassen; Fremde müssen sich hüten allein zuzugehen. Wenn die Fleischhauer sich aus einer Heerde nur einige Stücke zum Kauf aussuchen, so setzen sie sich auf flüchtige Pferde, und dennoch geschieht es bisweilen, daß sie sammt ihren Pferden von dem wilden Viehe durchbohret werden. Die ausgesuchten Stücke werden mit Stricken aus der Heerde herausgefangen.

Alle diese Pusten gehören der k. Kammer, den Grundherrschaften, oder königl. Freystädten, weil der Bauer in Ungarn nach der heutigen Verfassung kein Grundeigenthum besitzen kann. Manche Herrschaften haben jetzt verschiedene Pusten an die Viehhändler verpachtet, die darauf ihr Vieh weiden, welches sie aus dem In- und Auslande nach Wien, oder auf andere Viehmärkte treiben.

Die Eigenthümer der Pusten haben nebst dem Guya- oder wildem Viehe auch noch zahmes Vieh in ihren Wirthschaftshöfen, so wie ihre Bauern in den Ortschaften. Dieses zahme Vieh hat seine Stallungen, in welchen es im Winter gefüttert, und im Sommer von der Weide eingetrieben und gemolken wird; es wird auf die landesübliche Art behandelt, gehöret daher zu jenem Viehe, von welchem hier später die Rede seyn wird.

Das Guya-Vieh ist zwar groß, stark, von schönem Ansehen, und seine Farbe ist meistens graulicht, obschon mit verschiedenen Farben-Abstufungen; aber doch verdienet diese Art der Viehzucht in den bewohnteren Gegenden keine Nachahmung.

In den großen Waldungen, zwischen welchen die Wohnungen der Landleute einzeln zerstreut angelegt sind, und auf den hohen Gebirgen leben viele Einwohner bloß von der Viehzucht, und treiben wenig oder gar keinen Ackerbau. Diese Gegenden sind jedoch schon mehr bevöl-

kert, die Nothwendigkeit zwinget die Menschen ihr Vieh besser zu benützen, welches sie täglich melken: sie nähren dasselbe den Winter hindurch im Stalle, im Sommer aber wird es auf die Weide getrieben. In der Art dieser Sommerhütung ist jedoch noch ein Unterschied. In den Waldungen, und wo die Hutweiden nicht zu weit von Haus entfernt sind, wird das Vieh täglich zu Mittag und Abends, oder doch Abends wieder in den Stall gebracht. In den hohen Gebirgen von Oestreich, Steyermark, Kärnthen, Salzburg und anderer Provinzen haben Obrigkeiten, Gemeinden und einzelne Vieheigenthümer entfernte Huttungen auf hohen Bergen, welche meistens mit dem Nahmen **Alpen** bezeichnet werden. Da diese Hutweiden zu entfernt liegen, um das Vieh von dort täglich wieder nach Haus zu bringen; so halten die Landleute nur ein paar Kühe zu Hause wegen ihres Hausbedarfes an Milch, Butter und Käse; das übrige Vieh aber wird im Frühjahre im May oder Anfangs Juny auf die Berge getrieben, und erst im Herbste wieder nach Hause gebracht.

Der Tag, an welchem das Vieh im Frühjahre auf die Alpen getrieben wird, ist an den meisten Orten ein Festtag. Zwey oder mehrere der schönsten Kühe werden um die Hörner mit Bändern von verschiedener Farbe, und mit Blumenkränzen gezieret, und einer derselben, gewöhnlich der größten und schönsten Kuh wird überdieß eine Glocke um den Hals gebunden, deren Klang dazu dienet das auf den weitläufigen Alpen weidende Vieh leichter zu finden. Die Viehmayerin (die erste Viehmagd), welche man im Märzthale die Schwaigerin nennet, ist in ihr Sonntagskleid gekleidet, und begleitet das Vieh, welches die Hausmutter beym Austriebe aus dem Haus-Stalle einsegnet. Mehrere Treiber begleiten den Zug, je nachdem es die Anzahl des Viehes fordert, und ein Wagen mit Lebensmitteln, mit Milchgeschirr und anderen nöthigen Geräthschaften folget nach. So geht der Zug aus einem Orte in den andern auf die Alpen,

von welchen derselbe im Herbste in der nähmlichen Ordnung, mit dem nähmlichen Aufputze der Kühe und der Mägde wieder nach Haus zurückgehet. Auf den Alpen sind Wohnungen für die Dienstleute, Stallungen für das Vieh, und Heuschupfen zur Aufbewahrung des Heues meistens von Holz erbauet: denn in diesen Gebirgsgegenden ist selten Mangel an Holz.

Ueber Nacht wird das Vieh in die Stallungen gelassen und gemolken. Oft wird dasselbe aber auch im Freyen auf der Weide seiner Milch entlediget. Jede Kuh hat ihren Nahmen; die Magd ruft, auf diesen Ruf eilt das Vieh gleich herbey, läßt sich ausmelken, und geht sohin wieder weiden: denn dieses Vieh ist sehr zahm, weil es von der Geburt an immer unter den Menschen lebet, welche ihm schmeicheln und streicheln, mit selbem reden, und nur selten es schlagen oder stoßen. Von der Milch wird Butter und Käse gemacht, welche die Landleute und ihr Dienstgesinde meistens selbst verzehren, und davon an die Städte nicht viel absetzen. Ein Theil der Alpen wird mit dem Viehauftriebe verschonet, um Heu zu erzeugen, welches in den Alpenschupfen aufbewahret wird. Im Frühjahre, und auch im Herbste findet das Vieh auf der Weide allein keine zureichende Nahrung, und wird sodann im Stalle mit Heu zugefüttert: auch den jungen Kälbern wird Heu zur ersten Nahrung gereichet. Aus Mangel an Stroh wird dem Vieh im Stalle allerley schlechtes Gras, welches dasselbe nicht fressen mag, auch Waldstreu untergestreut. Der erzeugte Dünger wird im Herbste auf die Alpenwiesen gebracht, und dadurch der Graswuchs sehr befördert.

Auf Grasreichen Bergen befindet sich das Vieh bey dieser Lebensart sehr wohl, es gibt viele Milch, setzet Fleisch am Körper an, das junge Vieh wächst über Sommer zu einer ansehnlichen Größe heran, und erhält Kräfte, den Winter in den ungesunden Hausstallungen auszuhalten. Allein um diese Art von Viehzucht nachzuahmen,

gehört ein eigenes Locale dazu, und wo Menschen genug wohnen um den Feldbau mit der Viehzucht zu verbinden, verdienet dieselbe keine Nachahmung.

In dem bey weitem größten Theile des Reiches ist die Viehzucht mit dem Ackerbaue in Verbindung. Das Vieh wird hauptsächlich gehalten, um den für die Felder nöthigen Dünger zu erzeugen.

Einzelne Herrschaften und Oekonomen, einzelne Gegenden suchen sich unter uns durch Schönheit und Nutzbarkeit ihres Hornviehes auszuzeichnen, welches schon von Ausländern zur Veredlung gesucht und verwendet worden ist: wo sie Mangel an Grasreichen Triften, und an ergiebigen Wiesen haben, bauen sie Futterkräuter, um ihr Vieh reichlich zu nähren. Mehrere haben im Kleinen mit dem Rindviehe die Stallfütterung eingeführet: selten aber trifft man auf Wirthschaften, bey welchen die Stallfütterung im Großen bestehet. Da jedoch die Anzahl dieser vorzüglicheren Landwirthe im Vergleiche mit der großen Menge derjenigen, welche ihr Vieh auf andere Art pflegen, nur klein ist, und man, wenn von der Viehzucht eines ganzen Landes die Rede ist, immer die meisten Landwirthe im Gesichte haben muß; so wird die **Landesübliche Viehzucht** jene seyn, welche die meisten unserer Landleute betreiben.

Fast alle unsere Landwirthe, auch die Eigenthümer des Gunà-Viehes und der Alpen mit jenem Viehe, welches sie zu Hause halten, nähren ihr Vieh im Sommer auf der Weide, und im Winter im Stalle.

In einigen Gebirgen, besonders an den Landesgränzen, besitzen die Landleute bey ihren Häusern viele Grundstücke, welche ohne angestrengter Kultur und hinlänglicher Düngung keinen belohnenden Ertrag abwerfen: sie wählen daher die nächsten und besten Grundstücke aus, und bauen dieselben mehrere Jahre nacheinander; die übrigen aber lassen sie 6, 9, auch 12 Jahre öde liegen, und benützen sie über Sommer als Hutweiden für ihr Vieh.

In diesen Gegenden haben die Gemeinden weder Gemeinweiden, weder das Mitweidrecht auf den Grundstücken ihrer Nachbarn: auch die Obrigkeiten haben auf den Aeckern ihrer Unterthanen dort das Recht der Blumensuche und der Mitweide nicht: jeder Landwirth darf nur seine Grundstücke betreiben, zu welchem Ende jeder für sein Vieh einen eigenen Hirten bestellen muß.

In den meisten Gegenden aber wird die Dreyfelderwirthschaft betrieben, mit welcher das Recht der Mitweide und der Blumensuche fast allenthalben in Verbindung stehet. An diesen Orten haben viele Herrschaften eigene Hutweiden, viele Gemeinden haben Gemeinweiden: aber es gibt auch viele Herrschaften und Gemeinden, welche gar keine Hutweiden haben, ihr Vieh daher im Sommer bloß auf dem Brachfelde herumtreiben: zu welchem Geschäfte eine ganze Gemeinde nur einen Hirten (Gemeindhalter) in Dienst nimmt, dem sie freye Wohnung und eine kleine Besoldung von der Gemeinde, jeder Vieheigenthümer aber besonders eine bestimmte Gabe an Korn, Brod, oder anderen Naturalien, und wochentlich einmahl, gewöhnlich am Samstage-Abends von allen ausgetriebenen Kühen die gemolkene Milch abgeben müssen. Da die Hutweiden unausgesetzt vom frühesten Frühjahre bis in den späten Herbst bey jeder Witterung betrieben werden; so wächst auf denselben, besonders in trockenen Jahren nur eine sehr karge Viehnahrung: und da die Landleute fast allgemein zu wenig Dünger erzeugen; so sind ihre Brachfelder matt, und nicht geeignet, eine sättigende Nahrung für das Vieh hervorzubringen, welches nicht selten vor Hunger brüllend von einem leeren Acker zu dem anderen hingetrieben wird. Wenn die Zeit zum Eintreiben kömmt; so eilt das Vieh in den Stall, um die unzureichende Portion schlechtes Gras zu verzehren, welches die Wirthin ihm vorgelegt hat um es ruhiger anbinden und melken zu können. Die glücklichste Zeit für dieses Vieh ist nach der Körnerärndte, wenn es auf die Stop-

peln der Winter- und Sommerfelder getrieben werden kann: wenn sich das Vieh auf den Stoppelfeldern nicht erhohlet; so kömmt es kraftlos und elend in das Winterfutter.

In manchen Gegenden verlegen sich nun die Landleute auf den Anbau der Stoppelrüben und der Erdäpfel, welche bey dem Mangel an Heu mit Nutzen dem Rindviehe mit Stroh gefüttert werden. Allein der Rübenbau ist weder allgemein, noch gerathen sie alljährlich. Unter hundert Wirthschaften wird kaum eine gefunden werden, welche von ihren natürlichen Wiesen soviel Heu ärndtet, um damit die für den Feldbau nöthige Anzahl Vieh den Winter hindurch hinlänglich füttern zu können: Die Landleute müssen sich glücklich schätzen, wenn sie ihrem Viehe täglich nur eine Mahlzeit von Heu vorlegen können: sehr viele Landwirthe haben gar kein Heu, weil sie gar keine natürliche Wiesen haben, und die meisten haben zu wenig Wiesen, folglich auch zu wenig Heu; sie müssen froh seyn, wenn sie nur Stroh genug zum Winterfutter einärndten.

Aber auch mit dem Strohfutter sieht es in den meisten Wirthschaften übel aus. Da die Aecker keine hinlängliche Düngung erhalten, so geben sie auch wenig Stroh; fast alljährlich muß das Vieh nur kärglich mit Stroh gefüttert werden, und nicht selten wird auch dabey das Stroh noch so wenig, daß die Landleute ihre Strohdächer zum Viehfutter abdecken, besonders wenn der Winter einige Wochen länger dauert, und ein trockener, dem Strohwuchse ungünstiger Sommer vorhergegangen ist. Ehe der Viehaustrieb wieder anfängt, hat manches Vieh seine Kräfte vollends verlohren, nicht selten kann es aus Mattigkeit von der Streu nicht mehr aufstehen, sondern wird beym Schweife, oder mit Stricken aufgehoben. Was für Milchnutzen, welche Kraft im Dünger kann man von solchem Viehe erwarten? und wie kann man sich denn wundern, wenn sie nur kleine Schwächlinge zur Welt bringen,

die uns der Abnahme der Viehzuche wieder um einen Grad näher bringen?

Was das Futter an den Kühen und an den Kälbern nicht verdorben hat, das verderben die Kerkern ähnliche Stallungen und die unreine Behandlung des Viehes. Viele Stallungen des gemeinen Mannes sind ein finsteres Loch, welches entweder gar nicht, oder nur durch eine kleine Oeffnung in und ober der Thüre sparsam erleuchtet ist; Luftzüge sind an den wenigsten Orten angebracht. Selbst bey der größten Reinlichkeit müßte die Gesundheit des Viehes in diesen Kerkern leiden; aber die Unreinigkeit vermehret die schädlichen Stalldünste, und hemmet die, dem Viehe, so wie dem Menschen nöthige Ausdünstung durch die Schweislöcher. Da das Stroh kaum zum Futter hinreichet; so ist es natürlich, daß davon dem Viehe nicht viel eingestreuet werde: wo Waldungen in der Nähe sind, führen die Landleute das Baumlaub, und die Baum-Nadeln, auch Sagspäne zum Einstreuen nach Hause, wozu sie nicht minder andere dünne Holzspäne verwenden. Allein nicht allenthalben gibt es Waldungen, nicht in allen Waldungen wird das Waldstreurechen erlaubt, und fast allenthalben ist diese Streu unzureichend. Das Vieh steht den ganzen Tag in seinem Unflatte, mit welchem es oft über und über bis zum Eckel bedecket ist: wenn wirklich des Tags einmahl ausgemistet wird; so kann doch nur sehr wenig neu eingestreuet werden, in wenigen Stunden schwimmet wieder alles im Unflatte; und nicht alle Landleute denken daran, den Körper des Viehes durch Waschen, Reiben und Striegeln zu reinigen um seine Ausdünstungen zu befördern: ich habe sogar schon Viehwärter angetroffen, welche meinten, es seye nicht gut das Vieh zu striegeln, um es zu reinigen; und andere bestreuten den Unflat auf dem Körper des Viehes mit etwas Salz, um es anzureizen den Koth selbst von sich abzulecken: es gibt ganze Gegenden, in welchen die Landleute ihrem Rindviehe den ganzen Winter hindurch gar nicht

ausmisten, sondern nur zuweilen etwas neue Streu auf den alten Mist auflegen: sie glauben, der Dünger werde dadurch besser. Als ob man den Dünger nicht auch außer dem Stalle eben so kräftig machen und erhalten könnte!

Das Vieh wird in eine Heerde jung und alt, ohne Unterschied des Geschlechtes zusammengetrieben. Die jungen kaum einjährigen Kalbinnen sehen die Kühe auf der Weide stieren, ihr Geschlechtstrieb wird vor der Zeit rege; sie werden von dem Stiere belegt, ehe sie von der Natur mit hinlänglichen Kräften ausgerüstet worden sind, ein starkes junges Thier zur Welt zu bringen. Die junge Kuh bleibet auf diese Art klein, meistens schwach, und wird sehr selten eine gute Milchkuh; ihre erste Leibesfrucht ist noch elender, und alle diese Ursachen sind Schuld daran, daß in so vielen Gegenden, in so vielen Gemeinden nicht allein wenig, sondern auch elendes, unansehnliches Vieh angetroffen wird.

Mit einiger Industrie kann unsere Viehzucht in wenigen Jahren zum größten Vortheil der Vieh- und Grundeigenthümer, und zum allgemeinen Besten veredelt und vermehret werden.

Ich verlange nicht, daß die Eigenthümer sogleich ihre ganze zeitherige Viehbehandlung aufgeben; nur nach und nach immer um einige Schritte soll ein jeder **zu seinem eigenen Besten** der Vollkommenheit näher treten. Ich glaube meine aufrichtige Liebe zu allen meinen Mitbürgern nicht besser bewähren zu können, als indem ich ihnen unverhohlen sage, wie ich selbst es für mich einrichten würde, wenn ich unter ihnen begütert wäre, und wie ich es für mich eingerichtet habe, wo ich begütert bin. Ich wünsche von Herzen, daß sie daraus Nutzen ziehen mögen.

Wenn ich Grundherr einer großen ungarischen Puste und einer Heerde Gulya-Viehes wäre; so würde ich sogleich die Einleitung treffen, daß der Dünger, welcher jetzt

ganz unbenützt in Haufen verweset, jedes Jahr im Herbste und den Winter hindurch auf die Guya-Wiesen, und, so weit er reichet, auch auf jenen Theil der Hutweide gebracht und ausgebreitet werde, welcher im folgenden Jahre zum Heumachen bestimmet ist. Da der erste Dünger wenig Stroh, und fast lauter thierische Auswürfe enthält, so sind weniger Fuhren, als von Strohmist nöthig. 10 bis 12 zweyspännige Fuhren auf ein Joch Wiese oder Hutweide gleich verbreitet sind zur guten Düngung hinlänglich. **Jedoch darf diese Düngung nie über Sommer geschehen, weil der frische Dünger die bereits in der Vegetation begriffenen Pflanzen zerstöret, wenn er auf selbe gelegt wird.** Im Frühjahre, bevor das Gras zu treiben anfangt, sind die groben Dungtheile, welche die Winterfeuchte nicht aufgelöst, und in die Erde an die Graswurzeln geführet hat, abzuraumen, weil dieselben sonst mit dem Heu vermischt, und dem Viehe eingefüttert werden.

Diese Beschäftigung wird nicht sehr kostspielig seyn. Die Viehhirten, und wenn es nöthig ist, noch ein paar Taglöhner oder Dienstleute können im späten Herbste und über Winter, wenn ohnehin andere Arbeiten wenig sind, den Dünger aufladen, ausbreiten, und die Ueberreste davon im Frühjahre abräumen. An Zugvieh ist ohnehin kein Mangel, vielmehr gehen jetzt Pferde und Ochsen unbeschäftiget auf der Weide herum. Der Nutzen dieser Verrichtung wird sich gleich im ersten Jahre zeigen; in den folgenden Jahren aber wird dieser Nutzen immer mehr zunehmen. Der Dünger befördert die Vegetation, das Gras hat schon, besonders auf sandigem Boden, eine ziemliche Höhe erreichet, und gibt sich selbst Schatten, wenn die große Hitze eintritt: Der Dünger befördert den Wuchs guter Grasarten, wodurch die schlechten Ungenusbaren vertilget werden. Ich denke schon im ersten Jahre würde ich auf diese Art viel mehr Heu als sonst erhalten, ich würde dadurch schon im nächstfolgenden Winter das

Vieh besser füttern, und dasselbe im Frühjahre darauf länger im Korbe erhalten können; damit das Gras auf den Hutweiden indessen ziemlich heranwachse, dessen erste Triebe jetzt schon wieder abgehütet werden. Dadurch erziele ich einen doppelten Vortheil: ich bekomme mehr Dünger auf die Weiden für den folgenden Herbst und Winter, daher im nächsten Jahre wieder mehr Heu, und ich brauche nicht mehr eine so große Strecke von Hutweide, um das Vieh darauf besser als sonst zu sättigen. Tritt schlechte Witterung ein, in welcher das Weiden nicht allein dem Viehe, sondern auch der Hutweide schädlich ist: so kann ich mein Vieh mit Heu im Korbe füttern, oder doch demselben vor dem Austreiben ein Futter Heu geben lassen, wodurch es vor vielen Krankheiten verwahret wird. Von Jahr zu Jahre werden die Wiesen den Ertrag vermehren, die Hutweiden mehr und besseres Gras hervorbringen, dem Auge ein angenehmeres Grün darbiethen, und immer weniger Hutweiden werden zur Ernährung der nähmlichen Anzahl Vieh erforderlich seyn: oder **ich werde auf der nähmlichen Hutweide mehr Vieh als bisher gut nähren können.**

Damit sich jedermann selbst von dem vermehrten Wiesen- und Hutweidenertrage überzeugen könne; so rathe ich auf einer Wiese, welche durchaus gleiche Lage und Boden hat, die Hälfte auf die obbeschriebene Art düngen zu lassen, während die andere Hälfte auf die gewöhnliche Art behandelt wird. Obschon der Dünger nicht immer gleich im ersten Jahre seine vollkommene Wirkung äußert; so hoffe ich doch die Versuchenden werden sich dadurch bewogen finden, meinen Rath jährlich in mehrerer Ausdehnung zu befolgen.

Wenn um den Milch-Nutzen des Rindviehes keine Nachfrage ist; so mag es dahingehen, daß man von den Kühen nichts anders, als Kälber und Fleisch verlange. Da aber heut Butter, Schmalz und Käse allenthalben um hohe Preise angebracht werden können: warum

soll denn das Guya-Vieh nicht dadurch seine Nahrung bezahlen? Meine wilden Kühe müßten daher zum Melken gewöhnet, und die jungen Kalbinnen schon zeitlich dazu vorbereitet werden.

Daß das Rindvieh sehr zahm gemacht werden könne, bezweifelt Niemand; denn wir sehen dieses in jedem Dorfe: also das Guya-Vieh läßt sich auch zähmen. Im Winter, während das Vieh im Korbe oder im Freyen gefüttert wird, müßten die Guya-Knechte mit noch einigen zum künftigen Melken bestimmten Personen unter demselben oft herumgehen; ihm öfters mit der Hand etwas Heu oder Brod zum Fressen reichen, und nach und nach anfangen bey dieser Vertraulichkeit die Eiter der Kühe zu berühren, um ihnen dieses Angreifen gewohnt zu machen. Wie die Kuh zum Kalb gehet; ließ ich sie in den Nothstall bringen, welcher jetzt ohnehin für das junge Vieh bestimmt ist. Dort müßte sie kälbern, dort müßte sie eine Zeitlang Tag und Nacht bleiben um ihr Kalb zu tränken: und da wohl immer mehrere Kühe zugleich kälbern werden; so werden sie sich an diesen Jungbettarrest leicht gewöhnen. Die Knechte müßten den Kühen die Kälber zum Saugen anhalten, damit sie lernen Menschenhände an ihrem Milchzeuge zu spüren, und so sie nach und nach zum Melken gewöhnen. Sobald sie sich melken lassen, können sie mit der Heerde auf die Weide gehen; am Abend locket man sie mit einem Büschel Gras wieder in den Stall, und melket sie aus, während sie ihre Nahrung verzehren; das nähmliche geschieht auch früh vor dem Austreiben: wenn die Kühe des Melkens einmahl gewohnt sind, so drückt sie die Milch, wie die Melkzeit herannahet; sie gehen selbst gerne an den Ort, wo sie dieses Drückens entlediget werden, und zugleich noch einen guten Fraß finden.

Die jungen Kälber ließe ich von Kindheit an die Menschen gewöhnen. Die Menschen müßten oft und viel unter diesem jungen Viehe herumgehen, mit demselben reden,

dasselbe auch zur Folgsamkeit gewöhnen. Nicht eher als im dritten Jahre ließe ich den Stier zukommen, damit jede Kalbin vollständige 3 Jahre zurückgelegt habe, wenn sie das erstemal kälbert. Diese jungen Kühe werden sich dann schon so leicht melken lassen, wie andere Kühe in den Dorfschaften.

Mit der abgeraumten und sauren Milch von 3 Kühen kann ein Zucht-Schwein genähret werden, besonders auf einer Puste, wo es auch auf der Weide an dem von den Kühen verachteten Grase eine Beynahrung findet. Die ungarischen Zuchtschweine sind sehr fruchtbar, sie bringen jährlich zweymahl 10 bis 12, in einem Jahre also 20 bis 24 Ferkl zur Welt. Bey 100 Kühen können daher bey 34 Zuchtschweine gehalten werden; ich will annehmen, daß nur 25 Zuchtschweine gehalten werden, und daß jährlich jede 20 Junge ausschütte; so machet dieses eine Anzahl von 500 jungen Schweinen aus, welche größtentheils als Frischlinge verkauft werden können. So groß schon der Schweinnutzen ist; so will ich selben hier doch ganz auf die Vorauslagen zu Erweiterung der Stallungen, zu Anschaffung der Geräthschaften, auf die Dienstbothen und Arbeitsleute rechnen, welche die Viehwartung mehr fordern wird, und nur den vermehrten Kühnutzen dem Vieheigenthümer als reinen Gewinn zurechnen.

Durch eine industriöse Behandlung der Milch wird der Kühnutzungsertrag noch erweitert werden können: ich will aber hier nur annehmen, daß aus der Milch Butter und Schmalz gemacht, die dazu unbrauchbare Milch aber den Schweinen gegeben werde.

Von einer gut genährten gesunden Kuh kann man bald nach dem Kälbern 5 bis 10 und mehr Maas Milch täglich ausmelken: das Vieh vermindert jedoch dieselbe wieder, jemehr sie in ihrer neuen Trächtigkeit zunehmen, und einige Wochen vor dem neuen Kälbern geben sie gar keine Milch mehr: erst wenige Tage zuvor zeigt sie sich wieder, und dieß ist ein Zeichen, daß das Kalb bald nach-

folgen werde. Nur wenige Kühe geben gute Milch bis die letzten Tage vor dem Kälbern. Sowohl die Menge, als die Güte der Milch ist auch von der Art der Nahrung abhängig: nicht von allen Futtergewächsen geben die Kühe gleichviel gute Milch. Indessen kann man bey mehreren Kühen auf jede im Durchschnitte täglich 2 Maas Milch annehmen; es werden daher von einer Kuh in einem Jahre 730 Maaß Milch gemolken werden. 10 bis 12 Maaß Milch geben bey 1¼ Maaß Ram, aus welchem 1 Pfund Butter geschlagen werden kann. Nach diesem Verhältnisse geben also 730 Maaß Milch wenigstens 60 Pfund Butter, und von 100 Melkkühen werden 6000 Pfund, oder 60 Zenten Butter in einem Jahre erzeuget werden können. Gesetzt es würde der Ertrag, besonders wenn die Butter in Schmalz umgestaltet wird, um ein Drittel geringer ausfallen; weil es immer besser ist den Nutzen grösser zu finden, als man denselben erwartet hat: so sind doch noch 40 Zenten Butter oder Schmalz zum Verkaufe vorhanden. Der Zenten, welcher jetzt bey 100 Fl. kostet, nur à 50 Fl. angeschlagen, machet 2000 Fl. aus; welch' ein Gewinn für die Grundherrn der Pusten bey ihren so vielen Tausend Stücken Kühen! welch' ein Gewinn für die Consumtion, daher für das allgemeine Beste durch den Zuwachs an Fleisch, Schmalz, Butter und Käse! Und doch ist die Viehzucht nur erst um einige Schritte der Vollkommenheit näher gerücket! und doch ist dadurch das alte Hirtenleben noch nicht aufgehoben, sondern beybehalten und nur besser benützet. Diese vortheilhafte Aenderung sollte nicht gar schwer zu bewirken seyn, wenn nur mit Eifer und Sachkenntniß Hand angelegt wird.

Die meisten Inhaber des Guya-Viehes werden von dieser Aenderung vielleicht durch die Betrachtung abgehalten werden, daß ihnen von den dazu gestellten Dienstleuten die Milch entzogen, der Nutzen daher den Auslagen nicht entsprechend seyn werde. Und diese Besorgniß ist

nicht ohne Grund: um derselben zu entgehen, würde ich die Milchbenutzung verpachten.

Freylich, so lange nicht ordentliche Wirthschaftsgebäude angelegt sind, so lange das Vieh nicht an die übliche Melkordnung gewöhnet ist; so lange ist nicht leicht zu erwarten, daß sich ein vermöglicher Mann entschließen werde in die Wildniß hinauszugehen, und sein Geld auf die Pachtung der Milch von einer Heerde wilden Viehes zu verwenden. Ich würde mich aber in der Nähe um einen geschickten und unternehmenden, wenn auch unvermögenden Mann umsehen, und diesem würde ich die Milchbenützung meines Viehes gegen dem überlassen, daß er mir für jede Kuh wochentlich oder monathlich eine bestimmte Menge Butter, Schmalz oder Käse anstatt des Bestandgeldes abzuliefern hätte. Diese Naturalabgabe würde ich besonders anfänglich so mäßig einrichten, daß dem Bestandmanne noch ein ansehnlicher Gewinn übrig bliebe; wodurch bald mehrere angelocket werden, sich einer ähnlichen Beschäftigung zu widmen, und den Viehbestand in die Höhe zu treiben. Jedoch würde ich mir immer den sämmtlichen Dünger und alle Kälber mit dem Rechte, sie durch vier Wochen an der Mutter saufen zu lassen, als mein Eigenthum vorbehalten.

Ich würde aber dabey nicht stehen bleiben. Zu gleicher Zeit, indem ich bey der Viehzucht diese Veränderung machte, würde ich meinen Boden untersuchen. Viele Pusten haben ohne Zweifel sehr guten fruchtbaren Grund: bey Debreczin und bey Ketskemet ist der Boden sandig. Allein ein Strich Landes, dessen obere Rinde sich mit nahrhaftem Grase bewächst, in welchem leicht Brunnquellen gefunden werden, kann nicht unfruchtbar seyn. Wenn wirklich obenauf Sand ligt, so muß dieser Sand mit fruchtbaren Erdtheilen gemischt seyn, und unter demselben wird sich meistens Laim oder Thon finden, welcher Wasserhältig ist, weil im bloßen Sande keine beständige Brunnquellen ihren Aufenthalt haben, und welcher nöthigen-

falls zur Verbesserung des Sandes heraufgebracht werden kann.

Wo ich den Grund und die Lage am schicklichsten für den Ackerbau und zur Anlegung eines Dorfes fände, dort würde ich meine Wirthschaftsgebäude hinsetzen; und dazu besonders die Lage an der öffentlichen Straße benützen, wenn anders dort hinlängliches Wasser für Menschen und Vieh gefunden wird. Ich ließe eine Wohnung für Wirthschaftsknechte und Mägde, und für einen Gärtner oder Baumpflanzungsverständigen anlegen. Einen Acker, so groß ich denselben mit der Arbeit der aufzubringenden Leute bestreiten könnte, ließe ich gleich aufreißen, und zum Körnerbau herrichten. Ein Grund, welcher seit Menschengedenken keine Körner getragen hat; verspricht auch ohne Dünger die ersten Jahre eine üppige Vegetation. Ich hoffe nebst vielen Körnern auch viel Stroh zu erzeugen, welches mir zu wohlfeilen Dächern auf meine Gebäude, zum Einstreuen, auch zum Beyfutter für mein Vieh, daher zur Vermehrung des Düngers dienen wird. Mein Vieh wird dadurch an Weide und an Nahrung nichts verlieren, sondern gewinnen: im Winter hat es Stroh zum Beyfutter, im Sommer findet es nach abgeärndteten Früchten auf den Stoppeln mehr Nahrung, als es sonst auf dem nähmlichen Flecke als Weide benützt nicht gefunden hat. Und wie groß ist der Gewinn für den Grundherrn, welchen er bey den heutigen Körnerpreisen aus dem Verkaufe seiner Körner ziehen kann? wie groß wäre der Zuwachs an menschlicher Nahrung, wenn nach und nach alle Oeden so umgestaltet würden!

So lange ich genug Grund dazu hätte, würde ich von Jahr zu Jahr einen angemessenen Theil der Hutweiden umbrechen, dafür aber jenen schon abgeärndteten Theil, zu dessen Beurbarung es mir an Arbeitern mangelte, im Frühjahre unter eine Körnerfrucht mit guten Grasarten und mit Futterkräutern bebauen lassen. Diese neuen Futterfelder geben einen vielfach vermehrten Futterertrag,

und ich würde dadurch bald in den Stand gesetzet seyn mein Vieh, so lange ich wollte, im Stalle zu füttern. Diese Stallfütterung würde ich sobald als möglich zu bewerkstelligen suchen, um meine Baumanlagen vor den Beschädigungen des Rindviehes zu sichern: entfernte Triften würde ich indessen zur Schafzucht benützen.

Wenn ich um nicht gar hohe Preise junge Bäume zu kaufen bekäme; so würde ich dieselben dahinpflanzen, wo ich es am zuträglichsten und zugleich am angenehmsten fände: **denn in vielen Anlagen kann man auch bey der Landwirthschaft das Angenehme mit dem Nützlichen vereinbaren.** Weil aber in Gegenden, in welchen die Baumkultur noch so weit zurück ist, auch um hohes Geld nur schwer eine hinlängliche Anzahl Bäume zu haben seyn wird, und auch um mir diese Ausgabe möglichst zu vermindern, würde ich einen ziemlich großen Platz auf die mindest-kostspielige, aber dauerhafte Art, allenfalls wie den Viehkorb einzäunen lassen. Diesen Platz würde ich dort auswählen, wo ich in der Folge selbst für mich ein Schloß hinzubauen Lust haben könnte, um dann zum Schloßgarten zu dienen. Nach Verschiedenheit des Localis würde ich mit Beyziehung eines geschickten Gärtners den Plan zu einem künftigen Lust- und Ziergarten entwerfen, auf welchen gleich bey der Anlage mit Bedacht genommen werden müßte. Für jetzt müßte mir derselbe zur Baumschule dienen. Hier ließe ich alle jene Gattungen wilde und Fruchttragende Bäume in der nöthigen Menge anbauen, aufziehen und veredeln, welche ich brauchte, um die dazu schicklichen Plätze mit Bäumen zu besetzen: weil ich in der Baumerzeugung keine Zeit verlieren will; und so lange das Vieh auf den Weiden herumschweifet, daselbst keine neue Baumanlage gelingen kann, außer es werden die Bäume schon groß und stark dahin gesetzet. Ich würde vorzüglich nicht vergessen, die Straßen und die offenen Wege mit Baumalleen zu besetzen, um den Reisenden in der brennenden Sommerhitze

kühlen Schatten und dem armen Pilger Baumfrüchte zu seiner Labung zu verschaffen. Einen Platz aber würde ich gleich vom Viehauftriebe ausnehmen und mit Waldsaamen anbauen. Wälder sind eine Zierde der Landschaft; Bau- und Arbeitsholz gedeiht in geschlossenen Waldungen am besten: sie dienen zugleich den Vögeln zum Aufenthalte, welche sich dann bald darin ansiedeln, durch ihren Gesang die Gegend angenehm beleben und von Fliegen und anderem Ungeziefer reinigen würden, welches jetzt daselbst Menschen und Vieh plaget.

Zu gleicher Zeit würde ich einen Aufruf an arbeitsame Landleute und Handwerker im In- und im Auslande erlassen, und ihnen die Bedingnisse kund machen, unter welchen es ihnen erlaubt wird sich unter meiner Herrschaft anzusiedeln; ich würde meine Gedanken, welche ich zur Anlegung neuer Orte in dem Hauptstücke **von der Verschiedenheit der Landwirthschaft** geäußert habe, selbst zur Ausführung zu bringen suchen: **denn die unabläßigste erste Bedingung zur Landeskultur ist die nöthige Anzahl arbeitender Menschenhände.**

Gewiß, das Gelingen dieser Anlagen würde auch die andern Grundherrn zur vortheilhaften Nachahmung bestimmen. Unübersehbare Wüsten, auf welchen der einsame Reisende jetzt nur hin und wieder eine Heerde wildes Vieh erblicket, und mit einem geheimen Grauen seinen Weg fortsetzet, würden in wenigen Jahren mit volkreichen Ortschaften angefüllet seyn, aus deren Mitte ihm die hohen Thürme der obrigkeitlichen Schlösser vollkommene Sicherheit auf der Straße zuwinken. Wo jetzt kaum 1000 wilde Kühe grasen, dort würden dann 1000 menschliche Familien 10,000 Kühe nähren, mit ihrer Arbeit und Industrie den Nationalwohlstand vermehren: wo die wenigen Menschen jetzt bey dem gänzlichen Mangel an Holz zum Einheitzen nur den mit Stroh vermengten und aufgedörrten Viehmist gebrauchen müssen, würden sie mit hin-

reichendem Holze Feuer aufmachen können: und wo man sonst das Heulen des Wolfes hörte, dort würden Tausend und abermahl Tausend menschliche Stimmen die Güte Gottes lobpreisen, für ihren Monarchen und für ihren Grundherrn andächtige Gebethe zu dem Vater aller Menschen schicken; und vielleicht würde aus dieser Zahl doch mancher auch noch die Asche jenes Unbekannten segnen, welcher durch seine Bemühungen den ersten Grund zu ihrem zeitlichen Glücke geleget hat! —

Unter den Alpen und hohen Gebirgen, welche jetzt bloß zur Viehweide benützet werden, wird es wohl manche geben, die gar gäh abhängig sind, auf der Oberfläche nur sehr seicht ein wenig Gras-bewachsene Erde haben, welche auf einer felsichten Unterlage aufliegt. Wo dieß der Fall ist, dort würde das Aufarbeiten der Erde mehr schädlich als nützlich seyn; der erste Wasserguß würde die locker gemachte Erde abtragen, und die nakten Felsen dann nicht einmahl zur Hutweide benützet werden können. Die meisten Gebirgshutweiden aber werden ganz, oder doch zum Theil einer Kultur fähig seyn: sie werden in Felder, in natürliche und künstliche Wiesen oder in Waldungen umgestaltet werden können. **Wo der Landmann das Vieh nur auf Hutweiden und von natürlichen Wiesen nähret, dort ist die Viehzucht wenigstens in Hinsicht der möglichen Viehmenge bey der Vollkommenheit noch nicht angelanget.**

Der Landmann hält sein Rindvieh, damit die Ochsen ihm zum Zuge dienen, die Kühe Milch und Kälber bringen, alles Hornvieh aber, damit es ihm den nöthigen Dünger gebe, und zuletzt um die bestmöglichsten Preise zum Verzehren geeignet seye. Jedermann sieht ein, daß starkes gut genährtes Rindvieh am tauglichsten zur Arbeit und zur Nachzucht, am ergiebigsten in der Milchbenützung und im Fleische seye; und daß unser meistens mageres, schwaches, zum Theil elendes Landvieh dieser Absicht nur sehr unvollkommen entspreche: Die Fragen:

wie können wir unser Rindvieh veredeln? und wie können wir die Anzahl desselben vermehren? sind daher sehr wichtige Aufgaben.

Das Vieh veredeln heißt, solche Thiere zur Erzeugung bringen, welche mit der Schönheit ihres Körperbaues sich vor dem gewöhnlichen Viehe auszeichnen, und durch ihre übrigen Eigenschaften den Absichten, aus welchen sie gehalten werden, auch besser entsprechen.

Die Begriffe der Menschen über körperliche Schönheit sind nicht gleich; einer liebt die rothe, der andere die Dachsgraue, der dritte noch eine andere Farbe an dem Viehe: einer will einen dicken Hals, der andere einen ansehnlichen Schweif bey demselben finden. Wenn aber von der Schönheit des Viehes überhaupt die Rede ist, so verstehet man darunter einen solchen Körperbau, welcher **den Beyfall der Mehrheit** hat.

Da die Absichten, aus welchen die Menschen das Vieh halten, nicht gleich sind; so sind auch unsere Anforderungen an die Eigenschaften der Hausthiere nicht gleich: bey einem zu schwerem Fuhrwesen bestimmten Zugpferde halten wir starke Gliedmaßen für eine gute Eigenschaft; da wir hingegen bey einem leichten Reitpferde zartere, aber behendere Glieder suchen. In einem und dem nähmlichen Thiere werden wir nicht alle jene Eigenschaften vereiniget finden, welche die Menschen in ihren verschiedenen individuellen Verhältnissen an demselben wünschen. Jeder muß daher darauf denken, wie er die seinen Local- und individuellen Verhältnissen am besten angemessene Thiere zur Erzeugung bringen könne.

Die Erziehung, welche man den Thieren gibt, und die Nahrung, die man ihnen von Kindheit auf reichet, haben auf den Körperbau, und auf die Eigenschaften derselben allerdings einen großen Einfluß: aber bey der nähmlichen Nahrung und Erziehung finden wir dennoch eine Verschiedenheit bey dem Viehe; und dem Beobachter

kann es nicht entgangen seyn, daß auch bey den Thieren, wie bey den Menschen die **natürlichen Anlagen** von den Aeltern auf ihre Nachkommen vererbet werden. Darum suchet schon der gemeine Mann zu seiner Nutzkuh die Tochter einer guten Nutzkuh: und in einem mit Vieh angefüllten Stalle kann man fast immer schon an ihrer äusseren Gestalt und Betragen jene Thiere erkennen, welche von einander abstammen, daher zu einer Familie gehören. **Die Grundlage zur Veredlung der Thierarten ist daher die Begattung.**

Manche glauben zwar, daß der Ankauf fremder, schon veredelter Thiere männlichen und weiblichen Geschlechtes eine Art der Viehveredlung seye. Jene, welche sich zu einer so kostspieligen Unternehmung entschließen, verdienen allerdings den Dank ihrer Mitbürger; denn sie bringen edles Vieh ins Land, und in jene Landgegenden, in welchen daran Mangel ist, ihre Nachzucht verbreitet sich, und wird **durch die Vermischung mit dem Landviehe** zur Veredlung beytragen: an sich selbst aber ist dieser Ankauf keine Veredlung, weil das Vieh schon veredelt zu uns gebracht worden ist.

Bey dem Ankaufe fremden edeln Viehes muß man nicht darauf rechnen, daß dasselbe seine schätzbaren Eigenschaften beybehalten werde, wenn es die nähmliche gute Pflege und Fütterung nicht wieder findet, die es in seinem Vaterlande verlassen hat: bey schlechter Fütterung werden die besten Schweitzer- Tyroler- und Märzthaler-Kühe bald wenig Milch geben; elende Kälber bringen, und selbst elend werden; und nur wenn man ihnen die nähmliche Nahrung und Wartung zuwendet, kann man auch den nähmlichen Nutzen erwarten, der sie in ihrem Vaterlande empfohlen hat.

Die Veränderung des Klima, der Fütterung und Wartung ist dem von weitem her eingekauften Viehe nicht selten gefährlich; ich habe dieses selbst erfahren: **Das nutzbarste und dauerhafteste Vieh ist jenes,**

welches man bey guter Pflege selbst aufgezogen hat, weil es das Klima, die Wartung und die der Gegend eigenthümliche Nahrung gewohnt ist.

Wer fremdes Vieh in seinen Hof zu anderem Viehe bringet; dem rathe ich, so lange nicht alles Vieh zusammen gewöhnet ist, dasselbe nicht ohne guter Aufsicht frey zusammen zu lassen: denn sie raufen anfänglich, daß sie einander leicht Schaden zufügen, und diese Händel hören nicht eher auf, bis jedes Stück Vieh weiß, welchem es an Kräften oder an Gewandtheit weichen, daher immer aus dem Wege gehen müsse. Auch im Stalle muß man soviel möglich immer das Vieh von gleicher Stärke zusammenstellen, weil sonst das Stärkere dem Schwächeren die Nahrung entzieht.

Durch die Begattung kann man die Hausthiere überhaupt, und so auch das Rindvieh

a) **entweder durch sich selbst, oder**

b) **indem man dasselbe mit schon veredeltem Viehe vermischen läßt, veredeln.**

Selbst unter dem gewöhnlichen Landviehe gibt es Stücke, die sich vor anderen durch Schönheit und Feste des Körpers, durch große Milchergiebigkeit und andere erwünschte Eigenschaften auszeichnen. Diese schönsten und besten Stücke wähle man aus, und lasse sie von einem männlichen Thiere belegen, welches eben so schön, wo möglich noch schöner gebaut ist. Das aus dieser Begattung erzeugte Junge wird meistens die nähmlichen guten Anlagen, wie seine Aeltern in einem höheren Grade haben; nur selten aus uns unbekannten Ursachen wird eine große Abweichung erfolgen.

Aus dieser ersten Generation wähle man wieder die schönsten Stücke zur Nachzucht aus, und so wird das Land nach und nach auf die sicherste und wohlfeilste Art zu schönem, nutzbarem Viehe kommen.

Um aber die guten natürlichen Anlagen auszubilden, müssen die Kühe während dem Trächtiggehen, und

das junge Vieh von der Geburt an gut genähret und gewartet werden: denn dieß sind die unerläßlichsten Bedingungen zur Veredlung der Viehzucht, ohne deren Erfüllung das edelste Thiergeschlecht verfallen und elend werden wird.

Geschwinder geht die Veredlung, wenn man von schon veredeltem Viehe Springstiere anschaffet, und von denselben die Landkühe belegen läßt.

Einige haben sogar nach geometrischen Verhältnissen die Progression in der Vieh-Veredlung durch diese Vermischung bestimmen wollen; allein ich glaube, die Natur mache ihnen manchen Strich durch die Rechnung, und es ist am besten, bey der Erfahrung stehen zu bleiben. Von einem edlen Springstiere und einer gewöhnlichen Landkuh wird ein Junges hervorgehen, welches von den Eigenschaften des Vaters vieles an sich hat: wird dieses Junge bey seiner erreichten Mannbarkeit wieder mit einem veredelten Stiere belegt, so wird sein Junges noch vollkommener seyn. Indessen wird man auch auf diesem Wege zuweilen Junge erhalten, welche keine veredelte Eigenschaft an sich haben: so wie zuweilen ein Junges aus der ersten Vermischung die Vollkommenheit seines veredelten Vaters ganz erreichet.

Diese Art, das Vieh zu veredeln, ist nicht sehr kostspielig, und allgemein anzuempfehlen: in dem folgenden Hauptstücke werde ich zeigen, wie ich dabey mit sehr gutem Erfolge zu Werke gegangen bin.

Viele sind der Meinung, man solle bey der Begattung der Thiere Verwandtschaften sorgfältig zu vermeiden suchen: Allein dieß ist nicht nöthig. Meine Kühe werden von im nähmlichen Stalle gebornen Stieren belegt, ohne daß ich deswegen in der Veredlung zurückbleibe. Nur muß man immer die schönsten und tauglichsten Thiere zur Zucht auswählen; und nur dann, wenn man anderwärts noch schönere Springstiere, als die eigenen sind, ohne zu

großem Aufwande haben kann, wird man gut thun, dieselben anzukaufen.

Die Farbe des Springstieres hängt von dem Wohlgefallen des Viehhälters ab: außerdem aber pflegt man einen kurzen und dicken Kopf an einem dicken fleischigten, und weit herabreichenden Halse, eine breite Stirne, dicke und kurze Hörner, lange und breite Ohren, breite Schultern und Brust, einen langen, gut bewachsenen Schwanz, und vorzüglich einen großen gut gefüllten Hodensack, und einen stolzen Gang als Eigenschaften eines edlen Springstieres zu fordern: ein Stier, welcher diese Eigenschaften hat, und uns seiner Größe und Farbe wegen sonst anständig ist, kann zum Stammhalter gewählet werden, **ohne Rücksicht auf sein Vaterland und Verwandtschaft:** er kann vom dritten bis in das siebente oder achte Jahr die Dienste versehen. Nach dieser Zeit aber wird er bey der ihm nöthigen guten Nahrung zu schwer: Diese Schwere machet ihn nicht allein zum Springen zu faul, sondern er drücket auch die etwas schwächeren Kühe zu Boden, wenn er auf sie hinaufspringt.

Wieviel Kühe aber kann ein Stier gut versehen? — 20 bis 30 Stücke.

Man findet in manchen Gemeinden bey 200 Stück Kühen nur 2 bis 3 Springstiere, die man noch dazu in der Gestalt und Gang kaum von den Kühen unterscheiden kann. Das Stierhalten, und die Auswahl derselben, das wichtigste bey Veredlung der Viehzucht, liegt nicht selten dem Gemeindhirten für eine kleine Gabe ob; oder es muß abwechselnd jährlich ein anderes Mitglied der Gemeinde den Gemeindstier halten, welcher im Frühjahre angekauft, und im Sommer, sobald die Kühe gestiert haben, wieder verkauft wird. In allen solchen Fällen liegt dem Stierhalter daran am wohlfeilsten wegzukommen: entweder unausgewachsene oder ihrer Schwere wegen aus den herrschaftlichen Mayerhöfen schon ausgestoßene Stiere werden angekauft, und sollen nun eine ganze Heerde Kühe

in der Geschwindigkeit belegen. Die Folge davon ist, daß die Kühe nur kleine elende Kälber bringen, daß viele Kühe unbefruchtet bleiben, welches wir **galt oder gelt bleiben** nennen; wenn sie der Stier auch bespringet, so werden sie nicht trächtig, nach einiger Zeit verlangen sie wieder den Stier, und seine Bemühungen sind eben so fruchtlos, wie das erstemahl: wenn dann inzwischen der Gemeindstier verkaufet worden ist; so muß die Kuh für dieses Jahr galt bleiben, wodurch der Landmann das Kalb und viele Milch verlieret; oder er muß in den benachbarten Mayerhöfen herum bitten gehen, daß man seine Kuh zu einem Hofstiere lasse: was man nirgends gerne thut, aus Furcht Krankheiten unter die Hofheerden zu bringen.

Die Gemeinden, welche das Stierhalten so gleichgültig behandeln, mißkennen ihren Vortheil: wie dieses folgende Berechnung zeigen wird.

Der Ankauf eines edlen 3jährigen Springstieres soll 300 Fl. kosten: Da dieses Capital bey der heutigen Fleischtheurung nicht verlohren ist; so rechne ich zu den Vorauslagen die Interessen à 5 Pcto mit . . 15 Fl.
nebst Stroh, wofür er den Dünger gibt, rechne ich für ihn zum Winterfutter auf 7 Monathe oder 210 Tage täglich 10 Pfund Heu, macht 21 Zenten Heu à 2 Fl. . . . . 42 —

Zusammen 57 Fl.

Da die Gemeinde auch jetzt dem Stiere das Sommerfutter geben muß, so ist dasselbe hier nicht in Anschlag zu bringen; und da auch jetzt bey dem jedesmahligen Stierverkaufe gegen den Einkauf sich jährlich ein Verlust ergibt; so brauche ich auch keinen Verkaufs-Verlust zu berechnen: indem der 3jährige Stier durch 4 Jahre gute Dienste thun kann, und in dieser Zeit bey guter Nahrung jährlich mehr Fleisch zusetzet; so wird er vielleicht ohne Geldverlust verkauft werden können: und in der Zwischen-

zeit kann sich die Gemeinde von ihrer eigenen veredelten Zucht einen Stier aufziehen.

Mehr als höchstens 30 Stück Kühe kann ein Stier nicht gut versehen, ohne sich selbst vor der Zeit zu schwächen, oder Schwächlinge zu zeugen; weil die Kühe nicht nach und nach, sondern zuweilen mehrere auf einmahl stieren: indessen seyen wir zuerst zufrieden, wenn wir in den Gemeinden bey 40 Kühen einen schönen Springstier finden. Jetzt nimmt der Bauer für sein Kalb 5 bis 8 Fl. ein: für ein Kalb von dem veredelten Stiere wird er dann mehr, als das doppelte, gewöhnlich 20 bis 24 Fl. einnehmen, auch wenn er es in einem Alter von 4 Wochen dem Fleischhauer gibt: ich will aber nur 10 Fl. bey jedem Kalbe im Durchschnitte Zuwachs annehmen; so hat die Gemeinde bey 40 Kälbern eine mehrere Einnahme von . . . 400 Fl.
davon ab, die oben berechnete Vorauslage von 57 —

bleibt reiner Gewinn 343 Fl.

welche vergrößert werden kann, wenn die edleren Kälber aufgezogen werden. Die größere Auslage auf einen schönen edlen Springstier ist daher die Anlegung eines Capitals auf hohe Zinsen.

Woran erkennet man, daß eine Kuh stieren wolle?

Stieren (Rindern) nennet man die Begierde der Kühe nach der Begattung mit dem Stiere. Diese Begierde ist bey den Kühen nicht wie bey manchen anderen Thiergattungen auf eine gewisse Jahrszeit eingeschränket; sondern sie pflegen bald nach dem Abspänen des Kalbes, und manche auch noch während dem Saugen, es mag Sommer oder Winter seyn, wieder zu stieren. Der Begattungstrieb dauert nicht länger als ungefähr 24 Stunden: wenn in dieser Zeit der Stier nicht zu der Kuh gelassen wird; so läßt sie ihn nicht mehr aufspringen. Freylich stellt sich nach 20 bis 24 Tagen der nähmliche Trieb wieder ein, auch in dem Falle, wenn der Stier die Kuh wirklich besprungen, aber nicht befruch-

tet

tet hat. Allein schon der bessere Viehbenutzungs-Verlust von 3 oder 4 Wochen ist in einem Hauswesen nicht unbedeutend, und auch das Wiederkehren der Brunst kann fruchtlos verstreichen, wenn man dieselbe nicht erkennet.

Wenn mehrere Kühe entweder auf der Weide oder im Wirthschaftshofe frey zusammenkommen; so springt die begierige Kuh selbst auf andere Kühe, am meisten aber wird sie von den andern Kühen besprungen: jene Kuh, welcher die andern nachgehen um auf sie hinaufzuspringen, verlanget den Stier. In einem Mayerhofe ist dieser Zeitpunkt, der Zeitpunkt einer allgemeinen Unruhe; eine Kuh jagt die andere, denn jede will den Stier ersetzen: selbst wenn der Stier auch schon bey der Kuh ist. Da die hitzige Kuh gleich im Anfange ihrer Hitze dem Stiere zum Sprunge nicht stehet; so nimmt er es nicht übel, wenn einige seiner Lieblingskühe sich neben ihm belustigen: sobald aber die hitzige Kuh ihm stehet, so weichen die andern Kühe von selbst; weil sie wissen, daß sie sonst Stöße bekämen.

Wo aber die Kühe nicht zusammenkommen, dort sind die Kennzeichen ihrer Begierde nicht so auffallend: eine ungewöhnliche Unruhe, öfteres Brüllen ohne äußere Veranlassung, unterbrochene Freßlust, eine ungewöhnliche Wildheit, die sich auch in den Augen zeiget, und in welcher sie selbst nach ihren Wärterinnen zuweilen stoßen, das Angeschwellen und Herausfließen eines Schleimes aus dem **Wurfe oder Tasche**, (so nennet man den weiblichen Geburtstheil des Rindviehes) sind die Verräther ihrer Begierde, und man muß dann nicht säumen, den Stier zuzulassen; weil sonst die Brunst vergehet, und die Kuh selbst in der letzten Zeit ihrer Brunst den Stier wohl noch gerne sieht, und sich mit ihm lechzet, aber zum Sprunge nicht mehr stehen bleibet. So lange die Kuh den Stier aufläßt, so lange soll man ihre Begattung nicht stören. Das sicherste Kennzeichen, daß eine Kuh wirklich **verstiert**

habe (befruchtet worden seye), ist, wenn sich ihre Begierde nach 3 oder 4 Wochen nicht wieder erneuert.

Man muß nicht glauben, daß jeder Stier jede Kuh bespringe: ich habe von dem Gegentheile in einem meiner Höfe ein auffallendes Beyspiel gehabt. Eine junge Kalbin von rother Farbe verlangte mehrmahl den Stier; aber so oft sie ihm nahe kam, so oft stieß er sie von sich; es blieb zuletzt nichts übrig, als sie von einem jüngeren Stiere belegen zu lassen, deren immer mehrere in meinen Höfen aufgezogen werden. Diese Erscheinung kann ich mir daher erklären: ich hätte 2 Jahre zuvor einen rothen Zugochsen zum Schlachten bestimmt; ich ließ ihn darum nicht einspannen; er kam, zuweilen im Hofe unter die Kühe, wenn sie zur Tränke aus dem Stalle gelassen wurden: einst sprang dieser Ochs auf eine Kuh, sie auf ihn; der Stier erblickte dieß, und von jener Zeit an war ihm die rothe Farbe verhaßt; so oft er zur Tränke aus dem Stalle gelassen wurde, ging er zum Ochsenstalle, und stieß mit den Hörnern an die Mauer, bis ihm diese Unart durch viele Schläge wieder abgewöhnet worden ist: allein immer blieb er der unversöhnlichste Feind der Zugochsen und der rothen Farbe.

Manche Kühe begehren lange nach dem Kälbern den Stier nicht, und man pflegt sie durch hitzige Nahrung oder Getränke begierig zu machen. Allein ich halte alle diese Mittel für schädlich: wenn die Kuh den Stier nicht begehret, so ist sie entweder durch das Kälbern zu sehr abgemattet, und brauchet Zeit ihre Kräfte wieder zu sammeln, oder sie ist sonst an einem inneren Geburtstheile noch nicht gesund. Das Beste ist es die Hervorbringung dieses natürlichen Triebes der Natur zu überlassen, und die Kuh gut zu füttern, sie wird schon wieder nach dem Stiere begehren, und dann ohne Gefahr zugelassen werden können.

In der Regel geht die Kuh vom Tage ihrer Befruchtung bis zur Geburt des Kalbes 40 Wochen träch-

tig. Das frühere und spätere Kälbern sind als Ausnahmen zu betrachten. Da die Kühe bey dem Gebähren zuweilen menschliche Hülfe nöthig haben, und schon die Vorsorge für das neue Junge es erheischet bald nach der Geburt bey Handen zu seyn; so ist es nothwendig den Tag anzumerken, an welchem die Kuh das letztemahl gestieret hat. Kurz vor oder bald nach 20 Wochen, nach der Hälfte des Trächtiggehens kann man das Kalb schon im Bauche der Kuh fühlen, und je näher zu der Geburt, je mehr sieht man die Bewegung desselben. Einige Tage vor der Entbindung senket sich der Leib der Kuh, aus dem Wurfe fließet Schleim, und die vollen Eiter geben wieder Milch. Wenn die Geburtsstunde nahe ist, so wird die Kuh unruhig; bald legt sie sich nieder, bald steht sie wieder auf; man sieht, wie sie auf den Wurf dränget (Wehen hat); bald darauf tritt die Wasserblase hervor, zerplatzt, gewöhnlich folget dann das Kalb zuerst mit dem auf den vordern Füßen liegenden Kopfe sogleich nach; und die Nachgeburt bleibet ebenfalls nicht lange zurück, mit welcher die Geburt beendiget ist. Wenn aber das Kalb noch durch einige Stunden zurückbleibet, oder in einer ungewöhnlichen Lage in den Wurf eintritt; dann ist es eine schwere Geburt. Hat man selbst keine Kenntnisse zu helfen, und ist ein sachkündiger Geburtshelfer in der Nähe; so thut man gut, ihn ohne Verzug rufen zu lassen. Bey dem Mangel an sachkündigen Leuten ist es besser, auch die schwere Geburt der Natur zu überlassen. Allenfalls kann man der leidenden Kuh ein Stückchen mit Salz eingeriebenes, oder in Wein eingetunktes Brod reichen um dadurch ihre Kräfte zu stärken: jedoch hätte man sich treibende Arzneyen einzugeben; da ohnehin bey der Geburt die ganze Natur im Wirken ist; aus der übertriebenen Anspannung der Kräfte eine Zerberstung der Gebährmutter, eine plötzliche Erschlappung, und Unmöglichkeit das Kalb zur Welt zu bringen, oder andere Uebel erfolgen können.

Wenn die Kuh ein todtes Kalb im Leibe hat, dann ist ihr menschliche Hülfe auch nöthig. Man erkennt dieses, wenn das Kalb sich im Leibe nicht mehr bewegt; aus dem stinkenden Wasser, welches aus dem Wurfe herausfließet; und aus dem widrigen Gestanke, mit welchem die Hand aus der Gebährmutter herausgezogen wird.

Manche Kühe kälbern stehend, die meisten aber legen sich dazu nieder: man macht ihnen ein gutes Strohlager, welches jedoch hinten, wo die Geburtstheile aufzuliegen kommen, niedriger als vorne seyn muß, weil sonst das Kälbern erschweret wird.

Es ist nicht gleich mit Gefahr verbunden, wenn die Nachgeburt nach dem Kalbe noch im Leibe geblieben wäre, und man muß sich hüten, dieselbe mit Gewalt aus der Gebährmutter herauszureißen: wenn durch ein solches gewaltsames Vorgehen die Gebährmutter nicht verletzet worden ist; so entstehen doch Vorfälle derselben, welche eckelhaft, oft gefährlich sind. Sollte 24 Stunden nach dem Kalbe die Nachgeburt noch immer nicht weggegangen seyn; so muß ein sachkündiger Mensch dazu gerufen werden, welcher sie behutsam von der Gebährmutter ablöset.

Ich habe bemerket, daß manche Landleute den kälbernden Kühen die erste Milch ausmelken, und dieselbe der Kuh zu saufen geben. Dieses Verfahren ist sehr fehlerhaft. Die erste Milch, die zum menschlichen Genuße eckelhaft wäre, ist von der Natur bestimmt das Kalb von dem Unrathe zu reinigen, welchen es aus dem Mutterleibe mit auf die Welt gebracht hat. Und dann kann man dadurch den Kühen Geschmack an ihrer eigenen Milch beybringen, und sie verleiten sich selbst auszusaufen: eine Kuh, welche dieses thut, ist zugleich klug genug dazu die Gelegenheit abzupassen, wenn sie unbemerkt ist; und die Landleute wissen dann lange nicht, wie es zugehe, daß sie beym Melken die Euter einer Kuh leer finden, welche zuvor von Milch strotzend gesehen worden sind.

Gewöhnlich bringet eine Kuh auf einmahl nur ein Kalb zur Welt: indessen sind Zwillingskälber nicht selten; ich habe deren schon mehrmahl erhalten: sie sind jedoch gewöhnlich kleiner, als die einzelnen, und zum Aufziehen sind mir die letzteren auch lieber. Nur äußerst selten werden Drillingskälber geboren.

Wie viel Kälber eine Kuh gehabt, kann man mit ziemlicher Zuverläßigkeit an ihren Hörnern erkennen, um welche sich bey jedem Trächtiggehen, und noch vor der Geburt fast jedesmahl ein neuer Ring bildet.

Nach der Entbindung muß man der Kuh durch einige Tage keine blähende Nahrung vorlegen: denn so lange die Gebährmutter nicht wieder in ihren alten Standort zurückgekehret ist, und die Kuh durch ihre wiedergekehrte Munterkeit nicht anzeiget, daß sie die Geburt verschmerzet habe; so lange ist jede Blähung des Unterleibes derselben schmerzlich, und wenn sie in einem höheren Grade eintritt, auch gefährlich. Darum muß man diesen Kühen durch 2 oder 3 Tage kein grünes Futter, vorzüglich keinen grünen Klee vorlegen; sondern sie mit gutem Heu, oder mit Schrott und Kleyentrank nähren.

Mit dem dritten Kalbe treten die Kühe in den besten Milchnutzen: mit dem achten Kalbe, daher mit 10 oder 12 Jahren fangen sie wieder an nachzulassen, auch unansehnliche Kälber zu bringen. Indessen ist dieses nicht bey allen Kühen gleich; und manche bleiben bey guter Pflege auch durch längere Zeit in der vollkommensten Benützung, so wie viele eher nachlassen. Die größten Kühe geben nicht immer die meiste Milch; **ein Mittelschlag ist für den gemeinen Mann der nützlichste:** und das Melken selbst hat auf die Menge der Milch vielen Einfluß. Wenn die Kuh schmerzhafte Eiter hat, oder die melkende Person ungeschickt ist, oder die Eiter beym Melken grob angreifet; so verursachet sie der Kuh Schmerzen: entweder die Kuh fängt vor Schmer-

zen an auszuschlagen, oder sie hält die Milch zurück. Sobald eine Kuh durch Schmerzen oder durch Stöße der Mägde dahin gebracht wird, daß sie beym Melken nicht ruhig stehet, sondern ausschlägt; so wird es von Tag zu Tag schwerer sie zu melken, und alles Prügeln und Spannen fruchtet nichts: ja es erben diese Unart sogar ihre Kinder, wie ich davon in einem meiner Höfe an einer Kuh und ihrer Kalbin ein Beyspiel gehabt habe: wenn aber die Kühe die Milch zurückhalten lernen, so werden sie nicht rein ausgemolken, wodurch sie nach und nach die Milch ganz verlieren, welches wir **versiegen** (verseichen) nennen. Die beste Milchkuh kann auf diese Art in kurzer Zeit verdorben werden, und um dieses zu verhindern, muß man in den großen Wirthschaften durch vertraute Personen den Mägden oder Knechten oft nachmelken lassen; die täglichen Mälker aber ohne Nothwendigkeit nicht ändern: weil sich die Kuh an die Art zu melken gewöhnt, und dann die Milch lieber fahren läßt: Auch soll das Melken täglich zu bestimmten Stunden geschehen.

Die Kälber männlichen Geschlechtes (Stierl, Stierkälber) werden entweder zur Nachzucht beybehalten, oder zum Zuge bestimmt: Die meisten davon aber werden von den Landleuten gleich von der Mutter weg zum Schlachten verkaufet. Die zum Zuge bestimmten Stiere werden geschnitten (kastrirt), wodurch sie ihre Wildheit verlieren, sanftmüthiger und geduldig zur Arbeit werden, auch zuletzt zum Mästen tauglicher sind: und diese geschnittenen Stiere heißen dann **Ochsen**. Ich habe schon anderwärts den großen Werth der Ochsen beym Feldbaue angerühmet, und bey der Theurung des Zug- und Schlachtviehes lohnet es schon die Kosten, sich selbst die benöthigten Zugochsen aufzuziehen.

Ueber die Zeit, wann die Stierkälber zu Ochsen verschnitten werden sollen, sind die Oekonomen nicht einig. In Ungarn und in den meisten Gegenden werden sie ge-

schnitten, während sie noch an der Mutter saufen; ich verwerfe diese Behandlung nicht: in meinen Höfen aber, in welchen ich mir meine Zugochsen selbst aufziehe, lasse ich die Stierkälber nicht eher verschneiden, als bis sie ein Jahr alt geworden sind. Ich thue dieses aus zwey Ursachen: **erstens**, weil ich die schönsten Stierkälber als Zuchtstiere für mich, und zum Verkaufe aufziehe: man kennet es zwar dem jungen Kalbe schon an, was es einst werden wird; da aber die Kälber die auf die Welt mitgebrachte Farbe der Haare, und auch ihre Gestalt ändern, bis sie das erste Lebensjahr zurückgelegt haben; so warte ich zu meiner Ueberzeugung diesen Zeitpunkt ab: und **zweytens**, bekommen die Ochsen ein edleres, dem Stiere mehr ähnliches Ansehen, und ich glaube auch mehr Stärke.

Nicht eher als im dritten Jahre ihres Alters lasse ich die jungen Ochsen bey leichten Arbeiten, und nur Stundenweiß zu den arbeitenden Zugochsen zuhängen, damit sie die Arbeit sehen und kennen lernen: ordentlich zum Zuge werden sie erst im vierten Jahre, und auch in diesem Jahre noch mit möglichster Schonung verwendet: denn, wenn man das Zugvieh zu jung anstrenget, so bleibet es im Wachsthume zurück, und wird niemahls recht ausdauernd zur Arbeit. So lange sie auch Stundenweis zum Zuge nicht verwendet werden, so lange erhalten sie das Futter wie die Kühe, und das übrige junge Vieh: sobald sie zum Zuge kommen, werden sie in den Ochsenstall zu dem übrigen Zugviehe gebracht, und erhalten gleich demselben die Nahrung und Wartung. Der Ochs nimmt an Größe und Stärke bis in sein fünftes oder sechstes Jahr zu, wenn er gut behandelt wird: er bleibet bis in sein zehntes Jahr nach Verschiedenheit der Umstände zum Zuge tauglich. Wenn man dann dafür noch einen ansehnlichen Geldbetrag von dem Fleischhauer einnehmen will, so muß man sie nicht zu alt werden lassen; denn sobald die Ochsen das Futter nicht mehr gut

beissen können, und die Schnellkraft ihrer Sehnen abgenommen hat; so können sie nicht mehr gut gemästet werden, und ihr Fleisch ist weder schmackhaft noch nahrhaft.

Die Ochsen werden entweder am Kopfe bey den Hörnern oder an der Brust zum Zuge eingespannt. Die letztere Art ist auf Ebenen, die erste mehr in Gebirgen üblich, obschon man sie auch häufig auf dem Lande antrifft. In Gebirgen ist das Anspannen am Kopfe beym Bergabfahren sehr sicher, der Wagen kann nicht geschwinder vorwärts, als die Ochsen gehen; aber es ist auch eine grausame Sklaverey: die armen Ochsen können sich nicht einmahl die stechenden Fliegen verscheuchen. Man könnte sie auch im Gebirge an der Brust anspannen, nur müßte dann die Deichsel des Wagens mit einer Wiederhalt, wie die Pferdwägen versehen seyn, um Bergab aufhalten zu können.

Die armen Ochsen werden für ihre nützlichen Dienste meistens sehr hart behandelt: im Winter werden sie mit dem schlechtesten Stroh genähret, welches die Kühe nicht mehr fressen mögen; im Sommer werden sie früh vor der Arbeit, Mittag und Abends nach der Arbeit bey Thau und Reif, bey Regen und Sonnenschein auf eine schlechte Weide getrieben, auf welcher sie sich aus Mangel an Gras, und weil ihr Wärter auch schon nach Ruhe verlangend nach Haus eilet, fast niemahls satt fressen können: was Wunder, wenn die meisten Zugochsen elende, schwache Thiere sind, die man in Ackern kaum gehen sieht; und welche nicht selten in der dringendsten Arbeitszeit aus Mattigkeit gar nicht eingespannet werden können.

So lange man in der Wirthschaft Mangel an Futter hat, so lange ist es schwer das Schicksal des armen Arbeitviehes zu lindern: ich selbst habe mich im Anfange meiner ökonomischen Laufbahn mit meinem Zugviehe in dem nähmlichen Falle befunden. Dermahlen aber werden meine Zugochsen im Winter, wie im Sommer mit

Heu, so viel möglich zu einer bestimmten Stunde gefüttert. Im Winter, wenn sie keine Arbeit haben, bekömmt jeder Ochs täglich 10 Pfund Heu, gutes Stroh aber, so viel er fressen mag: Wenn im Frühjahre die Feldarbeit angehet, werden jedem Ochsen entweder täglich 20 Pfund Heu gegeben: oder nur 10 Pfund Heu; aber auch zur vollkommenen Sättigung geschnittenes Stroh (Gehack, Hückſel) mit Hafer oder Körnerschrott gemischt, vorgelegt. Ein Maßl Hafer (ein Maßl ist der sechzehnte Theil eines Metzens) ist auf ein paar Ochsen täglich zu dieser Mischung hinreichend. Zwischen dem Fressen werden die Ochsen in den Hof zur Tränke gelassen, worauf sie den Rest ihres Futters verzehren. Nie aber muß man sie trinken lassen, wenn sie von der Arbeit erhitzt nach Haus kommen, weil sie dadurch nicht selten plötzlich von gefährlichen Krankheiten befallen werden. Geputzt und gestriegelt müssen sie wie das übrige Rindvieh täglich werden: **denn dieß ist eine sichere Erfahrungsregel bey der Viehzucht: Auch das reichlichste und beste Futter schlägt dem Viehe nicht gut an, wenn es ihm ohne Ordnung vorgelegt wird, und es dasselbe in der Unreinigkeit verzehren muß: darum ist es zum Sprichwort geworden: Ordnung und Reinlichkeit sind bey dem Viehe halbes Futter und halbe Gesundheit.**

Die Landleute sollten nie vergessen, daß das Zugvieh ihnen ihre Arbeiten verrichten, daher das Brod verdienen helfe; daß es daher ihre Pflicht erheische, das Schicksal desselben nach Möglichkeit zu verbessern.

Wenn die Kühe, die Ochsen, und überhaupt jedes Vieh seine Bestimmung nicht mehr gut erfüllen kann, oder wenn man nach den Regeln einer guten Wirthschaft darauf bedacht ist, immer junges Vieh nachzuziehen; so muß das Alte und minder Nutzbare dem Besseren Platz machen, und ausgemustert (ausgepraket) werden.

Auspracken heißt ein Stück Vieh, welches wegen Alter, oder anderer Ursachen halber seine Bestimmung nicht mehr so gut, als wir es wünschen, erfüllen kann, zur Schlachtbank bestimmen; es entweder verkaufen, oder selbst zur Hausverzehrung verwenden. Weil die Zufälle, welche ein Stück Vieh zum Zuge, oder zu seiner anderen Bestimmung untauglich machen, zu allen Zeiten oft unvermuthet eintreten; so läßt sich das Auspracken des Viehes an keine bestimmte Jahrszeit binden. Da, wo es von unserer Willkühr abhänget, wähle man jene Zeit, in welcher das nahrhafteste Futter vorhanden ist, das zum Schlachten bestimmte Vieh fleischicht und fett zu machen: vorzüglich lasse man das Vieh nie zu alt werden, ehe es ausgepracket wird; weil es dann wenig Fleisch, und noch weniger Fette mehr ansetzet, daher weniger Nutzen einbringet.

Das eigentliche Viehmästen setzet praktische Kenntnisse voraus, die man niemahls ganz und allein aus Büchern schöpfen kann: ich werde daher hier davon nichts sagen. Bey dem Mangel an Schlachtvieh, und da das aus der Ferne zugetriebene Schlachtvieh unterwegs seine meiste Fette verlieret, wir daher oft nur mageres Fleisch zum Essen bekommen, sind wir auch nach stark gemästetem Viehe nicht sehr lüstern; wir begnügen uns gerne mit halbfettem Fleische, welches auch der Gesundheit am zuträglichsten ist. Um das Vieh fleischigt, und zum gesunden schmackhaften Genuße tauglich zu machen, brauchet man weder eine besondere Mastung, noch besondere Mastungsställe.

Wenn die Kuh gekälbert hat; so lasse man sie nicht mehr zu dem Stiere: Man höre nach und nach auf die Kuh zu melken, damit der Milchsaft sich ganz in Fleisch und Fett verwandeln könne: ist die Kuh und der Ochs gesund, und nicht zu alt; haben sie auch zuvor keine Noth gelitten; vergönnet man ihnen Ruhe, und gibt

ihnen bis zur Sättigung im Sommer grünes Futter, im Winter Heu mit gutem Stroh; läßt man sie hinlänglich saufen, und beobachtet man in der Fütterung Wartung und Reinigung eine gute Ordnung: so wird das Vieh in 4 bis 6 Wochen schlachtbar seyn.

Ich komme nun auf die **leicht mögliche Vermehrung des Rindviehes.**

Da ich bisher gezeigt habe, daß nützbares Rindvieh gut genähret werden müsse, und da die meisten Landleute jetzt schon mehr Vieh halten, als sie von ihren heutigen Futtervorräthen gut nähren können: so muß vor allem das Viehfutter vermehret werden.

Aecker, auf welchen jetzt die menschlichen Bedürfnisse erzeuget werden, kann man zu dem Anbau des Viehfutters nicht gleich verwenden; wir würden sonst einem anderen Mangel die Thore öffnen. Es ist gewiß, wir können unsere Bedürfnisse auf einer geringeren Anzahl von Grundstücken erzeugen, als gegenwärtig dazu verwendet werden; denn durch eine erhöhte Kultur können wir ihnen reichere Erndten abgewinnen: allein es wird dazu des nöthigen Düngers wegen an den meisten Orten eine größere Viehanzahl vorausgesetzet, als die Landleute halten, und halten können: auch brauchen wir nur die Hutweiden, die Wiesen, und das Brachfeld besser zu benützen, um unser Rindvieh sehr zu vermehren im Stande zu seyn. **Daß durch den Viehauftrieb die Brachfelder, die Hutweiden, und die Wiesen sich in dem Ertrage des Futters nicht bessern, lehret eine sehr alte Erfahrung. Lasset uns daher einmahl diesen Viehauftrieb einstellen, und darum wenigstens indessen beym Rindviehe die Stallfütterung einführen, von welcher ich im folgenden Hauptstücke reden werde.**

Fünfzehntes Hauptstück.

Von der Stallfütterung des Rindviehes. Vortheile und Erfordernisse derselben. Von Rindviehställen, und derselben Einrichtung. Wieviel Futter bedarf das Rindvieh, und wie kann dieses Futter erzeugt werden. Ueber das Kochen des Viehfutters. Verhaltungsregeln bey der Stallfütterung. Wie ich mein Vieh behandeln lasse. Kann die Stallfütterung durch ein Zwanggesetz eingeführet werden: sie ist weniger beschwerlich, als man fürchtet.

Wenn das Rindvieh auch im Sommer nicht auf die Weide getrieben, sondern im Stalle gefüttert wird; so nennet man dieses die **Stallfütterung**.

Die Stallfütterung gewähret sehr viele Vortheile, unter welchen folgende die wichtigsten sind:

1.) Der nähmliche Grund, auf welchem jetzt **eine** Kuh **den Sommer hindurch** kaum eine sehr karge Nahrung findet, kann dann 8 und mehr Kühen **das ganze Jahr hindurch** eine reichliche Nahrung geben. Dort, wo jetzt die Vieheigenthümer mühsam, und mit grossem Zeitverluste Disteln, und Unkraut für ihr Vieh zusammensuchen, oder aus Noth einander wohl gar bestehlen müssen, können sie dann mit der Sense freudig in das dickstehende Viehfutter einhauen, und in viel weniger Zeit ihren Bedarf auf eigenem Boden beysammen haben.

2.) Die reichliche Nahrung verschaffet dem Landmanne nicht allein mehr Milchnutzen, schönere Kälber und Kühe; sie setzet ihn auch in den Stand seine Kälber

zu allen Zeiten abspänen und aufziehen, sonst die Anzahl seines Viehes vermehren zu können. Von den im Stalle gefütterten Kühen erhält er mehr als noch einmahl so viel Dünger, als wenn er selbe austriebe, und dieser Dünger ist auch viel kräftiger. Der vermehrte Dünger setzet ihn in den Stand seine Aecker, seine natürlichen und künstlichen Wiesen gut zu betreuen, und dafür von ihnen immer reichere Erndten zu erhalten. Wer den Werth des Düngers bey der Landwirthschaft noch nicht kennet, der betrachte einen gedüngten Weingarten oder Acker neben einem ungedüngten; oder er sehe auf die Flecke, auf welchen vor dem Ausbreiten der Dünger durch einige Zeit gelegen ist: es fällt sogleich in die Augen, daß diese Flecke, diese Aecker und Weingärten **bey sonst gleichen Umständen** den doppelten Ertrag im Vergleiche mit den ungedüngten geben. Die Arbeitskosten, die Vorauslagen auf Saamen, und auf die Erndte sind beynahe nicht vergrössert, und doch bringet die Wirthschaft nun den doppelten Bruto, daher einen vielmahl vermehrten reinen Ertrag ein: wie unschätzbar also ist der Werth des Düngers! und gewiß ist es: **grosse Feldwirthschaften können nicht in Flor kommen, werden den möglichst höchsten Ertrag nicht erreichen; so lange sie bey ihrem Rindviehe die Stallfütterung nicht einführen; das Sprüchwort wird sich in so lange bey ihnen immer bewähren: was der Pflug gewinnt, das friest das Gesind.**

3.) Bey der Stallfütterung erhält das Vieh kein anderes Futter, kein anderes Getränk, als welches man ihm zu reichen beschlossen hat; es ist in keiner Gemeinschaft mit anderem Viehe, kann daher nicht so leicht angestecket werden. In den letzten Wintermonathen des Jahres 1806. waren gefährliche Viehseuchen in Nieder-Oestreich ausgebrochen, welche sehr viel Vieh plötzlich wegraften, und selbst die Hülfe unserer geschicktesten Vieh-

ärzte vereitelten. Nahe um meine Besitzungen waren die Spuren der Seuche, nicht ein Stück Rindvieh habe ich verloren: und doch habe ich weder Preservativ-Mittel gebraucht, noch in dieser Zeit mein Vieh anders als sonst behandeln lassen. Wenn man bey der Stallfütterung sonst keinen andern Vortheil mehr erzielen könnte, so ist dieser allein schon so überwiegend, daß er jeden Landwirth zur Stallfütterung bestimmen sollte: und wer einmahl die Stallfütterung bey sich eingeführet, die wohlthätigen Einwirkungen derselben erfahren hat, der wird davon sicher nicht mehr ablassen; sondern dieselbe immer mehr zu erweitern bemühet seyn.

Die ersten, und unerläßlichsten Erfordernisse zur Stallfütterung sind:
A. ein angemessener Stall, und
B. zureichende Fütterung.

Die Viehstallungen sind in dem östreichischen Reiche sehr verschieden. In Pohlen, und auch in anderen Provinzen wohnet in manchen einzelnen Landwirthschaften das Vieh bey dem Landwirthe in einem Behältnisse, welches nach den Begriffen der Städter ein Zimmer nicht genannt werden kann.

Jene, welche in ihren schönen Zimmern Hunde, und andere Luxusthiere bey sich aufhalten, sind nicht berechtiget über diese Landleute die Nase zu rümpfen: sie thun das, was sie thun; nur mit nützlicheren Thieren, denen sie nicht selten eine andere Wohnung zu bauen unvermögend, und unwissend sind. Aber die Stallfütterung können diese Bauern nicht einführen; sie müssen trachten das Vieh, sobald es die Witterung zuläßt, ins Freye zu bringen um nicht selbst mit demselben zu erkranken. Das erste Bestreben derselben muß zuvor seyn: für ihr Vieh einen Stall zu bauen.

Da es sich vorerst nur um einen Sommerstall handelt, so wird derselbe mit wenigen Kosten hergerichtet werden können.

Man wähle unweit des Wohnhauses einen für die Viehanzahl angemessenen Platz zu einem Stalle aus. Dieser Platz muß vor Ueberschwemmungen des Wassers entweder durch seine natürliche Lage sicher seyn, oder dagegen durch auswärts angebrachte Gräben und Ableitungen gesichert werden. Kann der Stall an einer Wand des Wohngebäudes angebracht werden; so sind nur zwey, oder wenn der Stall wegen der Viehmenge eine grössere Länge forderte, drey Säulen nöthig; weil das Dach rückwärts an dem Wohngebäude ruhen kann. Muß aber der Stall ganz frey gestellet werden; so sind 4 oder 6 Säulen erforderlich. Wo Holz leicht und wohlfeil zu haben ist, dort werden sie von Holz gemacht: in die Erde werden Steine bis 1 oder 2 Schuh über die Erde eingelegt, damit die hölzernen Säulen durch die Erdnässe nicht sobald zum Abfaulen gebracht werden: wo das Holz zu theuer ist, dort können diese Säulen von Steinen, oder von Kothziegeln gemacht werden. In einer Höhe von beyläufig 8 Schuhen wird das Dach darauf aufgelegt, und so wohlfeil es dort Gegends möglich ist, eingedecket. Zum Anfange ist dieser Stall über Sommer gut genug, und besser als ihn das Vieh bisher gewohnt war. Das Dach giebt dem Viehe Schatten in der brennenden Sommerhitze, und Schutz vor Regen, und die auf allen Seiten frey durchstreichende Luft gewähret ihm Gesundheit. Hier wird das Vieh angebunden, und bey Nacht unter die Aufsicht eines vertrauten Menschen, oder eines treuen Hundes gegeben: hier kann die Stallfütterung schon mit gutem Erfolge angefangen werden. Der Landmann entwöhnet dabey die Zusammenwohnung mit seinem Viehe, und ehe der Winter wieder da ist, wird mancher schon gesorgt haben den offenen Stall auf allen Seiten zuzubauen, um auch im Winter das Vieh darin lassen zu können.

In manchen Gegenden sind die Stallungen unter den Stadeln (Scheuern, Schemmen) angebracht. Diese

Stallungen stecken gewöhnlich wenigstens auf einer Seite in der Erde, und sind schon durch diese Lage ungesund: sie sind aber auch Feuergefährlich, und vernichten bey dem Ausbruche eines Feuers alle Hoffnungen des Landmannes: wenn der Boden nicht sehr gut belegt ist; so dringet der Stalldunst in die oberhalb liegende Fechsung, das Stroh wird unschmackhaft und ungenußbar für das Vieh, und die Körner wachsen aus, oder nehmen doch auch den widrigen Stallgeruch an. Zu begehren, daß die Eigenthümer solcher Stallungen dieselben geschwind einreissen, und auf einem angemesseneren Platze anlegen sollen, wäre gleich zu weit gegangen. Man muß Niemanden die Erreichung eines ihm noch unbekannten Gutes zu schwer machen: ohnehin ist der gemeine Mann nicht für Neuerungen, und am wenigsten, wenn sie mit beträchtlichen Auslagen verbunden sind; er liebt den gegenwärtigen Besitz, und opfert ihn nicht gerne der Hoffnung eines künftigen Gewinnes auf. Wenn diese Stallungen bey der zureichenden Weite doch eine Höhe von 7 oder 8 Schuhen haben, mit hinlänglichen Luftzügen versehen sind, und fleißig gereiniget werden: so kann man darin die Stallfütterung schon anfangen. Nur sorge man, allenfalls durch die Ueberlegung des Stallbodens mit Laim, daß der Stalldunst die Früchte im obern Stadel nicht beschädige. Wenn aber ein Landmann ohnehin seine Gebäude neu anlegt; so wird es ihm die Baukosten nur unbedeutend erhöhen, wenn er die Stallungen von dem Stadel entfernet, und dadurch zugleich sein Eigenthum vor Feuer mehr sichert. Er suche den Stadel auf einem ebenen Platze anzubringen, oder den dazu bestimmten Platz zuvor nach Thunlichkeit zu ebnen. Nun brauchet er unter dem Stadel keine Wände, und keinen Boden, die ihm auf einem beliebigen Platze in der Nähe seiner Wohnung schon den Stall geben; auf welchem nur das Dach seine Baukosten vermehret: denn auch jetzt hat der Stall unter dem Stadel seine eigene Wände, und ei-

nen Boden, nur, daß er jetzt unter dem Stadel kein besonderes Dach nöthig hat.

In einigen Stallungen sind mehrere Abtheilungen, welche durch 5 bis 6 Schuh hohe Wände von Brettern gebildet werden; in jede führet eine besondere Thüre; und darin ist ein Futterbarn angebracht: in jede solche Abtheilung werden gewöhnlich nur 2 Kühe, oder 3 bis 4 Kälber gebracht, ohne daß man sie darin anbindet: wenn die Kälber zweyjährig sind, so werden auch sie wie die Kühe auseinander gestellet. Solche Abtheilungen sind entbehrlich, sie würden in holzarmen Gegenden sehr kostspielig seyn. Indessen, wen sie vorzüglich freuen, der mag sie beybehalten: aber eine böse Gewohnheit, welche meistens damit verbunden ist, muß abgestellet werden. Die Viehhalter lassen nähmlich den ganzen Winter hindurch den Dünger unter dem Viehe liegen, und nur täglich frisch darauf einstreuen. Das Vieh steht darauf im Winter wie in einem Sumpfe, und ist nicht selten wie in Koth gebadet; was würde erst im Sommer bey der grünen Fütterung geschehen, wenn man dieser Unreinlichkeit nicht zuvor Schranken setzte?

Als bey der Viehzucht überhaupt von den Viehseuchen die Rede war, habe ich gezeigt, wie schädlich enge, niedrige, unreine Stallungen seyen; wenn in denselben schon jetzt das ausgetriebene Vieh so vielen Krankheiten ausgesetzet ist, da es doch auf der Weide wenigstens wieder reine Luft einathmet; so wird in denselben im Sommer die Stallfütterung mit gutem Erfolge nicht unternommen werden können. **Das Vieh kann in einem elenden Stalle so wenig gedeihen, so wenig die Menschen in Kerkern zur körperlichen Vollkommenheit gelangen.**

Ich werde hier keine gezeichneten Plane zur Anlegung neuer Stallungen anfügen. Jene, welche solche Plane verstehen, und zum Bau eines schönen regelmässigen Stalles den Willen, den Platz, und das Vermögen

haben, werden sich selbst, oder durch beygezogene Kunstverständige ihrem Lokale angemessene Baupläne entwerfen: und die meisten Landwirthe verstehen die Zeichnungen nicht, welche daher nur dazu dienen, gemeinnützige Werke ohne Nutzen zu vertheuern.

Da es jedoch auf dem Lande nicht selten selbst den Baumeistern an der Kenntniß des nöthigen Verhältnisses des Raumes zu dem Viehe mangelt, und der Landmann erst mit grossem Geld- und Zeitaufwande einsehen lernet, daß diese Gebäude oft mit minderen Kosten zweckmässiger hätten erbauet werden können, wie ich es selbst erfahren habe; so will ich die allgemeinsten Erfordernisse, worauf bey Anlegung eines Rindviehstalles Bedacht zu nehmen ist, hier angeben:

1) Der Platz, auf welchem der Stall angelegt wird, soll trocken seyn, und auf keiner Seite in der Erde stecken.

2) Je mehr Vieh in einem Stalle beysammen zu stehen bestimmet ist, je höher muß derselbe gebauet werden; damit die Menge der Ausdünstungen, besonders im Winter, wenn die Fenster wegen der heftigen Kälte zugemacht werden, ober dem Viehe zu ihrem Aufenthalte Platz haben, und nicht gleich wieder eingeathmet, oder eingesauget werden müssen. Indessen darf aber ein Stall auch nicht zu hoch angelegt werden; weil er sonst im Winter für das Vieh zu kalt, daher dem Gedeihen desselben zuwider seyn würde. Die Stallhöhe von wenigstens 7 bis höchstens 12 Schuhe im inneren Lichte (so nennet man den inneren Raum) wird nach Verhältniß der Größe und Viehmenge die angemessenste seyn.

3) Der Stall muß die nothwendige Weite haben.

Diese Weite richtet sich nach der Größe des Viehes, und der Stalleinrichtung. Im Stalle muß nebst dem Viehe auch das Diensgesinde Raum zu seinen Verrichtun-

gen haben, es müssen die Futterbarn angebracht seyn, und auch die Kälber darin untergebracht werden können.

Grosses Vieh brauchet zum Stehen, und zum Liegen mehr Raum als Kleineres: es ist allerdings besser, wenn man für jedes Stück Vieh lieber ½ Schuh zuviel, als zu wenig Platz gemacht hat; besonders wenn man sich auf die Veredlung und Vergrösserung des Viehes verlegt, daher bald diesen grösseren Raum nothwendig brauchet. Wo man jedoch mit dem Platze sparsam zu seyn gezwungen ist, und bey der heutigen Theurung aller Bauerforderniſse liegt viel daran das rechte Verhältniß zu treffen. Deswegen messe man sein Vieh nach der Länge vom Kopfe bis zum Schweife, und nach der größten Dicke des Bauches, von der Mitte des Rückgrades bis an die Mitte des Bauches: das erstere gibt die Länge, das letztere die Breite des für ein Stück Vieh nöthigen Standes: hat man die Breite einer Kuh nicht in ihrem hochträchtigen Zustande genommen; so muß man dieserwegen bey 1 Schuh in der Breite zugeben. Der Platz, auf welchem eine Kuh, oder ein Ochs, ohne seinen Nachbar zu berühren, bequem stehen, und der Viehwärter dazwischen gehen kann, ist für sie auch zum Liegen hinreichend: denn wenn auch das Vieh höher als dick ist; so pfleget es im Liegen die Füsse nicht der ganzen Länge nach auszustrecken: und wenn man bey Anlegung der Breite eines Kuhstandes bey mehreren Kühen für die größere Dicke der Trächtigkeit bey 1 Schuh auf jede Kuh zugegeben hat; und da bey mehreren Kühen niemahls alle zu gleicher Zeit gleich hochtragend sind; so kann die dickere sich nicht allein auf der Streu den nöthigen grösseren Raum verschaffen, sondern die neu gefallenen Kälber können bey der Mutter liegen, und die Dienstleute auch zwischen dem Viehe ihre Verrichtungen besorgen. Eine mittelmäßige Kuh wird an den vordern Füssen bey ihrer größten Höhe bey 4 Wiener Schuhe; in der Dicke, außer dem Zustande ihrer Trächtigkeit bey 2½ Schuh, und in ihrer Län-

ge von dem Kopfe bis an den Schweif bey 6 Schuhe lang seyn. Für eine solche Kuh sollte der Stand bey 3½ Schuh breit, und 6 Schuh lang gemacht werden. Die Ursache, warum ich in der Länge den Stand gerade der Länge der Kuh anpasse, ist, weil ich bey der Kuhlänge den Kopf mitgemessen habe, welchen sie beym Stehen über den Futterbarn hält, und auch im Liegen nicht der Länge nach ausleget, daher Platz zum Liegen findet.

Zum Hin- und Hergehen müssen Gänge im Stalle seyn. Der für die Gänge nöthige Raum richtet sich nach der Stellung des Viehes: steht das Vieh nur in einer Reihe mit dem Kopfe gegen die Wand; so brauchet ein solcher **einfacher** Stall nur **einen** Gang hinter dem Viehe, auf welchem das Vieh aus- und eingehet, demselben mit dem Futter zugegangen, und ausgemistet werden kann. Dieser Gang muß wenigstens so breit seyn, daß eine trächtige Kuh hinter den noch auf ihrem Stande befindlichen Kühen vorbeygehen kann; er soll daher wenigstens 3 Schuh Breite erhalten; und die Stallthüre, durch welche das Vieh in den Hof aus- und eingelassen wird, soll wenigstens 4 Schuh innere Weite haben, weil sich das Vieh unter der Thüre zuweilen dränget. Vorne an der Wand ist der Futterbarn befestiget. Der Futterbarn muß so gestellet werden, daß das Rindvieh das Futter den Kopf abwärts herausfressen könne, ungefähr wie auf der Weide: denn diese Stellung ist dem Rindviehe die natürlichste: er muß so weit seyn, daß das Vieh bequem mit dem Kopfe hinein kann, und so tief, und lang, daß er die erforderliche Menge Futter fasse. Der Futterbarn, um diesen Erfordernissen zu entsprechen, wird in der untern inneren Lichte wenigstens 1 Schuh, und in der obern Lichte wenigstens 1½ Schuh weit, bey 1 Schuh tief, und so lang als der Kuhstand breit ist, seyn; er wird nur ungefähr bey ½ Schuh, gerade so viel von der Erde erhoben gestellt werden, daß der Raum darunter gut gereiniget werden könne. Uebri-

gens mag er aus Holz, aus Stein, oder aus was immer für Materiale verfertiget werden, wenn er nur beständig rein gehalten wird: und in dem Verhältnisse, als er kürzer ist, wird er breiter und tiefer seyn müssen.

Nach dieser Voraussetzung wird ein **einfacher** Kühstall auf 10 gewöhnliche Landkühe im inneren Lichte 35 Schuh, oder 5 Klafter 5 Schuh lang, und bey 11 Schuhe breit seyn müssen.

Unter **doppelten** Stallungen verstehet man diejenigen, in welchen das Vieh in zwey Reihen steht. Diese sind wieder zweyfach: entweder das Vieh steht auf beyden Seiten mit dem Kopfe gegen die Stallwände: oder sie stehen mit den Köpfen gegeneinander. Bey der ersten Art von doppelten Stallungen ist nur mitten hinter den beyden Reihen von Vieh ein Gang: dieser soll die doppelte Weite des Ganges eines einfachen Stalles haben; weil sich im Aus- und Eingehen nicht selten 2 Kühe begegnen, daher bey grösserer Enge einander nicht ausweichen können, und weil von 2 Reihen Vieh auch mehr Dünger und Streu ein- und auszuschaffen ist.

Gesetzt, es sollten in einem solchen Stalle 20 Kühe untergebracht werden: so werden davon auf jede Seite 10 Kühe zu stehen kommen. Nach der schon voraus geschickten Ausmaaß der nöthigen Weite wird dieser Stall im inneren Lichte 5 Klafter 5 Schuh lang, und 22 Schuh, oder 3 Klafter 4 Schuh breit seyn müssen. Vorausgesetzt, daß die Stallthüre an den Stallgang angebracht, daher zum Aus- und Eingang nicht ein besonderer Raum nöthig ist.

Diese Art von doppelten Stallungen ist zwar etwas minder kostspielig; allein sie sind auch unbequemer, die Viehwärter müssen das Futter zwischen dem Viehe durchtragen, rechts und links wird es ihnen aus den Händen gerissen; viel Futter wird in den Mist getreten; eine gehörige Futterabtheilung hat nicht leicht statt: man kann das Vieh nicht anders als beym Hintern ansehen, und

muß sich dabey allen Unflat vor die Nase werfen lassen. Ich rathe daher jedermann zu der zweyten Art doppelter Stallungen, in welchen das Vieh mit dem Kopfe gegen einander stehet: Und diese Art habe ich auch in meinen Höfen eingerichtet. Von der Thüre der Futterkammer an mitten durch den Stall nach der Länge desselben geht ein Gang. Von der Stallthüre, welche auf den Hof führet, und im Mittelpunkte der Stalllänge angebracht ist, läuft wieder ein Gang quer durch den erstberührten; so daß diese beyden Gänge ein Kreuz bilden, und den ganzen Stall in 4 gleiche Abtheilungen abtheilen. Diese Gänge sind über 5 Schuhe breit, und mit Ziegeln gepflastert. Der lange Gang, welcher auch in die Futterkammer führet, wird zu beyden Seiten durch die Säulen gebildet, welche von 9 Schuh zu 9 Schuh in der Erde gut befestiget sind, und an welchen die Rückseite des Futterbarnes befestiget ist. Auf diese Säulen sind bis auf die Höhe von 3½ Schuh der Länge nach Breter befestiget, damit die Menschen von dem Viehe vollkommen abgesondert seyen. Der Quergang von der Hof-Stallthüre herein wird gebildet, indem vorne an der Ecksäule des abgesetzten langen Ganges, und rückwärts an einer zu Ende des Kühstandes in der Erde befestigten zweyten Säule auch bey 3½ Schuh hoch Breter befestiget sind. Hinter den Kühen ist noch ein Gang von 4 Schuh, auf welchem das Vieh aus- und eingehet, und das Gesinde seine Verrichtungen besorgen kann. Dieser Gang kann mit Bretern nicht verschlagen werden: Um aber doch zu verhindern, daß das Vieh aus verschiedenen Abtheilungen nicht zusammen gehen kann, woraus oft Unglück entstehet, habe ich bewegliche Schranken machen lassen, welche auf einer Seite in einer neben der Stallwand in der Erde befestigten hölzernen Säule, und auf der anderen Seite in der Säule, an welcher auch die Breter des Querganges angenagelt sind, befestiget sind, und leicht geöffnet werden, um das Vieh aus- und einzulassen. Die

Futterbarn haben in der obern Breite gut 2 Schuhe, und da das Vieh an der inneren obern Seite des Barnes angehänget ist; so kann es den Viehwärtern das Futter nicht aus den Händen reissen, wenn sie selbes aus der Futterkammer mitten durch den Gang heraustragen: jede Kuh erhält demnach, was ihr zugedacht ist; fällt ein Theil des Futters auf die Erde; so ist der Gang rein, und das Futter kann dem Viehe nachgegeben werden: man sieht mit einem Blicke, ob die Dienstleute das Futter unter das Vieh gehörig vertheilen, das Melken ist erleichtert, und man kann im Gange zwischen dem Viehe auf und abgehen, dasselbe ansehen, und es zu allerley Vertraulichkeiten gewöhnen. Das Vieh selbst, gewohnt beständig Menschen vor seinen Augen hin und hergehen zu sehen, welche es oft angreifen, wird auch sanftmüthiger.

Die Anlage eines solchen doppelten Stalles fordert nicht viel mehr Raum, als ein anderer doppelter Stall: denn für gewöhnliches Landvieh ist der Gang hinter jeder Reihe Vieh auf 3 Schuhe breit genug: der Raum des mittern Ganges eines anders gearteten doppelten Stalles gibt daher die beyderseitigen Gänge hinter dem Viehe: nur um den Raum für den Futtergang zwischen dem Viehe wird der Stall grösser seyn müssen. Dieser Gang, wenn man mit dem Raume sparen muß, ist auch mit 4 Schuhen breit genug: daß daher für den langen Gang in der Breite, und für den Quergang in der Länge des Stalles 4 Schuhe innerer Stallraum zuzugeben seyn werden. Wenn daher ein doppelter Stall, in welchem das Vieh mit den Köpfen gegen die Wand steht, auf 20 Kühe 5 Klafter 5 Schuh Länge, und 22 Schuh Breite fordert: so wird ein doppelter Stall auf die nähmliche Anzahl Vieh, in welchem jedoch das Vieh mit den Köpfen gegen einander gestellet ist, 6 Klafter 3 Schuh lang, und 4 Klafter 2 Schuh breit im inneren Lichte seyn müssen:

wodurch die Bauauslagen zur Erhaltung grösserer Vortheile nur um ein sehr geringes vermehret werden.

Auf diese Art kann sich jedermann für Ochsen, Kühe und Kälber den nöthigen Stallraum berechnen.

Wo man sich auf eine beträchtliche Nachzucht verleget, dort werden eigene Jungviehställe anzurathen seyn, welche jedoch in dem nähmlichen Raume eine grössere Menge junges Vieh fassen.

Der Boden oberhalb dieser Stallungen wird hinlänglichen Raum zu Aufbewahrung des Winterfutters für das eingestallte Vieh gewähren, wenn das Dach die erforderliche Höhe hat, daß sich im Winter der Schnee darauf nicht dick anlegen kann: auf diesen Böden ist es zur besseren Erhaltung des Futters nothwendig auf den entgegengesetzten Seiten im Dache Oeffnungen anzubringen, damit die Luft frey durchziehen könne.

4. Nebst dem, daß der Mist leicht aus dem Stalle herausgebracht werden kann, muß auch für einen **Ablauf des Urins (der Mist-Jauche)** gesorget werden. Auch bey der reichlichsten Streu bleibet der Stall unrein, wenn die Jauche aus dem Stalle nicht abfließen kann; und gerade die Jauche verursachet die beißendsten Stalldünste. Ich habe außerhalb des Rindviehstalles in einer Entfernung von beyläufig 3 Klaftern die Dunggrube auf 5 Schuh Tiefe dergestalt ausgraben lassen, daß sich die Vertiefung nach auswärts auf allen Seiten immer mehr verlieret, um mit dem Düngerwagen hinein, und wieder herausfahren zu können; und auch damit das Vieh nicht hineinfalle, wenn die Grube ausgeleeret ist. Diese Entfernung der Dunggrube vom Stalle habe ich darum gewählet, damit man mit dem Futterwagen an dem Stalle vorbeyfahren könne. Im Stalle sind die Viehstände gegen den Futterbarn zu um 2 bis 3 Zoll erhöhet, und hinter den Ständen an dem daselbst befindlichen Gange sind Kanäle angebracht, in welche die Jauche einfließet. Diese Kanäle sind bey 4 bis 5 Zoll breit, 3

bis 4 Zoll tief, und laufen von allen 4 Abtheilungen in dem mittern Quergang in einen verdeckten Hauptkanal zusammen, welcher eine doppelte Weite und Tiefe hat. Dieser Hauptkanal geht unter der Stallthüre, und außerhalb des Stalles unter der Erde in die Mistgrube. Die Jauchengänge im Stalle hinter den Viehständen können offen, oder zugedeckt seyn: ich habe in meinen Stallungen beyde Arten: die offenen kann man täglich beym Ausmisten mit auskehren; sie brauchen diese Reinigung aber auch öfter, weil der Mist hinein geführet wird: die gedeckten brauchen das Reinigen nicht so oft, weil der grobe Mist nicht so leicht hineinkann. Man kann sich wählen, welche Art man will: Nur ist bey den offenen Kanälen zu merken, daß sie lieber etwas weiter, und nicht tief gemacht werden; damit das Vieh, wenn es im Aus- und Eingehen hineintritt, sich die Füße nicht übertrete.

Die meisten Landwirthe vernachlässigen zu ihrem Schaden die Benützung der Mistjauche (Mistlache). Viele haben gar keine Ableiter, und die übrigen haben gewöhnlich ein Loch in der Stallwand, durch welches selbe außerhalb des Wirthschaftshofes in einen Weg, oder auf die Gasse geleitet wird. Wo man dieses antrifft, dort kann man schließen, daß die Landleute ihr Gewerb nicht verstehen, daß ihr Feldbau noch weit zurück seye: ein guter Oekonom wird aus dieser Unwissenheit Vortheil ziehen, und dabey seine Mitbürger durch sein Beyspiel endlich eines besseren belehren. Wo es das Locale zuläßt, lasse ich diese von den Landleuten vernachlässigte Galle aus den Wegen in meine Wiesen leiten: Dieß geschieht vorzüglich bey Regenwetter, wenn das Wasser ohnehin das Aetzende der Jauche mässiget. Aus meinen Stallungen wird, wie gesagt, die Jauche in die Dunggrube geleitet, und der Dünger dadurch kräftiger gemacht. Auch das Wasser, welches von dem Hofbrunnen beym Schöpfen, oder Viehtränken abläuft, wird in den Mist gelei-

tern oder Tramen überlegt werden: und es ist gut, auch diesen Boden noch mit Leim (Lehm) zu überlegen, welches man einen **Esterich** oder ein **Flötz** zu nennen pfleget. Jene Stallböden, die bloß aus einigen überlegten Stangen oder Bäumen bestehen, auf welchen das Futter gewissermaßen aufgehänget ist, können auf keine Art gebilliget werden.

Gewöhnlich geht innerhalb des Stalles eine Oeffnung auf den Stallboden, um das Futter mit mehr Bequemlichkeit herabzubringen. Wo der Landwirth und sein Weib das Vieh selbst füttern, oder wo sehr vertraute Dienstleute sind, kann man diese Oeffnungen nicht misbilligen. In großen Höfen aber, wo man sich bloß auf die Dienstleute verlassen muß; wo eine ordentliche Futterrechnung geführet werden muß, um mit dem Futter auszulangen; dort rathe ich dieselben nicht beyzubehalten, so wie ich sie in meinen Höfen abgeschaffet habe. Der Mayer will dem Rindviehe, der Schafmeister den Schafen, jeder Knecht den ihm anvertrauten Viehe mehr Futter zuschanzen, keiner aber denket darauf, ob das Futter dann auch ausreichen werde: **wie denn auch bey dem Mangel an Futterordnung der größte Futtervorrath unzureichend ist.** Bey mir muß alles Futter durch die nähmliche äußere Dachöffnung, durch welche dasselbe auf den Boden abgeladen wurde, in den passirten Portionen in Beyseyn eines Wirthschaftsbeamten herabgeworfen, die Thüre sogleich wieder versperrt, und die Schlüßel dem verrechnenden Beamten eingehändiget werden.

8. **Das grüne Futter darf im Stalle nicht aufbewahret werden**, weil es die Stalldünste in sich zieht, und nicht allein unschmackhaft, sondern sogar schädlich zum Füttern wird. Ich rathe jedermann darauf zu halten, daß aus Bequemlichkeit des Gesindes sich ein solcher Mißbrauch niemahls einschleiche. Wer nur einige Stücke Vieh hält, wird im Stadel, in der Schupfe, im Vorhaus, oder sonst an einem luftigen Orte bald einen

Seiten der Stallwände oder der Viehhöhe angebracht werden; so dienen sie zugleich zu Luftzügen: im Sommer werden die Glasfenster ganz ausgehoben, und Tag und Nacht der freye Luftzug gestattet; im Winter sollen sie täglich, besonders an heiteren Tagen in den Mittagsstunden durch einige Zeit geöffnet werden, um frische Luft einzulassen. Diese Fenster machen besondere **Dunströhren**, welche durch den Stallboden und durch das Dach, wie Rauchfänge geführet werden, entbehrlich, die ich auch nicht machen ließe; weil sie durch das auf dem Stallboden aufbewahrte Futter gehen, und dasselbe leicht verderben können, da die Dienstleute nicht immer fleißig genug nachsehen, um die Oeffnungen zu verpichten; weil die im Winter in den Röhren zusammen gefrohrenen Dünste bey Thauwetter wieder in den Stall herabfließen; und weil die Auslage auf diese Dunströhren bey zulänglichen Fenstern ganz ersparet werden kann.

Wenn die Stallungen im Sommer lüftig seyn, und im Winter öfters gelüftet werden müssen; so dürfen sie doch auch im Winter nicht zu kalt seyn: wenn das Wasser über Nacht im Stalle gefriert, oder der Mist in demselben von der Kälte fest wird; so ist der Stall zu kalt, und bey dem besten Futter wird das Vieh nicht gedeihen. Wenn die Stallungen jene Höhe haben, wie ich hier zu 2. angegeben; wenn die Mauern oder Holzwände auf 1½ bis 2 Schuhe dick gut gemacht sind; wenn der obere Boden mit Futter belegt ist; und wenn nicht etwa ein Theil des Stalles Viehleer bleibet: so wird derselbe wohl niemahls zu kalt seyn.

6. Da auf dem Stallboden Heu und Stroh für das Winterfutter des Viehes aufgehoben wird; da die Stalldünste auch die kleinste Oeffnung des Bodens durchziehen, und das darauf befindliche Futter nicht allein an sich unschmackhaft machen; sondern auch zum Verschimmeln und zum Faulen bringen: so muß der Boden dort, wo die Stallungen nicht gewölbt sind, gut und eng mit Bret-

tern oder Tramen überlegt werden: und es ist gut, auch diesen Boden noch mit Leim (Lehm) zu überlegen, welches man einen **Esterich** oder ein **Flötz** zu nennen pfleget. Jene Stallböden, die bloß aus einigen überlegten Stangen oder Bäumen bestehen, auf welchen das Futter gewissermaßen aufgehänget ist, können auf keine Art gebilliget werden.

Gewöhnlich geht innerhalb des Stalles eine Oeffnung auf den Stallboden, um das Futter mit mehr Bequemlichkeit herabzubringen. Wo der Landwirth und sein Weib das Vieh selbst füttern, oder wo sehr vertraute Dienstleute sind, kann man diese Oeffnungen nicht misbilligen. In großen Höfen aber, wo man sich bloß auf die Dienstleute verlassen muß; wo eine ordentliche Futterrechnung geführet werden muß, um mit dem Futter auszulangen; dort rathe ich dieselben nicht beyzubehalten, so wie ich sie in meinen Höfen abgeschaffet habe. Der Mayer will dem Rindviehe, der Schafmeister den Schafen, jeder Knecht den ihm anvertrauten Viehe mehr Futter zuschanzen, keiner aber denket darauf, ob das Futter dann auch ausreichen werde: **wie denn auch bey dem Mangel an Futterordnung der größte Futtervorrath unzureichend ist.** Bey mir muß alles Futter durch die nähmliche äußere Dachöffnung, durch welche dasselbe auf den Boden abgeladen wurde, in den passirten Portionen in Beyseyn eines Wirthschaftsbeamten herabgeworfen, die Thüre sogleich wieder versperrt, und die Schlüssel dem verrechnenden Beamten eingehändiget werden.

8. **Das grüne Futter darf im Stalle nicht aufbewahret werden**, weil es die Stalldünste in sich zieht, und nicht allein unschmackhaft, sondern sogar schädlich zum Füttern wird. Ich rathe jedermann darauf zu halten, daß aus Bequemlichkeit des Gesindes sich ein solcher Mißbrauch niemahls einschleiche. Wer nur einige Stücke Vieh hält, wird im Stadel, in der Schupfe, im Vorhaus, oder sonst an einem luftigen Orte bald einen

Platz für das wenige tägliche Futter finden. In grossen Höfen aber muß am Stalle eine **Gras- oder Futterkammer** angebaut werden, welche von außen eine Thüre in den Hof hat, durch welche das Futter hineingebracht wird, und eine zweyte Thüre sich an den langen Stallgang anschließet, um durch diese das Futter dem Viehe zutragen zu können. Da das grüne Futter täglich gemähet werden muß, daher davon nie ein grosser Vorrath liegen bleibt; so wird eine Futterkammer, welche nach der Breite des Stalles 4 Klafter 2 Schuhe innere Länge erhält, mit 1½ bis 2 Klafter Breite auf 20 Kühe, und ihre Kälber hinlänglichen Raum haben. Der Fußboden derselben ist entweder mit Ziegeln oder Steinen zu pflastern, oder mit Lehm zu überziehen, um denselben kühl zu erhalten: das Fenster bleibt den ganzen Sommer hindurch offen, um die Luft durchziehen zu lassen. Die Sonne aber soll wenigstens nicht gerade auf das grüne Futter, und nicht lange hineinscheinen, um das Futter weder in Gährung zu bringen, noch auszutrocknen.

Das grüne Futter, es bestehe nun in Klee, in Wiesengras, oder in anderen Futtergewächsen wird auf dem Erdboden der Futterkammer, so dünn es der Raum verstattet, ausgebreitet, und es ist nicht nöthig, daß darin eigene Gestelle gemacht werden, um das Futter in der Luft aufzuhängen. Ich habe bey meiner Stallfütterung diese Nothwendigkeit noch niemahls gefühlet.

8. Das Vieh muß nothwendig trinken, **für Wasser im Hofe muß daher auch gesorgt werden.** Wo ein Bach durch den Hof durchfließet, oder sonst aus der Nähe fließendes reines Wasser durch den Hof geleitet werden kann, dort muß man davon Gebrauch machen. Nur selten aber wird man diese günstige Lokalität finden: es muß daher ein Brunnen im Hofe gegraben werden, aus welchem das Wasser zur Viehtränke in darnebenstehende Tröge geschöpfet wird. Wo man auch keine Brunnquelle finden kann, dort bleibet freylich nichts anderes

übrig, als das Vieh zur Tränke an ein Wasser zu treiben, oder Wasser dazu nach Haus zu schaffen: denn **Mangel an Wasser darf das Vieh zu keiner Zeit leiden.**

9. Wo viel Vieh gehalten wird, dort soll nothwendig ein Mensch auch des Nachts im Stalle, oder nahe daran seyn; damit er Hülfe leisten könne, wenn sich unversehens ein Stück Vieh losreißet, oder wenn eine Kuh bey der Nacht kälbert. Dazu brauchet man aber keine eigene Mägdewohnung am Stalle, in welcher die Dienstleute oft im Schlafe nicht hören würden, was im Stalle vorgehet. Bey mir muß immer eine Magd im Stalle schlafen; das Bett wird entweder hinter das Vieh in einem Ecke, oder zu Ende des langen Futterganges an die Mauer angestellt.

10. Da bey vielem Viehe doch zuweilen ein oder einige Stücke krank werden können, welche von dem gesunden Viehe abzusondern nothwendig befunden würde; so ist ein **Krankenstall**, welcher eine gesunde Lage hat und von den gesunden Stallungen entfernt liegt, anzurathen. Er kann nach Erforderniß für alle Viehgattungen verwendet, und wenn kein Vieh krank ist, zu einem anderen Gebrauche benützet werden.

Nachdem ich von der Einrichtung der Viehställe für denkende Landwirthe genug gesagt zu haben glaube; so gehe ich zu dem **zweyten** Erfordernisse der **Stallfütterung**, nähmlich zu der **zureichenden Fütterung** über.

Wenn von der Fütterung des Viehes die Rede ist; so wird das Jahr nur in zwey Zeiten, in den Sommer und in den Winter eingetheilt. Der Sommer, somit die **Sommerfütterung** dauert so lange, als das Vieh mit grünem Futter genähret werden kann; die übrige Zeit ist der Winter, und die **Winterfütterung**. Die **Wirthschaftsjahrzeiten** sind daher nicht alle Jahre, und nicht in allen Gegenden gleich. In den wärmeren Gegenden

kann man bey uns den Sommer vom halben May bis Ende Oktober rechnen: für die übrige Zeit wird das Winterfutter ganz, oder doch zum Theil schon eintreten müssen: Um jedoch in dem Ueberschlage sicherer zu gehen, werde ich die Sommerfütterung auf 5 Monathe, die Winterfütterung aber auf 7 Monathe annehmen.

Die Hauptfragen bey der Fütterung sind:

1. Wieviel Futter brauchet ein Stück Rindvieh täglich im Winter und im Sommer?

2. Wie kann dieser Futterbedarf erzeuget werden?

Zu 1. Man hat den Satz aufgestellt, daß ein Stück Rindvieh im Sommer täglich den vierten oder den fünften Theil seines Gewichtes an grünem Futter zu sich nehme: eine Kuh also, welche 200 Pfund wieget, würde nach diesem Verhältnisse täglich 40 bis 50 Pfund grünes Futter brauchen. Ich habe darüber keine Versuche angestellt, ich will daher auch als eine Wahrheit nicht ausgeben, wovon ich nicht selbst überzeugt bin.

Ochsen und Kühe, wenn sie von einer Viehart sind, brauchen eine gleiche Menge Futter: denn wenn die Ochsen arbeiten, so müssen dagegen die Kühe Milch geben. Das junge Vieh bis auf ein Jahr brauchet nicht ganz die Hälfte, bis auf 2 Jahre nicht völlig die ganze Portion eines Kühfutters. Nach zwey Jahren aber muß man die Kälber männlichen und weiblichen Geschlechtes in der Fütterung für eine Kuh rechnen.

Großes Vieh brauchet mehr Futter als kleines, eben so frißt nicht jedes Stück Vieh der nähmlichen Gattung auch die nähmliche Menge Futter. Im Allgemeinen kann man daher nicht bestimmt die für jedes Stück Vieh nöthige Futtermenge angeben; sondern jeder Landwirth, dem es hierin auf Genauheit ankömmt, muß bey seinem Viehe Versuche anstellen. **Wenn das Vieh gut genährt aussieht, und wenn es Futter in der Nähe weiß, um dasselbe nicht schreyet; so hat es hin-**

täglich 840 Pf. oder jährlich 129,360 Pf., u. über Winter täglich 280 Pf. oder jährlich 59,080 Pf., zusammen also
188,440 Pf. Futt. a. ein Jahr.

Die Felder, welche zum Anbau der menschlichen Nahrung verwendet wurden, müssen bey ihrer vorigen Bestimmung erhalten werden, damit nicht Mangel für die Menschen entstehe. Indessen geben auch diese Felder in dem Sager (Schröpfe) des Waitzens und Kornes im Frühjahre, in den geringeren Körnern, in Stoppelrüben und anderen Gewächsen eine gute Aushülfe für das Vieh. Hauptsächlich aber müssen sie das nöthige Streu- und Futterstroh liefern.

Ich will annehmen, daß die Wirthschaft nur Mittelboden habe, über Winter nur Korn (Roggen), über Sommer nur Hafer angebaut werde. Von den Winterfeldern erwarte ich nur Streustroh. 17 Joche werden mit Korn gebaut: wenn diese Felder alle drey Jahre richtig gedüngt, und zur rechten Zeit gut gepfleget werden; so werden sie in ihrem Ertrage jährlich zunehmen. Ich will hier einen mittelmäßigen Ertrag annehmen, auf ein Joch 24 Mandeln zu 10 Garben: Nach dieser Voraussetzung werden 17 Joche 408 Mandeln, oder 4080 Bund Stroh bringen, und folglich das schon anderwärts berechnete nöthige Streustroh abgeben.

Freylich werden bis jetzt ganz vernachläßigte Aecker nicht gleich diesen Ertrag abwerfen: Allein sie werden bey fortgesetzter guten Pflege besonders in guten Jahren diesen Ertrag weit übersteigen. Man muß jedoch dann nicht gleich zum Verkaufe des entbehrlichen Strohes oder Futters schreiten, sondern trachten, einen Jahrsbedarf in Vorrath zu bekommen: denn auch bey der besten Kultur kann trockene Witterung, Hagelschlag und andere Zufälle den diesjährigen Ertrag ungewöhnlich vermindern; oder ganz zerstören; hat man dann kein von guten Jahren erspartes Stroh; so kann man dem Viehe nicht genug einstreuen, der nöthige Dünger wird nicht erzeuget, der Er-

trag der Felder ist auch im folgenden Jahre vermindert, und man bleibet in der Kultur wieder zurück: **Auf diese Art geschieht es, daß aus einem Misjahre fast immer mehrere hervorgehen.**

Ich will annehmen, daß auf einem Joche Sommerfeld 12 Mandeln Hafer à 10 Garben, daher auf 17 Joch 204 Mandeln, oder 2040 Garben Hafer erbauet werden: wenn die Witterung günstig ist; so wird der Ertrag der Sommerfelder gewiß höher seyn. Nach dem Ausdreschen der Körner werden 20 Garben Hafer-Stroh mehr als 100 Pfund wiegen, ich nehme hier aber nur 100 Pfund an, folglich geben 2040 Garben zum Winterfutter 102 Zenten oder 10200 Pfund.

Da wir nach der obigen Berechnung an Winterfutter . . . . . . : 59080 Pf. brauchen, so müssen wir nach Abzug des Haferstrohes pr. . . . . : 10200 —

noch um 48880 Pf.

Winterfutter besorgt seyn.

Durch den mehreren Dünger ist auch der Ertrag des Haferfeldes vermehret worden: wenn der gedüngte Acker 12 Mandl Hafer bringet, so würde der ungedüngte kaum 6 Mandeln, bey sonst gleichen Umständen getragen haben. Die Hälfte der erbauten Haferkörner gehören daher auch dem Viehe: indessen will ich dieses Futter nur zur Aushülfe aufbewahren.

Nach dem Abärndten des Kornes soll der Landwirth von seinen 17 Joch Stoppelfeldern 4 Joch mit Stoppelrüben bauen: wenn die Witterung günstig ist, so wird er davon bey 200 Metzen einärndten: Da 1½ Metzen Rüben statt 40 bis 50 Pfund Heu, daher es

Latus 48880 Pf.

Translatus 48880 Pf.

höchstens 3 Metzen Rüben anstatt 100 Pfund Heu gerechnet werden können: so geben 200 Metzen Stopelrüben . . . . 6666 —

Winterfutter, und der abgängige Bedarf ist noch . . . . 42214 Pf.

Diese sollen im Brachfelde gewonnen werden, welches auch das Sommerfutter abgeben muß.

In dem zweyten Theile dieses Werkes will ich von dem Futterkräuterbau mehr reden, und auch zeigen, wie die Brache zur großen Vermehrung der menschlichen und thierischen Nahrung, und zum großen Vortheile der Grundbesitzer noch besser benützet werden könne. Hier werde ich nur indessen einiges von dem rothen Klee (trifolium pratense) und von den Erdäpfeln sagen, weil diese beyden Gewächse bey gehöriger Behandlung beynahe in jedem Boden fortkommen, und die Stallfütterung zu decken geeignet sind.

Der rothe Klee kann im Frühjahre unter Waitzen, Korn, Gerste und Hafer gesäet werden: ich habe den Anbau desselben unter allen diesen Früchten mit gleich gutem Erfolge versucht. Nur muß der Acker von Bayer (Quecken) soviel möglich gereiniget, nicht naß und gut hergerichtet worden seyn. Wird der Klee unter eine Sommerfrucht gebaut; so wird der Sommersaamen zuerst eingeackert und geeggt, dann der Kleesaamen gleich darauf gesäet, und entweder seicht eingeeggt, oder mit der Walze überfahren, weil er nicht tief in die Erde zu liegen kommen darf. Soll er aber unter Waitzen oder Korn gebauet werden; so säet man ihn im Frühjahre, im Merz oder Aprill, sobald der Schnee abgethaut ist, und die Ackererde an den Füßen nicht mehr anklebet, an einem windstillen Tage unter das grüne Korn oder Waitzen ohne weiter eine Egge oder Walze zu gebrauchen. Wenn der Waitzen, oder das Korn zu fett stehet, und zu besorgen ist, daß es sich vor der Reife legen könnte; so muß dasselbe

gesäget werden: denn wenn sich das Getreide legt; so erstickt es den Klee. Auf ein Joch Acker werden von 10 bis 14 Pfund Kleesaamen ausgestreut, je besser der Acker ist, je weniger wird Saamen gegeben. Unter der Winter- oder Sommerfrucht wächst der Klee im Schatten heran; wenn dann die Früchte reif und abgebracht sind, hat er sich schon gut bewurzelt, und wächst nun freudig über die Stoppeln heraus. Indessen wird er in diesem ersten Jahre nur selten, und nur bey günstiger Witterung noch zum Mähen: er gewähret jedoch eine gute Herbstweide; er muß aber vorsichtig abgehütet werden: weil er in seiner Kindheit sehr blähend ist, und dem Viehe leicht tödtlich werden kann; wie ich selbst, bevor ich die Stallfütterung noch einführen konnte, mehrere schöne Stücke Vieh bloß durch die Kleeweide plötzlich verlohren habe. Man muß das Vieh, wenn kein Thau oder Regen darauf ist, nur langsam darüber treiben, damit es sich davon nicht ganz sättige, und dann muß es weiter getrieben und verhindert werden, damit es 2 oder 3 Stunden darauf nicht saufe. Wo man sich auf die Dienstleute nicht gut verlassen kann, ist es besser, den jungen Klee im ersten Jahre entweder gar nicht zu benützen, oder so gut es thunlich ist, mit der Sichel abgrasen, und im Stalle mit Stroh oder Heu gemischt im späten Herbste zum Uebergang in das Winterfutter füttern zu lassen. Wenn der Acker nicht ohnehin kräftig, und in guter Düngung ist; so muß der Klee über Winter gedüngt werden, wenn man davon den rechten Nutzen ziehen will. Auf ein Joch Kleefeld werden bey 16 Pferdsfuhren Dünger im Herbste, wenn der Acker gut trocken ist, aufgeführet, und über den Klee gebreitet. Die Winterfeuchte löset die besten Dungtheile über Winter auf, und führet dieselben den Kleewurzeln zu; Zugleich schützet der Dünger den jungen Klee vor dem Auswintern. Im Frühjahre, wenn der Acker abgetrocknet ist, wird das Stroh und was sonst vom Dünger noch übrig ist, von dem Kleefelde abgeraumet, und auf

einen anderen Brachacker gebracht. Wenn das Kleefeld auf diese Art behandelt wird; so wird der Klee zeitlich im Frühjahre schon dick stehen, freudig heranwachsen, alles Unkraut ersticken, und den Acker verbessern: so daß man für das folgende Jahr im Herbste ohne weiterer Düngung Waitzen oder Korn hineinbauen kann.

In diesem Jahre, welches das zweyte Jahr nach dem Anbau des Klees ist, ist derselbe zur reichlichsten Benützung: er dienet grün für den Sommer, und zu Heu aufgedörrt für den Winter zum Viehfutter. Man kann denselben wohl auch noch im dritten Jahre benützen; nur ist er für das dritte Jahr nicht mehr ganz sicher, weil schon viele Stöcke wieder aussterben: und ich behalte ihn nur dann noch auf ein Jahr bey, wenn mir die neue Aussaat wegen Dürre ꝛc. nicht nach Wunsch aufgegangen ist.

Auf einer Oberfläche von 3 bis 4 □ Klaftern wächst das für ein Stück Rindvieh nöthige tägliche grüne Kleefutter, wenn der Klee so dick steht, daß er den ganzen Boden bedecket, und doch einen Schuh hoch abzumähen ist. Der zuerst gemähte Klee wächst gewöhnlich in 45 Tagen wieder zum Mähen herbey. Um recht sicher zu gehen, wollen wir annehmen, daß zur hinlänglichen grünen Fütterung eines Stück Rindviehes täglich 5 □ Klafter Kleefeld gemähet werden müssen: so werden auf 45 Tage, und weil in dieser Zeit der Klee wieder herangewachsen ist, auf den ganzen Sommer für ein Stück Rindvieh 225 □ Klafter, somit für 14 Stücke Rindviehe 3150 □ Klafter, oder bey 2 Joche Kleefeld zur ganzen Sommerfütterung hinlänglich seyn.

Wenn der Klee zu Heu für den Winter aufgedörret wird; so gehen dabey ungefähr ⅘ Theile des Gewichtes seines grünen Zustandes verlohren. Nach dem, was ich erst gesagt habe, wachsen auf 5 □ Klaftern wenigstens 60 Pfund, folglich auf einem Joche wenigstens 19200 Pfund grüner Klee: wenn bey seinem Aufdörren zwey

Drittheile eintrocknen; so werden von einem Joche Kleefeld auf einmahl Mähen 6400 Pfund Heu erhalten werden; und obschon der Klee bey guter Witterung auch dreymahl zum Auftrocknen gemähet werden kann: so will ich ein Joch gutes Kleefeld im Heuertrage bey nicht ungünstiger Witterung doch das ganze Jahr nur auf 5 große Pferdfuhren oder auf 10,000 Pfund annehmen. Nach der obigen Berechnung mangeln uns zum Winterfutter noch 42214 Pfund, welche daher auf beyläufig 4 Joch Kleefeld in der Brache erzeuget werden können.

Zum Aufdörren des Klees zu Heu habe ich weder eigene Gestelle, auf welchen derselbe in der Luft aufgehänget wird, noch eine andere Behandlung als beym Aufdörren des Wiesenheues. Ich lasse den Klee, wenn er blühet, mähen; auf die wohlfeilste Art, und mit gutem Erfolge auf der Erde, auf welcher er gewachsen ist, so aufdörren, wie das gewöhnliche Wiesenheu aufgedörret wird. Bey günstiger Witterung ist er in 2 Tagen zu Heu gemacht.

Da bey der angenommenen Wirthschaft gar keine Wiesen sind, und der Klee bey einfallender anhaltender Dürre zum zweyten und dritten Mähen ganz oder zum Theil fehlschlagen kann: so ist es gut, wenn der Landwirth zur größeren Vorsicht bey 2 Joch Erdäpfel in die gedüngte Brache bauet. Auf ein Joch Acker habe ich schon bey 300 Metzen Erdäpfel geärndtet: ich will aber nur 150 Metzen zum Ertrag eines Joches annehmen; so werden auf 2 Jochen 300 Metzen Erdäpfel erbauet werden, welche selbst bey einfallender Dürre durch ihr grünes Kraut im Sommer, und durch die Knollen im Winter die Stallfütterung zu decken hinreichen: und geräth nebstbey der Klee gut; so kann der Landwirth mit den Erdäpfeln entweder einige Schweine fett füttern, oder dieselben durch den Verkauf in Geld umsetzen.

Wie soll man aber die Erdäpfel dem Rindviehe füttern?

Manche sieden dieselben zuvor, andere lassen sie dem Viehe ungekocht vorlegen.

Jene, welche das Viehfutter zuerst abgesotten haben, mögen darauf aus der Aehnlichkeit der menschlichen Nahrung geleitet worden seyn: sie glaubten dem Viehe das Futter angenehmer zu machen, und die Verdauung desselben zu befördern. Allein **ich bin für das Sieden des Viehfutters bey dem Zuchtviehe nicht gestimmt**, denn

a) Das Vieh muß im Stande der Natur seine Nahrung ungekocht genießen; es kauet jede Nahrung zu wiederhohltenmahlen; seine Verdauungswerkzeuge sind so eingerichtet, daß sie keiner Verkochungs-Vorbereitung bedürfen. Die Erfahrung lehret es, daß das Vieh, welches immer ungekochte Nahrung erhält, sich recht wohl dabey befinde.

b) Es ist sich nicht immer auf die Dienstleute zu verlassen, daß sie dem Viehe das gekochte Futter niemahls zu heiß vorlegen: Auf jeden Fall aber schwächet die gekochte Viehnahrung desselben Verdauungswerkzeuge: da man doch nicht alle Nahrungsmittel kochet; so können dann die dem Viehe roh vorgelegten nicht so gut gedeihen, als wenn dasselbe alle Nahrung in dem natürlichen Zustande erhielte.

c) Das Futterkochen vermehret nicht allein die Arbeit, es vergrößert auch bey dem immer mehr steigenden Holzmangel ohne Nothwendigkeit die Auslagen der Viehzucht.

Ich lasse daher die Erdäpfel, wie jede andere Nahrung dem Viehe ungekocht geben: sie werden zuerst von der Erde gut gereiniget, in einem hölzernen Geschirre in kleine Stücke zerstoßen: weil das Hornvieh bey großen Stücken in Gefahr zu ersticken gesetzet wird: und dann mit Häckerling gemischt eingefüttert.

Wenn der Erdäpfelacker gut gedüngt war, und die Erdäpfel den Sommer hindurch zwey bis dreymahl be-

haut worden sind; so kann der Acker nach dem Ausnehmen der Erdäpfel noch wie jeder andere Brachacker ohne neuer Düngung mit Korn angebaut werden. Der Kleeacker wird nach dem letzten Abmähen umgebrochen, und gleich gut geeggt; er ist mit den Kleewurzeln so durchdrungen, daß er beym Umbrechen sehr leicht durch die Egge zerfällt; wenn er aber durch einige Tage ungeeggt liegen bleibet, erst fest wird. Ist noch Zeit den Acker darauf 14 Tage ruhen zu lassen; so wird er beym Anbauen durch das Unterpflügen des Wintersaamens das zweitemahl geackert: ist aber die Zeit zu kurz; so kann der Wintersaamen auch auf die umgebrochenen und zereggten Kleestoppeln gleich gesäet, und unter die Erde gebracht werden: so daß auch der Kleeacker nach Ausgang des Brachjahres wieder zum Körnerbau wie ein anderer Brachacker verwendet werden kann; und folglich dem Körnerbaue nichts entzogen wird.

Bey der Stallfütterung überhaupt und insbesondere, wenn dieselbe im Sommer mit Klee betrieben werden soll, hat man auf Folgendes Bedacht zu nehmen:

1. **Das Vieh muß im Frühjahre nicht plötzlich auf grüne, und im Herbste nicht plötzlich auf trockene Fütterung gesetzet werden:** eines und das andere ist schädlich, und veranlasset Krankheiten und Milch-Verlust. Um diesem auszuweichen, soll man im Frühjahre, wenn die Futtergewächse ohnehin noch nicht zureichen, das Vieh ganz und für beständig grün zu füttern, dieselben unter Stroh schneiden, oder mit Heu **gut** abmischen, weil sonst das Vieh das Grüne heraussuchet, und das trockene Futter stehen läßt. Von Tag zu Tag kann man mehr Grünes zusetzen, bis man in beyläufig 14 Tagen die ganze grüne Fütterung ohne Schaden anfangen und fortsetzen kann. Dadurch verhindert man, daß das Vieh den Durchfall nicht bekomme, welcher dasselbe sehr entkräftet. Einiges Laxiren durch das grüne Futter im Frühjahre veranlaßt, ist jedoch dem Viehe

nicht schädlich, vielmehr reinigend: Nur muß es nicht zu heftig seyn, und nicht lange anhalten. Das Laxiren von grünem Futter kann man meistens bloß dadurch stillen, daß man den Kühen durch einige Zeit wieder Heu oder anderes trockenes Futter füttert. In dem nähmlichen Verhältnisse, als man im Frühjahre mit dem grünen Futter zugekommen hat, muß man im Herbste wieder abnehmen: und wird hiezu der junge heurige Klee unter Stroh geschnitten gut verwendet werden können, wenn das voriges Jahr mit Klee gebaute Feld schon wieder aufgerissen, und mit Winterfrüchten bestellet worden ist.

2. **Der rothe Klee ist in der Fütterung bedenklich, so lange er noch nicht blühet**: bey der Blüthe werden seine Stengel trockener, und mäßigen die Gaile der Blätter. Indessen kann man bey der Stallfütterung nicht wohl abwarten, bis das Kleefeld in der Blüthe stehet, welches gewöhnlich zu Ende May, oder doch Anfangs Juny erfolget: denn auf einmahl kann man das ganze Kleefeld nicht abfüttern, weil es länger reichen muß; und indem man am ersten Orte zu mähen anfängt, wenn der Klee schon blühet, wird man die Mitte kaum erreichet haben, und er ist verblühet, seine Stengel holzigt, für das Vieh ungenußbar, welches darauf auch gleich weniger Milch gibt. Man theile daher das Kleefeld in 45 gleiche Theile ab; sobald der Klee im Frühjahre etwas über einen halben Schuh hoch stehet, fange man an den ersten Theil zu mähen: Da jedoch damahls auf einem Raume von 4 bis 5 □ Klaftern noch nicht das ganze Tagfutter für eine Kuh gewachsen ist; so muß Stroh oder Heu darunter gemischet werden: täglich wächst der Klee höher, täglich wird weniger trockenes Futter beyzumischen nöthig seyn um das Vieh zu sättigen, in beyläufig 14 Tagen wird der Klee in die Blüthe kommen, und dann ohne Beyfutter dem Viehe allein vorgelegt werden können: so wird es nach und nach an das grüne Futter gewöhnet. Wenn man nach 45 Tagen das Feld

einmahl ganz abgemähet hat; so wird der erste Klee schon wieder in der Blüthe da stehen, und auf 4 bis 5 □ Klaftern ein hinlängliches Tagfutter für ein Stück Rindvieh abgeben.

3. Das grüne Futter muß weder naß, noch abgewelkt gefüttert werden.

Besonders der nasse Klee tödtet nicht selten das Vieh, oder versetzet es doch in Lebensgefahr. Um dieses zu verhindern, muß das Futter Vormittag nicht eher, als nachdem der Thau abgetrocknet ist, und Nachmittag, bevor der Thau noch einfällt, gemähet und nach Haus gebracht werden.

Wenn es regnet; so muß der Klee ein paar Stunden vor dem Einfüttern nach Haus gebracht, und in der Futterkammer, so dünn es seyn kann, ausgebreitet werden; damit das meiste Wasser ablaufe, und das Futter von der Luft durchzogen werde. Dann kann es ohne Gefahr gefüttert werden, wenn es auch noch einige Feuchte an sich hat.

Abgewelktes Futter frißt das Vieh nicht allein nicht gerne, und bricht darauf an der Milch ab; sondern es ist demselben auch schädlich, weil es schon anfängt zu gähren. Um dieses zu verhindern, soll man Vormittag nur so viel Futter nach Haus bringen, als man für den Mittag und Nachmittag brauchet, und Nachmittag ist für das Abend- und Morgenfutter zu sorgen. Sicher aber soll man auf einmahl nicht mehr grünes Futter nach Haus bringen, als man auf einen Tag nöthig hat.

4. Man muß dem Viehe sein Tagfutter nicht auf einmahl, oder in grossen Portionen vorlegen; nicht allein, daß sich das Vieh dann leicht überfrißt, und durch die daraus entstehenden Unverdaulichkeiten und Blähungen gefährlichen Krankheiten ausgesetzet wird; so frißt es auch das einmahl begeiferte Futter nicht mehr, und es geht unbenützt verlohren. Um dieses zu verhindern, soll das Vieh täglich 4 bis 5mahl

zu festgesetzten Stunden gefüttert, die ganze Tags-Portion daher in 4 oder 5 Theile abgetheilt werden. Aber auch diese Theilportionen sollen dem Viehe auf 2 oder 3 mahl vorgelegt werden. Jedesmahl vor dem ersten Einlegen des Futters ist der Futterbarn zu reinigen, indem der von der vorhergegangenen Fütterung zurückgebliebene Ueberrest herausgeworfen, und der Barn mit einem Strohwische überfahren wird.

5. **Das Vieh muß zwar im Winter, und im Sommer reichlich getränket werden:** denn im Winter fordert die trockene Fütterung viel Wasser zur Verkochung, und im Sommer müssen nebstdem die durch den Schweiß häufig ausgedünsteten Wassertheile dem Körper wieder ersetzet werden. **Man darf aber das Vieh gleich auf das grüne Futter, besonders auf den grünen Klee nicht saufen lassen.** Wenn das Vieh auf bis zur Sättigung genossenen grünen Klee gleich zur Tränke gelassen wird; so ist man in Gefahr seine ganze Heerde auf einmahl zu verlieren. Die Kühe laufen plötzlich auf, und der Bauch zerspringt ihnen, wenn nicht sogleich Hülfe geleistet wird. Wenigstens 2 Stunden nach dem Klee soll das Vieh erst saufen, und weil man sich hierin nicht so genau auf das Dienstgesinde verlassen kann; so ist es besser, die Einrichtung zu treffen, daß das Vieh eher getränket werde, bevor es das grüne Futter erhält. Täglich zweymahl, Früh und Nachmittag muß das Vieh getränket werden.

6. **Das Vieh muß rein gehalten werden.** Der Unrath verlegt die Schweißlöcher, und hindert die zur Gesundheit des Viehes unentbehrliche Ausdünstung: Dem Viehe muß täglich eine frische Streu gemacht, und die alte Streu aus dem Stalle geschafft werden; der Unrath, welcher sich an den Füssen, und sonst am Leibe der Thiere angesetzet hat, muß abgewaschen, oder mit einem Striegel abgeputzet werden. Das Hornvieh muß so wie die Pferde täglich am ganzen Leibe gestriegelt werden: und

wer zuweilen sein Vieh am ganzen Leibe abwaschen läßt, wird die Mühe nicht bereuen.

Von den grossen Vortheilen der Stallfütterung des Rindviehes, und der damit in Verbindung stehenden Aufhebung der Brache aus eigener Erfahrung innigst überzeugt, wünsche ich meine Mitmenschen der nähmlichen Vortheile theilhaftig zu machen, und sie zur Stallfütterung zu bestimmen: In dieser Absicht will ich ihnen meine Art das Rindvieh zu behandeln mittheilen; vielleicht kann doch einer, oder der andere darin etwas der Nachahmung werth finden.

Da ich die Herrschaft Rexing zuerst an mich gebracht; so habe ich auch dort gleich im ersten Jahre den Anfang mit der Veredlung des Rindviehes, und mit der Vorbereitung zur Stallfütterung gemacht, und nun dieselbe auch zu Raspach eingeführet.

Ich ließ mir aus dem Merzthale einige Kühe, und einen zweyjährigen Stier, so schön er gefunden wurde, bringen. Von diesem Stiere ließ ich gewöhnliche Landkühe bespringen: entweder diese Viehveredlung geht geschwinder, als man gemeiniglich berechnet; oder unser Landvieh war ursprünglich ein edler Schlag von Vieh, welches nur durch schlechte Nahrung und Wartung verkrüpelt ist, und bey besserer Behandlung bald wieder den Rang seiner Vorfahren einnimmt: denn schon aus der ersten Generation habe ich sehr schönes und nutzbares Vieh erhalten: und ich bin seit den wenigen Jahren in der Veredlung so weit gekommen, daß in einer Gegend, in welcher ein gewöhnliches Säugkalb um 8 Fl., und eine Melkkuh um 50 bis 60 Fl. gekauft werden, mir der Fleischhauer für ein 4 wochentliches Säugkalb zum Schlachten 24 bis 30 Fl. gerne bezahlet, und daß bey mir einjährige Zuchtkalbinnen um 100 Fl. zum Kaufe gesuchet wurden.

Die Behandlung meines Viehes ist folgende:

Die Kühe mit den Springstieren stehen im Stalle

von den Kälbern abgesondert. Unter den Kälbern werden die Stierl abermahls abgesondert von den Kalbinnen gestellet. Jede dieser Viehabtheilungen wird abgesondert in den Hof gelassen. Dadurch wird verhindert, daß das junge Vieh von dem Alten nicht gestoßen werde, und daß sich die Geschlechter nicht eher vermischen können, als bis man es zuträglich findet. Die Zugochsen stehen entweder in einem eigenen Ochsenstalle, oder bey den Pferden, und werden von den dazu gestellten Knechten gefüttert. Den Kühen, und dem jungen Viehe wird das denselben bestimmte Tagfutter in fünf Abtheilungen gegeben: Das erste Futter erhalten sie auf 2 oder 3mahl früh beym Melken, welches im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr geschieht: Zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags werden zuerst die Kühe mit den Springstieren zur Tränke in den Hof gelassen, wo sie das reine Brunnwasser in einem Wassertroge schon eingeschöpft finden: sie können dann bey einer Stunde im Hofe herumgehen. Wenn sie auch gleich beym Herausgehen munter herumspringen; so dauert dieses doch nicht lange; sondern sie versammeln sich gewöhnlich bald in der Nähe des Stalles, und erwarten den Einlaß. Während das Vieh im Hofe ist, wird ausgemistet, neue Streu gemacht, und eine mässige Portion Futter eingelegt, damit es sich lieber anbinden lasse. Sobald diese Arbeit geschehen ist, wird das Vieh eingelassen. Auf einen Pfiff, oder auf das Wort „Komm" eilet selbes herbey, wenn es auch in einem entfernten Winkel des Hofes stände. Sogleich wird eine andere Klasse Rindvieh in den Hof zur Tränke gelassen, und inzwischen auf seinem Stande die nähmliche Verrichtung vorgenommen. Sobald das Vieh auf der frischen Streu stehe, müssen die Mägde dasselbe reinigen und striegeln, während ein Viehwärter das Futter für den Mittag, und für den Nachmittag mähet, welches auf Wägen nach Haus gebracht wird. Um 12 Uhr wird wieder gemolken, und dabey dem sämmtlichen Viehe abermahls eine

Futterabtheilung in 2 oder 3 Portionen eingelegt. Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittag wird das sämmtliche Vieh nach seinen Klassen, wie Vormittag in den Hof zur Tränke gelassen, inzwischen wieder ausgemistet, neue Streu gemacht, und eine Portion Futter vorgelegt. Während dem geht ein Viehwärter das Futter für den Abend, und für den folgenden Morgen zu mähen. Im Sommer Abends um 7 Uhr, und im Winter um 6 Uhr wird das letztemahl gemolken, dabey dem sämmtlichen Viehe sein letztes Futter wieder in 2 oder 3 Portionen gegeben, und somit für diesen Tag die Arbeit im Stalle beschlossen. Im Winter wird zwar nur zweymahl des Tages, Früh und Abends gemolken: die tägliche Fütterung aber wird demohngeachtet wie im Sommer fortgesetzet. Wochentlich einmahl wird allem Rindviehe Steinsalz gegeben.

Im Herbste, wenn das grüne Viehfutter weniger wird, und von den Wiesen das Grumet schon nach Haus gebracht ist, lasse ich das Rindvieh an heiteren Tagen Vormittag und Nachmittag jedesmahl durch 2 Stunden auf die nahen trockenen Wiesen austreiben: sobald der erste Reif das Gras gebrennet hat, wird der Austrieb wieder ganz eingestellt. Damit auch die Kälber an diesem Wiesengange ohne Schaden Theil nehmen können: so werden einen halben Tag die Springstiere, und alle jungen Stierl mit den Kühen ausgetrieben; den andern halben Tag aber muß das gesammte männliche Geschlecht zu Hause bleiben, und alle Kalbinnen dürfen die Kühe begleiten.

Die Säugkälber, und auch die gar jungen Abspänkälber stehen im Stalle hinter den Kühen auf dem Gange an einem kleinen Futterbarn angebunden: Wenn eine Kuh gekälbert hat; so wird ihr das Kalb zum Futterbarn gelegt, damit sie es gut ablecken könne. Nach wenigen Stunden kann das Kalb schon mit einiger Hülfe stehen, und es wird dann gleich zum ersten Saufen an das Euter der Mutter angehalten. Den ersten Tag seiner Geburt

bleibt das Kalb bey seiner Mutter an den Futterbarn angebunden liegen, damit sie einander kennen lernen: den folgenden Tag aber wird es zu den übrigen jungen Kälbern hinter die Kühe gebunden. Weil es in den ersten Tagen auf einmahl nicht viel Milch saufet; so wird es beyläufig durch 8 Tage täglich 4mahl des Saufens wegen zur Mutter gelassen: Nach dieser Zeit aber wird es täglich nur 3mahl, Früh, Mittags und Abends, während die übrigen Kühe gemolken werden, zur Mutter zugebunden um nach Belieben saufen zu können. In den ersten Tagen kann das Kalb gewöhnlich die in den Eutern vorhandene Milch nicht aussaufen: Diese Milch, welche das Kalb übrig gelassen hat, wird ausgemolken: außerdem aber dürfen die Säugkühe nicht gemolken werden. Dagegen, wenn aus zufälligen Veranlassungen die Mutterkuh nicht genug Milch hätte; so wird das Kalb nebenbey auch an eine andere Kuh mit angehalten. Diese Fälle sind jedoch sehr selten. Jedes Kalb lasse ich vier Wochen an der Mutter saufen. Wenn die Kälber 14 Tage alt sind; so wird ihnen nebst der Muttermilch nicht allein etwas feines Heu vorgelegt, und das Trinkwasser vorgestellt, damit sie von ihren Kameraden fressen und saufen zu lernen anfangen; sondern es wird ihnen auch täglich einmahl, und in der vierten Woche ihres Lebens auch zwey und dreymahl eine Nahrung in den Hals gesteckt. Geringe Erbsen, Wicken, oder Hafer werden entweder in kaltes Wasser durch 24 Stunden gelegt, geschwelt, oder mit heissem Wasser übergossen, und so auch durch einige Stunden stehen gelassen. Dadurch werden die Körner weich, und lassen sich zusammenballen: es werden nun davon Ballen in der Größe wie ein Hühnerey gemacht, und davon anfänglich dem Säugkalbe täglich 1 Ballen, dann 2 Ballen, und nach dem Abspännen 3 Ballen zu jeder Mahlzeit nähmlich ein Ballen mit der Hand in den Schlund hinabgesteckt, damit bis 3 auch 4 Wochen nach dem Abspännen fortgefahren, und nach und

nach

nach damit so abgebrochen, wie man zugesetzet hätte; nebenbey aber wird den jungen Kälbern immer auch gutes Heu vorgelegt, und reines Wasser gegeben, so oft die andern Kälber zu fressen und zu saufen bekommen. Dadurch wird verhindert, daß die Kälber nach dem Abspänen nicht vom Fleische fallen, wodurch sie in ihrem Wachsthume sehr aufgehalten werden. Zu dieser Fütterung werden auf ein Kalb bey 1 Metzen Hafer, oder bey ½ Metzen Erbsen, oder Wicken aufgehen. Wenn diese Nahrung aufhöret; so haben die Kälber schon gut fressen gelernet: sie erhalten nun noch durch 4 Wochen nur Heu zur Nahrung um den Durchfall zu verhindern, welcher die meisten Kälber entweder tödtet, oder doch untauglich zur Zucht machet, weil er sie zu sehr entkräftet. Im Winter versteht es sich, daß mit dem Heufutter der Kälber beständig fortgefahren werde; im Sommer aber lasse ich den Kälbern, wenn sie 3 Monathe alt sind, täglich etwas grünes Futter unter das Heu mischen: im zweyten Sommer und Winter ihres Lebens werden sie wie die andern älteren Kälber in der verhältnismäßigen Menge gefüttert und behandelt.

So lange die Kälber an den Müttern saufen, und auch bey 4 Wochen nach dem Abspänen werden sie nicht aus dem Stalle gelassen, bis sie das Kühaussaugen ganz vergessen haben: wenn sie sohin die erstenmahle in den Hof gelassen werden; so muß man die Hofthöre zusperren, weil sie sonst davon laufen.

Alle Kälber männlichen und weiblichen Geschlechtes, und zu allen Jahrszeiten werden in meinen Höfen abgesetzt (abgespänt); nur jene davon werden an den Fleischhauer verkauft, welche entweder einen körperlichen Mangel mit zur Welt gebracht haben, oder sonst keine gute Ausbildung versprechen.

Bevor eine Kalbin nicht wenigstens 2½ Jahr alt ist, wird sie nicht zum Stiere gelassen. Die Erfahrung hat mich gelehret, daß Kalbinen, welche schon im zwey-

ten Lebensjahre zugekommen waren, sogleich in ihrem Wachsthume zurückgeblieben, und unansehnliche Kühe geworden sind; obschon sie von väterlicher und mütterlicher Seite von großen, edlen Eltern abstammten, und obschon ich sie nach dem ersten Kalbe nicht habe melken lassen. Das nähmliche Alter lasse ich die jungen Stiere erreichen, bevor ich sie zum Springen verwende. Es ist nicht zu besorgen, daß die Kalbinen sich von der unbefriedigten Brunst abzehren, oder den Geschlechtstrieb nicht mehr fühlen werden. Die Brunst dauert nur bey 24 Stunden. Eben so ist nicht zu sorgen, daß jene Kuh, welche im Stalle immer neben dem Stiere steht, galt bleiben werde: seit mehreren Jahren steht bey mir immer die nähmliche Kuh neben dem Stiere, und sie nimmt nach dem Kälbern eben sobald wie die übrigen Kühe wieder auf. Vielleicht hat einst eine neben dem Stiere stehende Kuh durch längere Zeit nicht nach der Begattung verlanget, weil sie beym Kälbern zu sehr geschwächt, oder sonst in ihren Geburtstheilen nicht gesund war, und man hat diese Erscheinung irrig ihrem Stande zur Last geschrieben.

Zu Springstieren, wenn sie sonst in der Gestalt, und in den übrigen Eigenschaften gleich sind, ziehe ich die Abkömmlinge guter Milchkühe vor: denn ich glaube, daß auch diese Wahl auf das Milchgeben ihrer Töchter Einfluß habe.

Das Vieh, mit welchem ich die Stallfütterung angefangen habe, war zuvor immer ausgetrieben, und das Märzthaler-Vieh sonst in seiner Heimath den ganzen Sommer auf den Alpen geweidet worden; und doch habe ich keine nachtheiligen Folgen erfahren. Das Jahr, bevor ich die Stallfütterung einführte, hatte ich in der Brache hinlänglich rothen Klee gebaut: nebstbey habe ich auch Luzernerkleefelder angelegt. Meine Viehzucht hat sich in wenigen Jahren nicht allein veredelt, sondern auch sehr erweitert. Ungehindert zuvor der dritte Theil aller Felder brach blieb, und zur Viehweide diente; und der Vieheintrieb in die Wiesen im

Frühjahre, und im Herbste gestattet wurde: so war doch bey viel weniger Vieh grosser Futter-Mangel vorhanden.. Seitdem habe ich die Brache ganz abgestellt, sie wird theils mit Futterkräutern, meistens aber mit Brachfrüchten bebauet; der Vieheintrieb in die Wiesen ist im Frühjahre ganz verbothen; einen großen Theil der Hutweiden habe ich in schöne Weingärten, und fruchtbare Felder umgestaltet, und den übrigen Hutweiden für die Folge noch manche Umstaltung zugedacht; und dennoch habe ich nun viel mehr und gut genährtes Rindvieh, und um vieles veredelte Schafe. Alle diese Vortheile haben ihren letzten Grund in der eingeführten Stallfütterung, in der dadurch möglich gemachten Vermehrung des Viehes und des Düngers, in der dadurch erzielten höheren Erträgniß der Aecker und Wiesen.

Wenn man annimmt, daß die östreichische Monarchie bey 12 Millionen Stücke Hornvieh besitze: so könnte diese Summe in wenigen Jahren verdoppelt seyn, wenn die Stallfütterung nur in einigen Provinzen mehr allgemein würde: Welch ein ungeheurer Zuwachs an wahrem Nationalreichthume, dessen Erwerbung nur wenige Mühe, nur einige Industrie erfordert, die jedem gemeinen Verstande erreichbar ist! Und da der jährliche Abgang an Rindfleisch dermahlen nicht den hundertsten Theil dieses Zuwachses ausmachet; so könnte der Landesbedarf in kurzer Zeit mit der inländischen Produktion gedecket seyn; und bald würden wir noch Vieh an das Ausland absetzen können.

Da die Stallfütterung sowohl dem Staate, als dem einzelnen Viheigenthümer so große Vortheile gewähret; so kann die Frage entstehen: **soll die Stallfütterung nicht durch ein Zwangsgesetz allgemein eingeführet werden?**

In meiner Abhandlung: **„Ueber die Nothwendigkeit, und über die Mittel große Theurung der Lebensbedürfnisse abzuwehren"** habe ich die

Gründe angegeben, warum in Kultursachen durch Zwangsgesetze wenig Nutzen geschaffet werden könne. Bey uns haben solche Gesetze ohne Erfolg bestanden. Die Bestellung der Felder, die Behandlung des Viehes ist nicht allein von der Lokalität, und von den Kenntnissen, sondern auch von den individuellen häuslichen Umständen der einzelnen Besitzer abhängig, in welche sich die öffentliche Verwaltung mit gutem Erfolge nicht einmengen kann.

Die Landleute haben das mit allen Menschen gemein, daß sie bey ihren Unternehmungen gewinnen wollen: wenn der Landmann eine sehr vortheilhafte landwirthschaftliche Unternehmung nicht betreibet; so ist dieselbe entweder

a) in seinen individuellen Umständen nicht ausführbar, oder

b) er hat davon, und wie er dabey zu Werke gehen soll, keinen deutlichen Begriff; oder

c) es mangelt ihm an Muth etwas neues zu unternehmen, oder endlich

d) es stehen ihm Hindernisse im Wege, die er allein nicht beseitigen kann.

Im ersten Falle kann der Staat gar nichts besseres thun, als den Familienvater nach seiner Möglichkeit in seinem Eigenthume schalten lassen.

Um die nöthigen Vorkenntnisse zu der Stallfütterung und zu der hiezu nöthigen Erzeugung der Futterkräuter aller Art, somit auch den Muth dieselbe zu unternehmen, zu verbreiten, würde es vielleicht zuträglich seyn, jene, welche die Stallfütterung mit gutem Erfolge eingeführet haben, öffentlich durch angemessene Ehrenbezeugungen auszuzeichnen.

Unter den Hindernissen werden vielleicht an manchen Orten das Recht der Mitweide, und die gemeinschaftlichen Hutweiden seyn, welche keiner unbenutzt lassen will, um sein Recht darauf nicht zu vergeben.

Ueber die Theilung der gemeinschaftlichen Hutweiden bestehen bey uns ohnehin ausdrückliche Gesetze. Das Patent vom 5. November 1768 und vom 14. März 1775 befehlen, daß alle Gemeindhutweiden, welche die Unterthanen entweder allein, oder in Gemeinschaft mit den Herrschaften besitzen, und zwar dergestalt vertheilet werden sollen, daß davon die Halbscheide jener Herrschaft, welche den gemeinschaftlichen Trieb mit der Gemeinde auf der Hutweide jederzeit ausgeübet hat; die andere Halbscheide aber unter die Unterthanen nach Masgab ihrer Häuser, und der dazu gehörenden Hausgründe zugetheilet werde; und das Patent vom 24. März 1770 setzet fest, daß nur allein magere, sandige und steinige Weiden, so wie die Stoppel- und Brachfelder zur Schafweide bestimmet bleiben, für das Hornvieh aber, welches im Stalle gefüttert werden sollte, nur ein Platz zu einem Viehstande zuzulassen seye, in welchen das Hornvieh einige Stunden des Tages, nicht in der Absicht der Weide, sondern nur der Bewegung wegen getrieben werden könne. Wenn die Vertheilung der noch unvertheilt gebliebenen Hutweiden begünstiget wird; so wird dieses Hinderniß um so eher schwinden, weil jetzt Grund und Boden einen hohen Werth hat, folglich der eigenthümliche Besitz desselben sehr reitzend ist.

Wenn die Unterthanen dort, wo die Blumensuche, und das Mitweidrecht üblich ist, nur einzelne Stücke Aecker mit Futterkräutern bebauen; und wenn sie dieselben so anbauen, daß der Eintrieb des Viehes auf das übrige Brach- oder Stoppelfeld nicht gehindert ist: so wird ihnen wohl keine Obrigkeit, und keine Gemeinde Hindernisse in den Weg legen, auch nach den Gesetzen keine Hindernisse legen dürfen. Nur zu bedauern ist es, daß jene wenigen Landleute, die zuweilen einige Futterkräuter anbauen, dieselben nicht sowohl zur Erzielung der Stallfütterung, als vielmehr von darum, und gerade darum an dem ungelegensten Orte anbauen, um die Ob-

rigkeit, ihre Mitnachbarn, und die Gemeinde zu hindern, mit ihrem Viehe auf die Weide zu kommen. Diese Bößheit, oder Neid ist die Ursache der meisten Beschwerden, welche des Weidrechtes wegen entstehen. Werden die Unterthanen es einst zu jener Vollkommenheit in der Wirthschaft bringen, daß sie die ganze Brache mit Dünger belegen, und gut zu benützen im Stande sind; so wird es ihnen auch an Mitteln nicht fehlen, sich des Weidrechtes wegen ganz abfinden zu können.

Die erste Einführung der Stallfütterung machet weniger Beschwerden, als man meinet. Die Anzahl Vieh, welche die Landleute jetzt halten, ist nicht groß. Da sie dasselbe schon jetzt im Winter im Stalle füttern, da sie schon jetzt auch im Sommer dem Vieh im Stalle einiges Futter vorlegen müssen, um es beym Anbinden und Melken zum ruhigen Stehen zu bringen: so handelt es sich nur um jenes grüne Futter, welches in den Sommermonathen mehr nach Haus gebracht werden muß, als jetzt schon geschiehet. Da man für eine Kuh den ganzen Sommer hindurch nicht mehr als 225 □ Klft., oder ⅛ Joch rothen Klee brauchet; so wird doch das erstemahl jeder Wirthschaftsmann, der jetzt eine Kuh hält, und jene, welche jetzt mehr Kühe halten, verhältnißmäßig mehr Dünger, und diesen kleinen Fleck Grund entbehren können, um denselben zum Futterkräuterbau zu widmen. Da die meisten Landwirthe wenigstens einen Theil ihrer Winterfrüchte in die bedüngte Brach bauen; so können sie unter das im Herbste angebaute Korn oder Waitzen im nächsten Frühjahre den Kleesaamen darauf säen; auf ⅛ Joch Acker, oder zum Futteranbau für eine Kuh werden 1½, höchstens 2 Pfund Kleesaamen hinreichend seyn. Der Ankauf dieses Saamens ist fürs erste die einzige Vorauslage.

Gegen den Winter soll der Grundeigenthümer auf ⅛ Joch Kleefeld 2 Fuhren Mist aufführen, und auf die Art behandeln, wie ich es hier oben beschrieben habe. Die-

ser Dünger ist nicht verschenket, er wird dem Viehe zur Erzeugung seiner Nahrung nur geliehen, und bey der Stallfütterung mit Wucher mehr als doppelt ersetzet. Da der Landmann nach dem Winteranbau ohnehin den Dünger über Winter nicht mehr verwenden kann; da er im Frühjahre einen großen Theil des nähmlichen Düngers wieder von dem Kleefelde ab, und auf seine Felder bringen kann; und noch bevor er den Mist auf die Felder brauchet, im May und Juny die Kuh im Stalle ihm schon mehr als 2 Fuhren, und besseren Mist wieder ersetzet hat: so ist dieser Dung-Vorschuß um so weniger für etwas zu rechnen, weil dadurch auch der Acker besser wird, und nach dem Klee wieder schönere, und mehrere Feldfrüchte einbringet; wodurch auch die Auslage auf den Ankauf des Kleesaamens gut ersetzet wird. Nun hat der Landmann schon für den ersten Sommer sein Stallfutter: für das folgende Jahr muß er aber gleich wieder auf die nähmliche Art vorsorgen, wie er es für das erste Jahr gethan hat. Beym zweyten Kleeanbau hat die Kuh schon Dünger genug im Vorrath gemacht, um die alte Mist-Schuld zu zahlen, und das neue Kleefeld von dem eigenen Vorrathe herrichten zu können.

In einem großen Viehhofe muß man sich bey der Stallfütterung nicht bloß auf den rothen Klee verlassen: hier sind mehr Grundstücke, mehr Dünger, und mehr Mittel vorhanden, sich vor den Zufällen der Witterung zu sichern, und dem Viehe auch eine Abwechslung in der Nahrung zu geben. Nebst dem rothen Klee sollen auch nach Verschiedenheit des Bodens, und der Lokalität Luzerne, Esparcette, Wicken, Erbsen, türkischer Waitzen ꝛc. zum grünen Viehfutter gebauet werden, welche zum Verfüttern herangewachsen sind, wenn der Klee das erstemahl abgemähet worden ist: hält dann heiße Dürre den Wachsthum des Klees auf; so schützen die anderen Anpflanzungen vor der Verlegenheit, in welche man in einem großen Hofe mit vielem Viehe bey dem Mangel an

Futter gerathen würde. Um dieser Verlegenheit auszuweichen, ist es zu rathen, einen Vorrath von trockenem Futter zu sammeln, um damit im Nothfalle auch im Sommer dem Viehe auf einige Tage aushelfen zu können.

Vielleicht wird es den Meisten im ersten Jahre an Streustroh mangeln: diesem Mangel muß nun jeder so gut es seine Umstände, und die Lokalität erlauben, abzuhelfen suchen; indem er entweder aus sumpfigen Gegenden Schilf, aus den Waldungen Laub oder Nadeln herbeyführet, oder Stroh ankaufet. Für den Landmann, welcher den Dünger brauchet, ist derselbe immer mehr werth, als das Streustroh. Im ersten Sommer kann der Landmann von dem vermehrten Dünger schon mehr Aecker bedüngen, er wird daher im nächsten Jahre auch mehr Stroh einerndten, und dieser Verlegenheit nicht mehr ausgesetzet seyn. Im dritten oder vierten Jahre bleibet ihm wahrscheinlich schon Stroh übrig, welches ihm hinlängliche Streu für sein inzwischen vermehrtes Vieh liefert, und ihm bey Mißwachs zur Aushülfe dienet.

Die Stallfütterung des Rindviehes fordert nicht mehr Dienstleute, und ist mit weniger Unkosten als der Viehaustrieb verbunden. Eine Magd kann 12 Kühe im Stalle warten, und das Futter für dieselben mähen, wenn der Kleeacker nicht weit vom Hofe entfernt ist. Sollen 12 Kühe ausgetrieben werden; so ist eine Magd, ohne daß Futterkräuter angebauet sind, nicht im Stande für dieselben das nöthige Gras zusammen zu suchen, und nach Haus zu tragen um das Vieh beym Eintreiben zu befriedigen: eine zweyte Person muß inzwischen das Vieh auf dem Felde hütten. Das für die Stallfütterung gemähte Futter kann auch ohne Kosten nach Haus gebracht werden. Wo viel Vieh ist, dort sind auch meistens viele Aecker, und es wird Zugvieh zur Felderbestellung gehalten. Wenn der Knecht früh auf das Feld ziehet, so führet er den leeren Wagen auf den Kleeacker: zu Mittag und Abends, wenn er nach Hau-

se reitet, führet er den inzwischen von den Mägden geladenen Futterwagen mit in den Viehhof. Um mein Zugvieh bey dringenden Wirthschaftsarbeiten gar nicht zu säumen, habe ich im Sommer nicht selten zwey Kühe einspannen lassen um das Futter zu hohlen. Man kann dazu auch ein paar Eseln verwenden, die sich zur Nahrung mit jenem Futter begnügen, welches die Kühe nicht mehr auffressen wollten. Dort, wo jetzt zum Viehaustriebe eine eigene Person im Hause gehalten wird, kann diese Person dann ersparet, oder zu anderen Arbeiten verwendet werden: und dort, wo bis jetzt ein Gemeinhalter war, ersparen die Vieheigenthümer die Ausgaben auf den Bau, und die Reparationen des Wohnhauses für den Halter, sie ersparen seinen Lohn, die ihm abgereichten Naturaldeputaten, und die Milch, welche sie ihm jetzt wochentlich von jeder ausgetriebenen Kuh geben müssen; und doch werden ihre Felder weniger vom Viehe beschädiget werden, als es jetzt geschieht. Jene Familien, welche sich dermahlen mit dem Viehhütten nähren, finden auf dem Lande viele andere nährende Beschäftigungen: und die Landleute ersparen nicht allein große Geldauslagen; sie gewinnen nicht allein in den verminderten Feldbeschädigungen, sondern ihre Einnahme, und ihr Vermögen wird um vieles vermehret werden. **Wollte Gott! ich könnte doch einige Familien zur Stallfütterung bewegen; der Gedanke zu dem nachfolgenden Wohlstande dieser Mitmenschen den Grundstein gelegt zu haben, würde mir manches Bittere versüssen, welches wir Menschen auf unserer irdischen Laufbahne in jeder Richtung sicher antreffen! —**

Sechszehntes Hauptstück.

Von der Schweinzucht. Landesübliche Schweinzucht und Behandlung der Schweine. Vorschlag zu einem neuen Schweinstall. Von den Zuchtschweinen und ihren Jungen.

Die neugebornen Schweine, so lange sie an der Mutter saufen, werden ohne Unterschied des Geschlechtes **Spanferkl** genannt. Nach dem Abspänen (Absetzen, Entwöhnen von der Muttermilch) heißen sie **Absetzferkl**; sie werden aber jetzt schon nach ihrem Geschlechte unterschieden: die weiblichen zur Zucht bestimmten Jungen werden **Züchtl** (junge Zuchtschweine) die männlichen **Eberl** (Berl) und die von beyden Geschlechtern Verschnittenen (kastrirte) **Frischlinge** genannt. Sobald die männlichen und weiblichen jungen Schweine zur Zucht gebraucht werden, heißen die ersten **Eber** (Hauer, Schweinbeer, Stammschwein) die letzteren **Zuchtschweine** (Mutterschweine) und die nun zur Mastung bestimmten Kastraten, werden Mastschweine genannt.

Vielleicht nirgends in der Welt wird die Schweinzucht so sehr im Großen betrieben, als in dem östreichischen Kaiserthume. In den ungarischen Erbstaaten, und an den türkischen Gränzen haben einzelne Grundherren, einzelne Privatleute Heerden von mehreren Tausend Schweinen, deren Fleisch und Speck daselbst die Hauptnahrung des gemeinen Mannes ist.

In den deutschen Erblanden ist die Schweinzucht nicht so ausgebreitet; aber sie hat sich auch hier ihrer großen Nutzbarkeit wegen in den neueren Zeiten sehr gehoben: man findet jetzt wenig Bauernhäuser, in welchen nicht jährlich ein oder mehrere Schweine zum Hausbedarf

aufgezogen werden; da zuvor in ganzen Gegenden, besonders in manchen Gebirgen nur selten Schweinvieh angetroffen wurde.

Die Behandlung der Schweine (Borstenvieh) ist bey uns nicht gleich; sie leben in der größten Sklaverey, und in einer beynahe unbeschränkten Freyheit, in welcher sie sich von den wilden Schweinen fast gar nicht unterscheiden: und sie gedeihen in der Freyheit und in der Sklaverey.

In den deutschen Erbstaaten ist ihr Aufenthalt gewöhnlich ein hölzerner Stall ohne Fenster, oder sonstige Oeffnung, durch welche das Licht eindringen könnte: meistens ist selber für eine Zuchtsau und ihre Familie 3 Schuh hoch, 4 Schuh breit, und 5 bis 6 Schuh lang. Die vordere Seite wird durch eine Fallthüre, und durch den Futtertrog gebildet: Die Fallthüre ist oben eingehenkt, wird daher aufwärts geöffnet, um den Schweinen ihr Futter oder Getränke in den Trog zu schütten, und um dieselben aus- und einzulassen; beym Zumachen wird die Thüre an den Trog angeriegelt. Die obere Decke ist gerade eingelegtes Holz, über welches entweder ein kleines Dach angebracht ist, oder doch im Winter gut mit Stroh überlegt wird: der Fußboden ist entweder vorwärts gegen den Trog zu etwas erhöhet, damit von hinten der Urin ablaufe, oder es sind zu diesem Ende eigene Oeffnungen in demselben angebracht. Der ganze Stall ist von der Erde etwas, ungefähr bey 1 Schuh, gerade so viel, daß man die Unreinigkeiten hervorziehen kann, erhoben; und weil er im Winter in der Freye zu kalt seyn würde: so wird er in dem Hofraume gewöhnlich neben den Mist, oder neben den Abtritt gestellet. So elend diese Wohnungen sind; so eilen doch die Schweine denselben freudig zu, wenn sie von der Weide kommen, und fordern schreyend den Einlaß. So sehr sind sie von Kindheit auf ihrer Sklaverey gewohnt!

Wo mehr Schweine gehalten werden, wo man sie besser behandeln will, wird ihnen ein eigener Schweinhof eingeräumet. Die Stallungen werden entweder in eine Ecke des Hofraumes, oder an den Misthaufen so gestellet, daß sie beynahe ein Viereck bilden, und hinter sich in der Mitte einen unbedeckten freyen Raum haben. Hat man nicht so viele Schweinställe um mit denselben alle 4 Seiten des Schweinhofes schließen zu können; so werden Wände von Brettern gemacht, und mit den Ställen in Verbindung gebracht. In den innern Raum wird durch eine Thüre ein Eingang gelassen, damit die Viehwärter in demselben einstreuen, auch die Schweinställe nach Erforderniß von hinten öffnen und schließen können. Die Schweinställe unterscheiden sich hier von den erstbeschriebenen nur dadurch, daß sie auch hinten eine Thüre haben, welche von außen zu verriegeln ist, und geöffnet wird, um die Schweine in ihren Hof herauszulassen. In diesem Hofe halten sie sich den größten Theil des Tages, und wenn man es ihnen gestattet, auch bey Nacht auf, und leben gesellschaftlich; sie springen nur dann in den Stall hinein, wenn ihnen bey der vordern Thüre in ihren Trog Futter oder Trank eingegeben wird. Hiebey haben sie die Unart, daß sie aus einem Stalle in den andern laufen, um zu naschen, und sich ihre Portion aufzuheben: wenn die Dienstleute dann nicht entweder von hinten die Thüren von den Stallungen der jungen und schwächeren Schweine schließen, oder vorne beym Futtertroge stehen bleiben um sie zu schützen; so werden die Schwachen von den Starken verdränget, leiden Noth, und können nicht recht gedeihen. Die nähmliche Vorsicht ist nöthig, wenn Schweine von verschiedener Größe und Stärke in einem Stalle gefüttert werden.

In den ungarischen Provinzen werden die Schweinheerden an manchen Orten, wenigstens über Winter in große Schweinhöfe gebracht: ein der Viehanzahl angemessener Platz wird auf allen Seiten gewöhnlich im Vier-

eck eingezäunt, und in denselben ein Thor gelassen: Rückwärts auf den Zaunpfeilern, und vorwärts auf einigen Säulen ruhet ein Dach von Stroh oder Rohr, welches entweder nur eine, oder mehrere Seiten des Platzes einnimmt; der Platz in der Mitte bleibt frey und unbedeckt: wo man die Gelegenheit dazu hat, leitet man fließendes Wasser durch diesen Raum, in welchem die Schweine saufen und baden können; wo dieses nicht seyn kann, werden sie entweder aus Brunnen in darneben gestellten Trögen getränket, oder an ein nahes Wasser zur Tränke getrieben. Da das Dach von innen nur auf Säulen ruhet, und sonst gegen den mittleren freyen Platz offen stehet; so können die Schweine auf den freyen Platz, und von demselben wieder unter das Dach gehen, wie sie wollen. Unter dem Dache wird im Winter reichlich eingestreut, damit sich die Schweine in das Stroh verkriechen, und so vor Kälte schützen können. Sobald die Schweine einmahl zusammengewohnt sind; so leben sie verträglich, besonders wo sie keinen Mangel an Nahrung leiden, und daher keine Ursache haben sich deßwegen zu entzweyen. Man pfleget jedoch die Heerden in mehrere Abtheilungen zu bringen; so daß die Mutterschweine, die Jungen und das Mastvieh abgesondert ihre gleichmäßig gebauten und eingerichteten Höfe haben. Zur Zeit, wenn die Zuchtsäue färkeln, müssen die Aufseher und Hirten besonders aufmerksam seyn: Die Ferkel verkriechen sich der Wärme wegen unter das Stroh, und können leicht von der Mutter erdrücket werden.

In jenen Gegenden, in welchen Buchen und Eichenwaldungen nicht zu weit entfernt sind, werden die Schweine weder im Sommer noch im Winter unter ein Dach, oder in die Nähe menschlicher Wohnungen gebracht. Im Sommer müssen sie sich auf der Weide nähren; wo man die Gelegenheit so dazu hat, wie im Bannate, dort werden sie in Sümpfe und Moräste getrieben, wo sie Wurzeln, Schnecken und andere Insekten zur Nahrung finden, und

von der Sonnenhitze nicht so zu leiden haben. Um Michaeli, also gegen Ende September, oder Anfangs Oktober werden sie in die Waldungen zur Nahrung und auf die Mast getrieben. Da die Eigenthümer der großen Waldungen selbst so viele Heerden nicht haben, um von denselben die abgefallenen Eicheln und Buchnüsse (Buchecker) verzehren zu lassen; so verpachten sie davon bestimmte Theile über Winter an andere Viehеigenthümer. Jeder Heerde wird ihr Bezirk angewiesen, den sie betreiben darf, und die Plätze, auf welchen sie übernachten muß; um zu verhindern, daß einander fremde Heerden nicht zusammentreffen, woraus ein blutiger Kampf entstehen würde. Bey jeder Heerde werden einigen Schweinen, gewöhnlich den zahmsten Mutterschweinen Glocken angehänget, um mit dem Klange derselben die Heerden beysammenzuhalten, sie auch zwischen den Waldungen leichter finden zu können. Die Hirten leben unter ihnen, und nehmen sich, indem sie in die Waldungen treiben, Brod, Speck und Brandwein zur Nahrung mit, auch werden sie damit von Zeit zu Zeit aus den nächsten Ortschaften versehen: sie folgen den ganzen Tag ihrer Heerde innerhalb des eingeraumten Waldtheiles, tränken sie an den Waldbächen, oder an Quellen, und treiben Abends auf ihren Lagerplatz zurück. Obschon es in den Waldungen viele Wölfe gibt, so haben doch die Hirten von denselben in der Nähe ihrer Heerden nichts zu besorgen. Die Schweine haben einen sehr feinen Geruch, sie wittern den Wolfen von ferne, und sind gleich bereit mit ihm zu kämpfen; er wagt es nicht sich einer Heerde zu nahen, wenn er nicht etwa ein einzelnes verirrtes Schwein zur Beute erhaschen kann: diese Schweine leiden aber auch keinen Hund wie sich ihnen ein Hund nahet; so suchen sie ihn in einen Kreis zu bringen, und setzen nicht eher aus, bis er sein Leben geendiget hat. Diese Schweine leben in der größten Freyheit, sie sind in derselben beynahe eben so wild und unbändig, wie die ganz wilden Schweine. In den Eichen-

waldungen werden sie von den abgefallenen Eicheln bald fett: Um Weihnachten werden die fettesten aus ihnen als Speckschweine geschlachtet, oder als solche verkaufet, die übrigen werden im Frühjahre wieder auf die Weide gebracht. Auch außer Ungarn in den anderen Provinzen werden die Schweine zur Mast in die großen Eichen- und Buchenwaldungen eingetrieben.

So verschieden die Behandlung ist, so verschieden ist die Nahrung der Schweine, welche man ihnen bestimmet. Die freyen Schweine müssen sich das ganze Jahr ihre Nahrung auf der Weide, in Sümpfen und Morästen, und in den Waldungen suchen: die in einer Einzäunung unter einem frey aufgestellten Dache überwinterten Schweine werden im Sommer auch ausgetrieben, im Winter aber zu Hause gefüttert: ihre Nahrung bestehet größtentheils aus Kukurutz (Mays, türkischer Waitzen, Zea) von welchem sie bald recht fett werden; wo der Kukurutz nicht zureichet, werden ihnen andere Körner, und an manchen Orten Kürbisse und Melonen gegeben, welche in verschiedenen Gegenden Ungarns häufig wachsen. Das Futter wird ihnen entweder auf dem Hofplatze, zu welchem sie von allen Seiten aus ihren offenen Stallungen zugehen können, oder auf einem anderen freyen Platze außerhalb ihrer Einzäunung in rohem Zustande auf die bloße Erde hingelegt.

In den deutschen Erbstaaten werden die Schweine entweder im Sommer ausgetrieben, und nur im Winter im Stalle gefüttert; oder sie werden das ganze Jahr zu Haus, und im Stalle genähret.

In Steyermark und in anderen hohen Gebirgsgegenden werden sie im Frühjahre mit dem Rindviehe auf die Alpen zur Weide getrieben, und erst im Herbste wieder mit nach Haus gebracht. Nebst der Nahrung, welche sie sich daselbst auf der Weide suchen, wird ihnen auch das Käswasser und die saure Kuhmilch gegeben. In den übrigen Landen werden die Schweine täglich von der Weide

nach Haus getrieben. Jene Gemeinden, welche viel Borstenvieh halten, nehmen einen eigenen Schweinhirten auf: sonst aber werden sie entweder mit dem Rindviehe, oder mit den Schafen und Ziegen zugleich ausgetrieben.

Die besten Weiden für die Schweine sind jene, auf welchen ein kurzes, von dem Rindviehe verachtetes Gras wächst; die Landleute nennen es das Saugras: die Getreidstoppeln, an Bächen und an Morästen, wo sie Schnecken und andere Würmer und Wurzeln finden. Nach Abärndtung der Erdäpfel und der Rüben kann man ihnen auch diese Felder Preis geben, sie wittern in der Erde jeden zurückgebliebenen Erdapfel oder anderes nahrhaftes Gewächs, und wühlen es heraus: Von angebauten Feldern sind sie aber sorgfältig abzuhalten, und in die Wiesen dürfen sie zu keiner Zeit gelassen werden; weil sie sich nicht bloß mit dem Grase begnügen, sondern auch den Wurzeln nachgraben, und für die Zukunft den Ertrag vermindern. Im Sommer sollen die Schweine während der Mittagshitze eingetrieben; oder an kühle schattigte Orte, oder an Sümpfe und Bäche gebracht werden, in welche sie sich legen, um sich abzukühlen. Im Frühjahre und im Herbste, wenn starke Thau und Reife fallen, sollte man sie früh erst, wenn der Thau oder der Reif weg ist, austreiben; und Abends eintreiben, bevor der Thau wieder einfällt. Sobald sie auf der Weide keine hinlängliche Nahrung finden, müssen sie selbst während der Austriebzeit zu Hause mitgefüttert werden: Man gibt ihnen dann iht Futter, wenn sie nach Haus kommen, in ihren Stalltrog, damit sie desto lieber in den Stall hineingehen.

Für schwere Schweine ist der Austrieb, besonders auf entfernte Triften nicht gut; sie erhitzen sich zuviel, und verlieren nicht selten mehr an Fleisch, als sie bey der kargen Weide gewinnen: man thut besser, sie zu Hause zu behalten, und ihnen Gras oder Klee, Erdäpfelkraut, allerley Blätterwerk, Kleyen und Abfälle aus der Küche

zu

zu füttern, wie man dieses in jenen Wirthschaften findet, in welchen die Schweine auch im Sommer zu Haus gefüttert werden.

Im Winter gibt man den Schweinen nach Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Bestimmung mehr oder weniger Kuh- oder Schafmilch, Käswasser, Kleyen, geringe Körner, Körnerschrott, Erdäpfel, Rüben, Weinbeertrebern ꝛc., auch wird ihnen die Sprey und andere Abfälle vom Dreschtenne angefeuchtet, eingefüttert: denn obschon sie im Sommer das grüne Gras und den grünen Klee gerne fressen; so mögen sie doch im Winter weder Heu noch Stroh zur Nahrung zu sich nehmen.

Sehr viele Landleute pflegen das Schweinfutter mit siedendem Wasser abzubrennen, und die Erdäpfel für dieselben gar vorher zu kochen. Für Schweine, welche auf der Mast stehen, ist dieses Verfahren sehr gut; nur muß man denselben ihre Nahrung niemahls warm, oder gar heiß geben, weil sie davon plötzlich krank werden können: denn bey dem Mastviehe, besonders wenn es einmahl eine gewisse Fette und Schwere erlangt hat, werden die Verdauungswerke schwächer; und doch liegt daran, ihnen eine bestimmte Menge Nahrung beyzubringen, aus welcher sie Fleisch und Fette machen sollen; man thut demnach gut ihrer Verdauung durch das Kochen der Nahrung zu Hülfe zu kommen: Das Zuchtvieh aber rathe ich mit ungekochter Nahrung zu füttern: man ersparet dabey das Kochholz, und ist nicht in Gefahr, daß die Schweine ihr Futter zu heiß bekommen, und davon zu Grunde gehen.

Wieviel Futter brauchet ein Schwein täglich?

Das Futter ist in Hinsicht seiner Nahrhaftigkeit nicht gleich; jenes, welches mehr Nahrungstheile enthält, wird in einer geringeren Menge zulänglich seyn. Ferner ist auch das Vieh in seinem Bedarfe nicht gleich. Das junge Vieh brauchet weniger, als das vollkommen ausgewachsene Zuchtvieh: und die auf die Mast gesetzten Schweine

werden das meiste und nahrhafteste Futter erhalten müssen. Für ein ausgewachsenes Zuchtschwein, wenn es keine Jungen zu saugen hat, wird im Sommer täglich 6 Pfund Gras oder Klee, und im Winter ⅛ Metzen Erdäpfel oder Rüben, oder 1 Maßl Körner zum Futter nöthig seyn. Meine Schweine werden das ganze Jahr hindurch nicht ausgetrieben, und dürfen auch in den großen Hof nicht gelassen werden; sie haben zwischen ihren Ställen einen oben offenen Schweinhof, in welchem ihnen immer frisch untergestreut wird. Im Sommer bleiben die hintern auf den Hof zugehenden Stallthüren immer offen; sie können daher nach Belieben Tag und Nacht entweder in ihrem Stalle, oder in ihrem Hofe zubringen: nur wenn eine Sau geferkelt hat, wird sie die ersten Tage in ihrem Stalle eingesperrt gehalten, um ihre Mutterpflichten besser zu erfüllen: Dann läßt man sie anfangs allein, und später, wenn die Ferkl schon stärker geworden sind, mit ihren Jungen heraus zu der übrigen Schaar. Auch im Winter wird ihnen die Hofthüre an heiteren Tagen unter den Mittagsstunden geöffnet. Das fließige Futter und Getränk wird in den Stalltrog eingeschüttet, dem sie geschwind zueilen, sobald sie die vordere Stallthüre öffnen hören; trockene Fütterung aber wirft man ihnen gleich in den Hof vor, oder gibt ihnen dieselbe auch in den Trog. Im Vorhause der Mayerswohnung steht neben dem Abwaschtische ein großer hölzerner Zuber in einer Ecke. Alle Ueberbleibsel von dem Essen der Dienstleute mit Ausnahme des Fleisches werden mit dem Abwaschwasser für die Schweine in diesen Zuber geschittet, und wenn Mehlspeisen gekocht werden; so wird auch das Wasser davon hineingeseichet. Bey Austheilung der Portionen werden zwey halb ausgewachsene Frischlinge oder junge Zuchtschweine für eine Zuchtsau gerechnet. Für jedes Zuchtschwein wird in ein Büttel (ein hölzernes Geschirr), welches zehn Maaß fasset, ein 2 maaßiger Topf saure Milch geleeret, aus dem Zuber so viel Ab-

waschwasser dazu gethan, als man zur Betheilung aller im Vorrathe hat, und dann das Büttel mit reinem Wasser so angefüllt, daß man es noch bequem tragen kann: es sind dann wenigstens 8 Maaß darin, und diese werden für ein Stück Schwein auf einmahl in den Trog geschüttet: es dauert nicht lange, so ist diese Menge aufgezehret. Dreymahl des Tages, nähmlich Früh, Mittags und Abends wird die nähmliche Portion für jedes Schwein gegeben: und wenn eine Sau geferkelt hat; so erhält sie täglich 4 solche Bütteln voll, weil sie dann auch für ihre Jungen mittrinken muß, welche ihr in Baldem selbst mitsaufen helfen. Ueberdieß wird jeder Zuchtsau im Winter einmahl Vormittag beyläufig um 10 Uhr, und das zweytemahl Nachmittag gegen 4 Uhr jedesmahl soviel Kleyen, oder Körnerschrott angefeuchtet in den Trog gegeben, als eine Magd in den mit den Fingerspitzen zusammengestellten beyden Händen reichlich fassen kann; oder es werden ihnen Erdäpfel, Ruben und dergleichen gefüttert: im Sommer aber wird ihnen Luzerner- oder deutscher Klee im freyen Schweinhofe vorgeworfen.

Man wird sich wundern, daß ein Schwein so viel saufen könne: **jede Sau brauchet täglich wenigstens einen halben Eymer Flüßigkeiten,** sie lassen dagegen auch eine Menge Urin. Den Durst können die Schweine noch weniger, als den Hunger ertragen; sie bekommen davon die **Bräune,** welche der gemeine Mann das **wilde Feuer,** oder den **rothen Schelm** nennet, wovon sie plötzlich sterben: besonders säugende Schweine darf man keinen Durst leiden lassen, sie gehen sonst an der nähmlichen Krankheit sammt ihren Jungen zu Grunde: es ist mir dieses selbst schon wiederfahren. Die Mägde hatten eine Schweinmutter mit Ferkeln zu tränken übersehen, und fanden sie am andern Tage mit ihren Jungen todt im Stalle.

Das Salz befördert die Freßlust und die Verdauung der Schweine, verwahret ihre Säfte vor der

Verderbniß und Faulung, und ist ihnen daher in vielen Rücksichten zuträglich: Man lasse ihnen wochentlich einmahl auf ein Stück ein Loth Salz unter das Getränk mischen.

Um die Schweinzucht wie in Ungarn zu betreiben, gehöret eine besondere Localität dazu: wer diese hat, und nicht besser benützen kann, wird dabey am bequemsten wegkommen: Das Vieh ist sich beynahe selbst überlassen, und kann sich nach Zulänglichkeit der Nahrung vermehren, ohne einem anderen benutzten Zweige der Oekonomie Abbruch zu thun: in den deutschen Erbstaaten aber muß die Schweinzucht mit den übrigen Zweigen der Landwirthschaft in Verbindung bleiben.

Die in Stallungen gebornen und auferzogenen zahmen Schweine würden die ungarische Lebensart im Freyen über Winter nicht ertragen; so wie die an Kleidung und warme Zimmer gewohnten Menschen der Lebensart der Wilden unterliegen würden; **wo die Schweine daher an Stallungen gewohnt sind, sollen dieselben auch beybehalten werden.**

Unsere jetzigen Schweinställe haben manche Fehler, welche zugleich Ursache sind, daß wir aus der Schweinzucht den möglichsten Nutzen noch nicht gezogen haben: sie sind zu niedrig und zu eng, sie lassen kein Licht ein, im Sommer sind sie zu warm, und im Winter zu kalt. Man irret sich sehr zu glauben, daß die Schweine keine Reinlichkeit bedürfen, weil sie sich zuweilen im Kothe wälzen: **je reiner sie gehalten werden, je eher und je besser gedeihen sie.** Ueberdieß veranlasset die Unreinigkeit und die verdorbenen Stalldünste die **Bräune**, die **Borstenfäule**, die **Lungensucht** und andere Krankheiten; sie werden von Läusen befallen, welche sie abzehren, und selbst das übertriebene Jucken, welches sie antreibet sich zu reiben und im Kothe zu wälzen, ist oft eine Folge der Unreinigkeit, welcher bey den jetzigen Ställen schwer zu steuern ist: sie sind zu niedrig, als daß ein

Mensch dieselben bequem und gut reinigen könnte; die Dienstleute müssen zu diesem Ende gebügt vor der Oeffnung stehen, und mit einem Stücke Holz den alten Mist heraus ziehen, um neu einzustreuen; diese Lage ist nicht allein sehr unbequem, und hindert die gute Reinigung, sie verhindert auch die nöthige Aufsicht der Vorgesetzten. Von außen kann man in dem Stalle das Vieh, und seine erhaltene Wartung nicht übersehen, weil keine Fenster daran angebracht sind; es muß zu diesem Ende die Fallthüre geöffnet werden: bey dieser Gelegenheit fährt plötzlich ein abscheulicher Gestank heraus, dem sich nicht gerne jedermann aussetzet; und mancher besorget von dem eingestallten Schweine eine Beschädigung zu erhalten. Die Schweine bleiben der Aufsicht der minderen Dienstbothen überlassen, und bloß aus Nachläßigkeit in der Wartung, und in der Aufsicht sterben jährlich viele aus ihnen, die ein zweckmäßig angelegter Stall erhalten hätte.

Obgleich die Dünste sich in den niederen Ställen anhäufen, und von den eingesperrten Thieren wieder eingehaucht werden müssen; so sind diese Stallungen doch im Winter zu kalt; und wenn man sie nicht in dem Hofe in ein vor den scharfen Winden geschütztes Eck setzet, und um und um gut mit Stroh verlegt; so müssen die durch den Stalldunst geschwächten Schweine erfrieren; wenigstens werden sie nicht gedeyhen. Die Ursache liegt vor Augen: die Schweinställe sind nur von schwachem Holze zusammengefüget; manche nehmen dazu gar nur Pfosten (auf mehrere Theile zerschnittene Baumstämme), die Zusammenfügung ist nicht mit Lehm verschmieret, wie man dieses bey anderen hölzernen Gebäuden zu thun pfleget: wie soll denn eine so dünne Wand der strengen Kälte den Eingang verwehren? Anstatt diesem Gebrechen abzuhelfen, schreit man, daß die Schweine die Kälte nicht vertragen: Man setze ein anderes Thier in einen solchen Stall, und es wird die Kälte eben so wenig aushalten können! Und der Mangel an Licht hindert nicht allein die Verrich-

tungen der Dienstleute, hindert nicht allein, daß man den Mutterschweinen beym Ferkeln beyspringen, den Jungen nachsehen kann; er ziehet auch dem Viehe böse Augen und andere Nachtheile zu. Wenn man alles dieses wohl in Erwägung ziehet, wenn man das aus Mangel an Wartung und Aufsicht verlohrne Schweinvieh mit in Anschlag bringet, und bey der allgemeinen Holztheurung die Kosten und die kurze Dauer der hölzernen Schweinställe berechnet: so wird es schon der eigene Vortheil der Viehhälter erheischen, neue Schweinställe zu mauern, oder doch auf die nähmliche Art, wie die andern Viehställe zu bauen. Wo die Schweinzucht im Stalle einigermaßen ins Große betrieben werden soll, dort rathe ich den Schweinstall, wie ein anderes Wirthschaftsgebäude zu behandeln, und ihn in die Reihe derselben zu bringen; in diesem Falle müßte er des Ebenmaaßes wegen die nähmliche Höhe, wie die übrigen Gebäude erhalten. Aber auch, wenn der Schweinstall abgesondert gebaut wird, sollte er folgende Erfordernisse haben:

1. **Er soll wenigstens 7 Schuh hoch gemauert werden**, damit die Dienstleute bequem darin herumgehen können, und ober ihnen noch ein Raum für die aufwärts ziehenden Stalldünste übrig bleibe.

2. **Er soll die nöthige Weite haben:** das Vieh muß bequem stehen und liegen; die Dienstleute müssen ihre Verrichtungen besorgen können, und für die Stalleinrichtung muß auch Raum vorhanden seyn. Jetzt pfleget man jede Schweinfamilie durch Zwischenwände abzusondern, weil man bemerket hat, daß sie sich nicht vertragen: aber gerade von der beständigen Absönderung rühret die Unverträglichkeit des Viehes her, welches einander immer fremd bleibet. Schweine, welche oft und viel im Schweinhofe beysammen sind, und die von ganzen Gemeinden zusammen ausgetriebene Schweine sind sehr verträglich neben einander; und in Ungarn leben sie zu Tausenden in einer Heerde: gibt es unter ihnen auch zuwei-

len Händel; so werden sie doch bald wieder beygelegt, der Schwache geht dem Starken aus dem Wege, wenn ihr Streit nur nicht durch den Hunger neben einer unzulänglichen Nahrung veranlasset worden ist: die Absonderung der Schweine nach Familien ist daher nicht nöthig. Der Schweinstall brauchet nur die 4 äußeren Hauptmauern, und inwendig keine Zwischenmauern. Indessen müssen doch einige Absonderungen gemacht werden. Die zu große Ungleichheit der Kräfte, die Nothwendigkeit der mehreren Aufsicht, und auch um zu verhindern, daß die jungen Zuchtschweine nicht vor der Zeit zur Begattung kommen, machet es nothwendig, die Absetzferkel und die Frischlinge von den ausgewachsenen Schweinen abzusondern. Die Mastschweine müssen ruhig liegen können, auch wird ihnen ein besseres und mehreres Futter, als den andern gereichet. Und die Mutterschweine, welche ferkln, sollen von der Heerde abgesondert werden, theils um sie besser warten zu können, theils damit die Jungen nicht zertreten, oder sonst beschädiget werden. Ein Schweinstall wird daher 4 Abtheilungen nöthig haben, nähmlich: für die Mutterschweine, für die ferkelnden Mütter, für das junge Vieh, und für die Mastschweine. Die Eber können entweder unter den Mutterschweinen bleiben, oder in ein Stalleck abgesondert gestellet werden. Die Frischlinge bleiben so lange unter dem junge Viehe, bis sie für selbes zu groß und zu stark sind, und werden dann zu den Mastschweinen gethan. Die jungen Eber, die man bey dem jungen weiblichen Viehe nicht lassen soll, damit sich beyde Geschlechter nicht vor der Zeit entkräften, und die man aus der nähmlichen Ursache auch nicht unter die Mütter geben kann, finden ihren Platz unter den Mastschweinen, sobald sie einige Größe und Stärke erreicht haben: Die Züchtl aber können bey halb vollendetem Wachsthume unter die Mutterschweine gelassen werden, wenn die Eber von denselben abgesondert eingestellt sind: außerdem müssen sie unter dem jungen Viehe die Zeit ihrer Begattung

abwarten. So oft eine Gattung Vieh in eine andere Abtheilung eingestellet wird, müssen die Viehwärter darauf eine besondere Aufmerksamkeit wenden, bis dasselbe eingewöhnet ist. Diese vier nöthigen Abtheilungen könnten durch einen Kreuzgang gebildet werden, von welchen einer mitten durch die Länge, und der andere durch die Breite des Stalles von der Stallthüre an quer über den ersten durchlauft. Der Quergang wird zu beyden Seiten durch eine 3 Schuh hohe Bretterwand gebildet, in welcher eine Thüre angebracht ist, um die Schweine jeder Abtheilung aus- und eingehen zu lassen, und ausmisten zu können. Der lange Gang wird durch die ebenfalls der Länge nach durch den Stall angebrachten Futterträge gebildet, welche man 1 Schuh hoch über die Erde setzet, damit der Unrath unter selben hervorgeputzet werden könne: Ueberdieß setzet man auf der Gangseite an den Trog eine Bretterwand bey 3 Schuh hoch an, um zu verhindern, daß die Schweine auch auf dieser Seite nicht herausspringen: Die Gänge können auf 3 Schuh Breite angelegt werden. Wo die Anzahl der Schweine so groß ist, daß sie an einem Futtertroge zum Fressen nicht Platz haben, dort können 2 und mehrere lange Gänge auf die nähmliche Art gemacht, und das Vieh noch besser nach Verhältniß seines Alters und seiner Kräfte abgesondert werden. Aus diesen Gängen wird dem Viehe das Futter und Getränke in die Tröge eingeschittet; die Dienstleute sehen, wie sich dasselbe dabey benimmt, und können den Schwachen wider den Starken schützen; und die Vorgesetzten können leicht übersehen, ob das Vieh seine Wartung und Pflege erhalte. Je nachdem das Vieh größer oder kleiner ist, brauchet es mehr oder weniger Raum. Ein ausgewachsenes Schwein vom mittlerem Schlage wird vom Kopfe bis zum Schweife bey 3 Schuh lang, von der Erde bis an den Rückgradwirbel bey $2\frac{1}{2}$ Schuh hoch, und außer dem Stande der Trächtigkeit bey 1 Schuh breit seyn: Auf ein Stück werden mit Rücksicht auf den Zwischenraum, welcher zwischen ihnen

bleiben muß um einander im Liegen nicht zu berühren, wenigstens 6 □ Schuh Raum angetragen werden müssen.

3. Der Stall muß mit Fenstern versehen werden: sind diese in den entgegengesetzten Seitenwänden angebracht, so werden keine andere Luftzüge nöthig seyn. Im Sommer können sie ganz ausgehoben werden, im Winter werden sie vorgemacht, und an heiteren Tagen wenigstens auf der Mittagsseite durch einige Zeit geöffnet, um freye Luft einzulassen.

4. Der obere Stallboden wird mit Brettern gut überlegt, über denselben kann ein Esterich die Winterkälte mehr abhalten: wo der Boden zur Aufbewahrung des Strohes oder des Futters, wenigstens bis die größte Winterkälte vorüber ist, dienet, wird die Kälte noch weniger eindringen können.

5. Die Schweine lassen sehr viel Urin; zu Ableitung desselben müssen Abzugskanäle angebracht werden, welche den Urin aus dem Stalle hinausführen: entweder man leitet denselben in die Dunggrube, oder man sammelt ihn in besondern Gruben, in welchen er abfault, und dann auf Felder, Wiesen und Gärten gut zu verwenden ist. Den Schweinen wird täglich ausgemistet und neu eingestreut; man wird sich über die Menge Dünger wundern, welchen dieses Vieh für die Wirthschaft liefert. Wenn die Schweine bey einer solchen Ordnung das ganze Jahr nicht ausgetrieben werden; so wird der Landmann von jeder Zuchtsau (den Mist der saugenden Jungen miteingerechnet) jährlich 8 bis 10 Fuhren Dünger erhalten, welche bey der Feld-Wirthschaft schon ein schätzbarer Gegenstand sind: hat er bis jetzt weniger Mist bekommen; so liegt die Schuld darin, weil die Schweine gewöhnlich in ihrem Unflate wie in einem Moraste liegen, und ihnen nicht so reichlich wie dem Rindviehe untergestreut worden ist. Wenn man dann auch die Futtertröge oft reiniget, und das Vieh bey guter Nahrung nebenbey öfters entwe-

der mit Wasser im Hofe am ganzen Leibe abgießt, oder zur Schwemme treibet; so wird dasselbe sehr gut gedeihen, und mehr Nutzen als dermahlen bringen. Damit die Tröge zuweilen ausgewaschen werden können, kann man sie inwendig mit einem Zapfen versehen, den man öffnet, um das Wasser, mit welchem der Trog gereiniget wird, mit dem Unrathe unten durchzulassen.

6. Wenn die Anzahl der Schweine groß ist; so wird eine Futterkammer nahe an dem Stalle sehr bequem seyn: die Thüre aus derselben in den Stall kann an den langen Gang angebracht werden, damit die Viehwärter das Futter nicht weit tragen dürfen: eine zweyte Thüre geht aus dem Hofe in die Futterkammer, um das Futter hineinzubringen ohne durch den Stall gehen zu dürfen. Und

7. ein Viehwärter muß auch bey der Nacht im Stalle bleiben, um immer bey der Hand zu seyn dem Viehe Ruhe zu gebiethen, und den Nothleidenden helfen zu können: sein Bett kann in dem einen Ende des langen Ganges stehen.

Wenn die Mauern oder Wände dieses Stalles 1½ bis 2 Schuhe dick, mit Malter oder mit Lehm gut beworfen sind: wenn im Winter die Thüren und die Fenster gut schließen, im Sommer aber fleißig geöffnet werden; so wird derselbe im Sommer nicht zu warm, und im Winter nicht zu kalt seyn: er müßte nur zum Theil Viehleer bleiben, oder der obere Boden nicht gut überlegt seyn.

Wenn man bey den jetzigen hölzernen Schweinställen bleibet; so soll man sie wenigstens 4 Schuh hoch machen, damit ober den Thieren einiger Raum für die Ausdünstungen bleibe; oben vorwärts gegen die Fallthüre eine Oeffnung lassen, durch welche die Dünste heraus, das Licht und die freye Luft hineindringen, und durch welche man einigermassen sehen kann, was das eingesperrte Vieh machet.

Bey der **Auswahl der Zuchtschweine**, vorzüglich der Mutterschweine soll man darauf sehen, Ab-

kömmlinge von solchen Säuen zu bekommen, welche viele Junge auf einmahl werfen, auch sonst gutmüthig sind; denn die Jungen gerathen hierin meistens den Alten nach: Gewöhnlich findet man diese gute Eigenschaft bey Schweinen, welche einen langen Leib und einen breiten Bauch haben. Die Farbe und die sonstige Gestalt hängen von der Willkühr des Viehhälters ab. Auf zehn bis zwanzig Mutterschweine wird ein Eber erforderlich seyn. Der Eber soll einen großen Kopf mit feurigen Augen, einen starken breiten Hals, gestockten Körper, kurze und starke Füße haben. Auf jeder Seite des Rüssels hat er einen langen starken Zahn, welche man **Hauer** nennet, weil er damit gegen das, was ihm zuwider ist, **haut**; sobald man spüret, daß er boshaft gegen die Menschen, oder unverträglich unter den ihm zugewiesenen Kameraden ist; so breche man ihm beyde Hauer ab; er wird dann ruhiger, und beträgt sich wie ein Entwafneter. Wo mehr Eber gehalten werden, muß man sie alle entwafnen, weil sonst der seiner Hauer beraubte sich unter den übrigen nicht mehr gut vertheidigen könnte.

Im dritten Jahre sind die Schweine vollkommen ausgewachsen, und dann bis zum siebenten Jahre zur Zucht am tauglichsten: nach dieser Zeit sollen sie ausgemästet werden. Zuverläßige Kennzeichen des Schweinalters hat man bis jetzt nicht, vermuthlich, weil die Schweinzucht immer nur den mindesten Dienstleuten anvertrauet war, und weil die Schweine auch nicht so leicht, wie andere Hausthiere in jedem Alter sich untersuchen lassen.

Schon in dem Alter von 6 Monathen fangen die Schweine, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes an hitzig zu werden, und sich zu begatten: wenn man sie aber vor der Begattung vollständig ein Jahr alt werden läßt; so werden sie selbst größer und stärker, und bringen auch stärkere brauchbarere Junge. Daß ein Mutterschwein hitzig seye, und nach dem Eber begehre, erkennet man aus ihrem Geschrey, aus ihrer unterbrochenen Freßlust, aus

dem mehr als gewöhnlichen Herumwälzen im Kothe, und wenn mehrere Schweine beysammen sind, so reiten sie auf einander herum.

Der Begattungstrieb der Schweine ist auf keine bestimmte Jahrszeit beschränket: wenn sie bey der Geburt, oder bey dem Auffsäugen ihrer Jungen nicht zu viel gelitten haben, und sonst gut gefüttert werden; so lassen sie den Eber gleich wieder zu, sobald die Jungen abgesetzet sind: ja sie entlassen ihre Jungen bald selbst, um sich wieder mit dem Eber zu vereinigen. Wenn das Schwein befruchtet ist, so nimmt es den Eber nicht mehr auf: besonders bey Schweinen, welche ausgetrieben werden, muß der Tag der Befruchtung angemerket werden, damit man sie die letzten Tage vor dem Ferkeln nicht mehr mit auf die Weide gehen lasse.

Das Schwein geht bey 17 Wochen trächtig: bey der Herannahung der Geburt schwellen ihre Zitzen an, und füllen sich mit Milch; sie bereitet sich nach Thunlichkeit ein gutes Lager, legt sich auf eine Seite, und gebähret in kurzer Zeit die ganze Anzahl ihrer Jungen, ohne durch ein Geschrey einen großen Schmerzen zu äußern. Wie die Ferkel aus dem Mutterleibe kommen, so sind sie munter; und da ihre Mutter noch in der Stellung bleibet, in welcher sie geboren hat, und in welcher ihre Zitzen für die Jungen Preis liegen; so gehen sie gleich selbst dazu und fangen an zu saufen.

Bey der Geburt der Schweine soll der Eber immer entfernt seyn, weil die Ferkel bey ihm ihres Lebens nicht sicher sind: Selbst manche Schweinmutter frißt ihre Jungen gleich nach der Geburt, wenn die Wärter nicht bey der Hand sind ihr dieselben wegzunehmen. Diese böse Gewohnheit entstehet, wenn die Nachgeburt im Stalle liegen bleibt, und von dem Schweine gefressen worden ist; wenn die Schweinmutter entweder todte Junge zur Welt bringet, oder durch Zufall eines derselben erdrückt hat, und das Todte nicht gleich aus dem Stalle herausgeschafet

wurde; sobald die Mutter kein Leben mehr in demselben spüret, so frißt sie es; und wie sie daran Geschmack findet, so will sie sich öfter eine solche Mahlzeit bereiten. Darum ist es nothwendig, daß die Viehwärter beym Ferkeln der Schweine gegenwärtig seyen, wenn auch sonst die Mutter ihre Hülfe nicht brauchet, um alles Schädliche gleich wegzuräumen. Auch werden die Schweine zum Fressen ihrer Jungen verleitet, wenn man sie Hunger leiden läßt, oder wenn man ihnen zuweilen Fleisch zur Nahrung gibt: Sobald sich ein Schwein an das Fleischfressen gewöhnet, so greift es auch lebende Thiere an; ich habe in einem meinigen Hofe davon ein Beyspiel gesehen: man hatte die in der Schäferey umgekommenen Schafe den Schweinen vorgeworfen; eines der stärksten Mutterschweine brach aus dem Schweinhofe aus, als sie in der Nähe desselben die Schafe im Hofe spürte, tödtete zwey Schafe, und verwundete mehrere in einer Geschwindigkeit, daß es die nahen Schäfer nicht hindern konnten. Den Zuchtschweinen soll man niemahls Fleisch oder Blut zum Fressen geben; und jene, welche ihre eigenen Jungen fressen, sollen als untauglich zur Zucht ausgemästet werden.

Schweine, welche das erstemahl ferkeln, bringen gewöhnlich weniger Junge, als in der Folge: wenn sie aber bey guter Nahrung durch einigemahl nur 2 oder 3 Ferkeln geworfen haben; so sind sie zur Schlachtbank zu bestimmen, und mit erträglicheren zu vertauschen. Eine gute Zuchtsau bringet bey guter Nahrung meistens 7 bis 12 Junge; wenn sie auch ein oder das anderemahl in der Anzahl zurückbleibet; so bringet sie bey der folgenden Geburt das Versäumte wiederum ein. Gleich nach der Geburt muß man der Mutter ein Büttel Trank geben, welcher aus Körnerschrott, oder aus Kleyen in saure Milch und Wasser, oder in Wasser allein gemischt bestehet, und nicht sehr kalt seyn darf; theils um sie zu stärken, und theils um den Zufluß ihrer Milch zu vermehren. Man untersuchet dann sogleich, ob sie Kraft und Milch genug

habe alle Jungen aufzusäugen: ist dieses, so kann man sie ihr alle lassen; außerdem nimmt man ihr nach etlichen Tagen einige weg, um sie als Spanferkel zum Verkaufe, oder zum Genuße zu verwenden, damit die noch übrigen sich desto besser nähren können. So lange die Ferkl saufen, darf man die Mutter keine Noth leiden lassen, und muß ihr immer genug, und mehr als gewöhnlich zu saufen geben; weil sie sonst ihre Junge nicht allein nicht ernähren kann, sondern dieselben aus Hunger selbst verzehret, und aus Durst mit ihnen plötzlich dahinstirbt.

Die Ferkeln lernen bald neben der Alten fressen, und saufen: sobald sie dieses können; so stossen viele Mütter sie gleich von sich, und lassen sie nicht mehr saufen, bekümmern sich auch weiter um derselben Schicksal nicht: Außerdem pfleget man die Jungen abzusetzen, wenn sie 4 Wochen alt sind. Man sondert sie von der Mutter ab, und füttert sie auch abgesondert, oder gemeinschaftlich mit andern Absetzferkeln.

Einige Tage vor dem Abgewöhnen der Ferkel soll man der Mutter minder nahrhaftes Futter reichen, damit der Zufluß der Milch vermindert werde: Anstatt, daß man ihr zuvor öfters Kleyen, oder Körnerschrott gegeben hat, gebe man ihr jetzt im Sommer Klee, oder Gras, und im Winter breche man entweder an der vorigen Menge von Kleyen und Schrott ab, oder gebe ihr minder nährende Wurzelgewächse. Dieser Abbruch an Nahrung muß jedoch niemahls so weit getrieben werden, daß das Vieh Hunger leiden müsse. Den Absetzferkeln gibt man in den ersten Tagen neben der ihnen für die Zukunft bestimmten gewöhnlichen Nahrung einen Trank, entweder von saurer Milch, oder mit etwas Kleyen oder Schrott von Gerste oder Hafer; oder man gibt ihnen für jedes Stück täglich eine Handvoll Gersten oder Haferkörner, die man jedoch zuvor durch einige Stunden im Wasser erweichet hat. Die Nahrung der Absetzferkl, und der Zuchtschweine soll jedoch nicht bloß aus Körnern bestehen.

Die großen Schweine werden davon in kurzer Zeit sehr fett, und zur Zucht minder tauglich, und das Blut der jungen Absetzferkel wird dadurch zu viel erhitzt; ihre Verdauungswerkzeuge sind noch zu schwach, der Magen erzeuget ein unverdautes schleimigtes Wesen, welches in die Blutgefässe eindringet, und die Säfte verdirbt; sie bekommen entweder einen tödtlichen Ausschlag, oder sie verfallen in andere gefährliche Krankheiten.

Aus den zum Absetzen bestimmten Ferkeln wählet man zur Nachzucht die schönsten und stärksten aus; die übrigen sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechtes werden **verschnitten**, damit sie durch den später erwachten Begattungstrieb weder beunruhiget, noch entkräftet werden, und daher eher Fleisch und Fett ansetzen. Bey uns werden die Ferkel meistens verschnitten, während sie noch an der Mutter saugen. Man kann sie aber auch später, und auch wenn sie schon mehrere Jahre alt sind, kastriren. Hauptsächlich sollte man sich dabey nach der Jahrszeit richten: in der großen Sommerhitze kann die Wunde besonders bey großen Schweinen schwieriger werden durch das Ungeziefer, welches in der heißen Jahrszeit allenthalben zufliegt, und seine Eyer anzubringen suchet; und die Kälte ist dem Verheilen jeder Wunde ungünstig: das Kastriren soll daher immer in einer gemäßigten Jahrszeit, am besten im Frühjahre, und im Herbste geschehen. Eber und Mutterschweine, wenn man sie zur Zucht nicht mehr beybehalten will, werden kastrirt, um sie auszumästen: Wenn man eine Schweinmutter ohne zu Verschneiden ausfüttern will; so muß man sie entweder von dem Eber abhalten, oder wenn sie dennoch befruchtet worden ist; so muß sie vor der Hälfte ihres Trächtiggehens ausgemästet seyn, weil sonst später die Ernährung der Jungen im Mutterleibe das Fett der Mutter aufzehret.

Es ist ein bloßes Vorurtheil, daß die im Winter um Weihnachten geworfenen Ferkel zum Aufziehen nicht tau-

gen: daß jetzt aus solchen Jungen richtig nicht viel Gutes wird, daran sind die kalten Stallungen schuld; gerade um Weihnachten ist die größte Kälte, die Ferkel verderben dadurch schon in der Kindheit, und können also natürlich keine schönen Schweine mehr werden, wenn sie auch nicht vor der Zeit zu Grund gehen; wer einen angemessenen Stall und gutes Futter hat, der kann zu allen Jahrszeiten Ferkl absetzen, und zu nutzbaren Schweinen aufziehen.

Für die Landwirthschaft sind die Schweine sehr schätzbare Thiere: sie versehen den gemeinen Mann zur Zubereitung seiner Speisen mit einem Fette, welches für einen darangewohnten Gaumen angenehmer, als das Rindschmalz, dabey ausgiebiger und wohlfeiler ist; sie liefern ein Fleisch, welches roh und geräuchert gern gegessen wird; kein Hausthier setzet in der nähmlichen Zeit von der nähmlichen Menge Nahrung so viel Fleisch und Fette an, als das Schwein; und doch brauchet keines so wenig Wartung und Pflege; und Nahrungsmittel, welche die andern Thiere verachten, alle Abfälle der Küche, sogar die Vorräthe in den Abtritten verwandelt das Schwein in ein sehr beliebtes Fleisch. Auf dem Lande ist fast keine Haushaltung so klein, daß der Hausvater sich nicht über Sommer ein Absetzferkel zur Hausverzehrung aufziehen kann. Wenn er sich im April einen Frischling kaufet, und im November, da es schon kalt ist, abschlachtet; wenn er demselben in der Zwischenzeit täglich ein Büschel Saugras, welches an den meisten Rändern wächst, oder anderes Gras, das er, indem er auf und von dem Felde gehet, ohne Zeitverlust sammeln kann; die Abfälle von seinem Tische, sammt dem Abwaschwasser; die Kleyen von dem zu seinem Hausbrod gemahlenen Getreide ꝛc. füttert, und es dabey hinlänglich tränket: so wird dasselbe zur Schlachtzeit bey 80 bis 100 Pf. schwer mit Fette gut durchwachsen seyn, ihm einen Vorrath von Würsten, und von gutem Fleische liefern, welches bey

den

den kalten Wintertagen seinen Magen erwärmen, und seinen Fleiß belohnen kann. In Haushaltungen aber, in welchen die Rindviehzucht, oder die Schafzucht mit dem Schafmelken betrieben wird, kann auch die Schweinzucht mitbetrieben, und mit derselben in Verbindung gesetzet werden; indem man die saure Milch, die Rührmilch, und das Käswasser den Schweinen zuwendet. Jedoch muß man auch nicht mehr Schweine halten, als man gut ernähren kann.

Aber fragt man, auf wieviel Kühe oder Melkschafe kann ein Schwein gehalten werden?

Ehe man diese Frage bestimmt beantworten könnte, müßte man die Kühe, die Melkschafe, und die Schweine sehen. In der Milchergiebigkeit ist zwischen den Kühen, und zwischen den Schafen ein großer Unterschied, und nicht alle Schweine von verschiedenem Alter und Größe brauchen die nähmliche Menge Nahrung. Wieviel saure Milch bey mir täglich auf ein Zuchtschwein abgegeben werde, ist schon früher vorgekommen. Zwar setzen die Schweine, besonders die Frischlinge von der sauern Milch ein schmackhaftes Fleisch an: aber mit bloßer Milch, besonders mit solcher, aus welcher zuvor die besten Theile zu Butter und Käß schon herausgezogen worden sind, kann man sie allein nicht füttern; sie kann höchstens die halbe Nahrung ausmachen, und das Schweinvieh muß nebenbey ein festeres Futter erhalten, um ein kernhaftes Fleisch anzusetzen.

Siebenzehntes Hauptstück.

Von der Schafzucht. Landesübliche Schafzucht. Soll man die Schafe in Stallungen, oder beständig unter freyem Himmel halten? Erfordernisse eines zweckmäßigen Schafstalles. Muthmaßliche Anzahl des Schafviehes. Ueber die Wollausfuhr. Hindernisse der Vervollkommnung bey der Schafzucht: 1tens. Vorurtheile: Untersuchung der Frage: in wieferne die Mitweide, und die Blumensuche den Obrigkeiten nothwendig, und den Unterthanen schädlich sey? Stallfütterung der Schafe: warum ich selbe in meinen Schäfereyen noch nicht eingeführet habe. Gewöhnliche Fütterungsart der Schafe, und die in den Schäfereyen vorfallenden Verrichtungen. Soll man die Schafe tränken oder nicht? 2tens. Große Sterblichkeit des Schafviehes. Von den Blattern der Schafe. Die meisten Schafe gehen aus Schuld der Schäfer zu Grunde. Auspracken der Schafe. Was man bey Errichtung einer neuen Schäferey zu beobachten habe. Veredlung der Schafe: brauchen wir noch spanische, oder andere ausländische Widder? Meine Schafzucht. Meinung über die Veranlassung der Drehkrankheit. Von der Schafschur. Vom Schafmelken.

Die Schafe unterscheiden sich durch ihr Alter, und durch ihr Geschlecht: nach diesen Unterschieden erhalten sie verschiedene Benennungen.

Die neugebornen Schafe bringen in der untern Kinnlade 8 kleine gespitzte Zähne mit auf die Welt, oder dieselben wachsen ihnen bald nach der Geburt: Man nennet sie **Milchzähne**, und so lange sie dieselben behalten, werden sie ohne Unterschied des Geschlechtes **Lämmer** genannt. Man unterscheidet sie aber doch nun schon nach ihrem Geschlechte in **Mutterlämmer (Kälberlämmer) und Widder- oder Bocklämmer:** und jene, welche von diesen letztern **geschnitten** (kastrirt) worden sind, werden **Kappenlämmer** (Hammellämmer) geheißen.

Zwischen dem ersten und zweyten Jahre ihres Alters fallen den Lämmern die mittelsten zwey Milchzähne aus, und an deren Stelle wachsen 2 längere und breitere Zähne nach, welche man **Schaufeln** nennet: von nun an heißen die Schafe **Zweyschaufler**, und zum Unterschiede von den inzwischen neu zugewachsenen Lämmern **Jährlinge**: Dort, wo die Schafe schon im zweyten Lebens-Jahre zur Zucht zugelassen werden, erhalten die Mutterlämmer auch den Nahmen **Zeitschafe**, und die Widderlämmer den Nahmen **Zeitwidder**, weil man sie in diesem Jahre zur Zucht für **zeitig** hält.

Zwischen dem zweyten und dritten Jahre fallen ihnen wieder zwey, und zwar die auf beyden Seiten zunächst an den vorjährigen Schaufeln stehenden Milchzähne aus, und es wachsen an denselben zwey neue Schaufeln nach. Jetzt heißen sie **Vierschäufler;** und wo sie nicht schon das Jahr zuvor Zeitschafe und Zeitwidder genannt worden sind, dort wird ihnen dieser Nahmen jetzt beygelegt, und auch auf die Kappenlämmer erstrecket, welche von nun an **Zeitkappen** (Zeithammeln) heißen, weil man sie im nächsten Jahre zum Schlachten für **zeitig** hält.

Nachdem das Schafvieh ein Alter von 3 Jahren zurückgelegt hat, fallen demselben wieder zwey an den Schaufeln zunächststehende Milchzähne aus, und werden

durch 2 neue Schaufeln ersetzet, wodurch den Schafen der Nahme **Sechsschäufler** zugezogen wird.

Nach dem vierten Lebensjahre verlieren sie die zwey letzten Milchzähne um 2 nachkommenden Schaufeln Platz zu machen: Die Schafe sind nun **Achtschäufler**, oder **abgeschobenes Vieh**, weil sie jetzt alle Milchzähne abgeschoben haben. Weil damahls das weibliche Zuchtvieh schon Lämmer gebracht, und die Widder schon Junge gezeuget haben; so heißen die ersteren **Mutterschafe**, die letzteren **Springwidder (Större, Schafböcke)**, welche Benennung ihnen beygelegt wird, wie sie zur Zucht verwendet werden. Die Kastraten nennet man jetzt ohne Beysatz **Kappen, (Hammeln, Schöpsen)**. Das Schafvieh ist nun vollkommen ausgewachsen, und in seiner besten Kraft und Nutzbarkeit.

Durch ungefähr **ein** Jahr bleiben die 8 Schaufeln weis, und unangebrochen; dann aber werden sie gelb, endlich schwarz, und fangen an, ab- oder auszubrechen. Bis auf 5 oder 6 Jahre kann man also das Alter der Schafe ziemlich genau wissen. Je mehr die Zähne abgenützt, fleckigt, und ausgebrochen sind, je älter ist das Vieh; jedoch läßt sich dann das gewisse Jahr seines Alters nicht mehr bestimmt erkennen, weil Verschiedenheit der Nahrung, und der Behandlung die Zähne länger erhalten, oder eher abnützen.

In der obern Kinnlade haben die Schafe gar keine Zähne.

In den Schäfereyen ist der Ausdruck „**Galtvieh**" sehr üblich: man versteht darunter zum Unterschiede von den Mutterschafen alles Schafvieh, welches zur Zucht noch nicht verwendet wird; wozu also die Lämmer, das Zeitvieh, und die Kappen in jedem Alter gehören.

Das östreichische Kaiserthum hat drey Arten von Schafvieh: die **deutschen**, die **ungarischen**, und die aus der Vermischung (Durchkreuzung) **veredelten**

Schafe, welche letzteren gewöhnlich **Bastardvieh** genannt werden.

Die **deutschen** Schafe sind zuerst in den deutschen Erblanden gehalten, und von da aus auch in die ungarischen Provinzen verbreitet worden: nach den Provinzen pfleget man dieselben in böhmische, mährische, östreichische ꝛc. unterzutheilen: es gibt unter denselben größere, und kleinere, gehörnte und ungehörnte Schafe mit mancherley Abstufungen in der Feinheit der Wolle. Allgemein sind sie von mittelmäßiger Größe, im ausgewachsenen Zustande ohne Wolle an den vordern Füssen, vom Rückgradwürbel bis auf die Erde bey 2 Schuh hoch, und bey 3 Schuh lang, mit weisser kräuslicher, für die Fabriken sehr brauchbarer Wolle bewachsen, und nur das männliche Geschlecht mit gebogenen Hörnern versehen: Obschon man auch gehörntes weibliches Schafvieh und Widder ohne Hörner darunter findet.

Die **ungarischen** Schafe haben ein ganz verschiedenes Aussehen: sie sind etwas höher als die deutschen Schafe, weil ihre Füsse höher sind; ohne darum mehr Fleisch zu tragen: das weibliche ist wie das männliche Geschlecht mit langen gedrehten Hörnern versehen, ihre grobe haarigte Wolle ist lang, und hängt zottig, fast wie bey den Ziegenböcken vom Leibe herab. Diese Wolle wird in den Fabriken nicht gebrauchet; sie wird nur zu Kotzen, zu Halinen und Gepernecken (beydes sind Kleidungsstücke gemeiner Leute) u. dgl. verwendet. Das ungarische Schafvieh ist außerhalb Ungarn unter dem Nahmen des **Zackelviehes** bekannt, welchen Nahmen es vielleicht von den Zacken an seinen Hörnern bekommen hat: es wird nur als Schlachtvieh, nicht aber zur Zucht aus Ungarn ausgetrieben.

In den neuern Zeiten haben sehr viele ungarische Grundherrn sich auf die Veredlung ihres Schafviehes verlegt: sie haben zu diesem Ende aus den deutschen Provinzen deutsche Widder, und auch viele deutsche Mutterschafe

angekaufet. Man trift jetzt in Ungarn ganze Heerden deutscher Schafe an; indessen sind viele Schafheerden daselbst doch noch das ehemählige zottige Zackelvieh.

In den ungarischen Erbstaaten wurde von jeher das Schafvieh, wie das Rindvieh Winter und Sommer unter freyem Himmel gelassen; sie haben kein Dach, an vielen Orten auch keinen andern Schutz wider kalte Winde. Die Hirten haben Pelze von Zackelfellen, in welche sie sich vom Kopfe, bis zu den Füßen einwickeln können, und damit sich vor der Kälte und Näße schützen, der sie, wie ihr Vieh den ganzen Winter ausgesetzet sind. So lange das Vieh auf der Weide nur einige Nahrung findet; so lange bleibet es darauf, und suchet selbst unter dem Schnee von mehreren Zollen Höhe das Gras hervor, indem es den Schnee mit den Füssen wegscharret: wo Waldungen in der Nähe sind, werden sie dann in dieselben eingetrieben, um dort ihre Nahrung zu suchen; wo aber keine Waldungen sind, bleiben sie auf dem Felde liegen, und werden mit Stroh oder Heu gefüttert. Die Hirten dürfen niemahls alle zugleich sich von der Heerde entfernen, um die Wölfe abzuwehren: wenn es dunkel wird, vertheilen sie sich auf die vier Ecken um die freyliegende Heerde; jeder hat einen guten Wolfshund bey sich, welcher die Annäherung des Wolfen meldet, wenn die Hirten eingeschlafen sind, oder denselben wegen Finsterniß der Nacht nicht sehen können. Der Wolf mag in dieser Lage einbrechen, auf welcher Seite er will; so kömmt er zwischen die Hunde, die ihn vom Raube abhalten, oder ihm denselben wieder abjagen, den er jedoch meistens schon erdrosselt hat.

An den meisten Orten ist doch eine Einzäunung, ein **Korb**, wie bey dem Rindviehe angebracht, in welchen die Schafe im Winter von der Weide eingetrieben werden, und darin doch einigen Schutz wider die kalten Winde finden; der Kälte, dem Regen und Schnee aber ausgesetzt bleiben, weil ihr Aufenthalt von oben ganz unbe-

deckt ist. Entweder in dieser Einzäunung, oder doch nahe dabey ist ein Nothstall, in welchen im Winter die lammenden Mutterschafe gebracht, und die Lämmer durch einige Zeit gelassen werden.

Auch die Bauern, welche ihre Schafe im Winter zu Haus behalten, lassen sie meistens ohne Obdach entweder vor ihren Häusern, oder in dem Haushofe in einer unbedeckten Einzäunung liegen. Damit das Vieh der Kälte leichter widerstehen könne, werden die Schafe nur einmahl im Frühjahre geschoren, und ihnen für den Winter ihr Pelz gelassen. Dieser schützet sie wohl gegen trockene Winterkälte: wenn sie dabey hinlänglich gefüttert werden; so gehen in der trockenen Kälte verhältnißmässig die wenigsten Schafe zu Grunde; in nassen Wintern aber, in welchen Schnee und Regen, mit Kälte und Thauwetter öfters abwechseln, sterben ganze Heerden, die man in einem guten Stalle gewiß erhalten haben würde.

Wo das ungarische Vieh entweder durch deutsche Schafe veredelt, oder ersetzet worden ist, hat man auch in Ungarn an manchen Orten Stallungen angelegt: sie sind entweder nur auf der Nordseite allein geschlossen, und auf den drey anderen Seiten offen; oder sie sind auf drey Seiten geschlossen, und nur auf der Mittagsseite offen gelassen: hieher wird das Vieh im Winter gebracht. Aber auch hier wird es nicht im Stalle gefüttert: Heu, Stroh, auch Körnerfutter wird auf einem freyen Platze, oder, wenn der Hofraum dazu geeignet ist, im Hofe in mehrere Haufen abgetheilt auf den Schnee, oder auf die bloße Erde gelegt; und das Vieh dann zum Fraße dazu gelassen. Zu dieser Fütterung gehöret natürlich mehr Futter, als wenn man dasselbe in Raufen, oder Barn einfüttert; denn besonders bey ungünstiger Witterung wird davon viel vertreten, und ungenußbar. In diesen Stallungen wird an sehr vielen Orten nur wenig, oder gar nicht eingestreuet; die Unreinigkeit nimmt über Hand; die Winde treiben den Schnee, und den Regen auf der offenen Seite

ebenfalls in den Stall hinein, und vermehren dadurch den Unflat: der Endzweck, aus welchem der Stall gebaut wurde, wird verfehlt, und es geht in demselben nicht minder viel Vieh zu Grunde. Der Sommer gewähret diesem Viehe nur wenig Erhohlung; sie werden im Sommer, wenn sie von der Weide kommen, in der Nähe des Stalles in Hurden zusammen gestellet. Da man ihnen nur selten, meistens gar nicht unterstreuet; so weichet der Urin des Viehes, und der Regen die Erde auf, die Schafe stehen in einem beständigen Moraste, und darum gehen auch im Sommer sehr viele ein.

Viele ungarische Herrschaften, welche in unsern Zeiten die Schafzucht, und die Veredlung derselben zu einem Hauptzweige ihrer Oekonomie machten, haben auch sehr schöne und zweckmässige Schafställe erbauet.

In den deutschen Erbländern werden die Schafe zwar allgemein in ganz geschlossene Ställe gethan, und viele dieser Ställe sind sehr gut angelegt; aber nicht selten gehen hier viele Schafe aus der entgegen gesetzten Ursache zu Grunde. Die Bauern haben nur wenige Schafe: wenn sie dieselben nicht bey dem übrigen Viehe lassen; so sperren sie sie gewöhnlich in enge, niedere und finstere Löcher ein, in welche keine freye Luft eindringen kann, daß es zu wundern ist, wie die armen Thiere nicht ersticken: Manche herrschaftliche Schafställe sind entweder schon zweckwidrig angelegt, und gebaut; oder unwissende Schafhirten verstopfen jede Oeffnung um der freyen Luft den Zugang zu verwehren.

Herr Daubenton soll in Frankreich in den Jahren 1768 und 1769 mit einigen Schafen, welche er den Winter hindurch in einer Ecke seines Hofes unter freyen Himmel stellte, gut, und besser als die eingestallten fütterte, und mit hinlänglicher täglich frischen Streu versah, versucht haben, ob das Schafvieh nicht unter freyem Himmel besser erhalten werden könne; weil in den gewöhnlichen Stallungen so viele Schafe zu Grunde gehen. Ge-

schützt durch die Hofmauern vor den schneidenden Winden, durch täglich viele und neue Streu trocken und warm gelegt, und mit genugsamen Futter gestärket, haben diese Schafe den Winter glücklich ausgehalten, glücklich gelammet, auch die Lämmer sind nicht zu Grund gegangen; und die Schafe sollen ergiebigere Wolle von einer höheren Güte gegeben haben. Als Resultat dieser Versuche wurde **die Aufhebung der Schafstallungen und die Schafviehhaltung unter freyem Himmel angerathen.**

Ich habe die Schriften des Hrn. Daubenton niemals zu Gesicht bekommen. Allein einige deutsche Oekonomen haben Auszüge daraus geliefert, um das Schafhalten im Freyen auch in Deutschland zu empfehlen.

Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß hier ein Irrthum zum Grunde liege, welcher den Schäfereyen der kälteren Länder sehr nachtheilig werden könnte; so würde ich es nicht unternommen haben, diese Meinung zu bekämpfen: **durch Meinungen, denen man auf den Grund zu kommen suchet, gelanget man zur Wahrheit;** und ich schätze jeden hoch, der sich bemühet nützliche Entdeckungen zu machen.

Es ist zu bedauern, daß solche Männer mit der Landwirthschaft anderer Völker nicht mehr bekannt waren; sie hätten sonst gewußt, daß das, was sie erst **im Kleinen** mühsam **versuchten**, seit Menschengedenken von mehreren Völkern mit zahllosen Schafheerden in Ausübung gebracht werde: sie würden ihre Anstrengungen und ihre Zeit auf einen anderen Gegenstand der landwirthschaftlichen Vervollkommnung gewendet haben! **Dieß beweiset, wie nothwendig es seye, daß die Oekonomen der verschiedenen Völker miteinander in eine nähere Verbindung treten, wenn die Landeskultur bald zur Vollkommenheit gebracht werden soll.**

In warmen Ländern, in welchen auch im Winter Schnee und Kälte die Vegetation nie-

mahls ganz unterdrücken, das Vieh daher auch im Winter auf der Weide Nahrung findet, dort sind Schafstallungen entbehrlich: wo die Erde durch einige Zeit, oder doch in manchen Wintern durch mehrere Tage zugefrohren, und mit Schnee bedecket ist; dort sind Stallungen für das Schafvieh anzurathen; die in denselben in einem Jahre geretteten Heerden bezahlen die Kosten der Erbauung: wo aber die Erde mehrere Wochen oder Monathe mit Schnee bedecket, und zugefrohren ist, dort sind Schafstallungen zur Emporhebung der Schafzucht nothwendig.

Daß in den Schafstallungen so viel Vieh zu Grunde geht, daran ist nur die oft zweckwidrige Stallanlage, und die schlechte Behandlung des Viehes schuld: wären die ins Freye gestellt gewesenen Schafe in einem luftigen Stalle mit eben so vieler Sorgfalt gewartet und gepfleget worden, sie würden eben so viele, wahrscheinlich noch mehr Wolle gebracht, und mit ihren Jungen den Winter eben so gut ausgehalten haben. Und in eine Ecke des Hofes kann man wohl eine kleine Anzahl Schafe stellen: aber Heerden von 1000, und mehreren 1000 Stücken Vieh finden daselbst keinen Raum.

Freylich scheinet die Natur und die warme Bedeckung des Schafviehes die Schafstallungen auch in kalten Gegenden entbehrlich zu machen. Aber

a) **die Menschen haben die Natur geändert:** weder die Natur des Schafes, noch die Gestalt der Erde ist mehr dieselbe, wie sie ursprünglich gewesen sind. Wir wissen, daß verschiedene Thierarten bey Herannahung des Winters die kalten Gegenden verlassen, und in wärmere Himmelsstriche ziehen, aus welchen sie nicht eher, als im Frühjahre wieder zurückkehren; und das Wild, welches in den kalten Gegenden bleibet, suchet von selbst die dicksten Waldungen auf, in welchen es hin-

länglichen Schutz wider Kälte, wider Schnee und Regen, und auch einige Nahrung findet. Würden die Schafe nicht in der menschlichen Sklaverey geboren und auferzogen; hätten dadurch ihre natürlichen Triebe nicht eine andere Richtung erhalten; und wären die meisten Waldungen in der Nähe der menschlichen Wohnungen nicht schon ausgerottet worden: so würden jene Schafarten, die wir jetzt aus wärmeren Gegenden in kältere treiben, wohl selten, oder gar nicht in die letzteren gekommen seyn; so würden die Schafe entweder den Winter hindurch sich in den Wäldern verbergen, oder was noch wahrscheinlicher ist, wärmeren Himmelsstrichen zugehen; denn

b) nicht umsonst hat ihnen die Natur die Fertigkeit und die Kräfte gegeben, eine weite Reise auszuhalten: und eben weil die Schafe von der Natur mit einer warmen Decke umgeben worden sind; eben darum, weil diese wolligte Decke in dem Verhältnisse als die Wolle feiner und kürzer ist, mit einer mehreren Dichte und öhlichten Fettigkeit versehen wurde, welche durch eine Zeitlang die Nässe von dem Körper des Thieres abhält: eben darum glaube ich, daß der Körper des Schafes von der Natur nicht geeignet seye anhaltende große Kälte und Nässe zu ertragen.

Unter sonst gleichen Umständen glaube ich, **die Schafe geben in kalten Ländern in den Stallungen mehr Wolle, als im Freyen.** Die Wolle besteht aus hohlen Röhrchen, welche aus den zarten Fettigkeiten des inneren Körpers ihren Wachsthum erhalten. Diese Fettigkeiten müssen durch einige Wärme aufgelößt, und durch die Ausdünstung aus dem Körper in die Wolle geführet werden. Kälte und Nässe unterdrücken die Ausdünstung, und hemmen somit den Wachsthum der Wolle. Auf der entgegengesetzten Seite ist aber auch zu viele Wärme diesem Wachsthume nachtheilig: sie bringet die Flüssigkeiten zum Verfliegen, und entzieht der Wolle einen Theil der Nahrung. **In luftigen**

Stallungen also, welche die grosse Kälte und Nässe abhalten, ohne jedoch das Vieh durch die eingesperrte Luft zu beängstigen, werden die Schafe die meiste und schönste Wolle ansetzen.

Zu der Meinung, daß die Wolle in der beständigen Freye die höchste Güte erlange, scheinet die spanische Schafzucht die Veranlassung gegeben zu haben. Die Spanier haben zwey Arten Schafe: eine Art weiden sie im Sommer in der Nähe ihrer Wohnungen; und bringen sie im Winter in Stallungen. Die Wolle dieser Schafe ist gröber, als jene ihrer zweyten Art; nicht weil sie im Winter im Stalle gehalten werden, sondern weil es ihre Natur so mit sich bringet. Die zweyte Art wird im Sommer auf den Gebirgen geweidet, bey der Herannäherung des Winters aber von den Bergen herab in die wärmeren mittäglichen Provinzen, nach Estremadura, nach Andalusien, und an das Meer getrieben, wo auch im Winter die Weiden grün und nahrhaft bleiben. Diese Schafe werden niemahls in Stallungen gebracht, sie müssen beständig herum wandern, um ihre Nahrung zu suchen, sie heissen darum **wandernde Schafe**; und weil ein Theil von ihnen in seinen Wanderungen an das Meer kömmt; so nennet man sie auch **Marino-Schafe.** Von dieser Art sind die spanischen Schafe, welche zur Veredlung des Landviehes zu uns gebracht werden: ihre Wolle ist sehr fein, und ihr Körper ist damit meistens sehr dicht bedecket.

Ganz auf gleiche Art, wie in Spanien, wird die Schafzucht **in Hinsicht der Lebensart der Schafe** auch in **Griechenland**, in dem entgegengesetzten Theile von Europa betrieben.

Macedonien und **Griechenland** haben viele und große Gebirge, fast alle von christlichen Hirtenvölkern bewohnet, welche beynahe gar keinen Feldbau treiben, und sich bloß von der Viehzucht nähren. Nebst der Zucht

der Pferde, Esel und Maulthiere, die jedoch bey weitem nicht so ausgedehnet ist, verlegen sie sich hauptsächlich auf die Schafzucht, von welcher sie bey dem Mangel an Rindvieh Milch, Butter, Schmalz und Käse beziehen, und theils selbst verzehren, theils an die Türken verkaufen, die bey ihnen auch, besonders für den Bedarf der Hauptstadt Konstantinopel, ganze Heerden Schafschlachtvieh einkaufen. Millionen Schafe sind das Eigenthum dieser Gebirge, auf welchen mancher einzelne Privatmann Heerden von mehreren Tausend Stücken sein nennen kann. Auf diesen Gebirgen werden die Schafe den Sommer hindurch geweidet, und müssen Tag und Nacht unter freyem Himmel bleiben, weil diese Völker gar keine Schafstallungen haben. Im Winter fällt hier viel Schnee, welcher bis ins Frühjahr liegen bleibet: dagegen schneyet es in den untern Ländern am aegäischen Meere entweder gar nicht, oder der Schnee bleibt nur wenige Tage, äußerst selten länger liegen. Obgleich diese unteren Provinzen sehr große nahrhafte Hutweiden und ein günstiges Klima besitzen; so treiben sie doch nur eine unbedeutende Schafzucht; sie verpachten ihre Weiden lieber jährlich an die Bergbewohner, welche im Winter ihre Schafe von den Gebirgen herab nach Thessalonik, nach Thessalien, nach Attika und in andere warme Gegenden am aegäischen Meere zur Weide treiben.

Diese Winter-Hutweiden gehören entweder freyen christlichen Dörfern (solche Dörfer stehen unmittelbar unter der Distriktsregierung, und unter dem Pascha) oder sie gehören den Herrschaften, welche, wenn sie sonst keine öffentliche Würde begleiten, Aga genannt werden: sie werden gewöhnlich nur immer für einen Winter verpachtet, und das Pachtgeld beträgt auf ein Schaf bey 10 Para, (ein Para ist bey 1¼ Kreutzer nach unserem Gelde).

Ungefähr um die Hälfte des Septembers fängt man an die Schafe von den Bergen herabzutreiben. Zuvor werden sie am Bauche, am Schwanze und zwischen den

Füßen geschoren, damit sie leichter gehen können, weil die Reise mehrere Tage dauert; und auch am Halse werden sie geschoren, weil sie auf ihrer Winterweide oft die Nahrung hinter Strauchwerk hervorsuchen müssen, an welchem sie ihre Halswolle verlieren würden. Da die Straßen in der Türkey überhaupt von Räubern unsicher gemacht werden; so treiben mehrere Schafeigenthümer ihre Heerden zusammen, und jeder gibt seine Hirten und Schafhunde mit: so, daß manchmahl bis 200 Menschen eine aus mehreren kleinen Heerden zusammengesetzte große Schafheerde begleiten. Die Menschen sind jeder mit einer Flinte und mit einem Säbel bewafnet, und mit einem blasenden Instrumente versehen: so wird die Reise angetreten, und langsam, indem man das Vieh immer weiden läßt, bis an den Ort seiner Bestimmung fortgesetzet. Bey jedem Orte sind große Hutweiden, auf welchen es allen reisenden Karavanen erlaubt ist, Zelte aufzuschlagen, und ihr Vieh zu weiden. Wie sich der Zug einem Orte nähert, gehen ihm verschiedene Einwohner entgegen den Hirten Speise und Trank anzubiethen, und sie dadurch zu bewegen die Heerden über Nacht auf ihre Brachfelder lagern zu lassen, damit sie vor dem Winteranbau gedünget werden. Jeder solche Tag ist bey jedem Orte ein Festtag; die Schafe läßt man auf die Aecker; in der Nähe daran auf einem grünen reinen Anger werden für die Hirten die Zelte aufgeschlagen, welche sie mit sich führen; dann wird gegessen, getrunken, Musik gemacht, getanzt und gesprungen: erst die späte Nacht überliefert die Hirten der Ruhe, um sie zur morgigen Reise wieder zu stärken.

Wenn die Hirten auf ihrer Reise mit dem Viehe über eine Brücke gehen; so muß anstatt der Mauth von jeder Heerde gewöhnlich ein Lamm abgegeben werden: eben so müssen sie, so oft sie in eine andere Provinz (Paschalik) kommen, die Gränzmauth berichtigen, welche auch in Schafen abgenommen wird. Nicht jeder Pascha läßt eine gleiche Anzahl Schafe zur Mauth abfordern, höch-

stens wird von hundert Stücken eines abgegeben, wodurch die Paschen große Schafheerden zusammenbringen.

Nach Verschiedenheit der größeren oder kleineren Entfernung gelangen die Schafe nach mehreren Tagreisen auf ihren Winterweiden an. Hier müssen sie ohne Unterschied der Witterung Tag und Nacht unter freyem Himmel zubringen, denn auch hier finden sie keine Schafställe; nur für die Lämmer wird eine oben, und zum Theil auch auf den Seiten mit Stroh verdeckte Schupfe aufgerichtet, in welcher sie bey rauher Witterung in der Nacht liegen, bey Tag aber den Müttern auf die Weide folgen müssen. Tritt ungewöhnlich anhaltende Kälte mit vielem Schnee ein; so werden die Schafe mit Körnern gefüttert: es gehen aber demohngeachtet nicht allein die Lämmer, sondern auch ganze Heerden alter Schafe zu Grunde, welche ein Nothstall bey einem kargen Strohfutter erhalten haben würde: **wenn dieses in warmen Ländern geschieht, in welchen die größte Kälte selten den Grad unserer gewöhnlichen Winterkälte erreichet; um wieviel nothwendiger werden uns und jenen, die eben so kalt oder noch kälter liegen, gute Winterställe seyn?**

Im Monat Jäner tritt die Lammzeit ein. Um diese Zeit reisen die Eigenthümer zu Pferd wieder in größerer Anzahl und gut bewafnet von den Bergen herab zu ihren Heerden, um dabey selbst nachzusehen, und sich von der Anzahl der neuzugewachsenen Lämmer zu überzeugen; sie kehren aber bald wieder in ihre Heymath zurück. Im Monat März wird der Grosherrliche Tribut von den Schafheerden eingefordert. Der Einnehmer, welcher zugleich der Pächter dieser Abgabe ist, und **Miridgi** heißt, zählt die Schafe ab, und rechnet dabey zwey Lämmer für ein Schaf: für jedes Stück erhebt er einen Para Abgabe, und händiget darüber eine Quittung aus, mit welcher sich die Schäfer bey der Nachhausekunft im Gebirge aus-

weisen können, damit die nähmliche Abgabe von dem dortigen **Miridgi** nicht noch einmahl gefordert werde.

Im Aprill, wenn im Gebirge der Schnee abgethaut ist, wird die Heimreise angetreten. Da die Schafe auf der Reise täglich anderes junges Gras fressen; so bekommen die meisten ein Abweichen, womit sie die hintere Wolle verunreinigen: deswegen, und auch um leichter zu gehen, werden die Schafe noch zuvor am Schwanze und zwischen den Füßen geschoren. Da nun neben dem Wege die Felder angebaut sind; so bestellen die Ortschaften Feldhüter, welche die Aufsicht haben, daß das Vieh die Saaten nicht beschädige. Bey Heerden von 10 und 20 tausend Stück alten und jungen Viehes ist es wohl schwer ganz zu verhindern, daß nicht bald da, bald dort eine Anzahl Schafe die Fruchtfelder überstreiche. **In der Türkey wäscht eine Hand die andere:** Der Feldhüter geht den Treibern mit einem leeren Sacke, und mit einer Scheere entgegen, und ersuchet sie um etwas Wolle; diese scheeren ihm gerne von den Bäuchen einiger Schafe ein paar Oka (eine **Oka** ist bey 2 Pfund Wiener Gewicht), Wolle zum Opfer ab; dagegen sieht der Feldhüter die Schafe nicht, welche sich auf den Feldern ergötzen. So gelangen die Heerden zurück auf die Gebirge, auf welchen sie die vorjährige Lebensart wieder anfangen.

Diese griechischen Schafe wandern wie die spanischen beständig herum, ohne jemahls in einen Stall zu kommen; auch diese Schafe werden im Sommer auf den Gebirgen, im Winter in wärmeren Ländern, und nahe am Meere geweidet: und ungehindert dieser ganz gleichen Lebensart haben die griechischen Schafe seit Jahrhunderten immer ihre grobe Wolle erhalten, welche bey uns zur Verfertigung der Livrée- und anderer groben Tücher und Zeuge verwendet wird. Eben so haben unsere ungarischen Schafe, und die Schafe der Wallachen ihre grobe Wolle immer beybehalten, obschon sie auch Winter und Sommer unter freyem Himmel gehalten werden. **Die höhere Feine**

und

und Güte der Wolle ist daher nicht bloß von der Lebensart, sondern auch von der Art der Schafe abhängig: weil grobartige Schafe bey der nähmlichen freyen Lebensart ihre grobe Wolle behalten, und feine Schafe die Feinheit ihrer Wolle im Stalle nicht verlieren.

Wenn die Frage entsteht: wie sollen die Schafställe eingerichtet werden um zweckmäßig zu seyn? muß man zuerst auf das Klima und auf die zeitherige Lebensart der Schafe hinsehen: Wenn die Schafe bisher immer unter freyem Himmel gewohnet haben; wenn das Klima nur zuweilen durch eine kurze Zeit im Winter rauh, der Stall daher nur für einen solchen Nothfall bestimmet ist: so wird desselben Errichtung nicht sehr kostspielig seyn. Man könnte nach Verhältniß der Schafmenge mehrere große Zelte auf einem dem Winde nicht gar sehr ausgesetzten Platze aufspannen, deren Seitenwände bis zur Erde reichen. Diese Zelte schützen das Schafvieh, damit Regen und Schnee nicht unmittelbar auf ihren Leib fallen; die Seitenwände halten die rauhen Winde auf, und der in denselben zusammengehaltene Dunst wird dem sonst abgehärteten Viehe schon hinlängliche Wärme geben, ohne zu sehr über Hand zu nehmen; weil das Zelt das Eindringen der freyen Luft niemahls ganz wehren kann. Man müßte jedoch sorgen, daß diese Zelte auf solchen Plätzen aufgeschlagen würden, welche vom Wasser nicht übergangen werden; auch daß das von Aussen von denselben abrinnende Wasser nicht hineinfließe. Solche Stallungen wären beweglich; man kann sie aufschlagen, wenn es nöthig ist, und wieder aufheben, wenn sie die bessere Witterung entbehrlich machet; sie würden bey wandernden Schafen besonders in Holz und Stroharmen Gegenden vielleicht gute Dienste leisten. Wenn in jenen Ländern die Schafhirten mit Zelten versehen werden; warum denn im Nothfalle nicht auch das Schafvieh, dessentwegen doch die Hirten aufgenom=

men sind? — Oder dort, wo Holz, Stroh oder Rohr leicht und mit geringen Kosten zu haben sind, dort könnten für den Nothfall einige hölzerne Pfeiler in die Erde befestiget, oben, und auf den Seiten mit Brettern verschlagen, oder mit Baumästen und mit Rohr verflochten, oder mit Stroh bedecket werden: wenn es nicht anders seyn kann; so wird es schon viel nützen, wenn das Vieh oben vor dem Auffallen des Regens, oder des Schnees durch ein Dach, und auf den Seiten, von welchen der kalte Wind herwehet, durch eine Wand geschützet ist; wenn nur dieser Nothstall so gestellet wird, daß kein Wasser über den Viehstand laufe, damit das Vieh trocken stehen bleibe. Zur Tränke können die Schafe auch bey rauher Witterung getrieben, und außerhalb des Stalles gefüttert werden, wenn im Stalle dazu kein Raum wäre: denn ihr abgehärteter Körper wird dieses kurze Ungemach schon ertragen, und die Schafe dann wieder so bald möglich in den Stall hineineilen.

In **kälteren** Gegenden, wo man im Winter **immer** Stallungen brauchet, wo das Vieh auch bisher an die Ställe gewohnt war, kömmt es darauf an, ob man einen dauerhaften Stall für alle Jahrszeiten, oder nur einen Sommerstall zu bauen beschlossen hat. Im Sommer brauchet zwar das Schafvieh keinen besonderen Sommerstall; man kann es Nachts entweder unter freyem Himmel in Hurden liegen lassen, oder bey ungünstiger Witterung auch bey Tage in den gewöhnlichen Stall eintreiben. Wo aber von dem Schafhofe weit entfernte Hutweiden, und in der Nähe derselben weder Gebüsche und Waldungen, noch sonstige Schutzorte wider plötzliche Wettergüsse sind; dort werden, besonders den jungen Lämmern Nothställe sehr nützlich seyn. Wenn die Lämmer auf dem Felde plötzlich von einem starken Platzregen und Hagel erwischet werden; so bleiben nicht selten mehrere unterwegs todt zurück, oder sie bekommen Beschädigungen, die in der Folge tödtliche Krankheiten nach sich ziehen. Wenn für solche

Fälle entweder ein großes Zelt, dessen Seiten etwas hoch gehalten werden; oder besser und dauerhafter ein, wenn auch auf allen Seiten offener Sommerstall auf einem trockenen, vor Ueberschwemmung gesicherten Platze errichtet wird, der aus einem auf einigen Säulen ruhenden Dache besteht, wie man die Wagenschupfen in den Wirthshäusern oft findet: so wird das Vieh bey dem Annahen eines starken Gewitters darin hinlänglichen Schutz finden: Ist ein solcher Stall auf allen Seiten offen; so brauchet er nicht so hoch, wie die Winterställe zu seyn, weil die freye Luft immer durchstreichen kann.

Ein Schafstall aber, welcher für alle Jahrszeiten bestimmet ist, soll folgende wesentliche Erfordernisse haben:

1. **Er muß auf einem trockenen Platze angelegt werden.** Stallfeuchte ist den Thieren so schädlich, wie den Menschen nasse Wohnungen.

2. **Er muß die gehörige Weite haben: Die Schafe sollen in demselben ohne einander unmittelbar zu berühren, bequem stehen und liegen können.** Im Winter müssen im Stalle die **Kauhurden**, die **Futterraufen** und **Futterbarn** Platz haben; die Schafe selbst sind wegen der auf sich habenden Wolle und wegen ihrer Trächtigkeit dicker; und in der Lammzeit müssen die Dienstleute zwischen dem Viehe herumgehen können. Im Sommer nehmen die Schafe zwar weniger Raum ein; weil sie nicht trächtig sind, weil ihre Wolle abgeschoren ist, und die Futterraufen und Futterbarn auf die Seite übereinander gestellt, oder an den Wänden aufgehänget werden: Aber es ist gut, wenn sie in der Sommerhitze um so viel bequemer stehen und liegen: **Die Stallweite ist daher nach dem Winterbedarfe abzumessen.** Dabey kömmt es auf die Größe und auf die Gattung des Viehes an: **kleines** Vieh brauchet weniger Platz; eben so wird das **junge** Vieh und das **Galtvieh** nicht so viel Raum, wie die

Raufen unten eng, und nur gegen oben zu erweitert sind: so haben sie ihre größte Weite schon über der Viehhöhe, und benehmen den Schafen nur wenig Raum, da sie dann auch unter den Raufen sich lagern können. Man muß aber nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und die Raufen zu hoch stellen, oder gar zu schief machen; weil sonst, indem das Vieh sein Futter von oben herabholt, das Gesäme und alle kleinen Abfälle in seine Wolle kommen, aus welcher sie nur schwer wieder herauszubringen sind.

Eine andere Art von doppelten Raufen ist ein unregelmäßiges länglichtes Viereck, den bisher beschriebenen fast entgegengesetzet, und führet doch zu dem nähmlichen Endzwecke. Anstatt daß sie unten ganz zusammenlaufen, und sich gegen oben zu erweitern, sind diese unten am weitesten, und werden in der Höhe immer enger. Der Boden, oder der untere Theil dieser Raufen wird bey 1½ Schuh breit eben so mit Sprießeln gemacht, wie die Seiten: Die beyden langen Seiten werden bey 1½ Schuh hoch gemacht, an dem Boden schief befestiget, daß sie oben nur auf 7 oder 8 Zolle weit von einanderstehen; die beyden kurzen Seiten schließen sich an die langen an, und dienen dazu, ihre Entfernung zu befestigen; oben wird ein Brett als Deckel befestiget, welchen man auf- und zumachen kann: Diese Raufen werden bey 1 oder 1½ Schuh über die Erde gestellt; sobald das Futter aber hineingethan ist, wird der Deckel zugemacht: er hindert, daß die Schafe von oben nichts herausreißen können; und weil die Raufen gegen unten zu sich immer mehr erweitern, und auch der Boden unten nur wie die Seiten aus Sprießeln bestehet; so fällt alle Unreinigkeit und Gesäme unten durch, ohne die Wolle der Schafe zu verunreinigen.

Die **einfachen** Raufen sind an den Stallwänden in der nähmlichen Höhe, wie die doppelten auch schief gegen oben zu erweitert befestiget. Wo viel Vieh eingestellet wird, dort ist nicht für alle an den Wänden allein

zum Fressen Raum genug: es müssen hinlänglich doppelte Raufen zwischen das Vieh gestellet werden, daß alle Schafe auf einmahl zum Fressen Platz daran finden: denn sind zu wenig Raufen; so hat das Vieh keine Ruhe, weil immer ein Stück das andere zu verdrängen suchet, dabey auf- und übereinander springen, und viele Wolle abschieben. Wenn der ganzen Länge des Stalles nach in zureichender Entfernung 3 Reihen doppelte Raufen stehen, an welchen das Vieh dann in 6 Reihen fressen kann; so werden die Schafe dabey Platz finden: jedoch muß man die Schwächlinge entweder abgesondert füttern, oder auf sie ein wachsames Auge haben, damit sie nicht leer ausgehen; besonders dort, wo nur karg eingefüttert wird, und ein Schaf leicht das für zweye bestimmte Futter verzehren kann.

Wo man im Winter nicht bloß mit Heu und mit ungeschnittenem Strohe, sondern mit Heckerling, mit Körnern, gelben Ruben und solchem Futter, welches in den Raufen nicht vorgelegt werden kann, das Vieh mitnähret, dort werden auch **Krippen oder Futterbarn** nöthig seyn. Diese können natürlich nicht so hoch gestellet werden, wie die Raufen; weil das Vieh das Futter aus dem Innern des Barn heraufhohlen muß: sie können entweder gleich unten zu beyden Seiten an den Futterraufen befestiget werden, wo sie zugleich das Gesäme aufnehmen, welches aus den Raufen herabfällt; oder sie werden abgesondert gemacht, und dienen dann auch im Sommer zum Salzgeben für die Schafe: sie sollen bey einen halben Schuh weit, und eben so tief seyn. Wo bloß mit solchem kurzen Futter gefüttert wird, daher gar keine Raufen nöthig sind, dort können doppelte Barn gemacht, und zwischen die Schafe gestellet werden: es wird nähmlich zwischen 2 Barn in der Mitte ein nach seiner Breite aufrecht gelegtes Brett befestiget, welches das Ueberspringen des Viehes hindert. Auf 3 Reihen Futterbarn oder Futterraufen will ich in der ganzen Stalllänge nur 3 Schuh

Breite rechnen, weil sie in der obern größten Breite den Viehstand nicht verengen.

Nach diesen Voraussetzungen wird ein Schafstall auf 1000 Stück Schafe im inneren Lichte 36 Klafter lang, und 5 Klafter 2 Schuh breit seyn müssen.

Diese Länge und Breite geben einen Flächeninhalt von 182 □ Klaftern: wovon die Schafe auf ihren

Stand	166⅔ □	Klaftern
die Rauhurten	8⅔ □	—
dann die Futterbarn und Futterraufen	3 □	—
Zusammen	178⅓ □	Klaftern

einnehmen, daher noch 3⅔ □ Klafter Raum für das Bett der Knechte, und für einige Geräthschaften übrig bleiben.

Es ist nothwendig, daß bey einer Schafheerde immer wenigstens ein Knecht schlafe, um das Viehstehlen zu hindern, und bey unvorgesehenen Vorfällen zu jederzeit bey der Hand zu seyn. Hat das Bett auf der Erde keinen Platz; so wird es auf Säulen über der Viehhöhe befestiget, damit auch unter demselben die Schafe liegen können. Nur muß man diesen Knechten wegen des Tabackrauchens öfters nachsehen, und außer dem Nothfalle kein Licht im Stalle gestatten.

Da das Schafvieh bis jetzt noch allgemein im Sommer auf die Weide getrieben wird; so brauchet man am Schafstalle keine besondere Futterkammer: wenn aber einst auch mit den Schafen die Stallfütterung im Sommer mit grünem Futter eingeführet würde; so müßte am Schafstalle, wie am Kühstalle eine **Gras- und Futterkammer** angebracht werden.

3. **Der Stall muß hoch genug gebaut werden, um nicht zu warm zu seyn.** Je kälter die Gegend und die Jahrszeit ist, je schädlicher ist der erzwungene Stallschweiß. Man muß die Schafe doch zur Tränke herauslassen; ihr Schweiß tritt zurück, veranlaßet den Husten, aus welchem nothwendig gefährlichere Krankhei

ten entstehen müssen, weil die nähmliche schädliche Einwirkung täglich wiederhohlet wird: und schon im Stalle selbst legt die von den eingeschlossenen Ausdünstungen des Viehes entstandene zu viele Wärme den Grund zu tödtlichen Krankheiten. Manche Schafe sind schon plötzlich daran gestorben; man fand ihre Fette aufgelöst und zum Herzen gedrungen: wenn es auch nicht immer gleich so arg ist; so athmen sie doch ihre heißen Ausdünstungen wieder ein, und schwächen ihre Lunge; sie werden von dem beständigen Schwitzen matt, entkräftet, und unterliegen dann jedem Ungemache; und ihre Wolle muß in der Güte und Ergiebigkeit zurückbleiben, weil ein Theil der Wollnahrung verfliegt, und die angesetzte Wolle keinen Kern erlangen kann. Zu niedere Stallungen sind der Gesundheit des Viehes, der Güte und Ergiebigkeit der Wolle schädlich. **Die beste Höhe ist, wenn im Winter im Stalle eine mäßige Wärme herrschet, welche das Vieh jedoch in keinen erzwungenen Schweiß bringet.** Zwar sind die Schafe kleiner als das Rindvieh; allein durch den Dünger, welcher den ganzen Winter hindurch im Schafstalle liegen bleibet, werden auch die Ausdünstungen darin vermehret; und durch das oftmahlige nothwendige frische Einstreuen erhebet sich der Mist auf 2 auch 3 Schuh, und vermindert die Höhe des Stalles. Wo sämmtliche Stallungen in ein Hauptgebäude zusammengestellet werden, dort fordern es schon die Regeln der Symmetrie, daß der Schafstall mit dem Rindviehstalle die gleiche äußere Höhe erhalte: er wird aber auch abgesondert gestellt, eine Höhe von 8 bis 12 Schuhen im innern Lichte erhalten müssen. Wenn bey dieser Höhe die Seitenmauern, oder falls der Stall von Holz erbauet wird, die Wände eine Stärke von 1½ bis 2 Schuhen haben; wenn der Stallboden gut belegt; der Stall nicht zum Theil Viehleer ist; und wenn besonders an heiteren Tagen wenigstens auf der Mittagsseite die Fenster durch einige Stunden geöffnet werden: so

wird ein solcher Stall weder zu kalt, noch zu warm seyn.

4. **Er muß licht, und luftig seyn**, sowohl wegen der Gesundheit des Viehes, als auch wegen den Verrichtungen der Dienstleute. Sind in den Stallmauern oder der Höhe, welche das Vieh im Winter bey vermehrtem Dünger erreichen kann, auf zwey entgegen gesetzten Seiten genug Fenster angebracht, welche man im Sommer aushebet, und im Winter an heiteren Tagen um die Mittagszeit öffnet: so brauchet man keine andern Luftzüge, oder Dunströhren. Man kann aber auch ohne besondere Kosten in den entgegen gesetzten Mauern, und wo es sehr kalt ist, nur auf der Mittagsseite ungefähr einen Schuh unter dem oberen Boden mehrere Zuglöcher anbringen, welche, wenn sie nur bey ½ Schuh im Durchmesser erhalten, auch im Winter offen bleiben können. Dadurch werden besonders jene Schafställe verbessert werden, welche zu niedrig, und zu eng angelegt sind, und die man doch nicht gleich niederreißen will.

5. Der obere Stallboden, wenn er nicht eingewölbet wird, muß mit Tramen, oder mit Bretern gut belegt werden; und es ist gut denselben oben auf mit einem **Fletz**, oder **Esterich** zu überlegen. Nicht allein, daß dadurch der Stall wärmer wird; so ist auch das darauf gelegte Futter vor dem Verderben durch die Stalldünste gesichert, und die Wolle des Viehes wird durch die herabfallenden Gesäme und Staub nicht verunreiniget. Dieser Boden wird das Winterfutter für die eingestallte Schafmenge fassen, und es wird auf demselben auch Stroh und Heu zu Heckerling geschnitten werden können, wenn man es für gut findet.

6. Da der Dünger aus dem Stalle gleich auf die Felder geführet wird; so müssen die Stallthöre so angebracht werden, daß man mit dem Dungwagen bequem durchfahren kann, ohne die Mauern zu beschädigen, und ohne nöthig zu haben im Stalle zuvor mit dem Wagen

umzukehren. Wenn in einem Stalle nur eine Gattung Schafe z. B. lauter Galtvieh, oder lauter Mutterschafe sind, welche daher zum Ein- und Ausgehen nur ein Thor brauchen: so werden doch wegen dem leichteren Dungausführen 2 Thore, entweder unter den 2 entgegen stehenden Giblmauern, oder doch nach Thunlichkeit der Localität nicht weit davon in den langen Mauern anzubringen seyn. Sind in einem Stalle mehrere Gattungen Schafe z. B. Mutterschafe, Widder und junges Vieh, welches abzusondern nothwendig ist; so muß der Stall so viel Eingänge haben, als verschiedenes Vieh hinein soll: im Stalle geschieht die Absonderung durch in die Erde befestigte Hurden, welche man wieder wegnehmen kann, ohne daß Zwischenmauern nöthig sind. Diese Eingänge aber sollen bey größeren Heerden eine ziemliche Weite, von 8 bis 12 Schuhen haben; weil sich die Schafe beym Aus- und Eingehen sehr drängen, und bey einer engen Oeffnung die vordersten den Druck der Heerde von rückwärts hart empfinden würden. Im Sommer soll man diese Stallthöre auch bey Nacht offen lassen, und nur Hurden vorstellen um den Schafen den Ausgang zu wehren, damit mehr freye Luft in den Stall eindringen könne.

Nebst dem Rindviehe sind die Schafe unsere zahlreichsten, und unentbehrlichsten Hausthiere. Ihre Anzahl wird auf 8,000,000 Stücke angegeben.

Die Anzahl des Viehes, welches in einer großen Monarchie gehalten wird, ist nicht allein für den Privatmann; sondern selbst für die Staatsverwaltung eine **nicht genau** bekannte Größe: immer aber ist diese Größe **veränderlich**; sie ist **abhängig** von der Willkühr der Vieheigenthümer; von der mehreren oder minderen Sterblichkeit des Viehes, und von anderen Zufällen. Jede Angabe der Viehanzahl ganzer Völker ist daher nur muthmaßlich, oder wahrscheinlich; und wenn sie wirklich

in einem Jahre ganz gewiß wäre, so kann sie im folgenden Jahre schon wieder sehr verändert seyn. Vielleicht hatte die östreichische Monarchie einst nur 8 Millionen Schafe: dermahlen aber muß diese Summe um Vieles vergrößert seyn; wie es aus einer Zusammenstellung des Landesbedarfes mit dem gewöhnlichen Ertrage der Schäfereyen erhellen wird.

Es ist zwar richtig, daß zu uns jährlich eine Anzahl auswärtiger Schafe als Schlachtvieh gebracht werde, daß daher unsere Schafzucht die Schaffleisch-Consumtion nicht ganz decke: Allein an Schafwolle hat das östreichische Kaiserthum nicht allein seinen ganzen Bedarf, sondern noch einen Ueberschuß. Obgleich aus der Wallachey, und aus anderen türkischen Provinzen jährlich bey 30,000 Zenten grobe Schafwolle, welche unter dem Nahmen der wallachischen Schafwolle bekannt ist, in unsere Monarchie gebracht werden: so gehen davon bey zwey Drittheile nur transito in andere Länder, und es werden in den östreichischen Provinzen nur bey 10,000 Zenten verarbeitet, und verbrauchet. Dagegen werden von unserer feinen Wolle jährlich bey 15,000 Zenten und eine Menge Tücher, und andere wollene Zeuge ausgeführet: wir haben daher einen beträchlichen Wollüberschuß, welcher dem Inlande entbehrlich ist. Wäre aber die Anzahl unserer Schafe nur 8 Millionen; so würde schon längst nicht allein die Ausfuhr der Wolle, und der wollenen Fabrikate von selbst aufgehöret; sondern sich großer Mangel an Arbeits-Materiale eingestellet haben.

Ich habe zwar von einzelnen gut genährten einschürigen Schafen 4 bis 5 Pfund rein gewaschene feine Wolle bey einer Schur erhalten: Allein da bey einer großen Heerde sich Vieh von verschiedenem Alter und Wollergiebigkeit befindet, die säugenden Mutterschafe, und das junge noch unausgewachsene Vieh weniger Wolle bringen: so bin ich zufrieden, wenn ich in meinen Schäfereyen im Durchschnitte von jungen und altem Viehe jährlich 2½ Pf.

feine rein gewaschene Wolle auf ein Stück erhalte: das nähmliche habe ich in mehreren andern Schäfereyen gefunden. Mehr als eine Million Schafe sind altungarische, deren Wolle zur Fabrikation nicht verwendet wird; von den übrigen 7 Millionen würden daher nur 17½ Millionen Pfund Schafwolle erhalten werden. Bevor diese Wolle in Tücher, und in andere Zeuge verarbeitet wird, trocknet sie ein; sie muß nochmahls gewaschen, dann gekrampelt, und gesponnen werden: bey allen diesen Verrichtungen geht am Gewichte durch den herausgewaschenen Unrath, und durch Abfälle verloren, und noch in der Fabrikation, und nach derselben im Zurichten der Tücher, beym Tuchscheren wird das Gewicht vermindert: es ist nicht übertrieben auf alle diese Abgänge den fünften Theil des Wollgewichtes anzuschlagen, und ich will bey diesem Fünftl auch noch die Ausfuhrwolle begreifen. Wenn

wir von	17,500,000 Pfd.
das Fünftl mit . . .	3,500,000 —
in Abzug bringen, so bleiben . .	14,000,000 Pfd.

in brauchbaren Fabrikaten. Eine Elle feines Tuch wiegt bey 1 Pfund; folglich würden, wenn alle diese Wolle in Tücher verarbeitet worden wäre, bey 14 Millionen Ellen Tuch daraus gemacht worden seyn.

Die Bevölkerung in der östreichischen Monarchie beträgt bey 24 Millionen Menschen. In den letzten Jahren hat sich auch das weibliche Geschlecht in Tuch und wollene Zeuge gekleidet. Wenn auch nicht alle Staatseinwohner jung und alt wollene Zeuge tragen; wenn auch nicht jeder Staatseinwohner jährlich ein neues Kleidungsstück sich anschaffet: so ist doch die Anzahl derjenigen nicht klein, welche jährlich mehreremahl ihre Kleider wechseln; und zu **einer** Bekleidung werden **mehrere** Ellen Tuch, und **noch mehrere** Ellen anderer wollenen Zeuge erfordert. Offenbar würden wir nicht einmahl genug Tücher im Lande haben; und doch führen unsere Fabrikanten und Kaufleute noch viele uns entbehrliche Tücher, und

andere wollene Zeuge aus; und doch werden nebst den Tüchern auch Millionen Ellen anderer wollenen Zeuge von der **inländischen Wolle** erzeuget. Das östreichische Kaiserthum kann dermahlen nach dieser Voraussetzung das Doppelte der gewöhnlich angegebenen Schafviehanzahl, daher bey 16 Millionen Stück Schafe besitzen.

Die Tücher, und alle wollene Zeuge sind seit einigen Jahren, wie die übrigen Industrialerzeugnisse auf einen sehr hohen Preis gestiegen: Manche haben diese Theurung der Wollausfuhr zugeschrieben; ich glaube, die Frage stehe hier nicht ganz am unrechten Orte: **Wäre es nicht gut, nach dem schon oft geäußerten Wunsche unserer Fabrikanten, und mancher Kaufleute die Ausfuhr der inländischen Wolle zu verbiethen?**

Ein solcher Verboth würde sehr wahrscheinlich nicht allein für die Produzenten; sondern auch für die ganze Nation, und für das allgemeine Beste von sehr nachtheiligen Folgen seyn: denn

1. **Unsere Fabrikanten leiden keinen Mangel an Wolle;** jeder aus ihnen findet so viele Wolle zum Kaufe, als er verarbeiten, und in seinen Fabrikaten wieder absetzen kann: wird die Wollausfuhr verbothen; so werden sie darum nicht mehr Wolle einkaufen, als sie brauchen; nicht mehr Waare fabriziren, als sie absetzen können: wir haben daher gleich einen Ueberfluß an Wolle; gerade jene Menge Wolle, welche jetzt ausgeführet wird, ist dann über den Bedarf unserer Fabriken vorhanden. Sobald der Vorrath den Bedarf übersteiget; so fallen die Preise herab. Die Fabrikanten, damit bekannt, werden nicht unterlassen durch Verabredungen die Wollpreise noch mehr herab zu drücken.

Weil man in der Nachbarschaft Schäfereyen sieht; so muß man nicht glauben, daß sich die Schafzucht schon in allen Provinzen gehoben habe. Wenn auch in den ungarischen Erbstaaten, in Oestreich, in Böhmen, in Mäh-

ren, in Schlesien, und in Krain die Schafzucht von vielen Herrschaften mit lobenswürdigem Eifer betrieben wird: so sind selbst in diesen Provinzen noch viele Grundobrigkeiten und Herrschaften, welche gar keine Schafzucht treiben, oder bey denen sie mit ihren ausgedehnten Besitzungen in gar keinem Verhältnisse stehet. In den übrigen Provinzen ist nur erst der Anfang zur Schafzucht gemacht, welcher der gemeine Mann fast allenthalben abgeneigt ist.

Wenn bis jetzt die Schafzucht, ungehindert der durch die Konkurrenz der Ausländer entstandenen hohen Wollpreise, nicht allgemein, nicht einmahl so weit emporkommen konnte, daß sie auch den Landesbedarf an Schlachtvieh ganz gedecket hätte: so wird dieselbe dann bald zurückgehen, wenn die niederen Preise die großen Vorauslagen der Schafzucht nicht mehr einbringen. Bald wird wieder weniger Wolle im Lande erzeuget werden, als die Fabriken bedürfen; die Nachfrage um Wolle wird sich mehren, mit derselben werden die Wollpreise steigen, es wird eine noch größere Theurung, und ein wahrer Mangel entstehen, welchem nicht so leicht abzuhelfen ist: weil man die Schafzucht nicht so geschwind wieder heben kann, als sie zerstöret wurde; und der Mangel an Schlachtvieh wird noch empfindlicher werden.

2. Man glaube ja nicht, daß die Nation ihren Bedarf an Tüchern und wollenen Zeugen wohlfeiler bekommen werde, wenn der Fabrikant die Wolle wohlfeiler findet. **Der Fabrikant, der Kaufmann nimmt nur dann mit der Vergüttung seiner Vorauslagen, und mit einem mäßigen bürgerlichen Gewinne vorlieb, wenn ihn die Konkurrenz der Verkäufer hindert einen größeren Gewinn zu erreichen:** Kann er bey einem sehr niederen Wolleinkaufe die jetzigen hohen Waarenpreise, oder noch höhere erzielen; so zweifle man ja keinen Augenblick, daß er seine Waare eben so theuer, und noch theurer als

jetzt geben werde. Und bey der verbothenen Wollausfuhr würden die Tücher, und die wollenen Zeuge wahrscheinlich noch theurer werden, als sie jetzt sind. Die Ausländer haben an das Inland Anforderungen, und sind im Besitze einer bedeutenden Summe Wiener-Papiere, für welche sie Waare suchen; Dürfen sie dafür keine Wolle kaufen; so werden sie die nähmliche Summe, welche sie jetzt zum Wolleinkaufe verwendet haben, zum Tucheinkaufe verwenden, und somit die Nachfrage um Tücher, und andere wollene Zeuge sehr vermehren. Die Anzahl der Fabrikanten, und ihrer Erzeugnisse kann nicht in der nähmlichen Zeit, in dem nähmlichen Verhältnisse vermehret werden: um die nähmliche Menge Fabrikaten, welche jetzt vorhanden sind, finden sich dann viel mehr Käufer ein; die natürliche Folge davon ist, große Vertheurung der Waare.

3. Glaubt man der inländischen Wollerzeugung aufzuhelfen, daß die Einfuhr der wallachischen Schafwolle verbothen werde: so würde man sich auch hierin irren. Ausgeführt wird nur feine Wolle, eingeführt aber nur grobe: Unsere grobe Wolle wird ganz im Lande verarbeitet, und verbrauchet, und ungehindert der Vorrath derselben durch die Einfuhr vermehret worden ist; so frage ich, sind die groben Tücher zu wohlfeil? so lange die Nachfrage um feine Wolle durch die Ausländer vermehret wird; so lange die Schäfereyen in dem heutigen Zustande sich befinden; und die Einfuhr der fremden groben Wolle wird verbothen: sobald werden die groben Tücher im Preise steigen, und die ärmere Klasse des Volkes wird sich den Bedarf nur schwer ankaufen können; auf die Preise der feinen Wolle aber wird dieses jetzt nur einen unmerklichen Einfluß haben; für die veredelten Schäfereyen ist dieses keine Ermunterung; sie werden demohngeachtet an vielen Orten abgestellet werden. Die Unterthanen, die nur auf den gegenwärtigen Augenblick sehen, werden die Abstellung der Schäfereyen mit Vergnügen be-

merken,

merken, und bereit seyn, den Obrigkeiten das Weid- und Blumensuchrecht abzulösen, um den Schäfereyen die Rückkehr zu versperren, und dadurch das Uebel für die Zukunft unheilbarer machen.

Die eingeführte grobe Wolle kostet nur ungefähr das Drittel von dem Preise, um welchen die ausgeführte feine Wolle bezahlt wird. Wenn das Inland den Zenten wallachischer Schafwolle um 100 Fl. bezahlt; so nimmt dasselbe für den Zenten seiner ausgeführten Wolle 300 Fl. von dem Auslande ein: 15,000 Zenten feine ausgeführte Wolle bringen nach dieser Voraussetzung dem Inlande ein . . . . . . 4,500,000 Fl.
Dagegen kosten 10,000 Ztn. Einfuhrwolle 1,000,000 Fl.
bleiben daher 3,500,000 Fl.
als ein reiner Gewinn für das Land. Wenn aber einst die Ausländer bey uns keine Wolle mehr suchen, daher die Ausfuhr von selbst aufhöret; dann wird es nothwendig auch der Einfuhr, und dem Verbrauche der fremden Wolle Schranken zu setzen um die inländische Schafzucht nicht fallen zu lassen.

4. Die Ausfuhr der inländischen Wolle ist mit einem **Ausfuhrzolle** von 12 Fl. vom Zenten belegt: Von 15,000 Zent. beträgt daher der Ausfuhrzoll 180,000 Fl. Da dieser Zoll in Conventionsgeld bezahlt werden muß; so beträgt derselbe nach dem Kurse nur zu 200 prto. 360,000 Fl. W. W. Diese Summe, welche sonst das Inland aufbringen müßte, wird jetzt von dem Auslande zur Bestreitung unserer Staatsbedürfnisse beygetragen. Das Ausland vergüttet überdieß in dem Wollpreise alle übrigen auf der Ausfuhrwolle ruhenden Abgaben, und Vorauslagen: Denn so wie den **Einfuhrzoll** nicht der Ausländer, sondern das Inland bezahlen muß; weil er dem Preise der Waare zugeschlagen wird: so muß das Ausland aus der nähmlichen Ursache den **Ausfuhrzoll**, und alle anderen Vorauslagen dem Inlande vergütten.

Ich habe in dem zwölften Hauptstücke gezeigt, daß

den Anhöhen, auf den Ebenen, und in Thälern Heerden von Tausend, und abermahl Tausend Schafen munter herumspringen?

Sehr viele Landleute glauben, wo ein Schaf geweidet habe, dort möge kein Rindvieh mehr weiden; aus Furcht die Rindviehzucht zu verdrängen, vernachlässigen sie die Schafzucht. Einer redet dieses dem anderen nach, und keinem fällt es ein, sich selbst zu überzeugen; ob denn diese Sage auch wahr seye. In allen jenen Gegenden, in welchen die Landleute Rindvieh und Schafe zugleich halten, sehen wir Kühe und Schafe freundschaftlich neben einander auf der nähmlichen Weide sich nähren, auch mit Schweinen und Ziegen sich gut vertragen. Freylich, wo das Schaf das Gras eben abgefressen hat, dort findet die Kuh keine Nahrung mehr: aber soll euch etwa das Schaf Junge, Fleisch, Wolle, und andere Nutzungen bringen, ohne eine Nahrung zu nehmen? Natürlich, wo man Schafe hält, dort müssen sie sich nähren; und die Nahrung, welche die Schafe zu sich genommen haben, kann für die Kühe nicht stehen bleiben. Der Viehhalter muß sorgen, daß alle Gattungen seiner Hausthiere ihre Nahrung finden, wenn er von ihnen die gewöhnlichen Nutzungen erwartet.

Wenn die Landleute bey ihrem Rindviehe die Stallfütterung einführen, und die Hutweiden für die Schafzucht widmen wollen; so würden sie nicht allein die Anzahl ihres Rindviehes vervielfältigen, sondern auch ihre Schafheerden verdoppeln können: wie sehr würden sie dadurch ihren Wohlstand erhöhen! welch' einen großen Zuwachs würde der Nationalreichthum durch den Verkauf des entbehrlichen Schlachtviehes, und der Millionen Pfund Wolle erhalten, welche dann **mehr**, als jetzt ausgeführet werden könnte!

Die meisten Oekonomen sind der Meinung, daß die Schafzucht nur dort gut betrieben wer-

den könne, wo große Hutweiden sind, oder wo wenigstens das gemeinschaftliche Mitweidrecht und die Blumensuche bestehen.

Nach unseren älteren Gesetzen war die Blumensuche das Recht der Dorfobrigkeiten alle Grundstücke in dem Feldbezirke des Dorfes mit ihrem Viehe zu betreiben. Die neueren Gesetze haben dasselbe näher bestimmet, und es ist heut zu Tage das wechselseitige Recht der Dorfobrigkeiten, und der Gemeinden, die unbebauten, und abgeerndteten Äcker und Wiesen des Dorfbezirkes ohne Rücksicht auf den Eigenthümer mit dem Viehe zu betreiben. So wie also die Obrigkeiten die Grundstücke der Unterthanen betreiben; so treiben auch die Unterthanen auf die in dem nähmlichen Dorfbezirke liegenden Grundstücke der Obrigkeiten ihr Vieh. Die **Mitweide** ist im eigentlichen Sinne das Recht der Obrigkeiten die Gemeindhutweiden zugleich mit der Gemeinde zu betreiben; in diesem Sinne unterscheidet es sich von dem Rechte der Blumensuche; in der ausgedehnteren Bedeutung hingegen wird mit der Benennung **Mitweidrecht**, auch die Blumensuche bezeichnet. Sowohl die Mitweide, als die Blumensuche sind nicht allgemein und allenthalben eingeführet; denn in Böhmen, Mähren, Schlesien, Steyermark, Oestreich ob der Enns, und in andern Provinzen gibt es viele Gegenden, und große Landstrecken, auf welchen jeder Grundeigenthümer nur seine eigenen Grundstücke betreiben darf; in welchen die Gemeinweide, das Recht der Mitweide, und die Blumensuche unbekannt sind. Unsere Voraltern haben den Ausdruck „**Blumensuche**" sehr gut gewählet. Auf den Brachäckern, und auf den Stoppelfeldern wächst nur wenig Gras; meistens nur hin und wieder einige blühende Pflanzen, von welchen das Vieh die Blumen zusammen **suchet**; und wir würden noch heut keine passendere Bezeichnung für dieses Recht finden.

In den neueren Zeiten hat das Recht der Blumensuche und der Mitweide zu vielen Beschwerden der Unter-

thanen wider die Obrigkeiten Anlaß gegeben; es ist daher wichtig, und hier nicht am unrechten Orte zu untersuchen: in wie ferne die Mitweide, und die Blumensuche den Obrigkeiten nothwendig, und den Unterthanen schädlich seye?

Vor allem muß man den Gesichtspunkt festsetzen, aus welchem die Schädlichkeit derselben zu beurtheilen ist.

Ursprünglich, als die Grundherrn ihre Unterthanen ansiedeln ließen, haben sie denselben einen Theil der herrschaftlichen Grundstücke zur Benutzung, und zwar dort, wo das Recht der Blumensuche besteht, wahrscheinlich mit dem Vorbehalte überlassen, daß das obrigkeitliche Vieh, so wie zuvor noch auf diese Grundstücke zur Weide getrieben werden könne. Als in der Folge alle nutzbaren Rechte zur öffentlichen Besteurung eingelegt werden mußten; so ist auch bey den Obrigkeiten der Nutzen des Mitweid- und Blumensuchrechtes mit einer öffentlichen Steuer beleget worden. Die heutigen Herrschaftsbesitzer haben dieses Recht mitgekaufet; so wie die Unterthanen ihre Realitäten mit diesem Rechte belastet gekaufet haben. Ein von den Gesetzen bestättigtes, öffentlich versteuertes, und rechtlich erworbenes Recht kann wider Willen Niemanden entzogen werden, ohne die Rechte des Eigenthumes zu beeinträchtigen: Wenn nun auch das obrigkeitliche Vieh auf den Gründen der Unterthanen eine Nahrung zu sich nimmt, welche sonst dem Viehe des Grundeigenthümers geblieben wäre; so machet es das Vieh der Unterthanen auf den obrigkeitlichen Aeckern um nichts besser: und da die Herrschaft dadurch nur ihr Recht ausübet; so kann man nicht sagen, daß dadurch Jemanden Unrecht geschehe. (Qui jure suo utitur, nemini facit injuriam). Die Schädlichkeit der Blumensuche kann daher nur aus dem Gesichtspunkte beurtheilet werden, in wie ferne sie den Grundstücken, und den auf denselben angebauten, oder von selbst

wachsenden einzuerndtenden Früchten Schaden bringet.

Nach unseren Gesetzen darf die Blumensuche, und die Mitweide nur auf gemeinschaftlichen Hutweiden, auf trockenen Wiesen nach Michaelis, auf Brach- und Stoppeläckern, und mit den Schafen im Winter bey hart und festgefrorner Erde auch auf den Wintersaaten ausgeübet werden. Auf die Wintersaaten soll außer den Schafen gar kein Vieh getrieben werden. Im Frühjahre sollen die Wiesen von allem Viehauftriebe verschonet bleiben, und Schweine sind zu keiner Jahrszeit in dieselben zu lassen.

Die **Hutweiden** werden nicht abgeerndtet, das darauf wachsende Gras ist nur zum Abweiden für das Vieh bestimmt: Auf diesen geschieht daher durch den Viehauftrieb kein Schaden. Zu wünschen aber wäre es, wenn die Obrigkeiten und Gemeinden nach Maßgab der darüber bestehenden Gesetze zur Theilung solcher gemeinschaftlichen Hutweiden schritten, und sie zur Kultur brächten: sie würden davon vielmahl mehr Vieh reichlich nähren können, als jetzt darauf eine elende Nahrung suchet!

Auf **trockenen Wiesen**, von welchen das Grumet schon abgebracht ist, kann das Vieh nicht allein keinen Schaden machen; sondern sie gewinnen noch dabey durch den darauf fallenden Dünger, welcher sohin über Winter verweset, und durch die Winterfeuchte zur Vermehrung des künftigen Graswuchses an die Graswurzeln gebracht wird. Aber man muß auch nur auf trockenen Wiesen hütten: Wiesen, welche sonst trocken sind, werden durch anhaltenden Regen naß; sie gehören dann unter die nassen Wiesen, in welche selbst der Grundeigenthümer nicht einhütten soll: denn das Vieh, besonders Pferde und Rindvieh treten große Löcher in den Grasboden, sie zerknicken viele Graspflanzen, und reissen nicht wenige sammt der Wurzel aus der Erde. Das Vieh hat von einer solchen Nahrung mehr Schaden als Nutzen, sie legt

den Grund zu vielen tödlichen Krankheiten, besonders bey den Schafen; sie ist wahrlich den Schaden nicht werth, welchem die Vieheigenthümer dadurch ausgesetzet sind.

Zu Folge Patent vom 24. März 1770 und Hofdekret vom 27. April 1789 sollen die **Brach- und Stoppeläcker** mit dem Rindviehe nicht betrieben werden; sondern sie sind vorzüglich zur Schafweide bestimmt. Indessen werden sie doch, besonders von den Gemeinden mit ihrem Rindviehe allgemein betrieben. Auf die Stoppeläcker soll, wenigstens ohne gute Aufsicht nicht eher getrieben werden, als bis die Früchte weggebracht sind: dann kann auf selben nicht allein kein Schaden geschehen; sondern das Vieh frißt das Unkraut ab, welches sonst reif geworden wäre, seinen Saamen ausgestreut, und die Aecker mehr verwildert hätte; es verbessert den Acker durch den darauf gebrachten Dünger. Den nähmlichen Nutzen gewähret der Viehauftrieb auf den Brachfeldern; besonders auf den Neugedüngten, auf denen fast immer mehr Unkraut aufwächst, welches das Vieh abbeißt und zerstöret.

Ueber den Nutzen des Betreibens der Brache sind unsere Landleute noch nicht hinlänglich belehret. In Griechenland geben die Grundeigenthümer den Schafhirten Gastmahle und Geschenke, damit sie um Michaelis, daher kurz vor dem Anbau der Winterfrüchte bey dem Durchtriebe von den Gebirgen in die wärmeren Gegenden die Schafe auf die Brachfelder auftreiben, und daselbst übernachten lassen: Der Engländer hält viel auf den Schafdünger, den die Schafe auf der Weide von sich geben; er sagt: der Schafdünger gibt der Weide mehr, als ihr entzogen wird: und während bey uns der größte Theil der gemeinen Landleute noch wider den Viehauftrieb auf seine Brachäcker schreyet, und es nicht gerne sieht, wenn sich das Vieh etwas länger auf seinem Felde, als auf dem Felde seines Nachbarn aufgehalten hat; während dem haben doch schon viele Landleute, besonders

dort, wo sie Mangel an Dünger haben, von dem Nutzen desselben sich besser überzeugt, und bezahlen die Viehhirten und die Schafknechte, damit sie das Vieh auf ihren Aeckern stehen lassen, um sie zu düngen: Man pfleget ja die Aecker mit den Schafen zu **pferchen**; und die Schafpferch unterscheidet sich von dem Betriebe der Brachäcker nur dadurch, daß das Vieh beym Pferchen länger auf dem nähmlichen Platze stehen bleibet.

Unsere Gesetzgebung hat jedem Grundeigenthümer ein Mittel an die Hand gegeben, wodurch er den Viehauftrieb von seiner Brache abhalten, seinen Vieh- und Wohlstand sehr vermehren kann. Nach dem Hofdekrete vom 27. April 1789 sind alle jene Gründe, welche der Grundbesitzer nicht brach liegen läßt, sondern mit Futterkräutern, oder auf andere Art bebauet und benützet, von der Weidung ausgenommen; zu Folge Patent vom 26. May 1769. und vom 17. April 1784. sind die in der Brache erbauten Futterkräuter Zehendfrey; und den zur Kultur gebrachten Hutweiden wurde eine 30jährige Befreyung vom Zehend zugestanden. Warum wählen denn die Grundbesitzer nicht diesen gesetzlichen Weg, das fremde Vieh von ihren Brachäckern abzuhalten.

Das Betreiben der **Wintersaaten** wird nur dann schädlich seyn, wenn die Erde nicht festgefroren ist, das Vieh daher die Getreidpflanzen mit der Wurzel ausziehen, oder zertreten kann; und wenn die Vegetation schon wieder angefangen hat: besonders bey Saaten, welche sich vor Winter nicht genug bestocken konnten; beym Winterkorne, so lange dasselbe noch roth ist; und auf leichten sandigen Gründen muß die Erde gewiß gut gefroren seyn, bevor das Vieh darauf gelassen wird. Die Blätter, welche die Früchte noch im Herbste getrieben haben, gehen ohnehin über Winter zu Grunde; es ist daher gleich unschädlich, ob sie abwelken, oder ob sie das Vieh abfrißt: Und nach unseren Gesetzen ist der Schaftrieb auf die Saaten ohnehin nur bey **hart- und festgefrorner** Erde gestattet.

jetzt geben werde. Und bey der verbothenen Wollausfuhr würden die Tücher, und die wollenen Zeuge wahrscheinlich noch theurer werden, als sie jetzt sind. Die Ausländer haben an das Inland Anforderungen, und sind im Besitze einer bedeutenden Summe Wiener-Papiere, für welche sie Waare suchen: Dürfen sie dafür keine Wolle kaufen; so werden sie die nähmliche Summe, welche sie jetzt zum Wolleinkaufe verwendet haben, zum Tucheinkaufe verwenden, und somit die Nachfrage um Tücher, und andere wollene Zeuge sehr vermehren. Die Anzahl der Fabrikanten, und ihrer Erzeugnisse kann nicht in der nähmlichen Zeit, in dem nähmlichen Verhältnisse vermehret werden: um die nähmliche Menge Fabrikaten, welche jetzt vorhanden sind, finden sich dann viel mehr Käufer ein; die natürliche Folge davon ist, große Vertheurung der Waare.

3. Glaubt man der inländischen Wollerzeugung aufzuhelfen, daß die Einfuhr der wallachischen Schafwolle verbothen werde: so würde man sich auch hierin irren. Ausgeführt wird nur **feine** Wolle, eingeführt aber nur **grobe**: Unsere grobe Wolle wird ganz im Lande verarbeitet, und verbrauchet, und ungehindert der Vorrath derselben durch die Einfuhr vermehret worden ist; so frage ich, sind die groben Tücher zu wohlfeil? so lange die Nachfrage um feine Wolle durch die Ausländer vermehret wird; so lange die Schäfereyen in dem heutigen Zustande sich befinden; und die Einfuhr der fremden groben Wolle wird verbothen: sobald werden die groben Tücher im Preise steigen, und die ärmere Klasse des Volkes wird sich den Bedarf nur schwer ankaufen können; auf die Preise der feinen Wolle aber wird dieses jetzt nur einen unmerklichen Einfluß haben; für die **veredelten** Schäfereyen ist dieses keine Ermunterung; sie werden demohngeachtet an vielen Orten abgestellet werden. Die Unterthanen, die nur auf den gegenwärtigen Augenblick sehen, werden die Abstellung der Schäfereyen mit Vergnügen bemerken,

merken, und bereit seyn, den Obrigkeiten das Weid- und Blumensuchrecht abzulösen, um den Schäfereyen die Rückkehr zu versperren, und dadurch das Uebel für die Zukunft unheilbarer machen.

Die eingeführte grobe Wolle kostet nur ungefähr das Drittel von dem Preise, um welchen die ausgeführte feine Wolle bezahlt wird. Wenn das Inland den Zenten wallachischer Schafwolle um 100 Fl. bezahlt; so nimmt dasselbe für den Zenten seiner ausgeführten Wolle 300 Fl. von dem Auslande ein: 15,000 Zenten feine ausgeführte Wolle bringen nach dieser Voraussetzung dem Inlande ein . . . . . . 4,500,000 Fl.
Dagegen kosten 10,000 Ztn. Einfuhrwolle 1,000,000 Fl.
bleiben daher 3,500,000 Fl.
als ein reiner Gewinn für das Land. Wenn aber einst die Ausländer bey uns keine Wolle mehr suchen, daher die Ausfuhr von selbst aufhöret; dann wird es nothwendig auch der Einfuhr, und dem Verbrauche der fremden Wolle Schranken zu setzen um die inländische Schafzucht nicht fallen zu lassen.

4. Die Ausfuhr der inländischen Wolle ist mit einem **Ausfuhrzolle** von 12 Fl. vom Zenten belegt: Von 15,000 Zent. beträgt daher der Ausfuhrzoll 180,000 Fl. Da dieser Zoll in Conventionsgeld bezahlt werden muß; so beträgt derselbe nach dem Kurse nur zu 200 prto. 360,000 Fl. W. W. Diese Summe, welche sonst das Inland aufbringen müßte, wird jetzt von dem Auslande zur Bestreitung unserer Staatsbedürfnisse beygetragen. Das Ausland vergüttet überdieß in dem Wollpreise alle übrigen auf der Ausfuhrwolle ruhenden Abgaben, und Vorauslagen: Denn so wie den **Einfuhrzoll** nicht der Ausländer, sondern das Inland bezahlen muß; weil er dem Preise der Waare zugeschlagen wird: so muß das Ausland aus der nähmlichen Ursache den **Ausfuhrzoll**, und alle anderen Vorauslagen dem Inlande vergütten.

Ich habe in dem zwölften Hauptstücke gezeigt, daß

die Landwirthschaft die erste Begünstigung des Staates verdiene; daß die Beschränkung des Handels mit landwirthschaftlichen Produkten, zu welchen die Schafwolle gehöret, die Erzeugung derselben aufhalte; daß nur die Freyheit des Handels mit denselben im In- und Auslande ihre Erzeugung vermehren, und dauerhafte Wohlfeilheit herbeyführen werde. **Anstatt also durch irgend eine Verfügung die Schafzucht zu beschränken, lasset uns vielmehr darauf denken; wie dieselbe ohne einen anderen Zweig der Viehzucht zu verkürzen, noch mehr erweitert werden könne: damit das Inland auch seinen Schaffleischbedarf decke, und durch die vermehrte Ausfuhr der Wolle, der Tücher und anderer wollenen Zeuge seinen Wohlstand zu vermehren im Stande seye.** Sobald sich die inländische Handlungsbillanz, Forderung und Gegenforderung mit dem Auslande, in das Gleichgewicht gesetzet haben; wird auch die durch das zeitherige Misverhältniß vermehrte Theurung aller Industrial- und Handlungsartikel von selbst aufhören.

Seit der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, welche den östreichischen Oekonomen immer unvergeßlich bleiben wird, hat sich die **inländische** Schafzucht in der Anzahl, und vorzüglich in der Veredlung des Viehes so sehr gehoben; daß die Wolle unserer veredelten Schafe in der Feinheit und Güte der spanischen, der feinsten Wolle aller Völker gleich ist, die Wolle vieler Völker übertrifft, und daher von dem Auslande bey uns sehr gesuchet wird. Ungehindert jeder Grundeigenthümer das edelste Schafvieh in seinem Vaterlande, daher in der Nähe um billige Preise leicht finden kann; ungehindert die feine Wolle einen leichten Absatz um hohe Preise findet: so ist doch unsere Schafzucht noch nicht allgemein verbreitet, noch nicht allgemein veredelt: Lasset uns untersuchen, wo die Hindernisse liegen, welche das Wachsthum dieses wichtigen Zweiges der Privat-Oekonomie, und der Staatswirth-

schaft zurückhalten, um, so viel es in unseren Kräften ist, zur Hebung derselben beyzutragen.

Nebst dem Mangel an den nöthigen Kenntnissen sind die gewöhnlichsten Hindernisse:

1. Vorurtheile: und
2. die große Sterblichkeit des Schafviehes.

Vorurtheile.

Manche glauben, ihr Klima seye der Schafzucht entgegen; sie finden es entweder zu warm, oder zu kalt.

Spanien, Italien und Griechenland gehören zu den wärmsten Ländern von Europa, und doch gedeihet in denselben die Schafzucht vortrefflich. Dagegen finden wir nicht allein in dem nördlichen Deutschlande, sondern auch in dem viel kälteren Norden von Europa, in Dänemark, in Schweden ꝛc. zahlreiche Schäfereyen. Ein zweckmäßig gebauter Stall hält die übermäßige Kälte ab, und gewähret in der großen Sonnenhitze kühlenden Schatten. Wenn in den ungarischen Erbstaaten die Schafe in der brennendsten Sommer-Hitze, und in der schneidendsten Winter-Kälte zum Theil auf ganz Baumleeren Ebenen immer im Freyen aushalten müssen; so gibt es wenigstens in den östreichischen Landen keine Gegend, deren zu heißes, oder zu kaltes Klima der Schafzucht hinderlich wäre.

Manche Bewohner der Ebenen meinen: nur auf Bergen kämen die Schafe gut fort: dagegen verlangen die Gebirgsbewohner ebenes Land für die Schafzucht. Spanien und Griechenland nähren ihre Schafe im Sommer auf Bergen, und im Winter in den Ebenen. Auf den ungarischen Gebirgen, in **Siebenbürgen** ꝛc. finden wir nicht minder zahlreiche Schafheerden, als auf den unübersehbaren Ebenen von Czanad, von Debreczin, und von Kerskemet: und sehen wir denn nicht auch in den deutschen Erbstaaten auf

den Anhöhen, auf den Ebenen, und in Thälern Heerden von Tausend, und abermahl Tausend Schafen munter herumspringen?

Sehr viele Landleute glauben, wo ein Schaf geweidet habe, dort möge kein Rindvieh mehr weiden; aus Furcht die Rindviehzucht zu verdrängen, vernachlässigen sie die Schafzucht. Einer redet dieses dem anderen nach, und keinem fällt es ein, sich selbst zu überzeugen; ob denn diese Sage auch wahr seye. In allen jenen Gegenden, in welchen die Landleute Rindvieh und Schafe zugleich halten, sehen wir Kühe und Schafe freundschaftlich neben einander auf der nähmlichen Weide sich nähren, auch mit Schweinen und Ziegen sich gut vertragen. Freylich, wo das Schaf das Gras eben abgefressen hat, dort findet die Kuh keine Nahrung mehr: aber soll euch etwa das Schaf Junge, Fleisch, Wolle, und andere Nutzungen bringen, ohne eine Nahrung zu nehmen? Natürlich, wo man Schafe hält, dort müssen sie sich nähren; und die Nahrung, welche die Schafe zu sich genommen haben, kann für die Kühe nicht stehen bleiben. Der Viehhalter muß sorgen, daß alle Gattungen seiner Hausthiere ihre Nahrung finden, wenn er von ihnen die gewöhnlichen Nutzungen erwartet.

Wenn die Landleute bey ihrem Rindviehe die Stallfütterung einführen, und die Hutweiden für die Schafzucht widmen wollen; so würden sie nicht allein die Anzahl ihres Rindviehes vervielfältigen, sondern auch ihre Schafheerden verdoppeln können: wie sehr würden sie dadurch ihren Wohlstand erhöhen! welch' einen großen Zuwachs würde der Nationalreichthum durch den Verkauf des entbehrlichen Schlachtviehes, und der Millionen Pfund Wolle erhalten, welche dann **mehr**, als jetzt ausgeführet werden könnte!

Die meisten Oekonomen sind der Meinung, daß die Schafzucht nur dort gut betrieben wer-

den könne, wo große Hutweiden sind, oder wo wenigstens das gemeinschaftliche Mitweidrecht und die Blumensuche bestehen.

Nach unseren älteren Gesetzen war die Blumensuche das Recht der Dorfobrigkeiten alle Grundstücke in dem Feldbezirke des Dorfes mit ihrem Viehe zu betreiben. Die neueren Gesetze haben dasselbe näher bestimmet, und es ist heut zu Tage das wechselseitige Recht der Dorfobrigkeiten, und der Gemeinden, die unbebauten, und abgeernteten Äcker und Wiesen des Dorfbezirkes ohne Rücksicht auf den Eigenthümer mit dem Viehe zu betreiben. So wie also die Obrigkeiten die Grundstücke der Unterthanen betreiben; so treiben auch die Unterthanen auf die in dem nähmlichen Dorfbezirke liegenden Grundstücke der Obrigkeiten ihr Vieh. Die **Mitweide** ist im eigentlichen Sinne das Recht der Obrigkeiten die Gemeindhutweiden zugleich mit der Gemeinde zu betreiben; in diesem Sinne unterscheidet es sich von dem Rechte der Blumensuche; in der ausgedehnteren Bedeutung hingegen wird mit der Benennung **Mitweidrecht**, auch die Blumensuche bezeichnet. Sowohl die Mitweide, als die Blumensuche sind nicht allgemein und allenthalben eingeführet; denn in Böhmen, Mähren, Schlesien, Steyermark, Oestreich ob der Enns, und in andern Provinzen gibt es viele Gegenden, und große Landstrecken, auf welchen jeder Grundeigenthümer nur seine eigenen Grundstücke betreiben darf; in welchen die Gemeinweide, das Recht der Mitweide, und die Blumensuche unbekannt sind. Unsere Voraltern haben den Ausdruck „**Blumensuche**“ sehr gut gewählet. Auf den Brachäckern, und auf den Stoppelfeldern wächst nur wenig Gras; meistens nur hin und wieder einige blühende Pflanzen, von welchen das Vieh die Blumen zusammen **suchet**; und wir würden noch heut keine passendere Bezeichnung für dieses Recht finden.

In den neueren Zeiten hat das Recht der Blumensuche und der Mitweide zu vielen Beschwerden der Unter-

thanen wider die Obrigkeiten Anlaß gegeben; es ist daher wichtig, und hier nicht am unrechten Orte zu untersuchen: **in wie ferne die Mitweide, und die Blumensuche den Obrigkeiten nothwendig, und den Unterthanen schädlich seye?**

Vor allem muß man den Gesichtspunkt festsetzen, aus welchem die Schädlichkeit derselben zu beurtheilen ist.

Ursprünglich, als die Grundherrn ihre Unterthanen ansiedeln ließen, haben sie denselben einen Theil der herrschaftlichen Grundstücke zur Benutzung, und zwar dort, wo das Recht der Blumensuche besteht, wahrscheinlich mit dem Vorbehalte überlassen, daß das obrigkeitliche Vieh, so wie zuvor noch auf diese Grundstücke zur Weide getrieben werden könne. Als in der Folge alle nutzbaren Rechte zur öffentlichen Besteurung eingelegt werden mußten; so ist auch bey den Obrigkeiten der Nutzen des Mitweid- und Blumensuchrechtes mit einer öffentlichen Steuer beleget worden. Die heutigen Herrschaftsbesitzer haben dieses Recht mitgekaufet; so wie die Unterthanen ihre Realitäten mit diesem Rechte belastet gekaufet haben. Ein von den Gesetzen bestättigtes, öffentlich versteuertes, und rechtlich erworbenes Recht kann wider Willen Niemanden entzogen werden, ohne die Rechte des Eigenthumes zu beeinträchtigen: Wenn nun auch das obrigkeitliche Vieh auf den Gründen der Unterthanen eine Nahrung zu sich nimmt, welche sonst dem Viehe des Grundeigenthümers geblieben wäre; so machet es das Vieh der Unterthanen auf den obrigkeitlichen Aeckern um nichts besser: und da die Herrschaft dadurch nur ihr Recht ausübet; so kann man nicht sagen, daß dadurch Jemanden Unrecht geschehe. (Qui jure suo utitur, nemini facit injuriam). **Die Schädlichkeit der Blumensuche kann daher nur aus dem Gesichtspunkte beurtheilet werden, in wie ferne sie den Grundstücken, und den auf denselben angebauten, oder von selbst**

wachsenden einzuerndtenden Früchten Schaden bringet.

Nach unseren Gesetzen darf die Blumensuche, und die Mitweide nur auf gemeinschaftlichen Hutweiden, auf trockenen Wiesen nach Michaelis, auf Brach- und Stoppeläckern, und mit den Schafen im Winter bey hart und festgefrorner Erde auch auf den Wintersaaten ausgeübet werden. Auf die Wintersaaten soll außer den Schafen gar kein Vieh getrieben werden. Im Frühjahre sollen die Wiesen von allem Viehauftriebe verschonet bleiben, und Schweine sind zu keiner Jahrszeit in dieselben zu lassen.

Die **Hutweiden** werden nicht abgeerndtet, das darauf wachsende Gras ist nur zum Abweiden für das Vieh bestimmt: Auf diesen geschieht daher durch den Viehauftrieb kein Schaden. Zu wünschen aber wäre es, wenn die Obrigkeiten und Gemeinden nach Maßgab der darüber bestehenden Gesetze zur Theilung solcher gemeinschaftlichen Hutweiden schritten, und sie zur Kultur brächten: sie würden davon vielmahl mehr Vieh reichlich nähren können, als jetzt darauf eine elende Nahrung suchet!

Auf **trockenen Wiesen**, von welchen das Grumet schon abgebracht ist, kann das Vieh nicht allein keinen Schaden machen; sondern sie gewinnen noch dabey durch den darauf fallenden Dünger, welcher sohin über Winter verweset, und durch die Winterfeuchte zur Vermehrung des künftigen Graswuchses an die Graswurzeln gebracht wird. Aber man muß auch nur auf trockenen Wiesen hütten: Wiesen, welche sonst trocken sind, werden durch anhaltenden Regen naß; sie gehören dann unter die nassen Wiesen, in welche selbst der Grundeigenthümer nicht einhütten soll: denn das Vieh, besonders Pferde und Rindvieh treten große Löcher in den Grasboden, sie zerknicken viele Graspflanzen, und reissen nicht wenige sammt der Wurzel aus der Erde. Das Vieh hat von einer solchen Nahrung mehr Schaden als Nutzen, sie legt

den Grund zu vielen tödlichen Krankheiten, besonders bey den Schafen; sie ist wahrlich den Schaden nicht werth, welchem die Vieheigenthümer dadurch ausgesetzet sind.

Zu Folge Patent vom 24. März 1770 und Hofdekret vom 27. April 1789 sollen die **Brach- und Stoppeläcker** mit dem Rindviehe nicht betrieben werden; sondern sie sind vorzüglich zur Schafweide bestimmt. Indessen werden sie doch, besonders von den Gemeinden mit ihrem Rindviehe allgemein betrieben. Auf die Stoppeläcker soll, wenigstens ohne gute Aufsicht nicht eher getrieben werden, als bis die Früchte weggebracht sind: dann kann auf selben nicht allein kein Schaden geschehen; sondern das Vieh frißt das Unkraut ab, welches sonst reif geworden wäre, seinen Saamen ausgestreut, und die Aecker mehr verwildert hätte; es verbessert den Acker durch den darauf gebrachten Dünger. Den nähmlichen Nutzen gewähret der Viehauftrieb auf den Brachfeldern; besonders auf den Neugedüngten, auf denen fast immer mehr Unkraut aufwächst, welches das Vieh abbeißt und zerstöret.

Ueber den Nutzen des Betreibens der Brache sind unsere Landleute noch nicht hinlänglich belehret. In Griechenland geben die Grundeigenthümer den Schafhirten Gastmahle und Geschenke, damit sie um Michaelis, daher kurz vor dem Anbau der Winterfrüchte bey dem Durchtriebe von den Gebirgen in die wärmeren Gegenden die Schafe auf die Brachfelder auftreiben, und daselbst übernachten lassen: Der Engländer hält viel auf den Schafdünger, den die Schafe auf der Weide von sich geben; er sagt: der Schafdünger gibt der Weide mehr, als ihr entzogen wird: und während bey uns der größte Theil der gemeinen Landleute noch wider den Viehauftrieb auf seine Brachäcker schreyet, und es nicht gerne sieht, wenn sich das Vieh etwas länger auf seinem Felde, als auf dem Felde seines Nachbarn aufgehalten hat; während dem haben doch schon viele Landleute, besonders

dort, wo sie Mangel an Dünger haben, von dem Nutzen desselben sich besser überzeugt, und bezahlen die Viehhirten und die Schafknechte, damit sie das Vieh auf ihren Aeckern stehen lassen, um sie zu düngen: Man pfleget ja die Aecker mit den Schafen zu **pferchen**; und die Schafpferch unterscheidet sich von dem Betriebe der Brachäcker nur dadurch, daß das Vieh beym Pferchen länger auf dem nähmlichen Platze stehen bleibet.

Unsere Gesetzgebung hat jedem Grundeigenthümer ein Mittel an die Hand gegeben, wodurch er den Viehauftrieb von seiner Brache abhalten, seinen Vieh- und Wohlstand sehr vermehren kann. Nach dem Hofdekrete vom 27. April 1789 sind alle jene Gründe, welche der Grundbesitzer nicht brach liegen läßt, sondern mit Futterkräutern, oder auf andere Art bebauet und benützet, von der Weidung ausgenommen; zu Folge Patent vom 26. May 1769. und vom 17. April 1784. sind die in der Brache erbauten Futterkräuter Zehendfrey; und den zur Kultur gebrachten Hutweiden wurde eine 30 jährige Befreyung vom Zehend zugestanden. Warum wählen denn die Grundbesitzer nicht diesen gesetzlichen Weg, das fremde Vieh von ihren Brachäckern abzuhalten.

Das Betreiben der **Wintersaaten** wird nur dann schädlich seyn, wenn die Erde nicht festgefroren ist, das Vieh daher die Getreidpflanzen mit der Wurzel ausziehen, oder zertreten kann; und wenn die Vegetation schon wieder angefangen hat: besonders bey Saaten, welche sich vor Winter nicht genug bestocken konnten; beym Winterkorne, so lange dasselbe noch roth ist; und auf leichten sandigen Gründen muß die Erde gewiß gut gefroren seyn, bevor das Vieh darauf gelassen wird. Die Blätter, welche die Früchte noch im Herbste getrieben haben, gehen ohnehin über Winter zu Grunde; es ist daher gleich unschädlich, ob sie abwelken, oder ob sie das Vieh abfrißt: Und nach unseren Gesetzen ist der Schaftrieb auf die Saaten ohnehin nur bey **hart- und festgefrorner** Erde gestattet.

Bekanntlich werden Winterwaitzen und Winterkorn gesagert (gesärbt, abgekürzt), wenn sie im Frühjahre so dick und dunkelgrün stehen, daß man befürchten muß, die Frucht würde sich vor der Reife legen, sobald sie Aehren getrieben hat. Dieses Sagern geschieht, bevor die Aehre in dem Stamme bemerkbar ist, bey uns in Niederöstreich gewöhnlich gegen Ende April. Von einem meinigen Waitzenacker zu Rexing habe ich einen Theil wie gewöhnlich sagern, und zu gleicher Zeit über den anderen Theil bey trockener Zeit, nachdem der Thau abgetrocknet war, die Schafherde zur Weide treiben lassen. Um zu verhindern, daß die Schafe den Waitzen nicht zu tief abwärts abbeißen, und auch damit sie sich an diesem guten Futter nicht überfressen, ließ ich sie nicht still weiden; sondern langsam treiben, so daß sie im Gehen fressen mußten. Von dem Waitzenfelde wurden sie auf die Brachäcker getrieben, auf welchen nur noch wenig Gras zu finden war. Das Schafvieh hat von dieser Waitzenweide gar keinen Schaden gelitten, und bey der Erndte stand der Waitzen auf dem durch die Schafe abgehüteten Theile des Ackers so dick und so schön, wie auf jenem Theile, welcher auf die gewöhnliche Art behandelt worden war. Der Zahn des Schafes ist daher den Saaten nicht so schädlich, als die meisten Landleute meinen. Wo viel Waitzen gebauet wird, das Sagern daher wegen dem Erfordernisse vieler Menschenhände entweder gar nicht, oder nicht zur rechten Zeit geschehen kann; und auch um die Auslage auf diese Verrichtung zu ersparen; würde es wohl die Mühe lohnen, ähnliche Versuche mit dem Uebertreiben durch die Schafe zu machen, um zur Ueberzeugung zu gelangen: ob und unter welchen Bedingungen dasselbe den Waitzenfeldern unschädlich geschehen könne.

Wenn Jemanden an seinen Feldfrüchten durch den Viehauftrieb wirklich ein Schaden zugefüget wird; so geben ihm die Gesetze das Recht auf vollkommene Entschädigung :- wenn aber die Mitweide und die Blumensuche in

den ihnen von unseren Gesetzen bestimmten Gränzen ausgeübet werden; so hindern sie den Grundeigenthümer in der Benützung seiner Grundstücke nicht; so sind dieselben weder den Grundstücken noch den Feldfrüchten schädlich: es ist nur eine **vorgefaßte** Meinung, welche einer dem anderen ohne Untersuchung nachsagt; **es ist meistens nur Vorurtheil, welches die Blumensuche bey uns noch als sehr schädlich verschreyet:** nachdem dieselbe durch weise Gesetze unschädlich gemacht worden ist; und von ihrer vorigen bey anderen Völkern noch üblichen Ausdehnung nur den Nahmen noch beybehalten hat.

Allerdings erleichtert es die Schafzucht einzelner Landwirthe, wo sie große Hutweiden und eine ausgebreitete Blumensuche zu benützen haben; aber es ist auch Vorurtheil zu glauben, daß ohne denselben die Schafzucht nicht betrieben werden könne. Wenn man die Hutweiden, welche durch ihre Lage, und durch die Beschaffenheit ihres Bodens der Kultur fähig sind; wenn man die Brache zum Anbau der Feldfrüchte und der Futterkräuter verwendet; und sich entschließet, die Schafe auch im Sommer durch eine Zeit im Stalle zu füttern: so wird die Schafzucht zum großen Vortheile der Vieheigenthümer erweitert, und auch in jenen Wirthschaften eingeführet werden können, welchen es an Wiesen, an Hutweiden und an dem Rechte der Gemeinweide mangelt.

Wir haben schon früher, als **von der Viehzucht überhaupt**, und dann wieder als **von der Stallfütterung des Rindviehes** die Rede war, eine Landwirthschaft zum Gegenstande der Berechnung gewählet, welche 51 Joch Aecker, aber weder Wiesen noch Hutweiden besitzet, und ihre Grundstücke nach dem allgemeinen Gebrauche in Dreyfeldern mit der Brache bestellet: Lasset

uns diese nähmliche Wirthschaft hier wieder hervorziehen, und untersuchen, wieviel Schafe bey derselben neben dem schon berechneten Rindviehe gehalten und gut genähret werden können.

Das Winter- und Sommerfeld soll vor der Hand nicht beschränket werden; auch haben wir die Erträgniß derselben an Streu und Futterstroh schon der Rindviehzucht zugewiesen, welcher nebst 8 Joche des Brachfeldes, und 4 Joch Stoppeln auf Rüben zur Ernährung gewidmet sind. Da wir auch das Rindvieh vermehren wollen, so können wir demselben nichts entziehen, bis es einen entbehrlichen Ueberschuß an Nahrung und an Streu hat, welche wir dann mit gutem Gewissen den Schafen geben wollen. Bey dieser Einschränkung bleiben uns für die Schafzucht bey dieser Wirthschaft nicht mehr als 9 Joche Brachäcker übrig, auf welchen den Sommer hindurch kaum 9 Schafe sich gut nähren werden, die man aus Futtermangel nicht überwintern kann.

Bevor wir auf die Schlußberechnung kommen, müssen wir die Fragen behandeln:

a) **Wie lange werden die Schafe im Stalle gefüttert werden müssen?**

b) **Wieviel Futter ist für ein Schaf täglich, und folglich auf das ganze Jahr nöthig? und**

c) **Wie kann dieses Futter erzeuget werden?**

Zu a) So viel Schafe, als über Winter, und einen Theil des Sommers im Stalle gefüttert werden können, werden auch auf den Stoppeläckern von der Erndte bis in den späten Herbst, und im Winter durch einige Zeit auf den Saaten Nahrung finden: wir müssen daher zuerst die Dauer der Stallfütterung ausmitteln, und dann umsehen, woher wir die auf diese Zeit nöthige Futtermenge aus der Wirthschaft selbst herausziehen können.

Die hier zum Gegenstande der Berechnung gewählte

Wirthschaft liegt weder im kältesten Gebirge noch in unseren wärmsten Gegenden; sondern in dem gemäßigten Klima, unter welchem die Erndte der Winterfrüchte gewöhnlich zu Ende Juny eintritt, wenigstens in der ersten Hälfte des Novembers noch geackert werden kann, und im Winter der Schnee nicht immer Schuh tief liegt, sondern wenigstens durch 6 Wochen die Felder entweder ohne Schnee, oder nur unter einem Schnee von einigen Zollen, welchen die Schafe wegkratzen, **trocken** liegen. Wenn unsere wärmeren Gegenden länger austreiben können, und weniger Stallfutter brauchen; so werden die kalten Gebirge wieder längere Zeit im Stalle füttern müssen, und daher mehr Stallfutter nöthig haben: den eigentlichen Bedarf muß sich jeder nach seiner eigenen Lokalität berechnen; ich kann hier im Allgemeinen nichts anderes thun, als ein Muster **vom Mittel, und im Mittelboden** aufstellen.

Wenn die Erndte mit Ende Juny eintritt; so werden bis zur Hälfte des July die Früchte abgebracht seyn, und die Schafe auf die Stoppeln getrieben werden können. Nach meinem Wirthschafts-Systeme, welches ich im zweyten Theile dieser Abhandlung näher zu entwickeln mir vorgenommen habe, müssen vor dem Zufrieren der Erde noch alle Stoppeläcker, sowohl jene, welche zum gewöhnlichen künftigen Sommeranbau bestimmet sind, als auch jene, welche sonst in die Brache kamen, bey mir aber auch angebaut werden, gestürzt seyn. Da wir bey unserer Wirthschaft 34 Joch Stoppeläcker haben, und nach der in dem Dreyzehnten Hauptstücke gemachten Voraussetzung davon mit 2 Pferden oder mit 4 Ochsen täglich 1 Joch geackert werden kann: so muß schon in der zweyten Oktoberwoche, sobald der Winteranbau beendiget ist, mit dem Stoppelstürzen der Anfang gemacht werden, um dasselbe vor dem Einfrieren gegen die Hälfte des Novembers zu beendigen. Hält man um einen Ochsenzug mehr; so kann man mit dem Stoppelackern etwas länger zuwarten: indessen ist

auch diese Arbeit nicht lange zu verschieben; weil man nicht sicher voraus weiß, was für Herbstwitterung eintreten werde. Da bey unserer Wirthschaft kein fremdes Vieh auf die Aecker kommt, so kann man mit dem eigenen Viehe eine Weidordnung einführen. Wie ein Acker um den andern abgeärndtet ist, wird das Vieh gleich darauf gelassen; wenn dann alle Stoppeläcker übertrieben sind; so theilet man die Weide in 8 oder 10 Theile ab; man läßt davon täglich nur einen Theil überweiden, damit auf den übrigen Theilen das Gras wieder nachwachsen könne, welches durch die ausgefallenen und aufgekeimten Körner vermehret wird. Ist die Witterung nicht gar sehr trocken und ungünstig, und werden die Aecker zum Fruchtbau gehörig gedünget und zugerichtet; so sind sie kräftig, und bringen hinlängliche Viehnahrung, so lange die Vegetation dauert. Wie die Zeit des Stoppelstürzens herannahet; so läßt man jene Aecker gut abhüten, welche eben umgebrochen werden sollen, um die übrigen indessen zu schonen; und so wird man wahrscheinlich bis auf den letzten Tag des Umackers das Schafvieh auf der Weide nähren können. Ich will aber hier nur annehmen, daß die Weide vom 15. July bis Ende Oktober, durch . . . . . . 109 Tage dauern könne.

Wenn auch das Schafvieh im Winter durch 6 Wochen auf die Saaten getrieben werden kann; so muß es in dieser Zeit der Gesundheit wegen täglich Früh und Abends im Stalle einiges Futter erhalten: darauf rechne ich die Hälfte eines gewöhnlichen Tagfutters, und setze demnach zum Austriebe nur 3 Wochen, oder . . . . . . 21 Tage

an: Die Austriebzeit dauert daher . 130 Tage.

Wenn von dem ganzen Jahre, oder von 365 Tagen diese . . . . . 130 Tage

in Abzug kommen: so bleiben noch 235 Tage für die Stallfütterung.

Zu b) **Zehn Schafe brauchen sowohl im Sommer, als im Winter die nähmliche Menge Nahrung, wie eine Melkkuh:** Da nun nach dem, was ich schon anderwärts gesagt habe, eine Melkkuh vom mittleren Schlage im Sommer täglich 60 Pfund grünes, und im Winter täglich 20 Pfund trockenes Futter zu ihrer guten Sättigung brauchet; so wird die nähmliche Futtermenge auch für 10 Schafe hinreichen: es wird demnach ein Schaf täglich 6 Pfund Grünes, oder 2 Pfund Heu, oder anderes eben so nahrhaftes trockenes Futter nöthig haben. Da die Stallfütterung 235 Tage dauert; so brauchen wir für ein Schaf 470 Pfund Heu oder anderes nahrhaftes trockenes Futter auf ein Jahr. Man muß jedoch anstatt 2 Pfund Heu nicht etwa nur 2 Pfund Korn- oder Waitzen-Stroh täglich füttern wollen; man würde dabey die Schafe und sich selbst betrügen; denn 1 Pfund solches Stroh ist nicht so nahrhaft, wie 1 Pfund Heu; auch verzehren die Schafe selbes nicht ganz, sondern lassen die gröberen Stengel davon übrig: wenn man halb Heu und halb Stroh füttert; so wird für 1 Schaf täglich 1 Pfund Heu und 2 Pfund Stroh zur guten Sättigung nöthig seyn. Wie sich Körner, Erdäpfel und Rüben zum Heufutter verhalten, habe ich bey der Stallfütterung des Rindviehes schon auseinander gesetzet. Ich werde hier den ganzen Stallfutterbedarf im trockenen Zustande rechnen; jene, welche vom Frühjahre bis zum halben July, bis die Schafe auf die Stoppel getrieben werden, grün füttern wollen, werden in der Berechnung des Futterbaugrundes nicht viel zu ändern haben: denn das grüne Futter verlieret beym Aufdörren bey $\frac{2}{3}$ Theile seines Gewichtes: 2 Pfund Heu waren im grünen Zustande bey 6 Pfund schwer; folglich 6 Pfund grünes Futter wachsen auf dem nähmlichen Grunde, welcher 2 Pfund Heu gegeben hat.

Zu c) Die für die Schafzucht zu verwendenden 9 Joch Brachäcker können mit mannichfaltigen Futterkräu-

tern gebaut, und nach derselben Abbringung noch in dem nähmlichen Jahre mit Winterfrüchten bestellet werden: Hier will ich nur einstweilen 2 Gattungen berühren, um die Möglichkeit der nöthigen Schaffuttererzeugung zu beweisen.

Damit der Landwirth dafür, daß er sich zu seinem eigenen Nutzen auf die Schafzucht verleget, auch noch einen andern Nutzen zur Belohnung einziehen könne: so mag er dort, wo der Boden dazu geeignet ist, 3 Joche seiner Brachfelder vor Winter ackern, über Winter düngen, und im Frühjahre, sobald der Acker an dem Pfluge nicht mehr hängen bleibet, auf ein Joch 2 Metzen Erbsen aussäen, den Saamen einackern und übereggen. Sobald die Erbsen reif und abgeärndtet sind, wird das Feld wieder geackert, und kann dann ohne neuer Düngung zum Winteranbau verwendet werden. Waitzen und Korn werden darauf nicht schlechter stehen, als wenn der Acker ungebaut brach gelegen wäre: seit 5 Jahren lehret mich dieses meine eigene beobachtende Erfahrung. Wenn der Acker kräftig und gut hergerichtet, und die Witterung nicht ungünstig ist; so kann der Landmann von einem Joche 5 bis 6 gute Pferdfuhren Erbsen einärndten: ich will aber annehmen, daß er auf einem Joche nur 3 Fuhren Erbsen, daher auf 3 Jochen 9 Fuhren einärndte; so wird er daraus, wenn er anders in der Einärndte nicht zu viel Körner ausgeschlagen hat, wenigstens 36 Metzen Körner ausdreschen. Diese bezahlen ihm bey den jetzigen Preisen den Saamen, den Dünger und seine Arbeit; er soll davon nur die schlechteren Körner den Schafen zuwenden, und ich will auch diese hier nicht in Anrechnung bringen.

Die Schafe lieben das Erbsenstroh; wenn es trocken eingebracht ist, und die Blätter nicht meistens abgefallen sind; so kann es ihnen abwechselnd anstatt Heu gefüttert werden. 9 Fuhren Erbsenstroh, die Fuhr à 8 Zenten gerechnet, geben 72 Zenten Winterfutter. Wo der Boden zum Erbsenbau nicht geeignet wäre, oder wo dieselben

sich

sich nicht weich sieden, und nicht verkaufbar sind: dort kann die ganze Brache mit Klee gebaut werden, von welchem noch mehr Viehfutter eingeärndtet werden wird.

Die noch übrigen 6 Joche Brachfeld (vorausgesetzt, daß nähmlich 3 Joche mit Erbsen gebaut werden) wollen wir mit rothem Klee bebauen. Wie ich bey der Stallfütterung des Rindviehes gesagt habe; so kann der ganzjährige Ertrag eines gut gedüngten Kleeackers bey günstiger Witterung auf 100 Zenten Heu vom Joche angenommen werden. 6 Joche Kleefeld geben daher 600 Zenten Heu: hiezu das Erbsenstroh von 72 Zenten hier statt Heu nur zur Hälfte angeschlagen mit . . . . 36 —

so ist der ganze Schaffutter-Vorrath . . 636 Zenten.

Und da nach der Voraussetzung zu b) ein Schaf 470 Pfund trockenes Stallfutter brauchet; so werden von dem ganzen Futtervorrathe bey 135 Stück Schafe im Stalle gut genähret werden können: sie werden aber auch auf der Weide in der Austriebzeit hinlängliche Nahrung finden, wenn die Witterung nicht sehr ungünstig ist: denn nebst den 30 Jochen zur Sommerweide bestimmten Stoppeläckern können die Schafe auch auf die abgeärndteten Brach- und Kleefelder getrieben werden. Im Frühjahre vor dem Sommeranbau finden sie auf den Feldern schon einige Nahrung: und wenn wiederhohlte Versuche es bewähren, daß der Waitzen anstatt dem Sagern mit dem Schafviehe unschädlich abgehütet werden könne; so wird auch dieses ihre Nahrung vermehren: so daß ihre Weide durch einige Zeit in 51 Jochen bestehet, daher auf 1 Joch mit dem Rindviehe nicht betriebene Sommerweide nicht ganz 3 Schafe berechnet sind.

Da die Wirthschaft schon 14 Stücke Rindvieh hält, und im Stalle füttert, welche zur 3jährigen Ackerbedüngung den nothwendigsten Dünger geben; so wird dieser Dungvorrath durch die auch im Stalle gefütterten Schafe

verdoppelt. Wo Wiesen sind, können nun auch diese zur Vermehrung des Futters gedünget, Weingärten und Aecker kräftiger gemacht werden. Die Erndten werden sich vermehren, die Viehmenge wird noch mehr vergrößert werden können: und Wirthschaften, bey denen zuvor nur 2 oder 3 elende Kühe traurig aus und eingeschlichen sind, werden von munteren Heerden aller Art wimmeln, welche ihren Eigenthümer bereichern, und den Wohlstand des Vaterlandes zu gleicher Zeit erhöhen. **Dieß sind die Früchte einer aufgeklärten Thätigkeit; sie bereichert den Besitzer dort, wo der Träge, der Unwissende in Armuth und Elend sein langweiliges Leben dahin schleppen muß.**

Bey der Schafstallfütterung werden die Schafe jenen Krankheiten nicht ausgesetzet seyn, deren Keim sie jetzt von der Weide mit nach Haus bringen; und gerade diese Krankheiten raffen jährlich die meisten Schafe hinweg. Die Wolle derselben wird sich vermehren, das Vieh selbst größer werden, und schönere Junge bringen, und die Veredlung der Schafe erleichtert seyn.

Mir ist keine Schäferey bekannt, in welcher die Schafe auf die angegebene Art im Stalle gefüttert werden; und, ich muß es bekennen, auch in meinen Schäfereyen ist diese Stallfütterung nicht eingeführet. Man kann mich daher fragen: **warum ich das nicht selbst thue, was ich anderen anrathe? und woher mir die Vortheile einer solchen Fütterungsart bekannt seyen?**

Jeder, welcher eine Lehre vorträgt, die er selbst nicht befolget, ist schuldig, die Gründe seines Verfahrens anzugeben; und darum stehe ich nicht an mich zu verantworten.

Ich könnte mich zuerst auf die kurze Zeit meines landwirthschaftlichen Lebens berufen: ich habe in dieser Zeit gethan, was mir bey meinen andern Geschäften zu thun möglich war; und bey der Landwirthschaft sagt man nicht

ohne Grund „es läßt sich nicht alles über das Knie brechen.“

Ich benütze meine ganze Brache, der gesammte Ertrag derselben an Stroh und an Heu, so wie an geringeren Körnern, mit dem Ertrage der Wiesen wird meinem Viehe zugewendet, und davon nichts verkaufet: da so viele andere Zeitaufwand fordernde Wirthschafts-Verbesserungen es mir noch nicht gestattet haben, alle meine Hutweiden zur Kultur zu bringen; da die mir unterthänigen Gemeinden meinem Wirthschafts-Systeme noch nicht allgemein nachgefolget sind, und ihre Aecker brach liegen lassen, meinem Schafviehe daher eine weitläufige Blumensuche offen stehet: warum sollte ich alles dieses nicht auch benützen, und mein Vieh auf die möglichst höchste Anzahl zu bringen suchen, indem ich an dasselbe nebst dem Austriebe auch noch alle Futter-Vorräthe abgeben lasse?

Einzelne Schafe habe ich durch längere Zeit im Stalle füttern lassen: und die matten, die kranken Schafe werden fast immer im Stalle gefüttert: wenn sich die matten und kranken Schafe durch gute Fütterung im Stalle erhohlen und neue Kräfte sammeln; wie vielmehr muss dieselbe dem gesunden Viehe gedeihlich seyn? In kleinen Haushaltungen, welche gar keine Grundstücke hatten, habe ich ein, oder ein paar Lämmer angetroffen, die von zusammengetragenem Grase, von allerhand Abfällen im Hause gefüttert wurden, und in einem Jahre eine Größe und Schwere erreichten, die man bey den meisten ausgetriebenen Schafen mit 2 und 3 Jahren vergeblich suchet. Schafe, welche über Winter im Stalle gut genähret worden sind, bleiben gesund, werden dick und fett, und strotzen von Wolle. Die Stallfütterung, wie ich dieselbe vorschlage, ist eigentlich nur eine **verlängerte** Winterstallfütterung: und warum sollte denn von der Stallfütterung des Rindviehes nicht auch auf die Stallfütterung der Schafe ein richtiger Schluss gemacht werden können?

es zuvor gedroschen und gut ausgestaubet werden: indessen ist es immer sicherer den Schafen anstatt solchem Heu lieber Stroh zu geben, weil demohngeachtet vieler Staub und Unrath zurückbleibet, welcher dem Viehe schädlich ist. Die **Wurzelgewächse** können ihnen auch mit Vortheil, jedoch nicht ohne Vorsicht gefüttert werden. Möhren, Rüben, Erdäpfel ꝛc. enthalten viele wässerigte Theile, welche durch das lange Liegen für den Winter ihre Unschädlichkeit nicht beybehalten: vorzüglich enthalten die Erdäpfel eine sehr scharfe Flüssigkeit. Man muß daher die Wurzelgewächse den Schafen nicht allein, sondern mit trockenem Futter, am besten mit geschnittenem Strohe (Häckerling) füttern; sie werden rein gewaschen, damit die daran hängende Erde gut weggebracht werde, zerstoßen, mit Häckerling gut abgemischet, und so den Schafen gegeben.

Das **Laub** von Felbern, (Weiden) Pappeln, Erlen, Eschen, Birken, Linden, Buchen, Eichen, und von anderen Laubholzgattungen kann den Schafen auch gefüttert werden. Entweder dieses Laub wird gegen den Herbst, bevor es abfällt, abgestreift und getrocknet; oder wenn es abgefallen ist, bevor es durch einen Regen verunreiniget wurde, zusammengerechet; oder man schneidet die Aeste mit dem Laube ab, bindet sie zusammen, trocknet sie, und legt dieselben im Winter den Schafen vor: wenn diese das Laub abgefressen haben, so dienet das Holz zum Brennen. Das Weinlaub ist eine sehr gute Nahrung; und mit dem Erlenlaube kann man forschen, ob die Schafe an der Lunge gesund sind, weil die Kranken darauf stark husten. Indessen ist das Laubfutter nur eine sehr geringe und theure Aushülfe, wo das Laub um die Bezahlung eingesammelt werden muß; weil die Taglöhner zum Einsammeln desselben viel kosten: bey einer guten Waldwirthschaft kann man nur von jenen Bäumen die Aeste mit dem Laube abnehmen lassen, welche zum Schlagen schon bestimmet sind: und selbst das Laubabstreifen, wenn es zu

Schafknecht selbst von einem Orte zu dem anderen hinziehen kann. Da wir über Sommer alle Felder gebauet haben; so kann das Pferchen im späten Herbste und an heiteren nicht kalten Wintertagen **bey Tage**, bey der Stoppelweide im Sommer aber **auch bey der Nacht** auf den noch nicht gebauten Aeckern geschehen, wodurch eine andere Düngung erspart wird. Indessen ziehe ich den Strohdünger der Pferche vor, ersterer ist anhaltender in seiner Wirkung.

Nachdem ich von der bis jetzt ungewöhnlichen Stallfütterung der Schafe geredet habe, muß ich die heut übliche Art der Schaffütterung berühren.

Die Fütterung der Schafe theilet sich in die Sommer- und die Winterfütterung. Unter der **Sommerfütterung** versteht man bey den Schafen das Weiden derselben in den wärmeren Monathen des Jahres: so lange das Schafvieh vom Frühjahre bis in den Herbst auf die Weide getrieben werden kann, und daselbst seine Nahrung suchen muß; so lange dauert seine **Sommerfütterung**. Sobald dasselbe wegen Schnee oder Kälte ganz, oder zum Theil mit trockenem Futter gefüttert wird, so ist die **Winterfütterung** eingetreten. Dort, wo das Vieh Winter und Sommer seine Nahrung nur auf der Weide suchen muß, dort richtet sich die Benennung der Fütterung nach der Jahrszeit; oder nach den verschiedenen Huttungen, auf welchen dasselbe in den verschiedenen Jahrszeiten geweidet wird.

Gleich im ersten Frühjahre, sobald der Schnee abgethaut ist, und noch so spät als möglich im Herbste wird das Schafvieh zur Weide getrieben: in den gemäßigten Landesgegenden kann man die Zeit der Weide vom April bis Ende Oktober, daher auf 7 Monathe rechnen: Die übrigen 5 Monathe wird man dem Viehe entweder seine volle Nahrung, oder doch täglich ein Beyfutter im Stalle reichen müssen.

Für die Sommerweide der Schafe sind Hutweiden,

Brach- und Stoppeläcker, und im Herbste die trockenen Wiesen bestimmet: an vielen Orten wird auch im Sommer in die Waldungen eingetrieben; in den ungarischen Provinzen aber bringen die Schafe den Winter in den Waldungen zu, wo Waldungen in der Nähe sind.

Unter den Huttungen hat man nur selten die Wahl, man muß sie nehmen, wie sie die Lokalität gibt: wo Berge und Thäler, Felder und Waldungen nach Willkühr zur Viehweide offen stehen; dort wird man gut thun, die Thäler und Felder bey trockener Witterung, die Berge und Anhöhen bey nassem Wetter, und die Waldungen in der großen Sonnenhitze, und wenn anderwärts das Gras zu wenig wird, zu benützen. Die besten Weiden für das Schafvieh sind jene, auf welchen süßes, nicht gar fettes Gras, und allerley gewürzhafte Kräuter wachsen: sie gedeihen davon am besten; und wo man lauter solche Huttungen hätte, könnte man das Vieh allein auf der Weide herumgehen lassen, ohne sich zu fürchten, daß es eine schädliche Nahrung zu sich nehmen werde. Solche Weiden trifft man am meisten auf Anhöhen und Bergen an, und hält darum die Gebirge für die Schafzucht am zuträglichsten. Aber auch die Weiden in den Ebenen, und auf fettem Grase sind den Schafen nicht so schädlich, als man fürchtet; und es kömmt hiebey viel auf die Gewohnheit an: jene Nahrung, welche ein Vieh von Kindheit auf, oder nach und nach gewöhnet hat, wird es unschädlich genießen: und das Vieh selbst wird nur nach und nach eine ungewohnte Nahrung zu sich nehmen, außer wenn es ausgehungert ist. Wenn man Schafe von mageren Anhöhen auf fette Weiden bringet; so muß man sie vor dem Fressen satt saufen lassen, damit sie nach dem Fraße nicht ans Wasser laufen, und dadurch sich Blähungen, manchmahl den Tod zuziehen: dann läßt man sie im Gehen fressen: sieht der Hirt, daß ihre Wampen voll sind, und sie doch noch fortfressen; so muß er sie von der Weide abtreiben, damit sie sich nicht überfressen: sie

werden sich bald an die Nahrung jeder Gegend gewöhnen, und sie wird ihnen dann auch unschädlich seyn.

Am schädlichsten sind die Weiden auf nassen, sumpfigten Orten, und auf verschlemmten Grase; diese sollen allenthalben und zu jeder Zeit vermieden werden: das Wasser ist an diesen Orten verfault, und wird mit genossen. Nicht allein, daß die Schafe davon, und von solchem Grase den **Kropf**, die **Abzehrung**, die **Lungensucht** bekommen, und **faul** werden; so befinden sich hier fast immer Egel, deren Junge das Vieh mit hineinschlucket; diese gehen in die Leber, durchfressen selbe ganz, und das Thier muß daran sterben. Alle diese Krankheiten brechen nicht gleich aus, vielmehr setzet das Vieh anfänglich nicht selten Fleisch an; man wird ihr Daseyn erst gewahr, wenn sie schon unheilbar geworden sind. Wüßte man gleich, daß das Vieh an schädlichen Orten geweidet habe; so könnte man auch gleich Mittel anwenden: Allein die Schäfer hüten sich sehr, ihre Schuld zu bekennen, und es sterben nach einigen Monathen oft ganze Heerden bloß aus Unachtsamkeit in der Huttung.

Das Weiden der Schafe in den Waldungen, wenn sie von den Sümpfen abgehalten werden, die sich in den Wäldern fast immer vorfinden, ist der Gesundheit der Schafe wohl unschädlich: allein sie verlieren dabey immer einen Theil ihrer Wolle, welche an den Gesträuchen hängen bleibet, und verderben den jungen Waldnachwuchs. Freylich sollen die Schäfer nicht in junge Gehölze treiben: aber sie thun es doch, wenn sie einmahl im Walde sind; und darum lasse ich in meine Waldungen das Vieh gar nicht eintreiben.

Bey einer großen Schäferey enthält die Heerde fast immer Muttervieh, Zeitvieh, junges Vieh und Kappen: weil man in jeder Gattung auf den Nachziegel bedacht seyn muß. Man pfleget daher die Heerde in mehrere Abtheilungen (Haufen) zu stellen und auszutreiben. Ueber Winter werden gewöhnlich nur 2 Haufen gemacht, indem

die Mutterschafe von dem Galtviehe abgesondert werden: im Sommer machen die neu zugewachsenen Lämmer den dritten Haufen aus. Für die Mutterschafe gehören im Frühjahre die nächsten und die besten Weiden, damit sie Milch genug haben ihre Junge zu nähren; und damit durch die zu große Entfernung, und durch die Sehnsucht der Mutter um ihre Kinder die Milch sich nicht wieder verliere, noch erhitze, und den Lämmern schädlich werde. Wenn nach dem Abspänen die Lämmer allein ausgetrieben werden, müssen diese die nächsten und besten Weiden haben; weil sie zum weiten Treiben noch zu schwach sind; weil sie bey einem Regengusse unter Dach gebracht werden sollen; und weil aus einem in der Jugend ausgehungerten Lamme niemahls ein schönes, starkes Zuchtschaf werden kann. Das Galtvieh, besonders die Kappen werden auf die entferntesten Triften geschicket. Das zum Ausspracken und Schlachten bestimmte Vieh wird, wo es thunlich ist, kurz vor dem Verkaufe abgesondert, und auf den fettesten Orten, wenn sie auch naß oder geschlemmt sind, geweidet, um bald recht viel Fleisch und Fette anzusetzen.

Gewöhnlich treiben die Schäfer mit Aufgang der Sonne aus, und nach Untergang der Sonne wieder ein: ich halte dieses nicht für gut. So lange der Thau auf dem Grase liegt, so lange soll das Vieh nicht ausgetrieben werden, besonders im Frühjahre und im Herbste: in diesen Jahrszeiten werden die Stallungen schon wärmer, als die freye Luft; der Thau aber, wenn er auch noch nicht zu Reif geworden ist, ist doch sehr kalt, offenbar muß selber also dem Viehe schädlich werden. Aus der nähmlichen Ursache ist der Reif und der Schnee im Winter schädlich, und um so mehr schädlich, je wärmer das Vieh in den Stallungen gestanden hat. In der Mittagshitze fressen die Schafe im Sommer nicht, sie stellen sich in einen Haufen zusammen, und verstecken ihre Köpfe; in dieser Stellung bleiben sie bis Nachmittag, bis die Mittags-

hitze vorübergegangen ist. Die Schäfer ziehen an manchen Orten daraus Vortheil; sie stellen das Vieh auf die Aecker der Bauern, und lassen sich dafür bezahlen: für den Schäfereyherrn ist dieses aber schädlich; er verlieret nicht allein den Dünger, sondern das Vieh zieht sich auch Krankheiten zu. Ich habe daher bey meinen Schäfereyen die Einrichtung gemacht: Das Schafvieh wird im Sommer Vormittag um 10 Uhr in den Stall eingetrieben, und erst Nachmittag gegen 3 Uhr wieder ausgetrieben. Sind die Heerden auf zu entfernten Weiden: so werden sie in dieser Zeit an einen Busch oder Wald in den Schatten zum Ausruhen gelassen.

Im späten Herbste wird das Gras von den Nachtreifen gelb und welk; in diesem Zustande ist es dem Viehe schädlich, und es ist besser, dasselbe erst dann abzuhüten, wenn es durch einen ziemlich starken Frost ausgezogen, und unschädlicher geworden ist.

Im Winter soll das Vieh nur an **heiteren** Tagen, und **unter den Mittagsstunden** ausgetrieben werden; jedesmahl vor dem Austreiben soll es ein Futter zu Haus erhalten: theils, weil es nüchtern von Schnee und Kälte mehr leidet; theils, damit es von den Saaten nicht zu begierig fresse, und davon wenigstens ein heftiges abmattendes Laxiren nicht bekomme.

Das gewöhnlichste Haus-Winterfutter der Schafe ist **Heu, Grumet** und **Stroh**; in manchen Schäfereyen werden **Körner** und allerley **Wurzelgewächse**, auch **Baumlaub** gefüttert.

Das der Natur der Schafe am angemessenste und gedeihlichste Winterfutter ist **Heu** und **Grumet**; letzteres aber nur, wenn es gut ausgetrocknet eingebracht wird. Jedoch soll sowohl Heu als Grumet nicht von nassen sumpfigten Wiesen, und nicht geschlemmt seyn; weil solches Gras auch im trockenen Zustande seine schädlichen Eigenschaften nicht ganz ableget. Wenn man gezwungen ist geschlemmtes Heu oder Grumet zu füttern; so muß

es zuvor gedroschen und gut ausgestaubet werden: indessen ist es immer sicherer den Schafen anstatt solchem Heu lieber Stroh zu geben, weil demohngeachtet vieler Staub und Unrath zurückbleibet, welcher dem Viehe schädlich ist. Die **Wurzelgewächse** können ihnen auch mit Vortheil, jedoch nicht ohne Vorsicht gefüttert werden. Möhren, Rüben, Erdäpfel ꝛc. enthalten viele wässerigte Theile, welche durch das lange Liegen für den Winter ihre Unschädlichkeit nicht beybehalten: vorzüglich enthalten die Erdäpfel eine sehr scharfe Flüssigkeit. Man muß daher die Wurzelgewächse den Schafen nicht allein, sondern mit trockenem Futter, am besten mit geschnittenem Strohe (Häckerling) füttern; sie werden rein gewaschen, damit die daran hängende Erde gut weggebracht werde, zerstoßen, mit Häckerling gut abgemischet, und so den Schafen gegeben.

Das **Laub** von Felbern, (Weiden) Pappeln, Erlen, Eschen, Birken, Linden, Buchen, Eichen, und von anderen Laubholzgattungen kann den Schafen auch gefüttert werden. Entweder dieses Laub wird gegen den Herbst, bevor es abfällt, abgestreift und getrocknet; oder wenn es abgefallen ist, bevor es durch einen Regen verunreiniget wurde, zusammengerechet; oder man schneidet die Aeste mit dem Laube ab, bindet sie zusammen, trocknet sie, und legt dieselben im Winter den Schafen vor: wenn diese das Laub abgefressen haben, so dienet das Holz zum Brennen. Das Weinlaub ist eine sehr gute Nahrung; und mit dem Erlenlaube kann man forschen, ob die Schafe an der Lunge gesund sind, weil die Kranken darauf stark husten. Indessen ist das Laubfutter nur eine sehr geringe und theure Aushülfe, wo das Laub um die Bezahlung eingesammelt werden muß; weil die Taglöhner zum Einsammeln desselben viel kosten: bey einer guten Waldwirthschaft kann man nur von jenen Bäumen die Aeste mit dem Laube abnehmen lassen, welche zum Schlagen schon bestimmet sind: und selbst das Laubabstreifen, wenn es zu

zeitlich, da der Baumsaft noch im Treiben ist, geschieht, kann dem Baume den Tod bringen. Um eine Schäferey, welche auf eine so bedenkliche, und unausgiebige Aushülfe beschränket ist, steht es übel. Im Kleinen, wenn die Landleute nur wenige Schafe zu überwintern haben, und das Laub selbst einsammeln, wird davon ein guter Gebrauch gemacht werden können.

Das Futter mit **Körnern**, sowohl im rohen Zustande, als geschrotten, ist den Schafen sehr gedeihlich; bey den heutigen Körnerpreisen aber sehr kostbar. Den Hafer verzehren sie leicht roh: Erbsen, Wicken, Gerste und Waitzen sollen zuvor durch einige Zeit im Wasser geschwellt, und erweicht, oder noch besser geschrotten werden; man kann ihnen den Schrott dann mit Wasser anfeuchten: Roggen aber rathe ich nicht zu füttern, weil er schwer zu verdauen ist, und viel Blähungen veranlasset.

Stroh ist das gewöhnlichste Winterfutter: wo man unter mehreren Arten von Stroh wählen kann, dort wird das Erbsen- Linsen- und Wickenstroh den ersten Platz einnehmen: wenn diese Stroharten trocken, und mit ihren Blättern eingebracht sind; so können sie in Heuarmen Höfen die Stelle des Heues vertreten: dann folgen Hafer und Gerstenstroh, und den Beschluß machen Waitzen- Roggen- und alle grobstengliche Stroharten. Das grobstengliche Stroh fressen die Schafe nicht ganz, außer wenn sie der Hunger sehr plaget; sie beißen nur die Aehren, und die feineren Theile ab, das übrige bleibt zum Einstreuen. Wo man jedoch auch mit dem Strohe sparsam seyn muß, dort ist es vortheilhaft dasselbe zu Häcksel schneiden zu lassen, und es so den Schafen zu füttern.

Wenn im Winter die Schafe in den Mittagsstunden ausgetrieben werden, und auf den Saaten Nahrung finden; so ist es genug sie im Stalle vor dem Austreiben, und Abends nach dem Eintreiben, daher zweymahl im Tage zu füttern: wo man mit dem Heu sparen muß,

dort kann man den Schafen zu dieser Zeit bloßes Stroh geben, weil ihnen die Saaten ein nahrhaftes Futter sind. Wenn aber nicht ausgetrieben werden kann; so müssen die Schafe dreymahl im Tage gefüttert werden, nähmlich, Früh, Mittags und Abends. Während die Schäfer im Stalle das Futter herrichten, wird das Vieh jedesmahl in den Hof gelassen, oder zur Tränke, und bey schönem trockenen Wetter auf die Saaten getrieben.

Gewöhnlich wird dem Galtviehe das schlechteste Futter, und auch den Mutterschafen erst 2 oder 3 Wochen vor der Lammzeit täglich einmahl Heu gefüttert: außerdem ist Stroh die einzige Winterhausnahrung. Wenn man das Galtvieh im Winter schlecht füttert; so bringet es auch einen schlechten Nutzen, und das junge Vieh darunter bleibet im Wachsthume zurück. Gut ist es, wenn man seine Futtervorräthe dahin gebracht hat, daß jedem Schafe, wenn es nicht ausgetrieben wird, täglich im Durchschnitte 1 Pfund Heu gegeben werden kann; das übrige Futter mag in Stroh bestehen. Die Schafe bleiben dann stark, gesund, bringen viel Wolle, die Mütter gebähren schöne Lämmer, welche sie gut nähren, und man ersparet die Körner, welche jetzt allenthalben theuer verkauft werden können.

Mit der Fütterung des Schafviehes muß so, wie bey dem Rindviehe eine bestimmte Futterordnung eingeführet, und auf die Reinigkeit im Stalle gesehen werden. Reinlichkeit, und gute Ordnung sind auch hier halbe Fütterung. Man muß besonders in großen Höfen darauf bedacht seyn, einen Futtervorrath für unvorgesehene Fälle zusammen zu bringen: denn auch in das beste Wirthschaftssystem bringen Mißjahre eine Unordnung: ist man dann nicht mit Vorräthen von Stroh und Heu versehen; so muß entweder das Vieh vor Hunger eingehen, oder um einen Unwerth weggeben, oder um sehr hohe Preise Futter angekaufet werden.

Die Schafe müssen öfters **Salz** bekommen: Daß

das Salz den Schafen nothwendig seye, kann man an ihren Aeußerungen erkennen: sie lecken von den Stallwänden die aus den Ausdünstungen des Mistes angelegten Salztheile ab; mit vieler Begierde laufen sie zu dem Barn, in welchem ihnen sonst Salz gegeben wurde, und schreyen, wenn sie keines finden. Wo sie an bestimmten Tagen Salz erhalten, und dazu mit einem Zeichen gerufen werden; dort entstehet jedesmahl ein allgemeines Geblöcke, sobald man dieses Zeichen nachmachet; und als ob sie die Tage des Salzgebens gut gemerkt hätten: wenn sie sonst dem Salzbarn nicht zugehen; so geschieht es gewiß an jedem solchen Tage.

Das Salz hat die Eigenschaften, daß es das feuchte Phlegma der Schafe auflöset, und vermindert; daß es die Säfte verfeinert, und dadurch den Wachsthum der Wolle befördert; daß es die Freßlust, und die Verdauung befördert, und dem Verderben der Säfte widerstehet, daher zur Erhaltung der Gesundheit der Thiere beyträgt: in dieser Hinsicht wird es bey der Viehzucht allgemein als ein Preservativ wider Krankheiten anempfohlen: bey dem Schafviehe ist es zugleich ein Heilmittel wider die Egel, so lange diese noch nicht über Hand genommen haben.

Wir haben zweyerley Salz: das so genannte Kochsalz und Steinsalz; obgleich das letztere auch zum Kochen gebrauchet wird. Beyde Arten sind für die Schafe gut. Das Steinsalz kann man entweder in Stücken im Stalle an einem Stricke aufhängen, und diese Stücke zu gewissen Zeiten, oder beständig so herabhängen lassen, daß die Schafe darunter gut durchgehen, dasselbe aber mit dem aufgehobenem Kopfe zum Lecken erreichen können; oder besser, es wird auf einer Handmühle, oder mit sonst einem anderen Instrumente klein gerieben, oder gestoßen, und in einem Trog, oder in einem Futterbarne dünn aufgestreut: eben so wird das Kochsalz gegeben. Die Schafe gehen dazu, und lecken es zu beyden Seiten

rein aus. Versteht sich, daß nach Verhältniß der Heerde auch mehr, oder weniger solche Barn vorhanden seyn müssen, damit das Vieh sich beym Salzgeben nicht zu sehr dränge.

Es frägt sich nur: **wie oft, und wie viel Salz soll man den Schafen auf einmahl geben?** Manche geben sehr selten, manche jährlich viermahl, noch andere monathlich, und einige wochentlich ein auch zweymahl Salz: ich lasse der Regel nach meinen Schafen alle 14 Tage einmahl Salz geben, welches sie im Winter im Stalle, oder bey heiteren Tagen im Hofe, im Sommer aber auf einem grünen Anger unweit des Hofes in mehreren Barn erhalten: auf 100 Schafe groß und klein werden auf einmahl 5 Pfund Steinsalz abgegeben, und auf einer Handmühle klein zermahlen; so daß auf 1 Stück bey 1¼ Loth Salz kommen. Wenn jedoch lang anhaltende nasse Witterung einfällt, so wird den Schafen wochentlich einmahl Salz gegeben: wogegen im Sommer bey großer Hitze und Dürre mit dem Salzgeben zuweilen um eine Woche länger ausgesetzet wird, um dadurch nicht ihre innerliche Hitze zu vermehren.

Die meisten Schäfer pflegen unter das Salz allerhand Kräuter zu geben, aus deren Mischung sie ein Geheimniß machen: auch lassen sie den Schafen zu bestimmten Zeiten zur Ader, oder geben ihnen zum Schwitzen ein. Jeder mag hierin thun, was er will: ich glaube, diese Dinge gehören noch zurück in die Zeiten, in welchen man auch den Menschen zu bestimmten Zeiten eine Ader geöffnet, und zum Purgiren, oder Schwitzen eingegeben hat. Ohne daß sich Anzeichen einer Krankheit äußern, lasse ich bey meinem Viehe keine Heilmittel brauchen; weil ich auf eine Universal-Medizin nicht glaube; und weil ich denke, man könne, bevor man die Krankheit noch nicht weis, die dienlichen Heilmittel auch nicht voraus wissen.

Es gehört unter die schädlichen Vorurtheile, daß die Schafe, besonders bey dem Aus-

triebe, und bey der grünen Fütterung kein Wasser zum Saufen nöthig haben. Ein sehr großer Theil unserer Schäfer ist der Meinung, die Schafe erhielten aus der grünen Nahrung, und von dem auf dem Grase liegenden Thaue, und im Winter von dem Schnee Feuchtigkeit genug, und dürften daher gar nicht zum Saufen gelassen werden: am meisten suchen sie die Lämmer davon abzuhalten. Wie sich das Vieh einem Bache, oder einer Quelle nahet; so laufen die Schäfer wie besessen dasselbe davon abzutreiben; wenn man sie um die Ursache frägt, so wissen die meisten im Grunde gar keine andere anzugeben, als: **es ist so, weil es so ist:** einige sagen: weil das Schaf feuchter Natur ist, so dürfe es nicht trinken; und fast alle leiten eine Menge Krankheiten davon her, welche, wenn man es besser untersuchet, ihren Ursprung gerade darin haben, daß man die Schafe nicht ordentlich tränket.

Die Natur hat auch dem Viehe natürliche Triebe gegeben, welche ihm zum Leiter dienen: wenn dasselbe nicht von Mangel geplaget ist, so wird es keine Nahrung zu sich nehmen, die seiner Natur nicht angemessen ist: wir können uns davon auf grasreichen Triften überzeugen, auf welchen das gut genährte Vieh eine sorgfältige Auswahl unter den Grasarten machet, und die ihm minder angemessenen stehen läßt. Die Schafe, wenn sie die Freyheit haben, suchen allenthalben Wasser zum Trinken auf: also ist ihnen das Tränken nothwendig. Die gute Verkochung der Nahrung kann ohne Trank nicht vollendet werden: dieß empfindet jeder Mensch an sich selbst; und darum geben wir allen unseren Hausthieren hinlängliches Saufen; warum sollen denn gerade die armen, uns so unentbehrlichen Schafe vor Durst verschmachten?

Schäfer, welche das Vorurtheil des Nichttränkens haben, wehren auch jede freye Luft vom Stalle ab; im Winter ist daher das Vieh im Stalle im Dunste: wenn es dann aus Durst den kalten Schnee auflecken muß, ist

es denn zu wundern, wenn die Schafe davon Lungensüchtig werden, und andere Krankheiten bekommen? Dagegen im Sommer befördert ihr warmer Pelz noch mehr ihre Ausdünstung: wenn die ausgedünsteten wässerigten Theile nicht ersetzet werden; so verdicket sich das Blut, es fängt hin und wieder an zu stocken, der Kreislauf ist gehemmet, und die Schafe sterben plötzlich dahin, ohne daß man bey ihrer Eröffnung die Spur einer früher vorhergegangenen Krankheit entdecken kann.

Unmöglich kann der Schäfer eine ganze Heerde immer vom Wasser abhalten: sobald sie Wasser sehen, springen sie von Weitem dazu, sie erhitzen sich; weil sie den Schäfer, oder seinen Hund schon wieder im Rücken spüren, saufen sie gäh hinein, und ziehen sich dadurch auch an dem reinsten Wasser Krankheiten zu. Weil jedoch die Schäfer sich in Acht nehmen, Bächen und beständigen Quellen nahe zu kommen; so lecket das Vieh in Pfützen auf der Weide allenthalben jede gefaulte Feuchtigkeit auf, um den übermäßigen Durst zu löschen, welchen man thörigter Weise noch durch das sonst so nützliche Salzgeben vermehret hat. Die Folge davon ist, daß sie mit dem gefaulten Wasser auch Würmer, Egeln und anderes Ungeziefer hineinschlucken, welches in Baldem ihrem Leben ein Ende machet.

Anstatt die Schafe und Lämmer vom Saufen abzuhalten, soll man selbe öfters, und wenigstens täglich zweymahl, Früh und Abends an klarem Wasser, entweder an einem Bache, oder bey einer Quelle, oder mit geschöpftem Brunnwasser tränken; gewöhnet an dieses reine Getränke, und vom Durste nicht geplagt, werden sie kein faules stehendes Wasser anrühren, und vor vielen Krankheiten verwahret werden, welche jetzt

die große Sterblichkeit des Schafviehes

mit veranlassen. Diese Sterblichkeit ist so groß, daß nicht selten in kurzer Zeit ganze Heerden weggeraﬀt werden.

den. Die Vieheigenthümer leiden dadurch einen größen, oft für ihr Vermögen unersetzlichen Verlust; und die Schafzucht kann bey der Fortdauer derselben nicht emporkommen.

Sicher rühret die meiste Sterblichkeit unter den Schafheerden von engen, niederen, finsteren, jedem Luftzuge verschlossenen unreinen Stallungen, oder von dem gänzlichen Mangel an Stallungen; von weniger und schlechter Fütterung und Wartung; von Mangel an den nöthigen Kenntnissen in der Schafviehbehandlung; und von den Vorurtheilen her, von welchen die meisten Schafleute eingenommen sind; und denen sie das Vieh in ihrer Unwissenheit aufopfern, wo ihre Vorgesetzten sich nicht bestreben selbst bessere Kenntnisse zu erwerben, um sie zu Recht zu weisen. In einem zweckmäßig gebauten Stalle, bey hinreichender guten Fütterung und Wartung, und bey einer ihrer Natur angemessenen Behandlung wird die Sterblichkeit unter dem Schafviehe sicher nicht größer seyn, als unter dem Rindviehe: und so wie die Stallfütterung das Rindvieh vor vielen Krankheiten, und vor Seuchen bewahret; so wird dieselbe auch bey dem Schafviehe von den nähmlichen wohlthätigen Folgen seyn.

Unsere Thierärzte haben selbst in den häufig vorkommenden Schafkrankheiten: z. B. bey der Drehkrankheit, bey den Blattern ꝛc. sehr schwankende, ganz unzuverläßige Hülfs-Kenntnisse; vermuthlich, weil sie sich zu wenig darauf verlegen Erfahrungen zu sammeln, durch Beobachtungen, und Nachdenken zu berichtigen. Wenn die Landbezirksärzte, welche ich schon anderwärts in Vorschlag gebracht habe, angestellet würden; so hätten sie bey den Schäfereyen in ihrer Nähe mehr Gelegenheit ihre Kenntnisse auszubilden, und zuverläßige Heilmittel wider die Krankheiten der Schafe aufzufinden.

Ich habe zu wenig thierärztliche Kenntnisse, als daß ich darüber etwas Sicheres zu lehren im Stande wäre;

auch gehöret dieses für die Thierarzneykunde, und nicht in eine landwirthschaftliche Abhandlung.

Indessen will ich doch die **Schafblattern** nicht ganz übergehen. Diese Krankheit ist nicht allein den damit behafteten Thieren gefährlich; sondern sie verbreitet sich auch durch die Ansteckung auf ganze Heerden, über ganze Gegenden; und die Anzahl der Schafe, welche davon sterben, ist viel größer, als welche ihre Gesundheit wieder erlangen. Wenn in einer Heerde ein Schaf die Blattern bekömmt; so erkennet man dieses erst, wenn sie schon ausgebrochen sind: und damahls ist vielleicht schon ein großer Theil der Heerde damit angestecket, welche durch das Vertilgen des Blatternschafes nicht mehr gerettet würde. Die Griechen haben seit undenklichen Zeiten das **Okuliren der Blattern** zur Rettung ihrer Schafe eingeführet. Sobald ein Schaf die natürlichen Blattern bekömmt, wird es unverzüglich sorgfältig von dem übrigen Viehe abgesondert, und wie die Blattern Eiter gefaßt haben, zur Okulirung der ganzen Heerde geschritten. Die Schafe werden in Hurden eingefangen; je nachdem ihre Anzahl größer ist, stellen sich mehrere Schäfer der Reihe nach, jeder mit einer Nadel versehen an. Hinter ihnen steht ein Knecht, welcher das Blatterschaf hält: Nun werden die Schafe eines nach dem anderen aus den Hurden herausgelassen; jeder Schäfer ergreifet eines, hält es fest, taucht die Nadel in eine Blatter des hinter ihm stehenden kranken Schafes, sticht die auf diese Art mit dem Blatterngifte versehene Nadel seinem Schafe auf den oberen Theil eines Ohres, daß es blutet, und läßt es laufen, um ein anderes zu ergreifen, und mit demselben die nähmliche Verrichtung vorzunehmen, bis die ganze Heerde okulirt ist: Damit ist diese ganze sehr einfache Operation beendiget: man verhindert aber, daß die okulirten Schafe nicht zu dem natürlich Blatternden kommen, und dieses letztere wird dann meistens vernichtet. Der Fleck am Ohre, auf welchem die Okulirung geschehen ist,

fängt nach einiger Zeit an sich zu entzünden; es entsteht daselbst eine einzige Blatter, da doch die natürlichen Blattern den ganzen Leib des Schafes einnehmen; diese Blatter geht in Eiterung über, trocknet, und fällt ab; meistens fällt auch das obere Theil des Ohres, auf welchem die Blatter gestanden hat, mit ab. Von den okulirten Schafen zeigen die wenigsten während des Blatterns eine Aenderung in ihrer Gesundheit; noch weniger gehen zu Grunde; und man hat beobachtet, daß die einmahl okulirten Schafe mit den natürlichen Blattern nicht mehr angestecket worden sind. Da ich in meinen Schäfereyen noch niemahls mit den Blattern heimgesuchet worden bin; so habe ich von diesem Okuliren noch keinen Gebrauch gemacht: Wo aber die Blattern öfter sich einstellen, dort würde es die Mühe lohnen, das Verfahren der Griechen, sollte es Anfangs auch nur mit einigen Schafen seyn, nachzuahmen, um sich von der Wohlthätigkeit desselben zu überzeugen.

Die Unwissenheit, die Vorurtheile, nicht selten die Trägheit und Pflichtvergessenheit der Schäfer veranlassen vieles Sterben unter den Schafen: zwar gibt es unter ihnen schätzbare Männer; aber ein großer Theil ist mit einem, oder mit dem anderen dieser Fehler angesteckt. Ohnehin sind gute Kenntnisse in der Schafzucht noch wenig verbreitet, weil man selbe immer nur unter den Händen der Schäfer gelassen, und aus Bequemlichkeit sich bey ihren Angaben beruhiget hat; diese Finsterniß kömmt ihnen sehr wohl zu statten. Um dieselbe zu erhalten, schwätzen sie von allerhand Krankheiten, deren Ursprung und Gang sie selten kennen, und von Heilmitteln, aus denen sie Geheimnisse machen, und welche nur **zufälligerweise** helfen können; eben, weil ihnen die Natur der Krankheit, die Natur des kranken Thieres nicht genug bekannt ist: wer soll sie des Unrechtes überweisen? Sie bringen einzelne Gräser, zeigen sie geheimnißvoll vor, und erklären sie als sehr schädlich für das Vieh; und so viel ich

noch Schäfer um die Eigenschaft ihrer Weide gefragt habe; so hatte keiner eine gesunde Schafweide, obschon ich daran nichts auszusetzen gefunden habe. Freylich kann der Schäfer nicht anders reden: wenn er die Schafe auf Kleefeldern, oder sonst wo sich überfressen läßt, und einige davon entweder schon todt nach Haus bringet, oder doch gleich abstechen muß, damit sie nicht zu Grund gehen; was würde er seinen Vorgesetzten antworten, wenn er seine Schuld nicht auf die Weide schieben könnte? Wenn man solche Schafe eröffnet; so sind die meisten gesund, nur haben sie den Magen, oder die Gedärme vollgepfropft; wenn man die Schäfer fragt, an welcher Krankheit ist denn das Schaf gestorben? so heißt es meistens an der Seuche. Mit dieser Antwort begnügen sich gewöhnlich die Vorgesetzten, ohne weiter nach der Veranlassung dieser Seuche zu forschen. Freylich hat es die Seuche getödtet, aber die Seuche pflichtvergessener, oder unwissender Schäfer!

Wo sollen aber die Schäfer gründliche Kenntnisse herhohlen? Die Thierärzte haben über die Natur des Schafes, über die denselben zuträgliche oder schädliche Nahrung und Behandlung, und über seine Krankheiten nur selten bessere Kenntnisse: dieser Zweig der Thierarzneykunde ist vernachlässiget, und noch in großes Dunkel gehüllt; nirgends besteht eine Anstalt, an welcher die Schäfer zur Aufklärung der Finsterniß sich ein Licht anzünden könnten. Die Schafzucht ist einer der wichtigsten Zweige der Staatswirthschaft. Der Thierarzneyschule ist es zur Pflicht zu machen, in Behandlung der Schafe, und derselben Krankheiten ihre Kenntnisse zu erweitern, und hiezu die Erfahrungen der Landwirthe zu sammeln, und zu ordnen; dann aber keinen Thierarzt als vollendet zu erklären, welcher nicht auch hierin sich gute Kenntnisse gesammelt hat. Sobald auf dem Lande allenthalben geschickte, und in der Behandlung der Schafe gründlich un-

terrichtete Viehärzte zu finden sind; sobald wird der Nebel der Vorurtheile, und der Unwissenheit dem Lichte weichen.

Um dann die Schäfer zu zwingen, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben; um ihnen aber auch dazu die Gelegenheit zu erleichtern; sollen die Wirthschaftsbeamte in der Schafzucht sich gut unterrichten; damit sie die Schäfer belehren, ihr Benehmen gründlich beurtheilen, und zurecht weisen können. Einem durch mehrere andere Wissenschaften aufgeklärten Beamten ist es leichter, sich diese Kenntnisse zu erwerben, als einem hinter der Heerde ohne aller Bildung aufgewachsenem Schäfer: und soll denn dieser Untergebene mehr verstehen, als sein Vorgesetzter?

Die meisten Wirthschaftsbeamten, welche Schäfereyen zu leiten haben, besitzen schätzbare Kenntnisse, und verwenden sich mit einem achtungswürdigen Eifer bey der Schafzucht: man trift aber auch auf Beamte, deren Haupt-Verwendung in den ihnen untergebenen Schäfereyen darin besteht, daß sie in der Schäferey-Rechnung ab- und zuschreiben, was ihnen der Schafmeister ansagt; daß sie zuweilen in den Schafstall hineingucken, und das Zeichen des Schäfers, mit welchem er die Schafe zum Salzlecken lockt, sehr künstlich nachzuahmen wissen, um sich an dem dadurch veranlaßten Geblöcke der ganzen Heerde zu belustigen. Gründliche Kenntnisse der Vorgesetzten werden die Kenntnisse ihrer Untergebenen zur Reife bringen; und die Schafknechte werden dann in jedem Dienste Gelegenheit finden sich zu ihrer Bestimmung vorzubereiten, und auszubilden. Thätige Verwendung der Vorgesetzten wird auch den Diensteifer der Untergebenen in beständiger Wirkung erhalten.

Um die Schäfer mehr anzueifern sich für die Schäferey zu verwenden, hat man sie an den meisten Orten mit in das Interesse zu ziehen gesucht: die Schäfereyherrn haben ihnen nähmlich anstatt des Lohnes, oder doch anstatt eines Theiles ihres, und der Knechte Lohn bewilliget, daß sie eine bestimmte Anzahl eigene Schafe unter die

Heerde einmengen dürfen, von welchen die Wolle, die Jungen, und alle Benützung ihnen gehöret, der Herr aber zu jeder Zeit im Jahre das Futter herbeyschaffen muß. Von den ihm bewilligten Schafen läßt der Schafmeister jeden Knecht wieder eine bestimmte Zahl mitbringen; je nachdem nun mehr Knechte gehalten werden, je mancherley Vieh kömmt in der Schäferey zusammen: und um sowohl das herrschaftliche Vieh, als auch das des Meisters, und jedes einzelnen Knechtes zu erkennen, bleibt das herrschaftliche Vieh ungezeichnet; das Einmengvieh aber wird auf verschiedene Art, gewöhnlich durch eine Abkürzung der Ohren ꝛc. gezeichnet.

Mit der Veredlung der Schäfereyen ist diese Einrichtung ganz unverträglich, so lang nicht alles Schafvieh eines Landes gleich veredelt ist: denn bey den hohen Preisen des feinen Viehes bringen die Schäfer fast immer nur gemeines, oder nur halbfeines Vieh mit, und hälten dadurch die Veredlung auf: sie ist aber auch in keiner Schäferey beyzubehalten rathsam: denn

a) Durch das Einmengen des fremden Viehes setzet man sich der Gefahr aus, allerley Krankheiten unter die eigene Heerde zu bringen. Ich suche nach Möglichkeit alle Gemeinschaft meiner Heerden mit anderem Viehe selbst auf freyem Felde zu verhindern; ich habe darum auch noch kein Schaf durch Ansteckung verloren.

b) Der Schafmeister, und die Knechte verlieren nie ein Schaf, oder ein Lamm; besonders, wo der Eigenthümer nicht selbst oft genau nachsieht, oder einen sehr thätigen Beamten nicht hat: stirbt ihnen ein Schaf, oder ein Lamm; so zeichnen sie ein herrschaftliches Stück; das Zeichen verheilt bald, und wird sehr selten von dem Beamten bemerket: bringt ein ihriges Schaf ein schwaches, fleckigtes, oder grobes Lamm; so tauschen sie es mit einem schönen herrschaftlichen Lamme aus; und vielleicht nicht selten vermehren sie die Wolle ihrer Schafe mit jener der herrschaftlichen Schafe, die sie den letzteren ausrupfen.

c) Die besten Weiden lassen sie von ihrem Viehe abweiden, und das meiste und beste Winterfutter gehöret für sie. Wo für alles Vieh Futter im Ueberfluße vorhanden ist; dort ist der Nachtheil nicht groß: wo aber die Futtervorräthe nur knapp für die ganze Viehanzahl ausgemessen sind: dort nähren sie ihr Vieh darum nicht minder reichlich, und lassen das herrschaftliche Vieh um so mehr darben. Bey solchen Schäfereyen sieht man einen Theil der Heerde voll Kraft und Stärke, voll Fleisch und Wolle; während der größte Theil elend und entkräftet daherschleichet; wenn man sich erkundiget, so ist das erstere das Vieh der Schafleute gewesen. Diese Einrichtung taugt durchaus nichts: wo man sie dennoch beybehalten will, dort rathe ich derselben eine andere Richtung zu geben. Man bewillige dem Schafmeister einen bestimmten Antheil an dem, was die Herrde das ganze Jahr hindurch eingebracht hat. Bey der Berechnung seines Antheils wird der Dünger, welcher der Herrschaft allein verbleibet, nicht in Empfang gesetzet; dagegen aber auch das Futter, und der Betrag desselben nicht in Abzug gebracht. Anstatt daß jetzt der Schafmeister sein Vieh zugebracht hat; soll er dasselbe verkaufen, und den Werth des herrschaftlichen Viehes, so weit ihm der Gewinn-Antheil davon zugetheilt wird, in Geld erlegen. Das herrschaftliche Vieh wird bey seinem Eintritte nach dem Geschlechte, und nach dem Alter beschrieben, und gleich ausgemacht, wie hoch jede Art desselben sowohl jetzt, als bey dem Zuwachs und Abgange in Geld-Anschlag zu bringen seye. Bey Ausgang seines Dienstes wird das Vieh abermahls beschrieben: um was sich die Heerde in der Zwischenzeit vermindert hat, das wird ihm in dem schon im voraus bestimmten Preise nach Verhältniß seines Gewinn-Antheiles von seinem eingelegten Gelde abgezogen; und in dem nähmlichen Verhältnisse ihm auch der Zuwachs in Geld, oder in Vieh vergüttet. Was durch seine Nachlässigkeit an Vieh zu Grund gehet, oder Schaden leidet,

muß er allein ersetzen. Durch eine solche Einrichtung ist der Vortheil des Schäfers enger an den Vortheil des Schäfereyherrn gebunden: er kann kein Schaf, kein Lamm in der ganzen Heerde **sein** nennen, obschon er bey jedem Stücke Mitinteressent ist: nun kann er keinen Theil der Heerde auf Kosten des andern Theiles zu seinem Vortheile begünstigen: nun muß er den Knechten fleißig nachsehen, damit auf der Weide nicht bloß ein Theil, sondern die ganze Heerde gut geweidet werde: und findet man bey ihm Wolle; wird es bekannt, daß er oder die Knechte ein Schaf oder ein Lamm verkauft oder vertauscht haben; so können sie sich nicht mehr ausreden, daß es ein ihriges gewesen seye. Diese Einrichtung würde dort nicht zu verwerfen seyn, wo die Weiden sehr entfernt, die Heerden daher fast einzig den Schäfern überlassen sind; und wo auf den Hutweiden und an denselben viele Sümpfe und Moräste sich befinden, in welchen sich das Vieh leicht Krankheiten, und den Tod hohlet. Außerdem aber, und in den verehelten Schäfereyen sind die **Lohnschäfer** vorzuziehen, welche wie die übrigen Dienstleute Lohn, Kost, oder Natural-Deputaten erhalten, und durch eine gute Ordnung schon auch zu ihrer Pflicht angehalten werden können.

Zu Jederzeit, und besonders in der Lammzeit müssen die Vorgesetzten sehr fleißig die Schäferey besuchen, um sich von der Anzahl der neuzugewachsenen Lämmer, und von der guten Wartung des Viehes zu überzeugen: täglich muß der Schafmeister den Zuwachs und den Abgang anzeigen: sobald ein Schaf erkranket, muß er den Beamten dazu rufen, welcher verpflichtet ist, ohne Verzug sich in die Schäferey zu begeben, und das dienliche anzuordnen. Ist ein Schaf umgekommen, dessen Krankheit zuvor nicht bekannt war; so hat es der Beamte in seiner Gegenwart öffnen zu lassen, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa **bloße** Nachläßigkeit der Schäfer in der Wartung, auf der Weide ꝛc. den Tod veranlasset habe, und sie in diesem Falle zur Strafe und zum Ersatze zu

ziehen, damit sie aufmerksamer auf ihre Pflicht gemacht werden.

Da man in grossen Schäfereyen mit den Augen allein nicht beurtheilen kann, ob nicht ein oder mehrere Stücke Vieh abgehen: oder ob nicht die Schäfer heimlich fremdes Vieh gegen Bezahlung in die Kost genommen haben; so müssen die Vorgesetzten oft und immer unvermuthet die Schafe nachzählen, und dabey das Vieh genau betrachten: wenigstens zweymahl im Jahre aber muß jedes Schaf in Beyseyn eines Beamten genau untersuchet werden. Das erstemahl vor der Springzeit, bevor nähmlich die Widder unter die Mutterschafe gelassen werden; um die zur Zucht nicht mehr tauglichen Mütter von der Begattung abzuhalten, damit sie mehr Fleisch ansetzen: Das zweytemahl im Frühjahre, um auch unter den über Winter zugewachsenen Lämmern eine Auswahl zu treffen.

Bey diesen beyden Untersuchungen wird das zur ferneren Zucht untaugliche, oder sonst mangelhafte Vieh ausgezeichnet, und zum Auspracken (Ausmerzen) bestimmet; damit man an dasselbe nicht unnützerweise das Futter verschwende, und damit es nicht unbenützet zu Grunde gehe. Zum Auspracken bestimmet man ohne Unterschied des Geschlechtes die schwachen oder fehlerhaften Lämmer, welche für die künftige Zucht oder Benützung nichts versprechen; von Jährlingen und Zeitvieh, was einen körperlichen Mangel hat; und von dem alten Viehe dasjenige, dessen Zähne auszubrechen anfangen: Dieses Vieh kann das Futter, besonders das rauhe Winterfutter nicht mehr gut beissen, und nimmt daher immer mehr ab. Aus den Mutterschafen werden auch jene ausgepracket, welche ihre Eiter verlohren haben, daher kein Lamm säugen können; und welche sich öfters begatten und doch nicht trächtig werden; man nennet sie **Monatreiterinnen**, weil sie alle Monathe den Widder zulassen. Beym Auspracken muß man sich zum Grundsatze machen, das Vieh nicht zu alt werden zu lassen; weil dann sein Fleisch

nicht allein zum Genusse unschmackhafter ist, sondern das Vieh auch weniger Fleisch und Wolle mehr ansetzet; und daß man das Vieh, über dessen Gesundheits-Zustand man im Zweifel ist, lieber bald der Fleischbank überliefere: dadurch wird man die Sterblichkeit der Schafe um vieles vermindern.

Die beste Zeit zum Auspracken ist, wenn man das Vieh am besten anbringen kann; sie ist daher abhängig von der jedesmahligen Nachfrage. Um gutgenährtes, fleischiges Vieh ist die meiste Nachfrage: wer zu allen Zeiten Futter-Vorräthe hat, kann zu allen Zeiten auspracken; weil nicht zu alte Schafe zu allen Zeiten bald fett werden: wem es daran mangelt, der kann sein Vieh selten eher, als auf der Stoppelweide fettfüttern, und um diese Zeit wird auch das meiste Prackvieh verkauft.

Wenn man eine neue Schäferey gründen, oder eine schon bestehende geschwinder, als es der eigene Nachziegel gestattet, erweitern will; so muß man natürlich fremdes Vieh ankaufen: ich setze voraus, daß man einen angemessen gebauten Stall habe, oder nach dem Lokale entbehren könne; so ist noch folgendes zu beobachten:

1. Man sehe **junges und gesundes Zuchtvieh** zu erhalten, besonders wenn dasselbe von weitem hergebracht werden muß. Das junge Vieh in dem Alter von 2 bis 4 Jahren verträgt die Veränderung der Lebensart besser, und erhohlet sich von den Beschwerlichkeiten einer langen Reise eher, als altes Vieh.

Je älter ein Schaf ist, je weniger ist es zur Zucht und zur Benützung tauglich. In dem Alter von 3 bis 6 Jahren sind die Schafe in jeder Rücksicht in dem besten Nutzen: wenn sie älter werden, so setzen sie an Fleisch nicht mehr gut zu, weil ihre Zähne schon schlecht, sie daher in der Ernährung gehindert sind; aus der nähmlichen Ursache nehmen sie auch an dem Wollertrage ab: die alten Mutterschafe bleiben entweder galt, oder bringen schwache Lämmer, zu deren Ernährung es ihnen an Milch man-

gelt: und alte Widder können nur noch Schwächlinge zeugen.

Wie man das Alter der Schafe erkennen könne, habe ich im Eingange dieses Hauptstückes berühret: die Gesundheit der Schafe mit Zuverläßigkeit zu erkennen, ist in jedem Alter schwer: denn bey dem ersten Keime der Krankheit haben sie oft noch alle äußere Anzeichen der Gesundheit, und dennoch sterben sie in kurzer Zeit darauf. Indessen, wenn das Vieh munter aussieht, munter herumspringet, und gerne zum Fressen und Saufen zugehet; wenn seine Adern in dem Weißen der Augen, und die Fleischkügelchen in den Augenwinkeln gegen die Nase hochroth sind, und die Wolle festsitzet; so kann man dasselbe für gesund halten: hingegen, wenn es den Kopf traurig hänget, der Heerde langsam nachschleichet, zum Fraß und zum Getränke sich nicht zudränget, und blaßrothe Adern und Fleischklümpel in den Augen hat, die Wolle leicht fahren läßt, oder gar selbst verlieret; so ist dieses Vieh schon in einem höheren Grade krank, und da noch zu wenig sichere Hülfsmittel bekannt sind; so wird es in Kurzem ein Raub des Todes: ein solches Schaf soll zur Zucht in eine Schäferey nicht angekaufet werden. Das Abschieben der Wolle allein ist noch kein Kennzeichen von Krankheit, wenn das Vieh sonst die Zeichen der Gesundheit hat. Zuweilen kommen die gesündesten und stärksten Schafe im Winter um ihre Wolle, wenn sie ihre Kameraden vom Futter abhalten wollen.

Beym Ankaufe der Schafe muß man nicht auf jene, welche bey der Heerde vorausgehen, oder welche im Stalle der Thüre am nächsten stehen, allein sehen: Dieses sind fast immer die stärksten und schönsten Stücke. Die Schwächlinge folgen der Heerde nach, und legen sich im Stalle in einen Winkel um die Ruhe genießen zu können. Wenn man aus einer Schafheerde jene wählen darf, welche bey der Eröffnung des Stalles am ersten herauslaufen; so wird man meistens den besten Kauf treffen, wenn anders

nicht durch hinterlistige Voranstalten der Schafleute die schwächeren Schafe vorwärts gebracht worden sind. Ueberhaupt muß man beym Viehankaufe vorsichtig seyn; weil selten jemand gutes Vieh weggibt, und das Vieh, welches schon schadhaft ist, bey der Veränderung des Klima, der Nahrung und der Behandlung über Winter leicht eingehet. Ich habe auf diesem Wege ansehnliche Summen verlohren; ich kaufe darum nun kein fremdes Vieh mehr, sondern ziehe mir meinen Bedarf selbst auf: wenn es auch damit langsamer geht; so weiß ich doch, daß ich nur gesundes und starkes Vieh habe, welches an das Klima, an die Nahrung und an die Behandlung von Kindheit auf gewohnt, und darum am dauerhaftesten und nutzbarsten ist.

2. **Das Stamm-Vieh muß aus Mutterschafen und aus Widdern bestehen.** Wenn eine Schäferey einmahl eingerichtet ist; so wird sie junge Zuchtlämmer, Zeitvieh, und auch Kappen enthalten, welche, obschon sie kein Lamm bringen, ihr Futter durch den Dünger, durch die mehrere und schönere Wolle, und durch ihren Balg bezahlen. Da jährlich beynahe die Hälfte der Lämmer männlichen Geschlechtes sind, und davon nur wenige zur Zucht beybehalten werden; so sind aus den übrigen die Schwächlinge auszumustern, die stärkeren aber zu kastriren. Man richtet sich dann so ein, daß alljährlich eine Anzahl ausgefütterter Kappen gut verkauft, und der dadurch entstandene Abgang durch jungen Nachwachs ersetzet werde. Wenn man aber eine Schäferey erst gründet; so muß man hauptsächlich auf brauchbares Zuchtvieh bedacht seyn. Die Anzahl der einzustellenden Mutterschafe hänget zuerst von den Futtervorräthen, und dann von der Willkühr und von den Umständen des Viehhälters ab. Man muß sich hüten mehr Vieh einzustellen, als zu jeder Jahrszeit gut genähret werden kann. Zwey schlechtgenährte Schafe setzen weniger Fleisch an, geben zusammen weniger Wolle, als man von einem gut genährten

Schafe erhalten kann: sie bleiben entweder gält, weil der Hunger den Begattungstrieb unterdrücket, oder sie bringen 2 schwache Lämmer zur Welt, die sie nicht ernähren können, und welche wieder eingehen (sterben): Dagegen ist es nicht selten, daß ein gut genährtes Schaf zwey muntere Lämmer bringet; und wenn es auch nur ein Lamm gebähret, so ist dieses stark und bleibet am Leben. Wenn man also zwey Schafe nicht gut nähren kann; so wird ein gut genährtes Schaf mehr Nutzen bringen, und doch weniger Auslagen und Obsorge veranlassen. Die Anzahl der Widder richtet sich nach der Anzahl der Mutterschafe: werden zu wenig Widder eingestellt; so bleiben viele Mütter unbefruchtet: und da der Ankauf eines Widders, besonders von der veredelten Art oft große Summen kostet; so ist es für den Schäferey-Inhaber nicht gleichgiltig, wieviel er derselben nöthig habe.

Die Oekonomen sind darüber nicht einig, wieviel Schafe ein Widder befruchten könne: einer will nur 10 bis 20, der andere 100 Weibchen von einem Bocke belegen lassen. Die gründliche Beantwortung dieser Frage hänget von mehreren Umständen ab. Sind die Widder im besten Alter von 3 bis 6 Jahren, sind sie gesund und gut bey Kräften, werden sie in der Springzeit besser genähret, und läßt man ihnen wenigstens 6 Wochen Zeit zur Vollbringung ihrer Geschäfte; so kann ein Widder auch 100 Mütter befruchten: besonders, wenn er nicht Tag und Nacht, sondern entweder nur bey Tage, oder nur bey der Nacht zu denselben gelassen wird, damit er eine Zeit zur Erhohlung habe; und wenn nicht mehr Widder zugleich zugelassen werden, welche einander durch ihr Raufen abmatten, und in der Begattung hindern. Wo aber die Widder zu jung oder zu alt, nicht in voller Kraft sind, wo sie sich nur wie sonst kümmerlich auf der Weide nähren müssen; alle auf einmahl zu den Müttern gelassen, und nach 4 Wochen wieder abgesondert werden: dort kann man auf einen Bock nicht mehr als höchstens 50 Weibchen rech-

nen; und selbst von diesen wird noch ein Theil unbefruchtet bleiben.

Manche pflegen den Widdern allerley reitzende Pulver oder Getränke zu geben, wenn sie sich in der Begattung nachläßig bezeugen: Allein ich billige diese Künsteleyen nicht, welche nicht selten mit dem Verluste sehr theurer Böcke bezahlt werden, aus deren erzwungener Begattung doch wenige zur künftigen Zucht taugliche Lämmer hervorgegangen sind. Ein junger gesunder Widder brauchet bey guter Nahrung keine Aufmunterung: Der Begattungstrieb ist ohnehin einer der stärksten natürlichen Triebe: wenn der Widder dennoch die hitzigen Mutterschafe nicht achtet; so ist er entweder schon zu alt, oder er ist von vorhergegangener schlechten Nahrung entkräftet, oder er hat sonst eine Krankheit in sich: in allen diesen Fällen entlocket ihm eine erkünstelte Begattung die zu seiner Erhaltung und Erhohlung nöthigen Säfte, aus welchen doch nur selten ein starkes, gesundes Lamm hervorgehen wird.

3. Man wähle jene Schafart, aus welcher man nach der Verschiedenheit der Lokalumstände die meisten Vortheile ziehen kann.

Manche haben die Arten der Schafe als **unzählbar** angegeben: sie haben selbe nach der Größe; nach der Feste ihrer Leibesbeschaffenheit, und der mehreren Wollmenge; nach der Fette und Magerkeit, und nach der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches; nach der Länge des Schwanzes, und nach den Biegungen der Hörner; nach der Gesichtsfarbe, und nach ihrer Fruchtbarkeit; nach der Nahrung, mit welcher sie vorlieb nehmen, und nach ihrem Aufenthaltsorte; und nach noch anderen Unterschieden in sehr viele besondere Arten abgetheilet. Solche Abänderungen, welche man bey **vielen** Individuen **aller** angegebenen Arten antrifft, sind wohl Unterscheidungszeichen der Individuen, sie begründen aber keine besonderen Arten.

Wenn auch die Natur die Individuen durch allerley Merkmahle von einander abgesondert hat: so hat sie doch immer eine grosse Menge derselben in eine Art vereinbaret. **Allenthalben in der Natur ist Einfachheit in der Mannichfaltigkeit.** Die grosse und ungegründete Vervielfältigung der Schafarten, sie mag nun dem Mangel an gründlicher Kenntniß, oder der Habsucht der Schafhändler um ihre Waare theurer anzubringen, ihr erstes Daseyn verdanken, hat ein Dunkel über die Schafzucht verbreitet, welches vielen Grundeigenthümern die Wahl erschweret, manchen ganz davon abschrecket. Die Freunde der Schafzucht sollen sich daher bemühen, dieses Dunkel zu erhellen, die Lehre über die Schafzucht zu vereinfachen, und auf allgemeine Grundsätze zurückzuführen.

Wir haben in allen unseren vielen und grossen Ländern, grosse und kleine, gehörnte und ungehörnte, grob- und feinwolligte Schafe: aber ich glaube, **sie gehören alle zu einer und der nähmlichen Art:** Nur, daß Verschiedenheit der Nahrung und Behandlung, das Abstammen von schwächlichen oder starken Eltern, und andere uns unbekannte Ursachen **unter den Individuen** einen sichtbaren Unterschied gemacht haben. Darum bringen zuweilen zwey grob- und dünnwolligte Eltern ein feines dichtwolligtes Lamm zur Welt: Eltern, mit der feinsten Wolle dicht bekleidet, welche das Jahr zuvor die schönsten Lämmer gebracht haben, bringen heuer grobwolligte Kinder: Mütter mit Hörnern gebähren ungehörnte Lämmer, und ungehörnte Alte werden von ihren gehörnten Jungen begleitet: gut genährte Lämmer überwachsen in Kurzem ihre in karger Kost stehenden Eltern. Aber diese Wolletragenden Schafe zeugen keine Nachkommen, deren Leib mit Haaren bedecket wäre: es müßte nur ein seltenes Spiel der Natur mitgewirket haben.

Wir haben auch Schafe mit **Haaren**, welche unter dem Nahmen **Zackelvieh** bekannt sind: denn ihre Bedeckung kann man **Wolle** nicht nennen. So lange

diese Schafe unvermischt sich fortbegatten, so lange zeugen sie kein Lamm mit gekräuselter feiner Wolle, außer auch vielleicht in einem seltenen Spiele der Natur. Es gibt daher bey uns nur **zwey** Arten von Schafen, jene, welche **Wolle**, und jene, welche **Haare** tragen. Aus der **Durchkreutzung (Vermischung)** dieser beyden Arten ist eine **Mittelart** entstanden, welcher man mit Recht den Nahmen **Bastardvieh** gibt. Die in der Wolle verfeinerten Schafe aber sind keine Bastarden, sondern Veredlungen der nähmlichen Schafart.

Das feinwolligte Vieh, besonders wenn die Wolle dicht sitzet, bringet jährlich eben so viel, bey guter Fütterung und Wartung auch mehr Wolle, als das grobe; und doch wird die feine Wolle um vielmahl höhere Preise bezahlt. **Man wird daher zum Stamme lieber feines, als grobes Vieh wählen.** Indessen kann man nicht immer schon sehr verfeinertes Vieh zum Kaufe finden; sondern man muß sich selbst auf die **Veredlung** desselben verwenden.

Die große Menge Schafe, aus welchen die Schäfereyen bestehen, und welche immer durcheinander gehen, weil sie im Stalle nicht angebunden werden, hat die Uebersicht und die Leitung der Veredlung bey dem Schafviehe erschweret, und manche Vorurtheile so lange erhalten. **Die Veredlung des Schafviehes ist an sich nicht mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als die Veredlung des Rindviehes; sie beruhet auch auf den nähmlichen Grundsätzen; sie geschieht bey den Schafen, wie bey dem Rindviehe durch die Begattung.**

Bey der Veredlung des Schafviehes, welches zum Zuge nicht verwendet wird, kann man nur einen zweyfachen wirthschaftlichen Endzweck haben, **das Fleisch und die Wolle der Schafe zu vermehren und zu verbessern.**

Durch

Durch die fortgesetzte Begattung der nähmlichen Art wird keine neue Art entstehen. Das Zackelvieh, so lange es unvermischt bleibet, wird niemahls eine feinwolligte Schafart hervorbringen. Bey der Veredlung des Zackelviehes **durch sich selbst**, muß man die Absicht aufgeben feinwolligte Schafe zu erziehen; ihre Veredlung wird nur die Vermehrung und Verbesserung ihres Fleisches zum Endzwecke haben können. Man wähle zur Zucht die stärksten, größten und fleischigsten Widder aus; ihre Größe soll jedoch mehr aus dem Umfange des Körpers, als aus der Höhe der Beine bestehen; man lasse sie mit gleichen Müttern paaren, und man wird bey hinlänglicher Nahrung ein Geschlecht erhalten, welches mehr Fleisch ansetzet, und bey dem nähmlichen Lebensalter schwerer im Gewichte seyn wird, als seine Vorfahren.

Die Vermehrung des Fleisches kömmt bey den heutigen hohen Preisen der feinen Wolle dem Nutzen nicht gleich, welchen der Landwirth aus der Wollverfeinerung seiner Schäfereyen ziehen kann. Die Eigenthümer des Zackelviehes werden ihre Einkünfte um vieles vermehren, wenn sie sich auf die Wollverfeinerung verlegen, und darum feinwolligte Widder unter ihre groben Mutterschafe geben. Es geht zwar wegen des großen Abstandes diese Verfeinerung langsamer; aber sie ist die mindest-kostspielige, sie ist die sicherste, weil das neue Mittelgeschlecht sich am leichtesten an die Lebensart seiner abgehärteten Mütter gewöhnen wird. So lange sie jedoch haarigtes Vieh unter ihren Heerden haben; so lange müssen sie auf die Begattung ein gutes Augenmerk richten, damit die wolligten Schafe von zottigten Widdern nicht belegt werden; weil dadurch die Wolle wieder um vieles zurückschlagen würde. Am besten thun sie, wenn sie die aus den ersten Generationen entspringenden männlichen Lämmer schneiden lassen, und durch den Ankauf schöner feinwolligter Widder die Veredlung beschleinigen; bis sie aus ihrer eige-

nen Nachzucht eben so schöne Widder aufziehen können. Sobald ihre Mittelart die Zackelhaare ganz abgelegt, und mit fein gekraußter Wolle vertauschet hat, geschieht ihre weitere Veredlung, wie bey den übrigen Wolleschafen, unter deren Art sie durch ihre viele Verwandtschaft übergetreten sind.

Bey der Verehlung der Wolletragenden Schafe sollte man den doppelten Endzweck: die Vermehrung des Fleisches und die Verfeinerung der Wolle zu vereinbaren suchen: sie können auch beyde vereiniget werden, wenn man unter dem zur Veredlung bestimmten Viehe eine gute Auswahl trifft: wir sehen ja große, mit vielem Fleische bewachsene Schafe auch viele und feine Wolle tragen.

Die Veredlung geschieht, wie bey dem Rindviehe, entweder durch sich selbst, oder durch die Vermischung mit mehr veredeltem Viehe.

Selbst unter einer Heerde von lauter grobwolligten Schafen, besonders, wenn sie gut gefüttert und gewartet werden, kommen nicht selten Junge zur Welt, welche eine viel feinere und mehrere Wolle haben, als ihre Eltern. Man nähre und warte diese schönen Jungen sorgfältig, und lasse sie nicht eher zur Begattung, bis sie das dritte Jahr ihres Alters schon zum Theil zurückgelegt haben: bis dahin werden sie eine ansehnliche Größe und Stärke erlangt haben; und von ihren Kindern werden sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, schon wieder an Feinheit der Wolle, und an Schönheit des Körperbaues übertroffen werden. Mit diesen verfahre man auf die nähmliche Art, wie mit den ersteren; nur seye man sorgfältig bedacht, daß die Widder immer eine feinere und dichterbeysammen sitzende, wenigstens eine eben so feine und dichte Wolle, wie die Mutterschafe haben; weil man sonst in der Veredlung wieder zurückgehet. Auf diese Art kann nach und nach eine Schäferey **durch sich selbst** verfeinert werden;

es können sich derselben jene Viehеigenthümer bedienen, welche die großen Kösten scheuen, oder zu bestreiten nicht im Stande sind, die der Ankauf edler Widder veranlasset.

Geschwinder kömmt man zum Ziele, wenn feine Widder zur Veredlung grober Schafe angekauft, und mit denselben vermischet werden. Nicht selten sind schon die ersten aus dieser Vermischung entsprossenen Lämmer ihren Vätern in der Gestalt und in der Feinheit der Wolle gleich; fast immer aber haben sie sehr vieles von den edlen Eigenschaften ihres Vaters angenommen: und wenn man sie bey ihrer Reife wieder mit einem feineren veredelten Bocke zukommen läßt; so werden ihre Kinder, oder doch bey gleich zweckmäßiger Behandlung ihre Kindes-Kinder schon vollkommen veredelte Schafe seyn.

Bey der Auswahl der Springwidder kömmt es in Hinsicht der Farbe ihrer Wolle nicht allein auf die Willkühr des Schäferey-Inhabers; sondern auch auf die Auswahl der Wollabnehmer an. Das einträglichste Produkt der **verfeinerten** Schäfereyen ist die Wolle, welche im Hause nicht verbrauchet, sondern entweder unmittelbar, oder durch die Wollhändler an die Fabriken und Manufakturen abgesetzet wird. Diese ziehen die weiße Wolle der schwarzen und der gemischten vor, weil sie alle Farben annimmt; sie bezahlen sie auch besser: darum muß man auf die Erzeugung der weißen Wolle vorzüglich Bedacht seyn: deswegen werden aus den veredelten Schäfereyen jene Schafe und Lämmer ausgestoßen, deren Wolle schwarz oder gefleckt ist; und aus dieser nähmlichen Ursache sollen die Springwidder eine durchaus ungefleckte weiße Wolle haben: und wenn man auch die Fleischvermehrung bey der Veredlung miterzielen will; so sollen sie zugleich von einer ziemlichen Größe und fleischigt seyn. Außerdem gehören zur Bestimmung eines Springwidders als **wesentliche** Eigenschaften: ein starkes breites Kreuz und Schultern, starke Füße, ein gut gefüllter Hodensack, muntere

Augen, viele feine, so dicht stehende Wolle, daß man, indem man mit den Fingern in dieselbe greift, nicht leicht auf die Haut kommen kann, und ein stolzer, von seiner Kraft und Gesundheit zeigender Gang. Je mehr und tiefer herab das Gesicht, der Schwanz, die Beine und der Bauch mit feiner Wolle bewachsen sind, je besser. Manche suchen an dem Widder eine gebogene Nase und zierlich gebogene Hörner: Diese Eigenschaften sind jedoch nicht wesentlich, und man findet sehr schöne ungehörnte Widder, deren Nasen nicht auffallend gebogen sind. Meistens suchet man bey der Auswahl der Springwidder auch die **Verwandtschaft** zu vermeiden: fast allgemein ist der Glaube, daß die Veredlung zurückgehe, wenn die in der nähmlichen Schäferey gebornen Widder zur Begattung mit ihren Müttern, Geschwistern, Verwandten und Bekannten zugelassen werden.

Ich kenne Schäfereyen, in welche nur immer die feinsten spanischen Widder zur Zucht angeschaft werden: sie zeugen mit den ihnen zuvor ganz unbekannten Müttern wohl feine Lämmer; sie zeugen aber auch Lämmer, welche grobwolligter, und bey weitem nicht so gut gestaltet, wie Mutter und Vater sind: Das Zurückschlagen der Veredlung liegt daher nicht in der **Verwandtschaft,** welche nur eine Erzeugung der bürgerlichen Gesellschaft, und den Thieren unbekannt ist. Unter den Thieren sehen wir ohne Bedenken die Mutter mit dem Sohne, den Bruder mit der Schwester das Geschäft der Zeugung verrichten. **Die schönsten Thiere, ohne Rücksicht auf ihren Stammbaum, sind zur Veredlung am tauglichsten.**

Noch immer werden bey uns Originalspanische Widder zur Zucht gesucht; sie werden mit ungeheuren Kosten aus Spanien ins Land getrieben; und es sind schon einzelne Widder das Stück um 3650 Fl. verkauft worden: es frägt sich: **ersetzet ein solcher Widder durch seine Zeugung den großen Aufwand? und brauchen wir**

überhaupt noch Originalspanische, oder andere ausländische Widder zu unserer Veredlung?

Ich will annehmen, daß ein solcher Widder das Geschäft der Zeugung durch 4 Jahre gut verrichte; daß er in dieser Zeit bey der gewöhnlichen Behandlung jährlich 50 Mütter befruchte; daß keine von ihnen verwerfe, sondern glücklich lamme; und daß von allen Lämmern, bis sie selbst Junge zeugen und gebähren, nicht mehr als 5 Stück auf Hundert eingehen: so ist der Aufwand:

das Ankaufs-Capital pr. . . .	3650 Fl.
die Interessen à 5 Pcto. auf 4 Jahre .	730 —
Zusammen	4380 Fl.

Die Wolle des Widders und der Lämmer kann ich nicht in Anschlag bringen; weil sie damit, und mit dem Dünger ihr Futter und die Wartung bezahlen, auch die Reise- und Treibkosten vergüten müssen, welche der Ankauf des Widders außer dem Kaufschillinge noch veranlasset hat. Der Ersatz für den obigen Aufwand besteht demnach in 190 Lämmern.

Ein Theil dieser Lämmer wird von den veredelten Eigenschaften des Vaters abweichen, und als untauglich zur weitern Verfeinerung ausgestoßen werden; besonders unter dem männlichen Geschlechte, welches beynahe die Hälfte der ganzen Anzahl ausmachet. Für diesen Ausschuß will ich nur 15 Stücke in allem rechnen, und dafür als Kaufschilling von dem Fleischhauer für jedes Stück 3 Fl. in Empfang setzen: so bleiben von dem obigen Aufwande

wande pr.	4380 Fl.
nach Abzug des Ausschuß-Lämmer-Verkaufspreises pr.	45 —
annoch	4335 Fl.

welche auf die noch übrigen 175 Stücke Lämmer zu vertheilen sind: Diesemnach kostet ein solches Stück Vieh bey 25 Fl. Bedenket man nun, daß die wenigsten Widder durch volle 4 Jahre ihre Schuldigkeit gut thun können;

daß mehrere aus ihnen schon das erste oder zweyte Jahr eingehen; daß viele Lämmer, manchmahl wohl die Hälfte derselben darauf gehen, und daß von der anderen Hälfte wieder ein Viertel wegen Flecken in der Wolle, wegen Schwächlichkeit oder anderen Mängeln zur weiteren Verfeinerung nicht tauglich ist; besonders wenn die Mutterschafe noch ziemlich grobwolligt waren: so werden die von Originalspanischen Widdern abstammenden Lämmer, bevor sie zur Zucht tauglich sind, manchen Schäferey-Inhaber Stück für Stück wohl bey 100 Fl. kosten. So lange in einem Lande noch keine ganz veredelten Schäfereyen bestehen; so lange ist dieser große Aufwand dem Staate nützlich, und jene, welche ihn machen, verdienen den Dank des Publikums. Wenn aber unter dem Landviehe selbst schon eben so schöne und feine Zuchtwidder gefunden, oder bey mehrerer Sorgfalt auferzogen werden könnten: wenn der Landwirth den Endzweck der Veredlung wohlfeiler, und ohne dem Auslande beträchtliche Geld-Summen zuzuwenden erreichen kann: so wird ein solcher Aufwand auf den Ankauf ausländischer Widder nicht zu billigen seyn. Der bekannt gewordene ungeheure Preiß schrecket manche Schäferey-Eigenthümer von der so kostspieligen Veredlung ab; er unterhält **das Vorurtheil**, daß Schäfereyen nur durch spanische Schaf-Böcke veredelt werden können, und entzieht der inländischen Bewerbsamkeit und Produktion ein Capital, welches reichliche Früchte getragen haben würde. Würden nicht jene Inländer, welche schon sehr veredelte Schäfereyen besitzen, und jetzt ihre Widderlämmer aus Mangel an Nachfrage kastriren, und bloß für die Fleischbank bestimmen müssen; würden nicht diese und andere sich mit allem Eifer auf die Zuzucht sehr schöner Widder verwenden, wenn sie Hoffnung hätten dieselben um die Hälfte jener Preise anzubringen, die man dem Auslande dafür mit vollen Händen hingibt?

Die Sachsen, die Preußen, die Bewohner von Franken, und andere unserer Nachbarn haben ihr Stamm-

Vieh zur Veredlung bey uns gehohlet, und damit Schäfereyen begründet, welche im Auslande sehr gerühmt werden: warum wollen denn wir unsere Produkte nicht so hochschätzen, als sie es verdienen, und auf den möglichst vollkommenen Grad zu bringen suchen? Es gibt in unseren Ländern sehr veredelte Schäfereyen: wenn die Eigenthümer derselben bey der Begattung aufmerksam sind, daß die schönsten Widder vorzüglich die schönsten Mutterschafe befruchten; wenn sie aus den Widderlämmern wieder nur die schönsten absondern, und mit besonderer Sorgfalt aufziehen lassen: so können wir die Spanier, und alle Ausländer ganz entbehren; so können wir uns jetzt im Lande eben so schöne Widder anziehen, und unsere Schafzucht schon **durch sich selbst** mit Ersparung eines großen Aufwandes vervollkommnen. Wir entgehen dadurch zugleich der Gefahr mit unächtem, oder unterwegs ausgetauschtem Viehe betrogen zu werden; und haben lauter Vieh, welches an unser Klima, an unsere Nahrung, an unsere Behandlung gewohnt, dauerhafter, und daher auch nutzbarer ist. **Ohne besondere Aufmerksamkeit wird man es auch mit Originalspanischen Schafböcken in der Veredlung nicht zur Vollkommenheit bringen: und mit der nöthigen Aufmerksamkeit können wir nun schon mit unserer Landeszucht die Vollkommenheit erreichen.**

Ich bin weit entfernt meine Schäfereyen als Muster der höchstmöglichen Verfeinerung anzupreisen: aber zum Beyspiele mögen sie dienen, daß eine grobe, gemeine Schäferey in nicht gar langer Zeit auch ohne auswärtige Widder veredelt werden könne. Die Schafe, welche ich bey dem Ankaufe meiner Güter übernommen habe, waren klein vom Körper, zweyschürig und grobwolligt: der Zenten Wolle wurde für das Jahr 1802 um 60 Fl. verkauft. Dermahlen sind meine Schäfereyen bloß durch den eigenen Nachziegel in der Schafvieh-Anzahl mehr als

verdoppelt; der junge Nachwachs ist mit 2 Jahren so groß, als die gewöhnlich vollkommen ausgewachsenen Mutterschafe; alle Schafe sind einschürig, und für dieses Jahr 1808 sind mir für die Wolle ohne Sortirung für den Zenten schon 325 Fl. angebothen worden. Manche Schäfereyen, in welchen seit vielen Jahren die Veredlung mit theuren Originalspanischen Widdern betrieben wird, haben für ihre Wolle bey weitem einen solchen Preis nicht erhalten können. Diesen Grad der Veredlung habe ich in den wenigen Jahren erreichet, ohne daß meine Schafe einen ausländischen Widder gesehen haben: und weil ich mit der Veredlung fortzufahren entschlossen bin, sich auch seitdem meine Kenntnisse über die Behandlung der Schafe erweitert haben; so hoffe ich nach einigen Jahren noch schöneres, und edleres Vieh zu erhalten.

Ich wünsche herzlich jedem Unternehmer den nähmlichen Nutzen; darum will ich den Weg, welchen ich gegangen bin, anzeigen.

Ich wollte gleich eine vollzählige Schäferey haben: sobald ich hörte, daß irgendwo schöne Schafe zu verkaufen wären, schickte ich meine Schafmeister dahin sie anzusehen: denn ich selbst hatte nicht die mindeste Kenntniß von der Schafzucht. Meine Abgesandten kamen mit dem vollen Lobe über die Güte und Schönheit des Viehes zurück; ich kaufte es, aber ehe das Frühjahr herankam, waren fast alle zu Grund gegangen, ohne mir auch nur ein Lamm gebracht zu haben. Dieß machte mich mißtrauisch auf die Einsichten der Schäfer, und war ein Grund mehr selbst Kenntnisse in der Schafzucht zu suchen: es brachte zugleich den Entschluß zur Reife, gar kein fremdes Vieh mehr anzukaufen; sondern meine Schäfereyen nach und nach durch den eigenen Nachziegel zu vermehren.

Die heuer im Februar oder März gebornen Lämmer werden gewöhnlich im folgenden Jahre um Michaelis zur Zucht zugelassen; sie sind dann beyläufig 18 Monathe alt: meine Schäfer riethen mir es auch an zu thun, und

weil ich recht bald viele Schafe haben wollte; so war es mir natürlich sehr lieb die Lämmer baldigst verjüngt zu sehen. Die meisten aus ihnen brachten freylich Lämmer; aber ein Theil dieser Lämmer ging ein, weil die Mütter nicht Milch genug hatten sie zu ernähren; ein anderer Theil erhielt wohl das Leben, blieb aber auch in der Folge klein; die übrigen wurden zwar schöne Schafe, entsprachen aber doch noch meinen Forderungen nicht: und die jungen Mütter hörten mit der Trächtigkeit auf zu wachsen, und blieben zum Theil immer schwach. Um ihnen daher mehr Zeit zu gönnen ihre Kräfte mehr auszubilden, beschloß ich sie ein Jahre später, daher erst, nachdem sie ungefähr dritthalb Jahr alt geworden sind, zur Zucht zu verwenden: Und um gewiß zu seyn, daß weder durch Nachläßigkeit der Dienstleute, noch durch einen anderen Zufall eine frühere Begattung statt haben könne; so errichtete ich zu Nexing einen **Galtschafhof**, in welchem weder Mutterschafe noch Widder gehalten werden.

Hieher werden die Mutter-Lämmer einige Wochen nach dem Abspänen jährlich gebracht, und bleiben hier, bis sie dritthalb Jahre alt sind: dann werden sie nach Naspach in die Haupt-Schäferey getrieben, und daselbst unter die Mutterschafe zur Begattung zugelassen. Der gute Erfolg dieser Einrichtung ist auffallend, wenn man das Vieh betrachtet. Das junge Vieh ist größer als seine Eltern, hat viele und feine Wolle, und die heurigen Lämmer sind starke muntere Thiere, die sich in der Feinheit der Wolle wieder gebessert haben.

Ich habe nur zweyschürige Schafe angetroffen: Um mich zu überzeugen, ob die ein oder zweyschürigen Schafe mehr Wolle, und mehr Vortheil bringen, habe ich gleich im ersten Jahre 1802 einen Theil im Herbste nicht mehr scheeren lassen. Bey der folgenden Frühjahrsschur habe ich von diesen eben so viele Wolle erhalten, als von den zweymahl geschornen; wenn ich von diesen letzteren die Wolle von der vorhergegangenen Herbstschur zu jener

der Frühjahrsschur dazu rechnete. Ueberdieß erspares man einmahl im Jahre sich die Auslagen, und die Unbequemlichkeiten, und den Schafen die Plage des Scheerens; und die einschürige Wolle wird bey gleicher Güte und Feine besser, als die zweyschürige bezahlt: ohne weiterem habe ich daher alle meine Schafe einschürig gehen lassen. Das erste Jahr schoben einige aus ihnen vor der Schur einen Theil der Wolle ab: das zweyte Jahr haben dieses nur die wenigsten mehr gethan, und diese habe ich ausgepracht. Bey einer solchen Veränderung muß man jedoch das Vieh gut füttern; weil ausgehungertes Vieh auch seine zweyschürige Wolle fallen läßt, aus Mangel an den feinen Fettigkeiten, durch welche sie genähret und zum Wachsthume gebracht wird.

Meine ersten Widder habe ich in meiner Nachbarschaft aus der Schäferey des Stiftes Zwetl angekauft: dermahlen aber ziehe ich sie mir selbst auf. Wenn die Lämmer ungefähr 3 Monathe alt sind, wird das **Lämmerlichten** vorgenommen: es werden nähmlich die männlichen Lämmer kastrirt, und den weiblichen die Schwänze abgekürzet. Wie man kastrire, werde ich hier nicht beschreiben; weil man diese Handgriffe sehen muß, um sie zu begreifen: Nur erinnern will ich, daß selbes weder in den heißen Sommer- noch in den kalten Wintermonathen geschehen solle. Von den männlichen Lämmern lasse ich dabey nur jene verschneiden, von welchen schon vorauszusehen ist, daß sie als Widder zur Veredlung nicht tauglich werden; die übrigen lasse ich bis zum folgenden Frühjahre gehen. Bis dahin haben sie ein Jahr ihres Alters zurückgelegt, und sind schon einmahl geschoren worden. Nun kennet man unzweydeutig an ihrer mehr ausgebildeten Gestalt, und an ihrer neuen Wolle, ob sie zur Zucht beybehalten zu werden verdienen. Die schönsten aus ihnen werden zu künftigen Stammhältern ausgesucht, und die übrigen nun auch kastriret: ich habe daher gewöhnlich zeitlich und später kastrirte Kappen: wenn sie ausgewach-

sen sind, kann man sie in der Größe und Schwere nicht mehr unterscheiden.

Bey dem Lämmerlichten wird den weiblichen Lämmern der Schwanz bloß von darum abgekürzet, damit man in den großen Schäfereyen sogleich das Geschlecht erkennen könne: ein solches Unterscheidungszeichen ist auch nöthig, wenn man in einem Stalle die Geschlechter abgesondert stellet, und nicht immer untersuchen kann, ob ein unrechtes Schaf unter einen unrechten Haufen zur Unzeit gekommen seye. Man könnte, um diesen Endzweck zu erreichen, wohl den Mutterlämmern ihre Schwänze lassen, und sie den Kappen und Widderlämmern einkürzen; allein man pfleget sie diesen letzteren des besseren Ansehens wegen nicht zu nehmen. Wer sein weibliches Schafvieh auf einem abgesonderten Hofe hielte, wo eine unzeitige Vermischung der Geschlechter nicht erfolgen kann; der könnte auch den Weibchen den Schwanz lassen. Die Widderlämmer werden mit den Kappen im Stalle abgesondert gehalten, und ausgetrieben; sie werden nicht eher zu dem weiblichen Geschlechte gelassen, als bis sie dritthalb Jahre alt geworden sind. Bey dem Lämmerlichten geschieht zugleich die neue Berichtigung der Schäfereyrechnungen: Die Lämmer, welche bis jetzt ohne Unterschied als Tuttenlämmer verrechnet wurden, werden nach ihrer Eigenschaft als Mutter- Widder- und Kappenlämmer classificirt: Die Jährlinge unter die Zeitschafe, die bisherigen Zeitschafe unter die Mutterschafe ꝛc. in der Rechnung gesetzet.

Nur einmahl im Jahre, und zwar im Herbste pfleget man in den Schäfereyen die Widder durch einige Wochen zur Begattung unter die Mutterschafe zu lassen: in dieser Zeit bleiben die Widder Tag und Nacht, im Stalle, und auf der Weide bey den Schafen; und man nennet dieses die **Springzeit**: gewöhnlich dauert sie durch 4 oder 6 Wochen, sie ist aber in ihrem Anfange nicht in allen Schäfereyen gleich: einige lassen die Widder früher, andere später unter: die ersten rühmen sich im folgenden Herbste

schon größere Lämmer zu haben; die letzteren glauben auch darin nicht zurückgeblieben zu seyn. Es ist sehr natürlich, daß ältere Lämmer größer und stärker, als jüngere seyn sollen; sie sind schon längere Zeit genähret und gewartet worden, und mit der Zeit erreichen die jüngeren auch das nähmliche Alter. Wo Futtermangel in den Schäfereyen ist, dort bleiben die Frühlämmer nicht selten kleiner als die Spätlinge: weil später gegen das Frühjahr der Schnee von den Saaten und Hutweiden abgethaut ist, die Mütter mehr Nahrung finden, daher ihre Lämmer besser nähren können. Wer Mangel an Winterfutter hat, thut daher am besten, wenn er seine Schafe spät im Jahre von den Widdern belegen läßt; damit die Lämmer erst gegen das Frühjahr fallen, wenn die Mütter auf der Weide schon eine Nahrung finden; seine Spätlinge werden dann in dem nähmlichen Alter größer und stärker werden, als seine frühen Lämmer.

In meinen Schäfereyen besteht dermahlen folgende Einrichtung. Um die Hälfte des Oktobers werden die Widder zu den Müttern gelassen: Unter einer Anzahl schöner Widder sind abermahls einige die schönsten, und so ist es auch bey den Mutterschafen. Läßt man alle Widder auf einmahl unter die Mutterheerde; so stoßen die stärkern die schwächern auf die Seite, und belegen die meisten Schafe. Nun sind aber die stärksten nicht immer die schönsten; und auch die Mütter wählen ihre Gatten nicht immer nach der Dichte und Feinheit der Wolle. Dieß mag eine Hauptursache seyn, warum jene Schäfereyen, in welche von Zeit zu Zeit zu den gewöhnlichen Widdern Originalspanische Böcke zugekauft werden, in der Veredlung noch nicht weiter gekommen sind. Um diesem vorzubeugen, lasse ich aus der Heerde die schönsten Mutterschafe aussuchen, und durch einige Zeit in einem abgesonderten Haufen austreiben und einstallen: Zu gleicher Zeit werden die schönsten 4 oder 6 Widder ausgewählet, um mit der Zeugung den Anfang zu machen. Jedes-

mahl, wenn die ausgesuchten Mutterschafe ausgetrieben werden, wird die Hälfte der auserwählten Widder unter sie gelassen, und mit ausgetrieben; beym Eintreiben aber wieder abgesondert, damit beyde Geschlechter ausruhen mögen: Durch 2 Tage werden die nähmlichen 2 oder 3 Widder auf diese Art bey den Müttern gelassen, dann auf die folgenden 2 Tage von der andern Hälfte abgelöset; und mit dieser Ablösung von 2 zu 2 Tagen fortgefahren: so daß jeder nach 2 Arbeitstagen wieder zwey Ruhetage findet um neue Kräfte zu sammeln, damit die von ihm belegten Mütter nicht unbefruchtet bleiben. Die Widder erhalten in dieser Zeit nebst ihrer gewöhnlichen Nahrung noch im Stalle täglich ein Futter von Hafer mit Heckerling vermischt: ein Maßl Hafer ist auf eine Woche für ein Stück hinreichend, wenn sie auf der Weide auch genug Nahrung finden; sonst müssen sie zu Hause noch besser gefüttert werden. Dieses Körnerfutter gibt ihnen nicht allein Stärke; sondern es verhüttet auch das bey dem Weidegehen nicht gar seltene Laxiren, welches in der Springzeit sehr zur Unzeit käme. Bey dieser Schonung und Wartung kann ein Widder viel mehr Schafe befruchten, als wenn alle Widder beständig unter den Müttern bleiben, bey welchen einer den anderen in seiner Verrichtung störet, und wegzustoßen suchet; es kömmt darüber nicht selten zu Händeln, bey welchen schon oft ein Widder dem anderen das Genick abgestoßen, noch öfter beschädiget, und auch manches Mutterschaf verletzet hat.

Man sollte meinen, daß es besser wäre, die Widder im Stalle auf ähnliche Art mit den Müttern abzusondern: bey Schafen, welche im Stalle gefüttert werden, lasse ich mir es gefallen; jedoch rathe ich nur immer **einen** Widder zu einer bestimmten Anzahl Mutterschafen zu geben, und die übrigen durch hohe Hurden, die sie nicht überspringen können, abzuhalten; weil sie sonst in dem engen Stallraume bey ihrem Raufen sich, und die andern Schafe leichter, als im Freyen verletzen.

Den Austreibschafen aber, welche bey Tage der Weidegang ermüdet, soll man in der Nacht die Ruhe vergönnen.

Die Schäfer müssen so viel es thunlich ist, acht haben, welche Schafe von den Widdern besprungen werden: wenn das schon mehrmahl besprungene Schafe dem Widder zu einer weitern Begattung nicht mehr stehet; so kann man es für ein Zeichen halten, daß dasselbe befruchtet seye; es wird daher nicht mehr zu den Widdern gebracht, und seine Stelle durch neu ausgesuchte Mütter ersetzet. Auf diese Art wird fortgefahren, bis alle Mutterschafe, wenigstens 3 oder 4 Tage bey den schönsten Widdern zugebracht haben; immer aber werden die schöneren Mütter den minder schönen vorgezogen, damit sie von den noch weniger entkräfteten Böcken um so gewisser trächtig werden, und schönere Lämmer bringen: Dann werden erst alle Springwidder unter die Mutterheerde gelassen, damit jene, welche unbefruchtet geblieben, nun durch die ausgeruhten Böcke belegt werden. Nach 2 oder 3 Wochen darauf wird alle Gemeinschaft zwischen den beyden Geschlechtern eingestellt, damit die Mutterschafe in ihrer Trächtigkeit ruhig zunehmen können.

Da diese Art von Begattung der Schafe für die Schäfer mit mehr Mühe verbunden ist, als wenn sie die Widder nur unter die Mütter hineinlaufen lassen dürfen; so müssen die Wirthschaftsbeamten thätig seyn, und oft auch unvermuthet im Stalle, und auf der Weide nachsehen, ob die Viehabsonderung täglich nach der Vorschrift geschehen seye. Wenn auch auf diese Art in einem Tage nicht so viele Mutterschafe belegt werden, und in der Folge auch nicht so viele auf einmahl lammen, daher die Spring- und die Lammzeit um etwas verlängert ist; so werden doch schönere Lämmer für die künftige Veredlung erzeuget: und eben weil in der Lammzeit nicht so viele Mütter in einem Tage lammen, können die Schäfer den Nothleidenden leichter und bessere Hülfe leisten, die Müt-

ter in den ersten Tagen besser abwarten, und so den Untergang vieler Schafe und Lämmer verhindern.

Das von dem Widder befruchtete Schaf geht 20 bis 21 Wochen trächtig, und ihr Begattungstrieb ist auf keine Jahrszeit beschränket: ich habe schon zu allen Zeiten Lämmer gehabt: es wäre daher wohl möglich von einem Schafe jährlich zweymahl Junge zu bekommen; wenn dasselbe zu jeder Zeit gut genähret wird um den Begattungstrieb zu erregen, und wenn man die Lämmer, nachdem sie 4 oder 5 Wochen alt geworden sind, abspänet: denn daß jetzt fast allgemein nur einmahl des Jahres, und zwar im Herbste die Mütter von den Widdern besprungen werden, rühret von der schlechten Fütterung her, welche meistens nur hinreichet dem Viehe das Leben zu erhalten, bis sie nach der Erndte in die Stoppeln kommen: die nunmehro verbesserte Nahrung ersetzet ihre Kräfte, erreget den Begattungstrieb, und man eilet ihn noch im Herbste zu benützen, bevor ihn Mangel und Elend wieder unterdrücken: darum werden auf vielen Schäfereyen im Winter, und bis zur Erndte die Widder mit den Mutterschafen ohne Bedenken in einer Heerde ausgetrieben, ohne daß die Geschlechter einander beunruhigen, und erst bey der Stoppelweide abgesondert, bis man es für gut findet die Springzeit eintreten zu lassen. Die Stallfütterung der Schafe, wie ich sie vorne vorgeschlagen habe, würde mit einer doppelten Lämmerung belohnet werden können: man müßte jedoch entweder einige Widder täglich, wie man es bey den Kühen mit dem Stiere machet, allenfalls beym Tränken unter die Mutterschafe lassen, um die hitzigen auszusuchen, und zu belegen; oder die Schäfer müßten aufmerksam seyn, wenn ein Schaf hitzig wird, um es gleich mit dem Widder zusammen zu bringen: denn die Begierde der Schafe nach der Begattung erkennet man sehr leicht an ihrer Unruhe, an ihrem Blöcken ohne sonstige Veranlassung, und an dem Aufspringen

der übrigen Schafe, welches bey denselben, so wie beym Rindviehe üblich ist.

Auf die **trächtigen** Mutterschafe müssen die Schäfer sowohl im Stalle, als auf der Weide ein vorzügliches Augenmerk haben, und dieses immer vermehren, wie sich dieselben der Entbindung nähern. Beym Austreiben sollen sie nicht über breite Gräben getrieben, oder gar gejagt werden, weil sie von dem weiten Springen leicht **verwerfen**; die Schäfer sollen nicht, wie sie es in der Gewohnheit haben, mit ihren Prügeln, oder mit Steinen auf sie werfen, oder schlagen; und das Hetzen mit den Hunden ist nicht zu dulden. Freylich kann man nicht immer die Farbe der Hunde auswählen, und ein gut abgerichteter Hund ersetzet beym Austreiben die Stelle eines Mittreibers: aber ich sehe es immer lieber, wenn meine Schäfer weisse Hunde halten: denn die Hunde müssen die Schafe zusammentreiben; sie laufen gäh zu, und bellen plötzlich; die bloß mit dem Fraße beschäftigten Schafe erschrecken; und vielleicht glaube ich nicht ohne Grund, daß manche weisse Schafe von weissen Widdern belegt; bloß durch das Erschrecken vor schwarzen Hunden, schwarze, oder gefleckte Lämmer gebracht haben. Die hochtragenden Mutterschafe müssen auf die besten, und nicht gar entfernten Weiden getrieben, und im Stalle mit gutem Futter hinlänglich versehen werden; damit das Lamm in ihnen wachse; damit sie Kräfte zum Gebähren, und zur Ernährung ihrer Jungen sammeln.

Wenn die Lammzeit herannahet; so müssen die Wirthschaftsbeamten, und die Schafmeister noch fleißiger als sonst die Schäfereyen besuchen. Die Schafmeister müssen auch bey Nacht täglich öfters im Stalle herumsehen, ob nicht ein Schaf ihre Hülfe bedürfe. Ob ein Schaf bald lammen werde, erkennet man, wenn das Geburtsglied anschwillt, und eine Flüßigkeit herausgehet, auch die Eiter sich mit Milch füllen: wie die Stunde der Geburt mehr nahet, wird das Schaf unruhig; es schreyet nicht selten um

Hülfe,

Hülfe, es bekömmt Wehen, die Wasserblase zerplatzet, gleich darauf zeiget sich das Lamm mit seinem auf den vorderen Füssen mit der Schnautze vorwärts ruhenden Kopfe, tritt immer weiter hervor, und ist bald ganz dem Viehherrn geschenket. Gewöhnlich kurze Zeit darauf geht auch die Nachgeburt, und damit ist das Lammen beendiget. Wenn die Nachgeburt nicht bald nachgeht; so soll man darum dieselbe mit Gewalt herauszuziehen nicht versuchen: die Mutterschafe können durch eine solche Gewalt zur ferneren Befruchtung untüchtig gemacht werden, Vorfälle der Gebährmutter, oder gefährliche Entzündungen bekommen: nur wenn sie 24 Stunden nicht von selbst weggegangen wäre, muß der Schäfer durch sanftes Anziehen dieselbe herauszubringen suchen. Die Schafe gebähren meistens liegend.

Wenn das Lamm, wie es sich gehöret, in die Mutterscheide eintritt, sich auch sonst keine bedenklichen Zufälle ereignen; so soll man durch voreiliges Helfen die Natur in ihrem Wirken nicht stören. Kündiget sich hingegen die Geburt unter ungünstigen Zeichen an, was zum Glück nicht oft geschieht; so muß der Schafmeister durch die Wendung des Lammes im Mutterleibe, oder nach Erforderniß auf andere Art helfen: Denn dieß ist eine der wesentlichsten Eigenschaften eines Schafmeisters, daß er in der Geburtshülfe der Schafe gut unterrichtet seye: fehlet es ihm an dieser Kenntniß, und Geschicklichkeit; so ist er zu seinem Dienste bey den Mutterschafen nicht tauglich. Da man diese Geburtshülfe aus einer blossen Beschreibung nicht lernen kann; so enthalte ich mich hier mehr davon zu sagen.

Das neugeborne Lamm läßt man zuerst bey der Mutter ruhig liegen, damit sie es belecken, sich selbst aber von den ausgestandenen Wehen erhohlen könne; das Lamm steht, sobald es von der Mutter abgeleckt ist, auf, und zuweilen kommen die auf der Weide gefallenen Lämmer schon mit der Heerde nach Haus gegangen: indessen

soll man dieses den Schäfern nicht gestatten; weil die Knochen der erst gebornen Lämmer noch zu schwächlich sind, und leicht dabey leiden; die Schäfer sollen dieselben nach Hause tragen. Wenn das Lamm aufsteht, wird es an die Euter der Mutter zum ersten Saufen gebracht, und während dem, so wie die Mutter gezeichnet; damit die Schäfer aus diesen Zeichen leicht erkennen, welcher Mutter jedes Lamm angehöre: kann diese Zeichnung nicht gleich geschehen, weil vielleicht wieder andere Schafe nach Hülfe schreyen; so wird die Mutter mit dem Lamme indessen in eine Rauhurde gebracht, wo sie, und ihr Junges auch vor den Beunruhigungen der übrigen Heerde mehr geschützet sind. Mütter, welche ihr Lamm nicht wollen saufen lassen, und nach selbem schlagen, oder stoßen, werden besonders gezeichnet; mit dem Jungen in eine Rauhurde gethan; darin bey guter Aufsicht durch 2 oder 3 Tage gehalten; und dann erst mit einem obachtsamen Auge entlassen: bequemt sich die Mutter noch nicht zu ihrer Pflicht; so wird sie jedesmahl, wenn die Säugzeit herankömmt, von den Schäfern ausgefangen, und mit dem Kopfe zwischen den Füssen gehalten, während dem Lamme gegönnet ist den Milchvorrath auszusaugen. Sind die Euter der Mutter auch auf den Enden, an welchen das Lamm saufet, mit Wolle bewachsen; so ist dieselbe gemach auszuraufen: weil sonst die Lämmer beym Saufen die Wolle mit hinabschlucken, woraus im Magen unverdauliche Kugeln entstehen, welche den Zugang in die Gedärme verhindern, und so den Tod veranlassen. Man brauchet aber darum nicht das ganze Euter abzurupfen: vielmehr ist dieses zu vermeiden, damit nicht durch diesen äußeren Reitz, und durch den starken Zufluß der Milch von Innen Entzündungen der Euter entstehen, welche auf dem Miste, auf welchem die Schafe liegen, verschlimmert werden. Ueberhaupt muß den Schafen in der Lammzeit fleißig untergestreut werden, damit sie ihre vollen Euter auf dem warmen dunstigen Miste nicht erhitzen;

wovon nicht selten schadhafte Euter, und von der erhitzten Muttermilch auch Krankheiten der Lämmer entstehen.

Sehr viele Schafleute haben die Gewohnheit den Schafen die erste Milch auszumelken, weil sie bemerkt haben, daß die Lämmer davon den Durchfall bekommen: aber eben darum hat die Natur die erste Milch der Mutter mit einer ausreinigenden Kraft versehen, damit die Unreinigkeit des Lammes, die sich im Mutterleibe in seinen Eingeweiden gesammelt hat, herausgeschaffet werden. Sollen etwa unwissende Schäfer klüger seyn, als der allweise Schöpfer der Natur, welcher diese Einrichtung getroffen hat? So lange wir in der Viehzucht nicht der Natur in ihrem Gange nachforschen, und nachfolgen; so lange werden wir daraus nicht den höchsten Nutzen ziehen, und die Thierarzneykunde wird spät aus ihrer Kindheit hervortreten.

Die Mutterschafe werden nach dem Lämmern durch 3 Tage mit der Heerde nicht ausgetrieben, sondern im Stalle mit gutem Heu gefüttert: denn das junge Gras, und überhaupt das grüne Futter veranlasset ihnen Blähungen im Unterleibe, welcher ohnehin von der Geburt noch nicht geheilet ist.

Weil man die Schafe, und die Lämmer nicht so wie die Kühe und Kälber anzubinden pfleget; so geschieht es, daß die stärkeren Lämmer den Müttern der schwächeren die Milch aussaufen: freylich duldet es die Mutter nicht, wenn sie ein fremdes Lamm an ihrem Euter merket; allein ehe sie den Irthum gewahr wird, ist ein Theil ihrer Milch geraubt, und da sich auf jedem Schritte neue Räuber einfinden; so bleibt ihr zuletzt für Ihr Junges nichts übrig: sind die Schäfer darauf nicht sehr aufmerksam; so gehen die schwachen Lämmer aus Mangel an Nahrung zuletzt ganz zu Grunde. Theils um so viel möglich die Lämmer von einerley Alter und Stärke zusammen zu bringen, theils um den saugenden Mutterschafen vor den noch trächtigen mehr Ruhe zur Pflege ih-

rer Kinder zu verschaffen, und auch um sie besser nähren zu können, weil sie ihre Jungen mitzusaugen haben: werden im Stalle durch Harden mehrere Abtheilungen gemacht; und die ersten Lämmer von den späteren, die neugefallenen von beyden vorigen, jede Gattung mit ihren Müttern von den noch tragenden Schafen abgesondert; um so jede Abtheilung besser übersehen, und abwarten zu können. Ist die Lammzeit vorüber; sind die jüngsten Lämmer bey 8 Tage alt geworden; so hebet man diese Abtheilungen wieder auf, und machet nur eine für die Lämmer, in welcher sie beysammen bleiben müssen, damit ihre Mütter nicht beständig beunruhiget werden. Nur zu bestimmten Zeiten, bey mir dreymahl des Tags, nähmlich, Früh, Mittags und Abends werden die Lämmer in Beyseyn der Schäfer in den Hof heraus zu den Müttern gelassen, damit sie zugleich die freye Luft gewöhnen. Bevor dieses geschieht, werden die jungen und schwächeren Lämmer, oder deren Mütter nicht saugen wollen, ausgesucht, und an den Alten zum Trinken angehalten; um zu verhindern, daß die älteren und stärkeren Lämmer ihnen nicht einen Theil der Muttermilch entziehen: dann geschieht das allgemeine Zusammenlassen, welches jedesmahl mit einem allgemeinen Geschrey der Alten, und der Jungen verbunden ist.

Vollkommen ausgewachsene, gut genährte Schafe bringen nicht selten **Zwillingslämmer**: hat die Mutter Milch genug sie beyde zu nähren; so läßt man ihr beyde: außerdem aber ist es nothwendig, für eines davon um eine Amme bedacht zu seyn. Das nähmliche muß man thun, wenn eine saugende Mutter zu Grund gegangen ist. Bey aller Aufmerksamkeit gehen bey mehreren hundert lammenden Schafen doch zuweilen Mütter in, und nach der Geburt, aber auch Lämmer zu Grunde. Damit die Schafe, deren Lämmer eingegangen sind, nicht versteichen, bevor man sie brauchet, läßt man ein bedürftiges Lamm an ihnen saugen, bis sie entweder einen

Waisen, oder einen Zwilling zur Pflege erhalten. Geschieht dieses bald nach der Geburt ihres Lammes; so läßt sich manche Mutter wohl betrügen, den Pflegling für ihr eigenes Kind zu halten, und willig aufzusäugen: meistens aber müssen sie jedesmahl von den Schäfern zum Saugen gehalten werden.

Wenn die Lämmer 2 oder 3 Wochen alt geworden sind; so werden sie zum Fressen und zum Saufen gewöhnet: denn bey zunehmenden Alter und Kräften können sie von ihren Müttern allein nicht mehr hinlänglich gut genähret werden. Ich lasse ihnen feines Heu in einen kleinen Futterbarn legen, und nebenbey täglich etwas Hafer vorschütten; und täglich muß ihnen reines Wasser zum Saufen vorgestellt werden, bis sie mit den Müttern aus, und mit denselben saufen gehen: sie lernen bald fressen und saufen, und verachten darum die Milch ihrer Mütter nicht. Anfänglich ist es genug auf 100 Lämmer täglich 10 Pfund Heu, und 1 Maßl Hafer vorzulegen, welcher weder gekocht, noch geschwellt, sondern in seiner natürlichen Gestalt gegeben wird: wie sie aber stärker werden, wird auch ihre Portion, zuletzt bis auf 1 Pfund Heu täglich auf ein Stück vergrößert, besonders wenn sie noch nicht mit auf die Weide gehen können: Das Haferfutter höret aber dann ganz auf.

An heiteren Frühlingstagen können die Lämmer, welche schon 14 Tage alt sind, ihre Mütter auf die Weide begleiten; nur darf anfänglich, und bis sich die Lämmer an das Treiben gewöhnet haben, nicht auf entfernte Huttungen getrieben werden. Da die Lämmer nun bey Tag auch auf dem Felde, wenn es ihnen einfällt, und die Mutter Stand hält, an derselben saufen; so werden sie beym Eintreiben aus der Heerde ausgefangen, und in ihre Abtheilung gethan, um den Müttern bey der Nacht die Ruhe zu vergönnen.

Wenn die Lämmer schon eine hinlängliche Größe und Stärke erreichet haben; so werden sie abgespänt (ab-

nen Nachzucht eben so schöne Widder aufziehen können. Sobald ihre Mittelart die Zackelhaare ganz abgelegt, und mit fein gekraußter Wolle vertauschet hat, geschieht ihre weitere Veredlung, wie bey den übrigen Wolleschafen, unter deren Art sie durch ihre viele Verwandtschaft übergetreten sind.

Bey der Veredlung der Wolletragenden Schafe sollte man den doppelten Endzweck: die Vermehrung des Fleisches und die Verfeinerung der Wolle zu vereinbaren suchen: sie können auch beyde vereiniget werden, wenn man unter dem zur Veredlung bestimmten Viehe eine gute Auswahl trifft: wir sehen ja große, mit vielem Fleische bewachsene Schafe auch viele und feine Wolle tragen.

Die Veredlung geschieht, wie bey dem Rindviehe, entweder durch sich selbst, oder durch die Vermischung mit mehr veredeltem Viehe.

Selbst unter einer Heerde von lauter grobwolligten Schafen, besonders, wenn sie gut gefüttert und gewartet werden, kommen nicht selten Junge zur Welt, welche eine viel feinere und mehrere Wolle haben, als ihre Eltern. Man nähre und warte diese schönen Jungen sorgfältig, und lasse sie nicht eher zur Begattung, bis sie das dritte Jahr ihres Alters schon zum Theil zurückgelegt haben: bis dahin werden sie eine ansehnliche Größe und Stärke erlangt haben; und von ihren Kindern werden sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, schon wieder an Feinheit der Wolle, und an Schönheit des Körperbaues übertroffen werden. Mit diesen verfahre man auf die nähmliche Art, wie mit den ersteren; nur seye man sorgfältig bedacht, daß die Widder immer eine feinere und dichterbeysammen sitzende, wenigstens eine eben so feine und dichte Wolle, wie die Mutterschafe haben; weil man sonst in der Veredlung wieder zurückgehet. Auf diese Art kann nach und nach eine Schäferey **durch sich selbst** verfeinert werden;

es können sich derselben jene Viehеigenthümer bedienen, welche die großen Kösten scheuen, oder zu bestreiten nicht im Stande sind, die der Ankauf edler Widder veranlasset.

Geschwinder kömmt man zum Ziele, wenn feine Widder zur Veredlung grober Schafe angekauft, und mit denselben vermischet werden. Nicht selten sind schon die ersten aus dieser Vermischung entsprossenen Lämmer ihren Vätern in der Gestalt und in der Feinheit der Wolle gleich; fast immer aber haben sie sehr vieles von den edlen Eigenschaften ihres Vaters angenommen: und wenn man sie bey ihrer Reife wieder mit einem feineren veredelten Bocke zukommen läßt; so werden ihre Kinder, oder doch bey gleich zweckmäßiger Behandlung ihre Kindes-Kinder schon vollkommen veredelte Schafe seyn.

Bey der Auswahl der Springwidder kömmt es in Hinsicht der Farbe ihrer Wolle nicht allein auf die Willkühr des Schäferey-Inhabers; sondern auch auf die Auswahl der Wollabnehmer an. Das einträglichste Produkt der **verfeinerten** Schäfereyen ist die Wolle, welche im Hause nicht verbrauchet, sondern entweder unmittelbar, oder durch die Wollhändler an die Fabriken und Manufakturen abgesetzet wird. Diese ziehen die weiße Wolle der schwarzen und der gemischten vor, weil sie alle Farben annimmt; sie bezahlen sie auch besser: darum muß man auf die Erzeugung der weißen Wolle vorzüglich Bedacht seyn: deswegen werden aus den veredelten Schäfereyen jene Schafe und Lämmer ausgestoßen, deren Wolle schwarz oder gefleckt ist; und aus dieser nähmlichen Ursache sollen die Springwidder eine durchaus ungefleckte weiße Wolle haben: und wenn man auch die Fleischvermehrung bey der Veredlung miterzielen will; so sollen sie zugleich von einer ziemlichen Größe und fleischigt seyn. Außerdem gehören zur Bestimmung eines Springwidders als **wesentliche** Eigenschaften: ein starkes breites Kreuz und Schultern, starke Füße, ein gut gefüllter Hodensack, muntere

Augen, viele feine, so dicht stehende Wolle, daß man, indem man mit den Fingern in dieselbe greift, nicht leicht auf die Haut kommen kann, und ein stolzer, von seiner Kraft und Gesundheit zeigender Gang. Je mehr und tiefer herab das Gesicht, der Schwanz, die Beine und der Bauch mit feiner Wolle bewachsen sind, je besser. Manche suchen an dem Widder eine gebogene Nase und zierlich gebogene Hörner: Diese Eigenschaften sind jedoch nicht wesentlich, und man findet sehr schöne ungehörnte Widder, deren Nasen nicht auffallend gebogen sind. Meistens suchet man bey der Auswahl der Springwidder auch die **Verwandtschaft** zu vermeiden: fast allgemein ist der Glaube, daß die Veredlung zurückgehe, wenn die in der nähmlichen Schäferey gebornen Widder zur Begattung mit ihren Müttern, Geschwistern, Verwandten und Bekannten zugelassen werden.

Ich kenne Schäfereyen, in welche nur immer die feinsten spanischen Widder zur Zucht angeschaft werden: sie zeugen mit den ihnen zuvor ganz unbekannten Müttern wohl feine Lämmer; sie zeugen aber auch Lämmer, welche grobwolligter, und bey weitem nicht so gut gestaltet, wie Mutter und Vater sind: Das Zurückschlagen der Veredlung liegt daher nicht in der **Verwandtschaft**, welche nur eine Erzeugung der bürgerlichen Gesellschaft, und den Thieren unbekannt ist. Unter den Thieren sehen wir ohne Bedenken die Mutter mit dem Sohne, den Bruder mit der Schwester das Geschäft der Zeugung verrichten. **Die schönsten Thiere, ohne Rücksicht auf ihren Stammbaum, sind zur Veredlung am tauglichsten.**

Noch immer werden bey uns Originalspanische Widder zur Zucht gesucht; sie werden mit ungeheuren Kosten aus Spanien ins Land getrieben; und es sind schon einzelne Widder das Stück um 3650 Fl. verkauft worden: es frägt sich: **ersetzet ein solcher Widder durch seine Zeugung den großen Aufwand? und brauchen wir**

überhaupt noch Originalspanische, oder andere ausländische Widder zu unserer Veredlung?

Ich will annehmen, daß ein solcher Widder das Geschäft der Zeugung durch 4 Jahre gut verrichte; daß er in dieser Zeit bey der gewöhnlichen Behandlung jährlich 50 Mütter befruchte; daß keine von ihnen verwerfe, sondern glücklich lamme; und daß von allen Lämmern, bis sie selbst Junge zeugen und gebähren, nicht mehr als 5 Stück auf Hundert eingehen: so ist der Aufwand:

das Ankaufs = Capital pr. . . .	3650 Fl.
die Interessen à 5 Pcto. auf 4 Jahre .	730 —
Zusammen	4380 Fl.

Die Wolle des Widders und der Lämmer kann ich nicht in Anschlag bringen; weil sie damit, und mit dem Dünger ihr Futter und die Wartung bezahlen, auch die Reise= und Treibkosten vergüten müssen, welche der Ankauf des Widders außer dem Kaufschillinge noch veranlasset hat. Der Ersatz für den obigen Aufwand besteht demnach in 190 Lämmern.

Ein Theil dieser Lämmer wird von den veredelten Eigenschaften des Vaters abweichen, und als untauglich zur weitern Verfeinerung ausgestoßen werden; besonders unter dem männlichen Geschlechte, welches beynahe die Hälfte der ganzen Anzahl ausmachet. Für diesen Ausschuß will ich nur 15 Stücke in allem rechnen, und dafür als Kaufschilling von dem Fleischhauer für jedes Stück 3 Fl. in Empfang setzen: so bleiben von dem obigen Aufwande pr. . . . . . . 4380 Fl.

nach Abzug des Ausschuß = Lämmer = Verkaufspreises pr.	45 —
annoch	4335 Fl.

welche auf die noch übrigen 175 Stücke Lämmer zu vertheilen sind: Diesemnach kostet ein solches Stück Vieh bey 25 Fl. Bedenket man nun, daß die wenigsten Widder durch volle 4 Jahre ihre Schuldigkeit gut thun können;

daß mehrere aus ihnen schon das erste oder zweyte Jahr eingehen; daß viele Lämmer, manchmahl wohl die Hälfte derselben darauf gehen, und daß von der anderen Hälfte wieder ein Viertel wegen Flecken in der Wolle, wegen Schwächlichkeit oder anderen Mängeln zur weiteren Verfeinerung nicht tauglich ist; besonders wenn die Mutterschafe noch ziemlich grobwolligt waren: so werden die von Originalspanischen Widdern abstammenden Lämmer, bevor sie zur Zucht tauglich sind, manchen Schäferey-Inhaber Stück für Stück wohl bey 100 Fl. kosten. So lange in einem Lande noch keine ganz veredelten Schäfereyen bestehen; so lange ist dieser große Aufwand dem Staate nützlich, und jene, welche ihn machen, verdienen den Dank des Publikums. Wenn aber unter dem Landviehe selbst schon eben so schöne und feine Zuchtwidder gefunden, oder bey mehrerer Sorgfalt auferzogen werden könnten: wenn der Landwirth den Endzweck der Veredlung wohlfeiler, und ohne dem Auslande beträchtliche Geld-Summen zuzuwenden erreichen kann: so wird ein solcher Aufwand auf den Ankauf ausländischer Widder nicht zu billigen seyn. Der bekannt gewordene ungeheure Preiß schrecket manche Schäferey-Eigenthümer von der so kostspieligen Veredlung ab; er unterhält **das Vorurtheil**, daß Schäfereyen nur durch spanische Schaf-Böcke veredelt werden können, und entzieht der inländischen Bewerbsamkeit und Produktion ein Capital, welches reichliche Früchte getragen haben würde. Würden nicht jene Inländer, welche schon sehr veredelte Schäfereyen besitzen, und jetzt ihre Widderlämmer aus Mangel an Nachfrage kastriren, und bloß für die Fleischbank bestimmen müssen; würden nicht diese und andere sich mit allem Eifer auf die Zuzucht sehr schöner Widder verwenden, wenn sie Hoffnung hätten dieselben um die Hälfte jener Preise anzubringen, die man dem Auslande dafür mit vollen Händen hingibt?

Die Sachsen, die Preußen, die Bewohner von Franken, und andere unserer Nachbarn haben ihr Stamm-

Vieh zur Veredlung bey uns gehohlet, und damit Schäfereyen begründet, welche im Auslande sehr gerühmt werden: warum wollen denn wir unsere Produkte nicht so hochschätzen, als sie es verdienen, und auf den möglichst vollkommenen Grad zu bringen suchen? Es gibt in unseren Ländern sehr veredelte Schäfereyen: wenn die Eigenthümer derselben bey der Begattung aufmerksam sind, daß die schönsten Widder vorzüglich die schönsten Mutterschafe befruchten; wenn sie aus den Widderlämmern wieder nur die schönsten absondern, und mit besonderer Sorgfalt aufziehen lassen: so können wir die Spanier, und alle Ausländer ganz entbehren; so können wir uns jetzt im Lande eben so schöne Widder anziehen, und unsere Schafzucht schon **durch sich selbst** mit Ersparung eines großen Aufwandes vervollkommnen. Wir entgehen dadurch zugleich der Gefahr mit unächtem, oder unterwegs ausgetauschtem Viehe betrogen zu werden; und haben lauter Vieh, welches an unser Klima, an unsere Nahrung, an unsere Behandlung gewohnt, dauerhafter, und daher auch nutzbarer ist. **Ohne besondere Aufmerksamkeit wird man es auch mit Originalspanischen Schafböcken in der Veredlung nicht zur Vollkommenheit bringen: und mit der nöthigen Aufmerksamkeit können wir nun schon mit unserer Landeszucht die Vollkommenheit erreichen.**

Ich bin weit entfernt meine Schäfereyen als Muster der höchstmöglichen Verfeinerung anzupreisen: aber zum Beyspiele mögen sie dienen, daß eine grobe, gemeine Schäferey in nicht gar langer Zeit auch ohne auswärtige Widder veredelt werden könne. Die Schafe, welche ich bey dem Ankaufe meiner Güter übernommen habe, waren klein vom Körper, zweyschürig und grobwolligt: der Zenten Wolle wurde für das Jahr 1802 um 60 Fl. verkauft. Dermahlen sind meine Schäfereyen bloß durch den eigenen Nachziegel in der Schafvieh-Anzahl mehr als

verdoppelt; der junge Nachwachs ist mit 2 Jahren so groß, als die gewöhnlich vollkommen ausgewachsenen Mutterschafe; alle Schafe sind einschürig, und für dieses Jahr 1808 sind mir für die Wolle ohne Sortirung für den Zenten schon 325 Fl. angebothen worden. Manche Schäfereyen, in welchen seit vielen Jahren die Veredlung mit theuren Originalspanischen Widdern betrieben wird, haben für ihre Wolle bey weitem einen solchen Preis nicht erhalten können. Diesen Grad der Veredlung habe ich in den wenigen Jahren erreichet, ohne daß meine Schafe einen ausländischen Widder gesehen haben: und weil ich mit der Veredlung fortzufahren entschlossen bin, sich auch seitdem meine Kenntnisse über die Behandlung der Schafe erweitert haben; so hoffe ich nach einigen Jahren noch schöneres, und edleres Vieh zu erhalten.

Ich wünsche herzlich jedem Unternehmer den nähmlichen Nutzen; darum will ich den Weg, welchen ich gegangen bin, anzeigen.

Ich wollte gleich eine vollzählige Schäferey haben: sobald ich hörte, daß irgendwo schöne Schafe zu verkaufen wären, schickte ich meine Schafmeister dahin sie anzusehen: denn ich selbst hatte nicht die mindeste Kenntniß von der Schafzucht. Meine Abgesandten kamen mit dem vollen Lobe über die Güte und Schönheit des Viehes zurück; ich kaufte es, aber ehe das Frühjahr herankam, waren fast alle zu Grund gegangen, ohne mir auch nur ein Lamm gebracht zu haben. Dieß machte mich mißtrauisch auf die Einsichten der Schäfer, und war ein Grund mehr selbst Kenntnisse in der Schafzucht zu suchen: es brachte zugleich den Entschluß zur Reife, gar kein fremdes Vieh mehr anzukaufen; sondern meine Schäfereyen nach und nach durch den eigenen Nachziegel zu vermehren.

Die heuer im Februar oder März gebornen Lämmer werden gewöhnlich im folgenden Jahre um Michaelis zur Zucht zugelassen; sie sind dann beyläufig 18 Monathe alt: meine Schäfer riethen mir es auch an zu thun, und

weil ich recht bald viele Schafe haben wollte; so war es mir natürlich sehr lieb die Lämmer baldigst verjüngt zu sehen. Die meisten aus ihnen brachten freylich Lämmer; aber ein Theil dieser Lämmer ging ein, weil die Mütter nicht Milch genug hatten sie zu ernähren; ein anderer Theil erhielt wohl das Leben, blieb aber auch in der Folge klein; die übrigen wurden zwar schöne Schafe, entsprachen aber doch noch meinen Forderungen nicht: und die jungen Mütter hörten mit der Trächtigkeit auf zu wachsen, und blieben zum Theil immer schwach. Um ihnen daher mehr Zeit zu gönnen ihre Kräfte mehr auszubilden, beschloß ich sie ein Jahre später, daher erst, nachdem sie ungefähr dritthalb Jahr alt geworden sind, zur Zucht zu verwenden: Und um gewiß zu seyn, daß weder durch Nachläßigkeit der Dienstleute, noch durch einen anderen Zufall eine frühere Begattung statt haben könne; so errichtete ich zu Rexing einen **Galtschafhof**, in welchem weder Mutterschafe noch Widder gehalten werden.

Hieher werden die Mutter-Lämmer einige Wochen nach dem Abspänen jährlich gebracht, und bleiben hier, bis sie dritthalb Jahre alt sind: dann werden sie nach Raspach in die Haupt-Schäferey getrieben, und daselbst unter die Mutterschafe zur Begattung zugelassen. Der gute Erfolg dieser Einrichtung ist auffallend, wenn man das Vieh betrachtet. Das junge Vieh ist größer als seine Eltern, hat viele und feine Wolle, und die heurigen Lämmer sind starke muntere Thiere, die sich in der Feinheit der Wolle wieder gebessert haben.

Ich habe nur zweyschürige Schafe angetroffen: Um mich zu überzeugen, ob die ein oder zweyschürigen Schafe mehr Wolle, und mehr Vortheil bringen, habe ich gleich im ersten Jahre 1802 einen Theil im Herbste nicht mehr scheeren lassen. Bey der folgenden Frühjahrsschur habe ich von diesen eben so viele Wolle erhalten, als von den zweymahl geschornen; wenn ich von diesen letzteren die Wolle von der vorhergegangenen Herbstschur zu jener

der Frühjahrsschur dazu rechnete. Ueberdieß ersparet man einmahl im Jahre sich die Auslagen, und die Unbequemlichkeiten, und den Schafen die Plage des Scheerens; und die einschürige Wolle wird bey gleicher Güte und Feine besser, als die zweyschürige bezahlt: ohne weiterem habe ich daher alle meine Schafe einschürig gehen lassen. Das erste Jahr schoben einige aus ihnen vor der Schur einen Theil der Wolle ab: das zweyte Jahr haben dieses nur die wenigsten mehr gethan, und diese habe ich ausgepracket. Bey einer solchen Veränderung muß man jedoch das Vieh gut füttern; weil ausgehungertes Vieh auch seine zweyschürige Wolle fallen läßt, aus Mangel an den feinen Fettigkeiten, durch welche sie genähret und zum Wachsthume gebracht wird.

Meine ersten Widder habe ich in meiner Nachbarschaft aus der Schäferey des Stiftes Zwetl angekauft: dermahlen aber ziehe ich sie mir selbst auf. Wenn die Lämmer ungefähr 3 Monathe alt sind, wird das **Lämmerlichten** vorgenommen: es werden nähmlich die männlichen Lämmer kastrirt, und den weiblichen die Schwänze abgekürzet. Wie man kastrire, werde ich hier nicht beschreiben; weil man diese Handgriffe sehen muß, um sie zu begreifen: Nur erinnern will ich, daß selbes weder in den heißen Sommer- noch in den kalten Wintermonathen geschehen solle. Von den männlichen Lämmern lasse ich dabey nur jene verschneiden, von welchen schon vorauszusehen ist, daß sie als Widder zur Veredlung nicht tauglich werden; die übrigen lasse ich bis zum folgenden Frühjahre gehen. Bis dahin haben sie ein Jahr ihres Alters zurückgelegt, und sind schon einmahl geschoren worden. Nun kennet man unzweydeutig an ihrer mehr ausgebildeten Gestalt, und an ihrer neuen Wolle, ob sie zur Zucht beybehalten zu werden verdienen. Die schönsten aus ihnen werden zu künftigen Stammhältern ausgesucht, und die übrigen nun auch kastriret: ich habe daher gewöhnlich zeitlich und später kastrirte Kappen: wenn sie ausgewach-

sen sind, kann man sie in der Größe und Schwere nicht mehr unterscheiden.

Bey dem Lämmerlichten wird den weiblichen Lämmern der Schwanz bloß von darum abgekürzet, damit man in den großen Schäfereyen sogleich das Geschlecht erkennen könne: ein solches Unterscheidungszeichen ist auch nöthig, wenn man in einem Stalle die Geschlechter abgesondert stellet, und nicht immer untersuchen kann, ob ein unrechtes Schaf unter einen unrechten Haufen zur Unzeit gekommen seye. Man könnte, um diesen Endzweck zu erreichen, wohl den Mutterlämmern ihre Schwänze lassen, und sie den Kappen und Widderlämmern einkürzen; allein man pfleget sie diesen letzteren des besseren Ansehens wegen nicht zu nehmen. Wer sein weibliches Schafvieh auf einem abgesonderten Hofe hielte, wo eine unzeitige Vermischung der Geschlechter nicht erfolgen kann; der könnte auch den Weibchen den Schwanz lassen. Die Widderlämmer werden mit den Kappen im Stalle abgesondert gehalten, und ausgetrieben; sie werden nicht eher zu dem weiblichen Geschlechte gelassen, als bis sie dritthalb Jahre alt geworden sind. Bey dem Lämmerlichten geschieht zugleich die neue Berichtigung der Schäfereyrechnungen: Die Lämmer, welche bis jetzt ohne Unterschied als Tuttenlämmer verrechnet wurden, werden nach ihrer Eigenschaft als Mutter- Widder- und Kappenlämmer classificirt: Die Jährlinge unter die Zeitschafe, die bisherigen Zeitschafe unter die Mutterschafe ꝛc. in der Rechnung gesetzet.

Nur einmahl im Jahre, und zwar im Herbste pfleget man in den Schäfereyen die Widder durch einige Wochen zur Begattung unter die Mutterschafe zu lassen: in dieser Zeit bleiben die Widder Tag und Nacht, im Stalle, und auf der Weide bey den Schafen; und man nennet dieses die **Springzeit**: gewöhnlich dauert sie durch 4 oder 6 Wochen, sie ist aber in ihrem Anfange nicht in allen Schäfereyen gleich: einige lassen die Widder früher, andere später unter: die ersten rühmen sich im folgenden Herbste

schon grössere Lämmer zu haben; die letzteren glauben auch darin nicht zurückgeblieben zu seyn. Es ist sehr natürlich, daß ältere Lämmer größer und stärker, als jüngere seyn sollen; sie sind schon längere Zeit genähret und gewartet worden, und mit der Zeit erreichen die jüngeren auch das nähmliche Alter. Wo Futtermangel in den Schäfereyen ist, dort bleiben die Frühlämmer nicht selten kleiner als die Spätlinge: weil später gegen das Frühjahr der Schnee von den Saaten und Hutweiden abgethaut ist, die Mütter mehr Nahrung finden, daher ihre Lämmer besser nähren können. Wer Mangel an Winterfutter hat, thut daher am besten, wenn er seine Schafe spät im Jahre von den Widdern belegen läßt; damit die Lämmer erst gegen das Frühjahr fallen, wenn die Mütter auf der Weide schon eine Nahrung finden: seine Spätlinge werden dann in dem nähmlichen Alter größer und stärker werden, als seine frühen Lämmer.

In meinen Schäfereyen besteht dermahlen folgende Einrichtung. Um die Hälfte des Oktobers werden die Widder zu den Müttern gelassen: Unter einer Anzahl schöner Widder sind abermahls einige die schönsten, und so ist es auch bey den Mutterschafen. Läßt man alle Widder auf einmahl unter die Mutterheerde; so stoßen die stärkern die schwächern auf die Seite, und belegen die meisten Schafe. Nun sind aber die stärksten nicht immer die schönsten; und auch die Mütter wählen ihre Gatten nicht immer nach der Dichte und Feinheit der Wolle. Dieß mag eine Hauptursache seyn, warum jene Schäfereyen, in welche von Zeit zu Zeit zu den gewöhnlichen Widdern Originalspanische Böcke zugekauft werden, in der Veredlung noch nicht weiter gekommen sind. Um diesem vorzubeugen, lasse ich aus der Heerde die schönsten Mutterschafe aussuchen, und durch ein'ge Zeit in einem abgesonderten Haufen austreiben und einstallen: Zu gleicher Zeit werden die schönsten 4 oder 6 Widder ausgewählet, um mit der Zeugung den Anfang zu machen. Jedes-

mahl, wenn die ausgefurchten Mutterschafe ausgetrieben werden, wird die Hälfte der auserwählten Widder unter sie gelassen, und mit ausgetrieben; beym Eintreiben aber wieder abgesondert, damit beyde Geschlechter ausruhen mögen: Durch 2 Tage werden die nähmlichen 2 oder 3 Widder auf diese Art bey den Müttern gelassen, dann auf die folgenden 2 Tage von der andern Hälfte abgelöset; und mit dieser Ablösung von 2 zu 2 Tagen fortgefahren: so daß jeder nach 2 Arbeitstagen wieder zwey Ruhetage findet um neue Kräfte zu sammeln, damit die von ihm belegten Mütter nicht unbefruchtet bleiben. Die Widder erhalten in dieser Zeit nebst ihrer gewöhnlichen Nahrung noch im Stalle täglich ein Futter von Hafer mit Heckerling vermischt: ein Maßl Hafer ist auf eine Woche für ein Stück hinreichend, wenn sie auf der Weide auch genug Nahrung finden; sonst müssen sie zu Hause noch besser gefüttert werden. Dieses Körnerfutter gibt ihnen nicht allein Stärke; sondern es verhüttet auch das bey dem Weidegehen nicht gar seltene Laxiren, welches in der Springzeit sehr zur Unzeit käme. Bey dieser Schonung und Wartung kann ein Widder viel mehr Schafe befruchten, als wenn alle Widder beständig unter den Müttern bleiben, bey welchen einer den anderen in seiner Verrichtung störet, und wegzustoßen suchet; es kömmt darüber nicht selten zu Händeln, bey welchen schon oft ein Widder dem anderen das Genick abgestoßen, noch öfter beschädiget, und auch manches Mutterschaf verletzet hat.

Man sollte meinen, daß es besser wäre, die Widder im Stalle auf ähnliche Art mit den Müttern abzusondern: bey Schafen, welche im Stalle gefüttert werden, lasse ich mir es gefallen; jedoch rathe ich nur immer **einen** Widder zu einer bestimmten Anzahl Mutterschafen zu geben, und die übrigen durch hohe Hurden, die sie nicht überspringen können, abzuhalten; weil sie sonst in dem engen Stallraume bey ihrem Raufen sich, und die andern Schafe leichter, als im Freyen verletzen.

Den Austreibschafen aber, welche bey Tage der Weidegang ermüdet, soll man in der Nacht die Ruhe vergönnen.

Die Schäfer müssen so viel es thunlich ist, acht haben, welche Schafe von den Widdern besprungen werden: wenn das schon mehrmahl besprungene Schafe dem Widder zu einer weitern Begattung nicht mehr stehet; so kann man es für ein Zeichen halten, daß dasselbe befruchtet seye; es wird daher nicht mehr zu den Widdern gebracht, und seine Stelle durch neu ausgesuchte Mütter ersetzet. Auf diese Art wird fortgefahren, bis alle Mutterschafe, wenigstens 3 oder 4 Tage bey den schönsten Widdern zugebracht haben; immer aber werden die schöneren Mütter den minder schönen vorgezogen, damit sie von den noch weniger entkräfteten Böcken um so gewisser trächtig werden, und schönere Lämmer bringen: Dann werden erst alle Springwidder unter die Mutterheerde gelassen, damit jene, welche unbefruchtet geblieben, nun durch die ausgeruhten Böcke belegt werden. Nach 2 oder 3 Wochen darauf wird alle Gemeinschaft zwischen den beyden Geschlechtern eingestellt, damit die Mutterschafe in ihrer Trächtigkeit ruhig zunehmen können.

Da diese Art von Begattung der Schafe für die Schäfer mit mehr Mühe verbunden ist, als wenn sie die Widder nur unter die Mütter hineinlaufen lassen dürfen; so müssen die Wirthschaftsbeamten thätig seyn, und oft auch unvermuthet im Stalle, und auf der Weide nachsehen, ob die Viehabsonderung täglich nach der Vorschrift geschehen seye. Wenn auch auf diese Art in einem Tage nicht so viele Mutterschafe belegt werden, und in der Folge auch nicht so viele auf einmahl lammen, daher die Spring- und die Lammzeit um etwas verlängert ist; so werden doch schönere Lämmer für die künftige Veredlung erzeuget: und eben weil in der Lammzeit nicht so viele Mütter in einem Tage lammen, können die Schäfer den Nothleidenden leichter und bessere Hülfe leisten, die Müt-

ter in den ersten Tagen besser abwarten, und so den Untergang vieler Schafe und Lämmer verhindern.

Das von dem Widder befruchtete Schaf geht 20 bis 21 Wochen trächtig, und ihr Begattungstrieb ist auf keine Jahrszeit beschränket: ich habe schon zu allen Zeiten Lämmer gehabt: es wäre daher wohl möglich von einem Schafe jährlich zweymahl Junge zu bekommen; wenn dasselbe zu jeder Zeit gut genähret wird um den Begattungstrieb zu erregen, und wenn man die Lämmer, nachdem sie 4 oder 5 Wochen alt geworden sind, abspänet: denn daß jetzt fast allgemein nur einmahl des Jahres, und zwar im Herbste die Mütter von den Widdern besprungen werden, rühret von der schlechten Fütterung her, welche meistens nur hinreichet dem Viehe das Leben zu erhalten, bis sie nach der Erndte in die Stoppeln kommen: die nunmehro verbesserte Nahrung ersetzet ihre Kräfte, erreget den Begattungstrieb, und man eilet ihn noch im Herbste zu benützen, bevor ihn Mangel und Elend wieder unterdrücken: darum werden auf vielen Schäfereyen im Winter, und bis zur Erndte die Widder mit den Mutterschafen ohne Bedenken in einer Heerde ausgetrieben, ohne daß die Geschlechter einander beunruhigen, und erst bey der Stoppelweide abgesondert, bis man es für gut findet die Springzeit eintreten zu lassen. Die Stallfütterung der Schafe, wie ich sie vorne vorgeschlagen habe, würde mit einer doppelten Lämmerung belohnet werden können: man müßte jedoch entweder einige Widder täglich, wie man es bey den Kühen mit dem Stiere machet, allenfalls beym Tränken unter die Mutterschafe lassen, um die hitzigen auszusuchen, und zu belegen; oder die Schäfer müßten aufmerksam seyn, wenn ein Schaf hitzig wird, um es gleich mit dem Widder zusammen zu bringen: denn die Begierde der Schafe nach der Begattung erkennet man sehr leicht an ihrer Unruhe, an ihrem Blöcken ohne sonstige Veranlassung, und an dem Aufspringen

der übrigen Schafe, welches bey denselben, so wie beym Rindviehe üblich ist.

Auf die **trächtigen** Mutterschafe müssen die Schäfer sowohl im Stalle, als auf der Weide ein vorzügliches Augenmerk haben, und dieses immer vermehren, wie sich dieselben der Entbindung nähern. Beym Austreiben sollen sie nicht über breite Gräben getrieben, oder gar gejagt werden, weil sie von dem weiten Springen leicht **verwerfen**; die Schäfer sollen nicht, wie sie es in der Gewohnheit haben, mit ihren Prügeln, oder mit Steinen auf sie werfen, oder schlagen; und das Hetzen mit den Hunden ist nicht zu dulden. Freylich kann man nicht immer die Farbe der Hunde auswählen, und ein gut abgerichteter Hund ersetzet beym Austreiben die Stelle eines Mittreibers: aber ich sehe es immer lieber, wenn meine Schäfer weisse Hunde halten: denn die Hunde müssen die Schafe zusammentreiben; sie laufen gäh zu, und bellen plötzlich; die bloß mit dem Fraße beschäftigten Schafe erschrecken; und vielleicht glaube ich nicht ohne Grund, daß manche weisse Schafe von weissen Widdern belegt; bloß durch das Erschrecken vor schwarzen Hunden, schwarze, oder gefleckte Lämmer gebracht haben. Die hochtragenden Mutterschafe müssen auf die besten, und nicht gar entfernten Weiden getrieben, und im Stalle mit gutem Futter hinlänglich versehen werden; damit das Lamm in ihnen wachse; damit sie Kräfte zum Gebähren, und zur Ernährung ihrer Jungen sammeln.

Wenn die Lammzeit herannahet; so müssen die Wirthschaftsbeamten, und die Schafmeister noch fleißiger als sonst die Schäfereyen besuchen. Die Schafmeister müssen auch bey Nacht täglich öfters im Stalle herumsehen, ob nicht ein Schaf ihre Hülfe bedürfe. Ob ein Schaf bald lammen werde, erkennet man, wenn das Geburtsglied anschwillt, und eine Flüßigkeit herausgehet, auch die Eiter sich mit Milch füllen: wie die Stunde der Geburt mehr nahet, wird das Schaf unruhig; es schreyet nicht selten um

Hülfe,

Hülfe, es bekömmt Wehen, die Wasserblase zerplatzet, gleich darauf zeiget sich das Lamm mit seinem auf den vorderen Füssen mit der Schnautze vorwärts ruhenden Kopfe, tritt immer weiter hervor, und ist bald ganz dem Viehherrn geschenket. Gewöhnlich kurze Zeit darauf geht auch die Nachgeburt, und damit ist das Lammen beendiget. Wenn die Nachgeburt nicht bald nachgeht; so soll man darum dieselbe mit Gewalt herauszuziehen nicht versuchen: die Mutterschafe können durch eine solche Gewalt zur ferneren Befruchtung untüchtig gemacht werden, Vorfälle der Gebährmutter, oder gefährliche Entzündungen bekommen: nur wenn sie 24 Stunden nicht von selbst weggegangen wäre, muß der Schäfer durch sanftes Anziehen dieselbe herauszubringen suchen. Die Schafe gebähren meistens liegend.

Wenn das Lamm, wie es sich gehöret, in die Mutterscheide eintritt, sich auch sonst keine bedenklichen Zufälle ereignen; so soll man durch voreiliges Helfen die Natur in ihrem Wirken nicht stören. Kündiget sich hingegen die Geburt unter ungünstigen Zeichen an, was zum Glück nicht oft geschieht; so muß der Schafmeister durch die Wendung des Lammes im Mutterleibe, oder nach Erforderniß auf andere Art helfen: Denn dieß ist eine der wesentlichsten Eigenschaften eines Schafmeisters, daß er in der Geburtshülfe der Schafe gut unterrichtet seye: fehlet es ihm an dieser Kenntniß, und Geschicklichkeit; so ist er zu seinem Dienste bey den Mutterschafen nicht tauglich. Da man diese Geburtshülfe aus einer blossen Beschreibung nicht lernen kann; so enthalte ich mich hier mehr davon zu sagen.

Das neugeborne Lamm läßt man zuerst bey der Mutter ruhig liegen, damit sie es belecken, sich selbst aber von den ausgestandenen Wehen erhohlen könne; das Lamm steht, sobald es von der Mutter abgeleckt ist, auf, und zuweilen kommen die auf der Weide gefallenen Lämmer schon mit der Heerde nach Haus gegangen: indessen

soll man dieses den Schäfern nicht gestatten; weil die Knochen der erst gebornen Lämmer noch zu schwächlich sind, und leicht dabey leiden; die Schäfer sollen dieselben nach Hause tragen. Wenn das Lamm aufsteht, wird es an die Euter der Mutter zum ersten Saufen gebracht, und während dem, so wie die Mutter gezeichnet; damit die Schäfer aus diesen Zeichen leicht erkennen, welcher Mütter jedes Lamm angehöre: kann diese Zeichnung nicht gleich geschehen, weil vielleicht wieder andere Schafe nach Hülfe schreyen; so wird die Mutter mit dem Lamme indessen in eine Rauhurde gebracht, wo sie, und ihr Junges auch vor den Beunruhigungen der übrigen Heerde mehr geschützet sind. Mütter, welche ihr Lamm nicht wollen saufen lassen, und nach selbem schlagen, oder stoßen, werden besonders gezeichnet; mit dem Jungen in eine Rauhurde gethan; darin bey guter Aufsicht durch 2 oder 3 Tage gehalten; und dann erst mit einem obachtsamen Auge entlassen: bequemt sich die Mutter noch nicht zu ihrer Pflicht; so wird sie jedesmahl, wenn die Säugzeit herankömmt, von den Schäfern ausgefangen, und mit dem Kopfe zwischen den Füssen gehalten, während dem Lamme gegönnet ist den Milchvorrath auszusaugen. Sind die Euter der Mutter auch auf den Enden, an welchen das Lamm saufet, mit Wolle bewachsen; so ist dieselbe gemach auszuraufen: weil sonst die Lämmer beym Saufen die Wolle mit hinabschlucken, woraus im Magen unverdauliche Kugeln entstehen, welche den Zugang in die Gedärme verhindern, und so den Tod veranlassen. Man brauchet aber darum nicht das ganze Euter abzurupfen: vielmehr ist dieses zu vermeiden, damit nicht durch diesen äußeren Reitz, und durch den starken Zufluß der Milch von Innen Entzündungen der Euter entstehen, welche auf dem Miste, auf welchem die Schafe liegen, verschlimmert werden. Ueberhaupt muß den Schafen in der Lammzeit fleißig untergestreut werden, damit sie ihre vollen Euter auf dem warmen dunstigen Miste nicht erhitzen;

wovon nicht selten schadhafte Euter, und von der erhitzten Muttermilch auch Krankheiten der Lämmer entstehen.

Sehr viele Schafleute haben die Gewohnheit den Schafen die erste Milch auszumelken, weil sie bemerkt haben, daß die Lämmer davon den Durchfall bekommen: aber eben darum hat die Natur die erste Milch der Mutter mit einer ausreinigenden Kraft versehen, damit die Unreinigkeit des Lammes, die sich im Mutterleibe in seinen Eingeweiden gesammelt hat, herausgeschaffet werden. Sollen etwa unwissende Schäfer klüger seyn, als der allweise Schöpfer der Natur, welcher diese Einrichtung getroffen hat? So lange wir in der Viehzucht nicht der Natur in ihrem Gange nachforschen, und nachfolgen; so lange werden wir daraus nicht den höchsten Nutzen ziehen, und die Thierarzneykunde wird spät aus ihrer Kindheit hervortreten.

Die Mutterschafe werden nach dem Lämmern durch 3 Tage mit der Heerde nicht ausgetrieben, sondern im Stalle mit gutem Heu gefüttert: denn das junge Gras, und überhaupt das grüne Futter veranlasset ihnen Blähungen im Unterleibe, welcher ohnehin von der Geburt noch nicht geheilet ist.

Weil man die Schafe, und die Lämmer nicht so wie die Kühe und Kälber anzubinden pfleget; so geschieht es, daß die stärkeren Lämmer den Müttern der schwächeren die Milch aussaufen: freylich duldet es die Mutter nicht, wenn sie ein fremdes Lamm an ihrem Euter merket; allein ehe sie den Irthum gewahr wird, ist ein Theil ihrer Milch geraubt, und da sich auf jedem Schritte neue Räuber einfinden; so bleibt ihr zuletzt für Ihr Junges nichts übrig: sind die Schäfer darauf nicht sehr aufmerksam; so gehen die schwachen Lämmer aus Mangel an Nahrung zuletzt ganz zu Grunde. Theils um so viel möglich die Lämmer von einerley Alter und Stärke zusammen zu bringen, theils um den saugenden Mutterschafen vor den noch trächtigen mehr Ruhe zur Pflege ih-

rer Kinder zu verschaffen, und auch um sie besser nähren zu können; weil sie ihre Jungen mitzusäugen haben: werden im Stalle durch Hürden mehrere Abtheilungen gemacht; und die ersten Lämmer von den späteren, die neugefallenen von beyden vorigen, jede Gattung mit ihren Müttern von den noch tragenden Schafen abgesondert; um so jede Abtheilung besser übersehen, und abwarten zu können. Ist die Lammzeit vorüber; sind die jüngsten Lämmer bey 8 Tage alt geworden; so hebet man diese Abtheilungen wieder auf, und machet nur eine für die Lämmer, in welcher sie beysammen bleiben müssen, damit ihre Mütter nicht beständig beunruhiget werden. Nur zu bestimmten Zeiten, bey mir dreymahl des Tags, nähmlich, Früh, Mittags und Abends werden die Lämmer in Beyseyn der Schäfer in den Hof heraus zu den Müttern gelassen, damit sie zugleich die freye Luft gewöhnen. Bevor dieses geschieht, werden die jungen und schwächeren Lämmer, oder deren Mütter nicht saugen wollen, ausgesucht, und an den Alten zum Trinken angehalten; um zu verhindern, daß die älteren und stärkeren Lämmer ihnen nicht einen Theil der Muttermilch entziehen: dann geschieht das allgemeine Zusammenlassen, welches jedesmahl mit einem allgemeinen Geschrey der Alten, und der Jungen verbunden ist.

Vollkommen ausgewachsene, gut genährte Schafe bringen nicht selten **Zwillingslämmer**: hat die Mutter Milch genug sie beyde zu nähren; so läßt man ihr beyde: außerdem aber ist es nothwendig, für eines davon um eine Amme bedacht zu seyn. Das nähmliche muß man thun, wenn eine saugende Mutter zu Grund gegangen ist. Bey aller Aufmerksamkeit gehen bey mehreren hundert lammenden Schafen doch zuweilen Mütter in, und nach der Geburt, aber auch Lämmer zu Grunde. Damit die Schafe, deren Lämmer eingegangen sind, nicht verseichen, bevor man sie brauchet, läßt man ein bedürftiges Lamm an ihnen saugen, bis sie entweder einen

Waisen, oder einen Zwilling zur Pflege erhalten. Geschieht dieses bald nach der Geburt ihres Lammes; so läßt sich manche Mutter wohl betrügen, den Pflegling für ihr eigenes Kind zu halten, und willig aufzusäugen: meistens aber müssen sie jedesmahl von den Schäfern zum Saugen gehalten werden.

Wenn die Lämmer 2 oder 3 Wochen alt geworden sind; so werden sie zum Fressen und zum Saufen gewöhnet: denn bey zunehmenden Alter und Kräften können sie von ihren Müttern allein nicht mehr hinlänglich gut genähret werden. Ich lasse ihnen feines Heu in einen kleinen Futterbarn legen, und nebenbey täglich etwas Hafer vorschütten; und täglich muß ihnen reines Wasser zum Saufen vorgestellt werden, bis sie mit den Müttern aus, und mit denselben saufen gehen: sie lernen bald fressen und saufen, und verachten darum die Milch ihrer Mütter nicht. Anfänglich ist es genug auf 100 Lämmer täglich 10 Pfund Heu, und 1 Mäßl Hafer vorzulegen, welcher weder gekocht, noch geschwellt, sondern in seiner natürlichen Gestalt gegeben wird: wie sie aber stärker werden, wird auch ihre Portion, zuletzt bis auf 1 Pfund Heu täglich auf ein Stück vergrößert, besonders wenn sie noch nicht mit auf die Weide gehen können: Das Haferfutter höret aber dann ganz auf.

An heiteren Frühlingstagen können die Lämmer, welche schon 14 Tage alt sind, ihre Mütter auf die Weide begleiten; nur darf anfänglich, und bis sich die Lämmer an das Treiben gewöhnet haben, nicht auf entfernte Huttungen getrieben werden. Da die Lämmer nun bey Tag auch auf dem Felde, wenn es ihnen einfällt, und die Mutter Stand hält, an derselben saufen; so werden sie beym Eintreiben aus der Heerde ausgefangen, und in ihre Abtheilung gethan, um den Müttern bey der Nacht die Ruhe zu vergönnen.

Wenn die Lämmer schon eine hinlängliche Größe und Stärke erreichet haben; so werden sie abgespänt (ab-

gesetzt, von der Muttermilch entwöhnet). Nicht in allen Schäfereyen läßt man die Lämmer zum Abspänen das nähmliche Lebensalter erreichen: einige thun dieses früher, andere später. In Schäfereyen, in welchen die Schafe nach dem Absetzen der Lämmer gemolken werden, geschieht das Abspänen gewöhnlich im May, zu welcher Zeit die meisten Lämmer 10 bis 12 Wochen alt sind. Dort, wo das Melken nicht eingeführet ist, läßt man sie bis kurz vor, oder nach Johanni, nähmlich bis Ende Juny, oder Anfangs July, bis sie auf die Stoppeln können, saufen, und sondert sie dann von den Mutterschafen ab. Bey dieser Gelegenheit werden alle Lämmer ohne Unterschied ihres Alters, und der Kräfte zu gleicher Zeit abgewöhnet. **Wenn die Lämmer munter und stark sind, auf der Weide, und im Stalle ihre Nahrung gut zu sich nehmen, und an das Wassertrinken gewohnt sind; wenn sie entweder auf der Weide hinlängliche Nahrung finden, oder ihnen dieselbe im Stalle gereichet wird: so können sie ohne Bedenken, nachdem sie 4 bis 5 Wochen alt sind, abgesetzet werden.** Wenn man die Zuchtkälber schon mit 4 Wochen von der Muttermilch ohne Nachtheil entwöhnet, warum sollte dieses nicht auch bey den Lämmern geschehen können? Nur muß man dann die Lämmer auch mit der Sorgfalt pflegen, wie die Zuchtkälber. Weil es jedoch in den meisten Schäfereyen, besonders gegen das Frühjahr an guter Fütterung, und an nahrhaften Weiden mangelt; so muß man die Lämmer schon länger saugen lassen, weil sie sonst nur Schwächlinge bleiben würden. Ich binde mich beym Entwöhnen der Lämmer an keine bestimmte Zeit; sondern ich richte mich nach der Nahrung, und nach der Stärke der Lämmer: und wenn bey dem allgemeinen Absetzen noch einige Schwächlinge darunter sind, welche ich dennoch nicht auspracken will; so müssen diese noch täg-

lich beym Eintreiben an ihre Mütter zum Saufen angehalten werden, bis sie stark genug geworden sind.

Nach dem Absetzen werden die Lämmer auf der Weide, und im Stalle von den Müttern entfernt gehalten: im Stalle wird zwischen Mütter und Kinder das Zeitvieh inzwischen gestellt, damit die ersteren einander nicht sehen, daher leichter vergessen; was nach wenigen Tagen erfolget. Wo viel Lämmer sind, werden sie den ersten Sommer ganz allein ausgetrieben; beym nächsten Einwintern aber nach ihrem Geschlechte zu den Zeitschafen, oder zu den Zeitkappen und Zeitwiddern eingestellt, und künftig, bis sie zur Zucht tauglich sind, auch mit selben ausgetrieben. Wenn die Mütter viel Nahrung, und daher viel Milch in den Eutern haben; so ist es rathsam, sie nach dem Abspänen der Lämmer durch einige Tage dergestalt melken zu lassen, daß man ihnen zuerst des Tags zweymahl, und endlich nur einmahl die Milch ausziehet, und sie so nach und nach verseichen läßt, wenn man das Melken nicht fortsetzen will: damit die Milch in den Eutern nicht stocke, oder gäh zurücktrete, und zu allerley bösen Zufällen Anlaß gebe.

Bey guter Weide oder Stallfütterung wird das junge Vieh bald muthwillig: sie springen herum, wie besessen, und stossen sich selbst bald da, bald dort an; oder sie raufen miteinander, besonders die Kappen- und Widderlämmer; sie gehen weit auseinander, und stossen dann im geschwinden Zusammenlaufen die Köpfe mit solcher Gewalt zusammen, daß es kracht, und daß von diesen Sinnbildern der Sanftmuth nicht selten gleich das Blut davon springet. Die Schäfer lieben diesen Muthwillen, weil er von der Gesundheit und Kraft des Viehes zeuget: ich aber empfehle Jedermann das Stossen so viel als möglich zu verhindern; weil ich glaube, daß daraus die **Drehkrankheit (der Würfel, die Dummheit)** der Schafe entstehe, an welcher alljährlich im ganzen Lande Tausend und abermahl Tausend der schönsten und

hoffnungsvollsten Schafe dahin sterben; ohne daß man bis jetzt ein Mittel kennet dem Fortgange dieser Krankheit Schranken zu setzen, oder sie zu heben, ehe sie den höchsten, unheilbaren Grad erreichet hat.

Man nennet diese Krankheit den **Würfel**, oder die **Drehkrankheit**, weil sich die damit behafteten Schafe zuweilen im Kreise **herumdrehen**, zuweilen einige Schritte vorwärts laufen, als wenn sie stürzen, und dieses verhindern wollten, und den Kopf entweder nach einer, oder nach der anderen Seite, oder gerade in die Höhe halten; man nennet sie deswegen **dumme, närrische**, oder **würflichte Schafe**. Diese Krankheit befällt am meisten das junge Vieh von 6 Monathen bis zu 2 Jahren, seltener die Alten; am meisten werden davon die stärksten, und muthigsten Stücke, und nach meiner Erfahrung mehr Kappen und Widder, als weibliche Schafe angegriffen. Im Anfange der Krankheit werden sie traurig, bleiben beym Aus- und Eintreiben zurück, und drängen sich nicht mehr zum Fraße zu; ihre Freßlust nimmt immer mehr ab; sie werden sichtbar schwächer und elender; und sterben dann in Kurzem dahin.

Ueber die Veranlassung zu dieser Krankheit haben die Oekonomen sehr verschiedene Meinungen: einige glauben, sie entstehe von der Sonnenhitze, und lassen darum den Schafen beym Scheeren die Wolle auf dem Kopfwirbel stehen, um das Einwirken der Sonne auf das Gehirn zu hindern. Die große Hitze ist dem Schafviehe nicht zuträglich, wir sehen dieses auch an den Menschen, welche davon Kopfschmerzen bekommen, und bey einem hohen Grade der auf den entblößten Kopf fallenden Hitze wohl gar zuweilen wahnsinnig werden. Andere glauben, eine gewisse Fliege steche durch den Kopf der Schafe durch, lege ihre Eyer hinein, und der daraus entstehende Wurm veranlasse den **Würfel**: sie beschmieren deswegen die Köpfe und Schläfe ihrer Schafe mit Wagenschmier, oder setzen ihnen Pechkappen auf. Noch andere meinen, eine

Verderbniß der Säfte veranlasse das **Drehen**, und gebrauchen darum allerhand innerliche Mittel; jedoch ohne Erfolg. Wenn diese Krankheit von der inneren Verderbniß der Säfte herrührte; so würden damit die schwächlichen und kränklichen Schafe am meisten befallen werden: und doch befällt sie gewöhnlich die gesundesten und muntersten Stücke."

Viele Schäfer, welche ich darüber befragte, meinten, die Zeit bringe diese Krankheit mit, weil ein Jahr mehr, das andere Jahr weniger Schafe damit befallen würden.

Ich habe den würflichen Schafen Schnupftaback, auch Nießpulver in die Nasenlöcher streuen lassen, um sie zum Nießen zu reitzen, und dadurch die sichtbare Schwere ihres Kopfes zu erleichtern; ich habe alle Mittel, die man mir anrieth, gebrauchen, auch jeden Schäfer, was ihm gutdünkte, anwenden lassen: alles vergeblich. Dermahlen wird jedes würfliche Schaf, deren zu meinem Glücke immer nur wenige sind, sobald sich die Krankheit zeiget, dem Fleischhauer verkauft, oder für die Dienstleute geschlachtet; weil diese Krankheit weder ansteckend für das übrige Vieh, noch bedenklich für den Genuß des Fleisches ist: ich rathe dieses Jedem zu thun, bis die Thierärzte ein zuverläßiges Hülfs-Mittel aufgefunden haben werden.

Ich will mich nicht zum Richter der verschiedenen Meinungen über die Veranlassung der Drehkrankheit aufwerfen, weil ich dafür wieder nur eine andere Meinung hergeben kann. Ich habe viele würfliche Schafe öffnen lassen; sie waren übrigens gesund, nur im Kopfe hatten manche einen oder zwey Würmer, die meisten aber hatten darin eine mit einer Wasser-ähnlichen Flüssigkeit gefüllte Blase; und diese lag auf jener Seite, auf welche das Schaf zuvor den Kopf gehänget und gedrehet hatte. Da sich diese Krankheit am meisten bey den jungen Schafen, deren Kopfknochen noch nicht so stark wie bey höheren Jahren sind, seltener aber bey ausgewachsenem Viehe

zeiget; da sie öfter das zum Raufen mehr aufgelegte männliche Geschlecht, als das weibliche befällt: so glaube ich (ohne darum zu behaupten, daß nicht auch andere Ursachen die nähmliche Wirkung hervorbringen können) eine der ersten Veranlassungen dazu seye das heftige Stoßen, wodurch sie sich eine innere Verletzung zuziehen: und deßwegen sollte man das viele Stoßen der Thiere so viel es möglich ist, zu hindern und abzuwehren suchen.

Im August werden die Lämmer geschoren. Weil die Lämmerwolle von den Wollhändlern nicht gerne, oder doch zuweilen nur in einem minderen Preise, als die Schafwolle gekauft wird; so habe ich einmahl die Lämmer im ersten Jahre gar nicht, sondern erst im folgenden Jahre mit den Schafen zugleich scheeren lassen. Allein ich bin davon wieder abgegangen, und lasse nun meine Lämmer im August scheeren: denn das Ungeziefer (Zecken genannt) geht nach der Schur der alten Schafe auf die Lämmer, verbirgt sich in ihrer Wolle, martert das junge Vieh ab, und hält es im Wachsthume auf. Nach dem ersten Scheeren wird die Wolle der Lämmer dichter und schöner: Im folgenden Jahre werden sie mit den übrigen Schafen zu gleicher Zeit geschoren.

Die **Wollschur** ist die Haupterndte der Schafzucht. Die **einschürigen** Schafe werden nur einmahl des Jahrs, und zwar im Frühjahre gewöhnlich im Monat May, die **zweyschürigen** aber zweymahl im Jahre, das erstemahl im May, das zweytemahl im September geschoren. Die beym ersten Scheeren erhaltene Wolle heißt die **Winterwolle**, weil sie im Winter gewachsen ist; und die über Sommer gewachsene Wolle der zweyten Schur wird die **Sommerwolle** genannt. Man muß sich unter einschüriger Wolle nicht immer feine Wolle denken. Das grobwolligte Vieh in Ungarn, welches den Winter im Freyen zubringen muß, wird auch nur einmahl im Jahre geschoren.

Die Schafschur soll nur bey schöner Witterung vorgenommen werden; denn ist die Witterung naß oder kalt, so erkranken viele der ihrer Bedeckung plötzlich beraubten Schafe: deßwegen wird in den kälteren Gegenden die Frühjahrsschur später, dagegen die Herbstschur früher vorgenommen werden müssen; damit im letzteren Falle die Schafe noch vor Winter neue Wolle zum Schutze gegen die Kälte ansetzen können. Weil manchmahl unvorgesehene Witterung während dem Scheeren eintritt; so muß man die nakten Schafe lieber, bis sich das Wetter ändert, im Stalle mit Heu oder mit Stroh füttern, und zu diesem Ende immer auf einen Vorrath bedacht seyn.

Die Wolle an den Schafen ist gewöhnlich mehr oder weniger mit Koth, mit Sand und anderen Unreinigkeiten angefüllt; je nachdem den Schafen öfters neue Streu im Stalle gemacht wird, und je nachdem man sie auf sandigen Huttungen oder in Waldungen geweidet hat: sie müssen daher vor der Schur gewaschen werden; weil das Waschen der Wolle auf den Schafen leichter geschehen kann, und die Wolle selbst eher wieder austrocknet. Wenn sie nicht Sand oder Baumnadeln und dergleichen in der Wolle drinnen haben, oder gar sehr mit Koth bis tief hinein beschmutzet sind: so reinigen sie sich schon dadurch, wenn sie einigemahl durch einen hinlänglich tiefen Bach, oder durch eine andere dazu gerichtete Schwemme langsam durchgetrieben werden. Wenn man sie in einem stehenden Wasser schwemmet; so muß man nach jedem Durchtreiben eine Zeitlang warten, daß sich der aufgerührte Schlamm wieder setzen könne, und nicht die Wolle mehr verunreinige. Wenn aber die Schafe zu viel und festen Unrath an sich haben, dann ist es nothwendig jedes Stück mit der Hand zu waschen. Die Heerde wird nahe am Wasser in Hurden eingeschlossen; die nöthige Anzahl Wäscher oder Wäscherinnen tritt in das Wasser; der Schäfer reichet ihnen ein Schaf um das andere zu, welches sie bis an den Kopf in das Wasser tauchen, und dabey die Wolle

öfter ausdrücken, ohne sie jedoch auszurupfen. An diesem Tage muß im Stalle dem Viehe eine gute frische Streu gemacht, und wenn es nöthig ist, die folgenden Täge auch nachgestreut werden, damit sie die Wolle im Liegen nicht wieder verunreinigen. Versteht sich, daß diese Streu von reinem Strohe, nicht aber von Baumlaub, von Baumnadeln oder von anderen der Wolle anhängenden Körpern zu machen ist. Wo man das Vieh nicht in Stallungen bringet, dort muß es bis nach der Schur auf einen reinen Anger gelagert werden. Die unreine Wolle ist zwar schwerer, als die gewaschene; allein Koth und Unreinigkeit ist keine Wolle, und wegen der reineren Wäsche bezahlen die Wollhändler die Wolle in Oestreich immer theuerer, als jene aus Ungarn von der nähmlichen Güte und Feine.

Bevor man die Schafe scheeret, muß die Wolle vom Waschen gut ausgetrocknet seyn: denn ist sie schon im Voraus verkauft, so wird der Käufer mit der nassen Wolle betrogen, und gewarnet sich künftig zu hüten; muß man erst einen Käufer abwarten; so betrügt man sich selbst, weil die nasse Wolle im Sacke schadhaft wird, und immer im Preise verlieret. Bey schönem heiterem Wetter trocknet die Wolle zuweilen in 24 Stunden ab, besonders im May, wenn die Schafe auf freye sonnigte Plätze geweidet werden: Allein ich lasse erst 3 Tage nach dem Waschen scheeren; durch das Waschen verlieret die Wolle etwas von ihrem Ansehen, und ist spröde im Anfühlen: wartet man aber 2 oder 3 Tage ab; so wird sie durch die Ausdünstungen der Schafe wieder fettig und ansehnlicher.

Bey dem Scheeren müssen die Wirthschaftsbeamten gegenwärtig seyn, und gut acht geben, daß die Schafe rein abgeschoren, von den dazu gebrauchten Leuten aber keine Wolle entwendet werde. Wenn ein Schaf geschnitten wird, so muß es, besonders bey der Frühjahrsschur, gleich eingeschmieret werden; weil sich sonst die Fliegen auf die Wunde setzen, ihre Eyer darein legen und Maden er-

zeugen, wodurch das Heilen erschweret wird. Man kann entweder Salzwasser, oder eine Salbe von Unschlitt mit etwas Terpentinöhl angemacht in Bereitschaft halten, und bevor der Scheerer das Schaf ausläßt, die Wunde damit bestreichen; oder gerade nur Wagenschmier darauf schmieren, um die Fliegen abzuhalten. Nicht auf allen Theilen des Körpers ist die Wolle von gleicher Güte und Feine. Die schönste Wolle ist auf dem Rücken; minder schön ist die auf den Seiten, und die letzte Sorte ist auf dem Bauche, an den Füssen und Schwanze. Bey uns wird die Wolle gewöhnlich ohne Sortirung verkauft. Die geschorne Wolle soll gleich fest zusammengesacket werden. Ist sie nicht schon verkauft, und muß durch längere Zeit aufbewahret werden; so hat man die **Schaben** (Motten) am meisten zu fürchten. Ich bin nie in diesem Falle gewesen, weil meine Wolle schon immer verkauft ist, ehe sie geschoren wird. Manche rathen zur längeren Aufbewahrung einen von der Sonne nicht beschienenen, nicht ganz trockenen Ort an, welcher jedoch auch nicht so feicht seyn darf, daß die Wolle anläuft, und zuletzt in Faulung übergehet: hier sind die Wollsäcke frey aufzuhängen, um sie zugleich vor Mäusen und Ratten zu sichern.

Auf den ungarischen Pusten wird das grobe Schafvieh gemolken, und zu diesem Ende in eine Einzäunung (Korb) eingetrieben. Auch in den gemeinen Schäfereyen ist das Schafmelken an vielen Orten im Gebrauche: es geht geschwind von Statten, zwey Melker und ein Helfer können in einer Stunde bey 400 Schafe melken. Die Schafe werden dazu in Hurden zusammengesperret, der Helfer öfnet die Hurde nur immer so weit, daß ein Schaf heraus kann, und machet sie dann wieder zu. Die Melker stehen nahe bey der Oeffnung zu beyden Seiten, nehmen jeder ein herausgehendes Schaf zwischen die Füße, drücken ihm von hinten mit 2 oder 3 Drucker die Milch aus dem Euter heraus, und lassen es los, welches gleich unter ihnen wegläuft, um seinem Nachfolger Platz zu machen.

In den veredelten Schäfereyen aber hat man das **Schafmelken** allgemein abgestellet, weil man behauptet, daß es die Menge und die Feine der Wolle vermindere, und auch der Gesundheit der Schafe nachtheilig seye. Diese Behauptung ist wahr, wenn es an hinlänglichem guten Futter und Weiden mangelt: **Wo es aber an nahrhaftem Futter zu keiner Zeit im Jahre fehlet, die Schafe daher stark und vollsaftig sind; dort können sie ohne Bedenken gemolken werden, wie man das gutgenährte Rindvieh ohne Nachtheil melken kann.**

Freylich, wenn die Thiere unsere Gedanken begreifen könnten, würden sie mit unseren Begriffen über ihre Bestimmung nicht zufrieden seyn: wir können sie als Maschinen betrachten, welche Gras und andere für uns ungenußbare Körper in solche Erzeugnisse umstalten, die wir zu unserer Nahrung, oder zu anderem Gebrauche nöthig haben. Jeder Theil des thierischen Körpers zieht von dem aus Speise und Trank durch die Verkochung entstehenden Nahrungssafte so viel an sich, als zu seinem Wachsthume, zu seiner Erhaltung nöthig und gedeihlich ist: mit diesem Bedarfe steht der Hunger und der Durst, **die Nahrungsbedürftigkeit des Thieres** im Verhältnisse: wenn das Vieh so viel Nahrung findet, als es brauchet in seinem Inneren alle nöthigen Säfte zu erzeugen; so leidet kein Theil des Körpers, wenn wirklich durch die Milch ein Theil des Nahrungssaftes ausgezogen wird: weil das Thier in dem nähmlichen Verhältnisse mehr Nahrung und Trank zu sich nimmt. Wenn aber die Fütterung nur gerade hinreichet den thierischen Körper zu ernähren; dann wird dem Thiere durch das Melken ein Theil des zu seinem Wachsthume, zu seiner Erhaltung bedürfenden Nahrungssaftes entzogen: die nothwendige Folge davon ist, daß zuerst die Wolle vermindert und von minderer Güte werde, weil die inneren Theile des Körpers näher an der Quelle des Nahrungs-

saftes liegen, in engerer Verbindung mit derselben stehen, daher den Nahrungssaft zuerst an sich reißen; daß der ganze thierische Körper täglich mehr geschwächt, bald zur Zucht untauglich und zu Grund gerichtet werden müsse.

Auch ich hatte das Schafmelken abgestellt, weil man mir es als ein Hinderniß der Veredlung schilderte: es sind jetzt 4 Jahre, und bey öfterem Regen waren die Weiden immer mit vielem Grase bewachsen. Die Lämmer wurden ausgetrieben, sie fraßen so lange es ihnen schmeckte, und ungehindert ihrer Sättigung soffen sie doch noch aus Leckerhaftigkeit die Muttermilch; die Euter der Mütter strotzten, sie ließen gerne saufen: ich verlohr mehrere Lämmer, und wenn sie geöffnet wurden; so fand man keine andere Ursache ihres Todes, als Ueberfluß an genossener Nahrung. Obschon die gewöhnliche Zeit des Lämmerabspänens nicht gekommen war, befahl ich doch die Lämmer sogleich abzusetzen. Von nun an hörte das Sterben unter den Lämmern auf, da sie vom Grase und Wasser nicht mehr, als Durst und Hunger sie lehrte, zu sich nahmen. Weil die Mütter so viele Milch hatten, daher ohne Melken wenigstens in der ersten Zeit nicht gelassen werden durften; so ließ ich sie melken, und dieses durch längere Zeit fortsetzen, weil ich es einträglich fand. Ich habe davon weder an der Wolle, noch an dem Schafviehe selbst einen Nachtheil gespüret, und darum das Vorurtheil wider das Schafmelken aufgegeben.

Was geschieht denn beym Melken? es wird den Schafen durch Menschenhände mit weniger Schmerzen, als von starken Lämmern geschieht, jene Milch ausgedrückt und ausgezogen, welche vor dem Absetzen ihre Lämmer ausgezogen hatten. Wenn das Säugen der Lämmer, welches man in den veredelten Schäfereyen länger als in den gemeinen gestattet, der Menge und Güte der Wolle, und der Gesundheit der Thiere als nachtheilig nicht angesehen wird; so kann auch das Melken bey genugsamer

Fütterung und Trank nicht nachtheilig seyn: **weil es im Grunde nur eine um etwas verlängerte Sangzeit ist.** Und gesetzt, es würde dadurch ein Schaf um ein Jahr früher zur Zucht untauglich; so hat es in der kürzeren Zeit schon einen höheren Nutzen eingebracht; so kann inzwischen sein Platz durch ein nachgezogenes Lamm ersetzt, und das alte Schaf zur Verzehrung ausgemärzet werden.

Der Nutzen des Schafmelkens ist ein wichtiger Gegenstand für den Vieheigenthümer, und für das allgemeine Beste. Wenn das Schaf so gut, wie das Rindvieh gefüttert wird; so können die Lämmer, wenn sie 4 oder 5 Wochen alt sind, abgesetzet, und die Schafe bis zur neuen Trächtigkeit gemolken werden: wenn man aber auch die Lämmer erst mit der Hälfte des Maymonaths, wo sie auf der Weide wohl schon fast allenthalben Nahrung finden, absetzet, und die Schafe bis halben September, daher durch 4 Monathe oder 120 Tage melken läßt; so bleiben sie vom halben September bis halben Oktober, bis daher die Widder unter sie gelassen werden, ungemolken, und haben Zeit neue Kräfte zur Begattung zu sammeln. Ein gesundes wohlgenährtes Schaf gibt des Tags bey 1 Seitl Milch, folglich in 120 Tagen 30 Maaß: ich will aber annehmen, daß bey einer großen Heerde in 4 Monathen im Durchschnitte von jedem Schafe nur 20 Maaß, oder ein halber Eimer Milch gewonnen würden. Die Schafmilch hat viel mehr fette Theile als die Kuhmilch; wenn man zu einem Pfund Butter 10 Maaß Kuhmilch brauchet; so wird man aus 6 bis 7 Maaß Schafmilch schon 1 Pfund Butter erhalten, daher von einem Schafe 3 Pfund Butter oder etwas weniger Schmalz machen; die saure Milch, und welche nach dem Buttern zurückbleibt (Rührmilch, Buttermilch) wird zum Käßmachen, oder für die Schweinzucht verwendet werden können. Die Anzahl der jetzt ungemolkenen Schafe geht in die Millionen: welch' ein ungeheu-

geheurer Zuwachs an Einkünften für die Schäfereyen, und an Lebensmitteln für die ganze Nation, wenn sich einst die Vorurtheile wider das Schafmelken allgemein verlieren, und dagegen ein mehreres Bestreben zur Futtererzeugung ihre Stelle einnimmt?

Die Griechen lassen die Widder um die Hälfte des Septembers unter ihre Schafheerden: die Lämmer fallen daher zu Ende des Februars: sie lassen dieselben bis zu Georgi, also bis Ende April saufen, dann werden sie abgespänt, und die Schafe gemolken. Von Georgi bis Ende July, also durch ein Vierteljahr verrichten dieses Melken gewöhnlich reisende Bulgaren: einer dieser Bulgaren ist das Haupt der übrigen, und der Käßmacher, wozu er sich einen Gehülfen auswählet. Der Käßmacher hat gar keine Besoldung, sondern er beziehet für seine Bemühung gewöhnlich den zehnten Theil der Milcherzeugnisse; sein Gehülf erhält eine kleine Besoldung von beyläufig 10 Piaster für die ganze Melkzeit. Zum Melken nimmt der Käßmacher noch einige Personen auf, deren Anzahl sich nach der Größe der Heerde richtet. Täglich wird zweymahl gemolken; Vormittag gegen 11 Uhr, wenn das Vieh ohnehin nicht mehr weidet, und Abends gegen 5 Uhr, wenn es schon wieder satt gefressen hat. Aus der Milch wird Butter, Schmalz und Käß gemacht. Mit Ende July schließet der Schäfereyherr mit dem Bulgaren die Rechnung, und machet die Theilung des Produktenvorrathes. Der Bulgar muß für die 3 Melkmonathe von 10 Schafen wenigstens 9 Oka Schmalz, 18 Oka guten Käß, und 10 Oka Puine abliefern. Nach dem Abzuge der Bulgaren müssen die eigenen Schäfer das Melken fortsetzen; sie melken anfänglich auch noch zweymahl des Tages, zuletzt wird täglich nur einmahl gemolken, und damit bis zur neuen Springzeit fortgefahren. Das Schafmelken, so wie überhaupt die Schafzucht ist für die Türkey von der höchsten Wichtigkeit: wenn man die christlichen Gränzprovinzen Wallachey, Moldau und Servien

ausnimmt; so wird in der Türkey nur sehr wenig Rindvieh gehalten: und da den Türken ihre Religion das Halten und den Genuß der Schweine verbiethet; so nähren sie sich allgemein größtentheils von Schaffleisch, und beziehen von der Schafzucht auch den Bedarf an Milch, Butter, Schmalz und Käß.

Die wällschen Käßhändler, welche ihre Produkte meistens nach Wien liefern, und dort ihren Käß zum Theil auf allen Gassen durch ihre Knechte verkaufen lassen, haben seit einiger Zeit in verschiedenen östreichischen Landschäfereyen die Schafmilch in Bestand genommen: sie haben im Jahre 1807 für den Eymer Milch 5 Fl. Pachtgeld bezahlt. Die Milch wird nach dem jedesmahligen Melken zugemessen; das Melken geschieht täglich 2 oder 3 mahl durch die Schäfer, welche ohnehin bey der Heerde gehalten werden, und fordert daher nicht mehr Leute. Der Bestandmann stellet in jede Bestandschäferey einen Käßknecht mit allen zu seinem Gewerbsbetriebe nöthigen Erfordernissen, und kaufet sich auch das Holz zum Milchsieden: nur die Kost wird dem Knechte mit den übrigen Hausleuten gegeben. Der Käßknecht übernimmt täglich die Milch und schüttet sie gleich in einen Kessel, labt sie; sobald sie zu gerinnen anfängt, setzet er den Kessel aufs Feuer, oder machet Feuer darunter an: hier rühret er mit einem Stücke Holz so lange um bis der Topfen zusammengehet, welchen er dann in hölzerne oder erdene Formen legt, um Laibkäse zu bilden; er salzet ihn oben auf ein, setzt ihn an ein luftiges, von der Sonne nicht beschienenes Ort, wendet ihn täglich um, und salzet ihn dabey wieder ein: damit fährt er durch 8 oder 10 Tage fort, bis der Käß trocken ist. Die Milch, aus welcher der Topfen herausgenommen wurde, wird nochmahls über das Feuer gebracht und immer umgerühret, bis sie nochmahls zusammenrinnt: dann schüttet er sie in einen reinen Käßsack, welcher über einem hölzernen Behältnisse auf ein paar Stücke Holz, oder über ein dazu verfertigtes einer Leiter

ähnliches Holzwerk gelegt wird, damit das Wasser aus dem Sacke in das untergesetzte Geschirr auslaufen könne. Der Käß, welcher nun im Sacke zurückbleibt, ist die sogenannte **Puine:** entweder er läßt sie in diesem Zustande zum Verkaufe, oder meistens wird daraus Butter gemacht: er thut nähmlich die Puine in ein hohes Schaff, (ein hölzernes Geschirr) schlägt sie mit einem glatten breiten Holz an die Wände desselben so lange an, bis alle Klumpen fein gemacht sind, und an den Wänden kleben bleiben; dann gießt er frisches Wasser hinein, schabt alles von den Wänden rein ab in das Wasser, und was davon aufschwimmet, ist Butter, aus welcher Schmalz gemacht wird. Das Käßwasser wird den Schweinen gegeben. Von einem Eymer Schafmilch werden im Durchschnitte bey 18 Pfund fetter Käß, und bey 1¼ Pfund Schmalz erzeuget. Und um 100 Eymer Milch in großen Portionen zu sieden, wird nicht viel mehr als eine Klafter Holz erforderlich seyn. Da das Pfund fetter Käß wenigstens um 20 kr., und das Pfund Schmalz wenigstens um 30 kr. verkauft werden können: so nimmt der Käßmacher für einen umgestalteten Eymer Milch bey 7 Fl. ein; er kann daher ungehindert seiner anderen Voranslagen bey seiner Unternehmung gut bestehen; und eine Schäferey, in welcher nur 400 melkbare Mutterschafe gehalten werden, bringet einen höheren jährlichen Ertrag von wenigstens 1000 Fl. ein, welche zu gewinnen man wohl ein Vorurtheil aufopfern kann.

Ja, sagt man, wenn alle Schafe veredelt werden, wo sollen denn unsere gemeinen Leute dann die groben Tücher zu ihrer Bekleidung hernehmen? und wird dann nicht der Werth der feinen Schafe um vieles herabfallen?

Wenn wir keine grobe Tücher mehr haben; so muß sich auch der gemeine Mann in feines Tuch kleiden, welches dauerhafter als das grobe ist: Der Preiß der feinen Tücher wird herabfallen, wie sich ihre Menge vermehret, und dann auch für den Gemeinen erreichbar seyn. Was

jetzt an ihm eine lächerliche Sucht ist, sich von seines Gleichen im Aeußeren zu unterscheiden, wird dann ein Beweis der zur Vollkommenheit gebrachten Landeskultur seyn: und jene Bedaurungswürdigen, welche sich jetzt ärgern, wenn ihr Nachbar feiner gekleidet erscheinet, werden dadurch ihre zeitliche Glückseligkeit nicht mehr erschüttert fühlen. Freylich werden dann die feinen Schafe keinen Vorzug mehr haben, weil jeder Vorzug nur eine Vergleichung ist: aber dann werden auch die Kosten der veredelten Schäfereyen nicht mehr so groß, wie jetzt, und dadurch das Gleichgewicht wieder hergestellet seyn. Aber leider! ist diese Zeit wohl noch weit entfernt: denn nichts geht langsamer, nichts ist mühsamer, als die Ausrottung tief eingewurzelter Vorurtheile: sie gleichen dem auf den Wiesen wuchernden Gesträuche: der ämsige Landwirth hat den Stamm desselben mit den Wurzeln ausgerottet: kaum hat er seinen Bekannten zugerufen: Seht nun meine schöne Wiese! kaum hat er sich vergnügt hingelegt, von seiner mühsamen Arbeit auszuruhen; so haben die ihm verborgen gebliebenen kleinen Wurzeln sich verstärket und zehn neue Stämme getrieben!

Achtzehntes Hauptstück.

Von den Ziegen.

Die männliche Ziege heißt Gaisbock, Ziegenbock, auch ohne Beysatz Bock; die weibliche wird Ziege oder Gais, und ihre Jungen Zieglein oder Kitzel genannt.

In dem östreichischen Kaiserthume ist das Geschlecht der Ziegen minder zahlreich, als der übrigen Hausthiere: in den Gebirgen werden deren mehr angetroffen, als in den Ebenen. Die großen Landwirthschaften halten ent-

weder gar keine, oder nur wenige Ziegen, welche im Sommer mit dem Rindviehe oder mit den Schafen ausgetrieben werden, und im Winter gewöhnlich im Kühstalle wohnen, das Stroh und Heu zusammensuchen müssen, welches das übrige Vieh nicht fressen mag. Meistens sind sie aber das Eigenthum kleiner und armer Landleute, welche eine Kuh zu ernähren nicht vermögen, oder deren Grundeigenthum zum Unterhalte des Rindviehes nicht so gut geeignet wäre.

Eine gute Ziege gibt die ersten Monathe nach dem Kitzeln (Gebähren) täglich 1½ bis 2 Maaß, daher eben so viele Milch, als eine mittelmäßige Melkkuh; und brauchet doch nur den vierten Theil der Fütterung: und noch dazu nimmt sie mit Baumlaub, mit junger Baumrinde und mit allerhand Kräutern und Hausabfällen vorlieb, welche die Kühe verachten; vorzüglich lieben die Ziegen das Weinlaub. Wer den Dünger nicht brauchet, und nur auf den Milchertrag sehen muß, wie dieses bey armen Landleuten der Fall ist, für den ist eine Ziege ein sehr schätzbares Thier.

Jedoch wäre zu wünschen, daß sie an jenen Orten, wo Weingärten, Waldungen und andere Baumpflanzungen bestehen, gar nicht ausgetrieben, oder nur an Stricken angebunden von einem Hirten an unschädlichen Orten geweidet würden. Die Ziegen beißen den jungen Weinstock, die jungen Bäume, die Baumsprossen ab, bekiefeln die jungen Baumrinden, und richten viele Bäume zu Grunde.

Der Gaisbock ist ein sehr geiles Thier; seine Begierde äußert sich schon in den ersten Monathen nach seiner Geburt: und so sehr man sich bemühet, ihn ganz zu zähmen; so behält er doch noch immer Spuren der Wildheit, in welcher er gerne mit seinen großen Hörnern um sich stößt. Sein Gestank verräth seine Gegenwart von Ferne. In den großen Küh- und Pferdställen pflegen viele einen Bock zu halten, weil sie glauben, daß er die Ratzen vertreibe, und allerley Krankheiten und Seuchen von dem Viehe abhalte. Diese Meinung gehöret wohl mit jener

in eine Klasse, wenn manche Leute sich einen Gimpel ankaufen, damit er sie vor dem Rothlauf verwahre.

Der Geschlechtstrieb der Ziege ist zwar auf keine Jahrszeit beschränket; am gewöhnlichsten aber äußert er sich im Herbste. Die von dem Bocke befruchtete Ziege geht 20 bis 22 Wochen trächtig, und kann daher, wenn sie zu jeder Zeit gut gefüttert wird, in einem Jahre zweymahl Junge bringen: sie gebähren auf einmahl selten ein, gewöhnlich zwey, oft auch drey Junge. Werden die Kitzeln zum Aufziehen bestimmt; so läßt man sie 3 bis 4 Wochen saufen; gehören sie aber zum Schlachten; so werden sie schon mit 8 oder mit 14 Tagen von der Mutter weggenommen, um ihre Milch wieder benützen zu können.

Gewöhnlich läßt man die Ziegen und die Böcke schon zur Begattung zu, wenn sie ein Jahr alt sind: allein wer starkes und nutzbares Vieh erziehen will, soll diese Begattung erst mit 2 Jahren zulassen, wo sie sodann auch gleich das erstemahl schönere Junge bringen werden.

Einige haben die Meinung, daß die Kuhmilch mehr Buttertheile aufwerfe, wenn Ziegenmilch darunter gegossen wird: Diese mischen die Ziegenmilch unter die Kuhmilch: andere, und auch jene, welche keine Kühe haben, machen entweder Butter, am meisten aber einen guten Käß daraus, welcher unter dem Nahmen Ziegenkäß viel gesucht, und gerne gegessen wird. Aus der Nähe von Wien bringen die Eigenthümer ihre Ziegen täglich in die Stadt, um sie vor den Augen ihrer Milchkäufer zu melken, und dieselben von der Aechtheit der Milch zu überzeugen.

Die Ziegen sind mit den Schafen verwandt; sie begatten sich auch miteinander: ein Gaisbock kann 50 Ziegen befruchten; weil er aber selten eine solche Anzahl Weibchen findet, so bespringet er auf der Weide die Schafe. Wo man daher auf die Veredlung der Schafzucht bedacht ist, dürfen die Gaisböcke nicht unter die Schafe gelassen werden.

Neunzehntes Hauptstück.

Von der Pferdzucht. Unterschied zwischen den Deutscherbländischen und ungarischen Pferden. Verschiedene Behandlung der Pferde. Von Pferdweiden und Pferdfütterung und von den Pferdstallungen. Nöthige Eigenschaften der anzukaufenden Pferde. Endzweck der Pferdezucht, und wie selber zu erreichen seye. Behandlung der Zuchtpferde und der Fühlen. Von Eseln und Maulthieren. Pferde-Anzahl. Warum müssen fremde Pferde ins Land gebracht werden, und wie ist diesem Uebel für die Zukunft abzuhelfen?

Schon in den alten Ritterzeiten und der Turniere war die Pferdzucht der östreichischen Staaten vor allen Völkern Deutschlands berühmt. Die Landesfürsten und viele Standespersonen und Ritter hatten ihre Stutkereyen, aus welchen die edelsten Pracht- Turnier- und Streitrosse hervorgingen.

Auch heut hat das östreichische Kaiserthum mehrere öffentliche und Privat-Gestütte, unter welchen die k. k. Gestütte zu Mezöhegyes in Ungarn, und zu Waskoutz in der Bukowina die größten sind. Es wird aber auch außer den Stuttereyen in Ungarn, in Siebenbürgen, in Gallizien, und in der Bukowina, in Böhmen, und in Mäh-

ren und in Steyermark die Pferdzucht sehr stark betrieben. In den ungarischen Provinzen findet man Dörfer, welche mehrere tausend Pferde besitzen.

Die ungarischen und pohlnischen Pferde sind fast durchgehends klein, mager, und zu schweren Arbeiten nicht geeignet; aber sie sind ausdauernde gute Renner: Dagegen sind die meisten deutscherländischen Pferde groß und stark, und werden zu dem schweren Zuge sehr gesucht. **Ich glaube, dieser Unterschied rühre nicht von einer Verschiedenheit der Pferdarten; sondern von der Verschiedenheit der Behandlung, der Fütterung und der Lebensart der Pferde in den jungen Jahren her:** denn auch in Böhmen und Mähren sind jene Pferde klein und minder stark, welche wie die Ungarischen nur auf der Weide, oder bey Stroh und Heu aufgezogen und behandelt werden.

Die Behandlung und die Fütterung der Pferde ist sehr verschieden. Ein großer Theil der ungarischen Pferde leben auf den Pusten Heerdenweis in ihrer Wildheit; eine solche Heerde heißet **Münesch**, und ihre Hirten **Tschikosen.** Diese Pferde werden auf der Weide geboren und auferzogen, ohne jemahls einen Zaum zu fühlen, oder zu einer Arbeit verwendet zu werden; sie sind entfernt von aller menschlichen Gesellschaft, und kennen nur ihre Hirten; aber sie entbehren auch alle Bequemlichkeiten, welche die Menschen den Pferden in der Gesellschaft angedeihen lassen. Winter und Sommer, Tag und Nacht müssen sie unter freyem Himmel wohnen; an manchen Orten haben sie eine unbedeckte Einzäunung, in welcher sie einigermaßen vor den schneidenden kalten Winden gesichert sind; an anderen Orten müssen sie auch diesen Schutz entbehren, und hinter Sandhügeln und in Vertiefungen sich verbergen; weil auf den meisten Huttungen keine Waldungen, nicht einmahl einzelne Bäume angetroffen werden. Diese wilden Pferde müssen selbst im Winter, wenn

der Schnee nicht zu tief liegt, ihre Nahrung auf der Weide suchen; sie scharren den Schnee hinweg um Wurzeln und Kräuter unter selbem heraufzubringen. Nur wenn ein anhaltender tiefer Schnee gefallen ist, werden sie mit Stroh und Heu, aber sehr karg gefüttert. Getränkt werden sie meistens aus Brünnen, aus welchen das Wasser in dabey stehende Tröge geschöpfet worden ist. Bey dieser Lebensart kann es nicht anders seyn, das junge Vieh muß wegen der großen Kälte im Freyen, und wegen unausgiebiger Nahrung im Wachsthume zurückbleiben, und auch in den vorgerückten Jahren immer klein und unansehnlich seyn: Dagegen machet sie die Freyheit, in welcher sie nach Belieben herumspringen können, zu guten Rennern.

In anderen Gegenden Ungarns, und in allen übrigen die Pferdezucht treibenden Provinzen werden die Pferde zwar auch auf der Weide gelassen; so lange sie daselbst einige Nahrung finden, und so lange die Witterung nicht gar ungünstig ist: aber im Winter werden sie im Stalle gefüttert. Gewöhnlich hat jede Gemeinde eine Koppelweide und eigene Gemeind-Roßhirten. Manche Gemeinde läßt ihre Pferde täglich Abends ein- und Früh wieder austreiben; andere lassen dieselben im Sommer auch in der Nacht bey der Koppel: brauchet der Bauer einige, oder alle seine Pferde; so hohlt er sie von der Weide, und nach vollbrachter Arbeit jagt oder reitet er dieselben wieder hinaus. Beym Eintreiben geht jedes Pferd ruhig seiner Wohnung zu, und wartet bey dem Hausthore das Einlassen ab, ohne die hin und her vorbeygehenden Menschen im Mindesten zu beunruhigen. Diese Pferde sind zahm, an die menschliche Gesellschaft und an die ländlichen Arbeiten gewöhnt, daher schon nützlicher, als die wilden ungarischen Pferde.

Die größten, stärksten und dauerhaftesten Pferde sind in jenen Gegenden, in welchen die Landleute deren nicht mehr halten, als sie zum Betrieb ihrer Wirthschaft,

oder ihrer anderen Unternehmungen brauchen; und dieselben Winter und Sommer mit Körnern, mit Heckerling, und mit Heu im Stalle füttern. In vielen dieser Gegenden findet man meistens nur von anderwärts her angekaufte Hengsten, oder Wallachen, selten Stutten, welche nur zu Händeln zwischen den Hengsten, und zu Unglücksfällen Anlaß geben würden; die Pferdzucht wird hier fast gar nicht betrieben: **denn der Ankauf, und der Gebrauch der Pferde ist keine Pferdzucht.**

Die trockenen, mit kurzem süssen Grase, auch mit Klee bewachsenen Weiden in der Nähe von reinem Wasser sind die besten für die Pferde. Je nasser und sumpfiger die Weiden sind, je mehr faules Wasser sich auf denselben befindet, und von den Pferden aus Mangel an reinem Wasser gesoffen wird, je schädlicher sind sie; die Pferde werden davon faul und ungeschickt, nicht selten auch dämpfig, rotzig, oder ziehen sich andere Gebrechen und Krankheiten zu. Es ist wahr, man hat nicht überall eine Auswahl unter mehreren Hutweiden; aber manche nasse sumpfige Weide ließe sich trocken machen: und ist es denn nicht besser die Pferde gar nicht auszutreiben, als sie auf der Weide Krankheiten und Gebrechen hohlen zu lassen? Die Leichtigkeit, Pferde auf der Weide durchzubringen, macht, daß sich die Landleute an solchen Orten eine große Anzahl derselben halten; von welchen sie die wenigsten unausgesetzt zu Arbeiten brauchen können. Hat der Bauer eine Arbeit; so muß er mit den Pferden abwechseln, weil die nähmlichen aus Mangel an Kräften es nicht lange aushalten würden: und immer muß er deren eine größere Anzahl einspannen, als es bey gut genährten Pferden nöthig wäre. Nimmt er eine Reise vor, auf welcher er die nähmlichen Pferde immer anstrengen muß; so können Unterwegs nicht selten mehrere aus Entkräftung nicht mehr weiter; er zieht ihnen das Geschirr ab, und läßt sie an der Strasse todt liegen. Mit zwey guten, hinlänglich im Stalle genährten Pferden könnten die Pferdhalter mehr

ausrichten, als mit zehn Pferden, wie sie dieselben jetzt haben. Bedächten doch diese Landleute, daß zwey gesunde starke Pferde mehr werth sind, weniger in der Unterhaltung kosten, und theurer bezahlt werden, als zehn schlechte; sie würden nicht bloß auf die Menge, sondern mehr auf die Schönheit und Brauchbarkeit der Pferde sehen; und dadurch selbst dahin geleitet werden, ihre Pferdweiden zu theilen, und dieselben urbar zu machen, um darauf das nöthige gute Pferdfutter zur Stallfütterung derselben zu erzeugen!

Wo man gute Pferdweiden hat, und dieselben besser zu benützen nicht verstehet, oder an einer besseren Benützung gehindert ist, dort soll man die Pferde im Frühjahre nicht zu zeitlich darauf treiben. Die ersten Grastriebe geben noch wenig Nahrung, das Vieh muß eine viel größere Strecke überweiden um sich einigermaßen zu sättigen, als wenn das Gras schon höher und stärker im Stengel ist: Daraus entsteht ein doppeltes Uebel: das junge Gras ist sehr saftig, es veranlasset den Pferden den Durchfall, der sie sehr schwächet; und es kann nicht in dem Verhältnisse wieder nachwachsen, als es zur Weide nöthig wäre: das Vieh leidet daher sodann den ganzen Sommer Noth. Wo man dennoch zeitlich im Frühjahre austreiben will; dort soll man den Pferden zuvor ein Futter von Stroh, oder von Heu, am besten von Hafer mit Heckerling gemischt geben, und Abends beym Eintreiben durch einige Zeit das nähmliche thun. Das Vieh sättiget sich dann leichter auf der Weide; das trockene (rauhe) Futter mässiget die Saftigkeit des jungen Grases; und wie das Gras höher heranwächst, wird es nicht allein an sich schon unschädlicher, weil die dicken Stengel die Saftigkeit der Blätter mäßigen; sondern das Vieh hat sich inzwischen auch daran gewöhnet, und wird es nun ohne Nachtheil der Gesundheit verzehren. So wie man dem Viehe im Frühjahre mit trockenem Futter zu Hülfe kommen muß, so lange sie auf der Weide

noch nicht genug gesundes Gras finden; so soll man dieses auch im Herbste thun, wenn die Vegetation nicht mehr so stark ist, und die Pferde auf der Weide nicht mehr hinlänglich gesättiget werden: sie werden dadurch nach und nach an das trockene Winterfutter gewöhnet; denn **dieß ist eine Hauptregel bey der Fütterung: man soll das Vieh niemahls plötzlich von der trockenen, auf die grüne, und von der grünen auf die trockene Fütterung setzen;** das erste veranlasset den Durchfall, das letztere hartnäckige Verstopfungen, Kolik, und andere böse Zufälle. Wenn jedoch das Vieh im Frühjahre, ungehindert man demselben täglich ein trockenes Futter vorlegt, dennoch von dem Grase einiges Laxiren bekömmt; so muß man nicht gleich stopfende Arzneyen anwenden: es reiniget das Vieh, und wenn es bloß von der Veränderung des Futters herrühret; so höret es gewöhnlich wieder auf, wenn man durch einige Tage nur rauhes Futter füttert.

Auf die Pferdweiden kann auch das Rindvieh getrieben werden: denn die Pferde lassen manche Gräser stehen, welche das Rindvieh gerne frißt: Die Schafe lieben aber gerade die nähmliche süsse Kost, und vor dem Schweinmiste scheinen die Pferde einen Eckel zu haben.

Jene thun am besten, welche ihre Grundstücke zum Körner- oder Futterbau benützen, und ihre Pferde Winter und Sommer im Stalle füttern: die edelsten, die gesündesten, die stärksten und brauchbarsten Rosse sind die im Stalle mit Körnern, mit Stroh und Heu gefütterten Pferde.

An Körnern werden den Pferden meistens Hafer, Gerste, Roggen und Wicken mit geschnittenem Waitzen- oder Roggenstrohe gefüttert, und jedesmahl Heu zum Beyfutter gegeben. Die Pferdefütterung einiger Engländer mit gelben Rüben ist bey uns nirgends üblich; sie verdienet auch nicht nachgeahmet zu werden: ich will zwar nicht bestreiten, daß die Pferde von gelben Rüben ihr Le-

ben erhalten; aber kräftig werden sie davon, und vom bloßen Grase so wenig seyn, als es ein Mensch seyn würde, der sich bloß von Grünspeisen nähren wollte: Ueberdieß ist bey uns der Anbau des Hafers, seine Aufbewahrung und Verfütterung mit weniger Mühe, Beschwerden und Kosten verbunden, als der gelbe Rübenbau, welcher viele Menschenhände fordert, an denen wir auf dem Lande fast allenthalben Mangel haben. Eben so halte ich nichts darauf, daß man hin und wieder versucht hat, den Pferden Erdäpfel zu füttern: die Erdäpfel erzeugen bey den Pferden vielen zähen Schleim, welcher ihr Geblüt verdirbt, und sie in der Länge allerhand bösen Zufällen aussetzen wird.

Die Fütterung mit Roggen (Korn) ist mit Gefahr verbunden; er ist für die Pferde zu hitzig, und zu schwer zu verdauen: Pferde, welche nicht immer in arbeitender Bewegung erhalten werden, soll man damit gar nicht füttern, und auf dieses Futter dürfen sie nicht bald getränket werden; es entwickelt sich sonst die im Roggen befindliche fixe Luft zu schnell, veranlasset Kolicken und andere Zufälle, und bringet nicht selten den Pferden den plötzlichen Tod. Das gesündeste Pferdkörnerfutter ist der **Hafer**, den sie auch am liebsten fressen; er soll jedoch nicht dumpfig seyn, und vor dem Füttern jedesmahl von dem Staube gut gereiniget werden.

Die Pferde fressen zur Abwechslung alle Gattungen **Stroh**, am besten aber bekömmt ihnen klein geschnittenes, und unter ihr Körnerfutter gemischtes Waitzen- oder Roggenstroh; damit es durch das Athmen der Pferde nicht aus der Krippe herausfliege, pfleget man dasselbe, wenn es schon mit Futterkörnern gemischt ist, mit reinem Wasser in der Krippe anzufeuchten.

Gewöhnlich wird den Pferden das schilfichte und saure **Heu** zum Futter bestimmet; weil das Rindvieh, wenn es der Hunger nicht sehr plaget, dasselbe gar nicht frißt, die Schafe davon in Baldem zu Grund gehen,

und man also doch in der Wirthschaft davon einen Gebrauch machen will. Die Pferde fressen es wohl, wo sie kein besseres bekommen, wenn sie einmahl daran gewohnt sind: aber gedeihlicher ist ihnen sicher gutes, süsses Heu, wozu das Kleeheu gehöret, welches sie sehr gerne fressen. Man soll den Pferden überhaupt gar kein neues Heu füttern, weil sie davon viel schwitzen, und abgemattet werden: wenn man ihnen aber das saure Heu bestimmet hat; so soll es, bevor es auf dem Heuboden durch die Kälte nicht durchzogen worden ist, nicht gefüttert werden: die Pferde bekommen von solchem neuen Heu oft das Laxiren, werden dämpfig und rotzig, oder ziehen sich andere Krankheiten zu. Das Grumet, welches selten so ausgetrocknet, wie das Heu eingebracht wird, gibt man lieber dem Rindviehe.

Wenn die Frage entsteht: **wie viel Futter ein im Stalle genährtes Pferd brauche?** so kann dieselbe nicht so allgemein beantwortet werden: große Pferde, welche unausgesetzt zu schweren Arbeiten verwendet werden, müssen reichlicher gefüttert werden, als kleinere; weniger gebrauchte Pferde. Ich habe Pferde vom mittlerem Schlage, und sie werden fast täglich zu Wirthschaftsarbeiten verwendet: Auf ein paar Pferde lasse ich täglich 20 Pfund gut abgelegenes Heu, und wochentlich 3 Metzen reinen Hafer; in der Anbauzeit aber, in welcher sie früher als gewöhnlich auf das Feld müssen, und doch später nach Haus kommen, werden auf 2 Pferde wochentlich 3½ Metzen reiner Hafer abgegeben, und mit eben so viel Heckerling von Korn- oder Waitzenstroh gemischt gefüttert. Es ist daran gelegen die hinlängliche Futter-Menge zu wissen, welche ein Pferd nöthig hat; man erkennet dieses daraus, wenn die Pferde bey einem bestimmten Futter gut aussehen, munter und ausdauernd bey der Arbeit sind, und das ihnen vorgelegte Futter, ohne darin herum zu klauben, rein auffres-

sen. Gibt man ihnen weniger, als sie brauchen; so können sie die Kräfte zur Arbeit nicht erhalten; und gibt man ihnen mehr; so werden sie fett und faul; ihr Magen verdaut die zu viele Nahrung immer weniger, er erzeuget ein schleimigtes Wesen, welches das Blut verdirbt, und den Pferden mancherley Krankheiten zuziehet: und fette Pferde sind zur Zucht nicht recht tauglich.

Die Pferde, jung und alt, **haaren** sich zweymahl im Jahre: im Herbste bekommen sie längere und wärmere Haare, welche sie im Frühjahre wieder mit kürzeren vertauschen; so gütig hat die Vorsehung für ihre Geschöpfe gesorgt! der Wuchs der neuen Haare entzieht den Pferden viel Nahrungssaft, und mattet sie zugleich etwas ab: während des Haarens also ist es gut die Pferde in der Arbeit einigermassen zu schonen, und sie doch eben so gut wie sonst, oder noch etwas besser zu füttern. Weil dieses Haaren jedoch ein natürliches Ereigniß, und keine Krankheit ist; so muß man sich hüten, ihnen Arzneyen zu geben, wie es manche in der Gewohnheit haben.

Die Pferde werden täglich dreymahl, Früh, Mittags und Abends gefüttert: es ist gut, ihnen das Futter täglich zur nähmlichen bestimmten Stunde, und jedesmahl in mehreren Abtheilungen vorlegen zu lassen: Pferde, welche stark arbeiten, oder viel laufen müssen, fressen zu Mittage nicht so gut, wie über Nacht, besonders, wenn sie diese Anstrengungen noch nicht gewohnt sind; man thut daher wohl ihr Abendfutter zu vermehren, und lieber zu Mittage ihnen einen Abbruch zu thun. Nach einer starken Erhitzung soll man ihnen nicht gleich Körnerfutter vorlegen; sondern sie erst gut abkühlen lassen, und ihnen während dem Heu in die Raufen einstecken: sie werden sonst leicht krank.

Bey jedem Futter muß den Pferden auch Wasser zum **Saufen** gereichet werden, so viel sie saufen mögen: denn ohne Getränk können sie das Futter nicht verkochen, und mehr als sie brauchen, werden sie nicht trinken. Wasser

ist für ihre Natur am angemessensten, sie ziehen es auch jedem anderen Getränke vor. Das Wasser soll rein, entweder aus einer guten Brunnquelle, oder aus einem klaren Bache geschöpfet, und im Winter nicht gar zu kalt seyn: denn da es im Stalle im Winter immer wärmer, als in der Freye ist; so veranlasset zu kaltes Wasser den Husten; und wenn es die Pferde, indem sie im Dunste, oder gar im Schweiße sind, hineintrinken; so bekommen sie Lungenentzündungen, und andere gefährliche Krankheiten. In den kalten Wintermonathen ist es daher gut, das Wasser durch eine Stunde zuvor im Stalle stehen zu lassen, damit es die Temperatur desselben annimmt; und wenn die Pferde aus was immer für einer Veranlassung erhitzt sind, ihnen auch im Sommer nicht gleich Wasser zu geben, bis sie sich etwas überkühlet haben. Indessen muß man nicht in den entgegen gesetzten Fehler fallen, und sie entweder zu lange Durst leiden, oder ihnen auch im Sommer gestandenes Wasser geben lassen; welches sie nicht allein nicht erquicket, sondern ihnen gar schädlich ist. Wenn die Pferde eine halbe Stunde ruhig gestanden sind, und etwas Heu gefressen haben; so können sie schon getränket werden: Um sie zu hindern gäh zu saufen, wirft man etwas Heu auf das Wasser, wodurch sie gezwungen werden, langsam durch die Zähne zu schlierfen. Auf Reisen, wenn die Pferde nach dem Saufen gleich wieder in gute Bewegung kommen, ist ihnen ein gäher kalter Trunk weniger schädlich, als wenn sie darauf ruhig stehen gelassen werden.

Wenn den Pferden zuweilen ein Stück Steinsalz zum Lecken vorgehalten, oder wochentlich eine Handvoll gestoßenes Salz unter das Futter, oder Trank gemenget wird; so befördert es die Verdauung, reiniget die Eingeweide von Schleim, welchen es auflöset, tödtet die Würmer, denen manche Pferde sehr unterworfen sind, macht die Pferde munter, und ihre Haare glänzend. Man soll aber nicht zu viel Salz geben, und es ihnen in einem

beson-

besondern Geschirre vorhalten: denn legt man es in die Krippen; so lecken sie an denselben, auch wenn kein Salz darin ist, und werden davon aus Gewohnheit Krippenbeisser. Im Frühjahre reiniget es die Pferde aus, wenn sie einige Tage nebst ihrem Hafer und Heckerling, anstatt dem Heu einen Büschel gutes Gras oder Klee zum Beyfutter erhalten. Dieß ist die einzige Medizin, welche man bey einem gesunden Pferde ohne Nachtheil anwenden kann.

Während die Pferde fressen, wird der Stall ausgemistet, und neue Streu gemacht; die Pferde sollen dabey gestriegelt, und am ganzen Körper gut gereiniget werden: **denn kein Thier gedeiht in der Unreinigkeit bey dem besten Futter so wenig, als das Pferd:** es ist sehr gut, sie oft am ganzen Leibe, oder wenigstens an den Schenkeln und Füssen mit frischem Wasser zu waschen, oder zu schwemmen. Jedoch darf dieses niemahls geschehen, so lange die Pferde erhitzet sind; sie ziehen sich sonst nicht allein viele andere Krankheiten zu, sondern manche sterben auch plötzlich am Schlage. Pferde, welche durch ungewöhnliche heftige Bewegungen sehr stark erhitzet sind, soll man nicht gleich abgeschirren, auch nicht gleich stehen lassen; sondern es ist gut sie noch durch einige Zeit, und bis sie sich nach und nach abkühlen, langsam in der freyen Luft herum zu führen, dann erst sie auszugeschirren, oder ihnen den Sattel abzunehmen, und den Schweiß abzuputzen: jedoch muß man sie weder in der Zugluft herumführen, oder stehen lassen, noch sie eher waschen oder schwemmen, bis sie gefressen, und dabey ihr Geblüt vollkommen abgekühlet haben.

Zur Gesundheit der Pferde, und zur Beförderung einer guten Pferdezucht ist ein zweckmäßig angelegter Stall nothwendig. Ich rede nicht von den Prachtställen der Großen, welche Pallästen ähnlich sind: für die hier eingestallten Pferde brauchet kein Oekonom zu sorgen; sie genießen alle mögliche Bequemlichkeiten, und meistens

auch die vorzüglichste Gunst ihrer Herrn: ich bekümmere mich nur um die arbeitenden Pferde, deren Schicksal nicht so gut, wie jenes ihrer müssigen Brüder ist. Zwar haben aus allen Hausthieren die Pferde noch die besten Stallungen: Aber doch sind diese Stallungen an vielen Orten nach sehr wesentlichen Gebrechen entworfen: sie liegen an feuchten Orten, sind niedrig und eng, unten kann der Urin, und oben die Ausdünstungen nicht hinaus, und der freyen Luft ist der Zugang verwehret: ja nicht selten trifft man auf Stallungen, in welche nicht einmahl das Tageslicht eindringen kann. Wenn man in einen solchen Stall hineintritt; so treiben die scharfen Dünste das Wasser in die Augen, und den Schweiß über den ganzen Körper. Diese Schärfe, und der Mangel an Licht schwächet die Augen der Pferde, machet sie scheu, und zieht ihnen durch erzeugte Verderbniß der Säfte allerhand Krankheiten zu: wenn sie aus dem heißen dunstigen Stalle in die kalte freye Luft gebracht werden; so tritt der erzwungene Schweiß plötzlich zurück, und wie können denn die Dienstleute in einem engen finsteren Stalle das Vieh gehörig warten und putzen?

Ein zweckmäßiger Pferdstall soll folgende Erfordernisse haben:

1. **Er soll auf einem trockenen Platze angelegt werden.**

2. **Er muß hoch genug seyn, daß ober den Pferden die aufsteigenden Dünste Raum haben, und auch Fenster angebracht werden können: er darf aber auch nicht zu hoch gebaut werden,** weil er sonst im Winter zu kalt seyn würde: sobald das Wasser im Stalle gefriert, ist er zu kalt: Die Höhe von 8 bis 12 Schuhen wird die beste seyn.

Wenn die Fenster ober den Pferden in den entgegen gesetzten Mauern angebracht, im Sommer entweder ganz ausgehoben, und dagegen um die Fliegen abzuhalten, Fliegengarn, oder grüne Baumreiser eingesteckt; im Win-

ter aber wieder eingemacht, und wenigstens auf der Mittagsseite an heiteren Tagen zuweilen geöffnet werden; wenn die Mauern 1½ bis 2 Schuh dick sind, und der obere Boden gut belegt ist: so wird ein solcher Stall im Sommer immer luftig, und im Winter nicht zu kalt seyn; er wird hinlängliche Lichte haben, und keine besondern Dunstabzüge brauchen. Die Fenster müssen jedoch so angebracht werden, daß die Sonne den Pferden nicht gerade in die Augen, und die Zugluft nicht gerade auf ihren Körper gehe.

3. **Er muß die nöthige Weite haben**, daß die Pferde ohne einander unmittelbar zu berühren stehen und liegen, die Dienstleute zwischen und hinter denselben ihre Verrichtungen machen können, und daß die Krippen, und andere Stalleinrichtungen Platz haben. Große und lange ausgewachsene Pferde brauchen mehr Raum, als das kleinere und junge Vieh. Will man hierin sehr genau zu Werke gehen; so kann man die Pferde, für welche ein Stall anzulegen ist, messen um den für sie nöthigen Raum zu bestimmen. Wenn von der Größe eines Pferdes die Rede ist; so wird nicht seine Länge, sondern nur seine Höhe an den vorderen Füssen von dem Rückgradswirbel bis auf die Erde gemessen. Das Maas wird nach **Fäusten** bestimmt, vermuthlich, weil in den alten Zeiten, da man noch kein gesetzliches Maas hatte, die Pferde wirklich nur mit der Faust gemessen wurden. Weil aber das Faustmaas ganz unzuverlässig wäre; so ist bey Berechnung der Pferdhöhe die Faust auf 4 Wiener Zolle festgesetzet, daß daher 3 Fäuste einen Wiener Schuh ausmachen. Indem man aber die nöthige Weite eines Pferdstandes finden will, muß man das Pferd nach der Höhe, und nach seiner Länge messen.

Ein ausgewachsenes Pferd von mittlerem Schlage wird vom Kopfe bis zu dem Schweife zwischen 7 und 8 Schuh lang, und an den vorderen Füssen vom Rückgradswirbel bis auf die Erde 15 bis 16 Faust, oder 5 bis

5½ Schuh hoch seyn. Die Länge des Pferdes gibt die nöthige Länge des Standes, und die Höhe desselben die Breite um Raum genug zum Liegen zu haben. Der Stand für ein Pferd von mittlerem Schlage muß daher wenigstens 8 Schuh lang, und bey 5½ Schuh breit seyn, und es ist besser in der Breite noch etwas zuzugeben: weil die Pferde, wenn sie zu eng liegen, beym Aufstehen und beym Niederlegen einander leicht beschädigen, und wenigstens daher Anlaß zu Händeln nehmen; und weil sie sich um aus dem Stalle heraus zu gehen in ihrem Stande auch umkehren müssen: Für Zuchtstutten muß der Stand wenigstens 7 Schuhe breit seyn, damit das Fohlen neben der Mutter Platz habe, und säugen könne, ohne die anderen Pferde zu belästigen, und um deswegen von denselben nicht geschlagen zu werden.

Die Futterraufen werden ober den Krippen über der Pferdhöhe angebracht, benehmen daher keinen Platz. Aber die Krippen, an welchen die Pferde zugleich angebunden stehen, nehmen nach Verhältniß ihrer Breite 1 bis 1½ Schuh breiten Raum nach der ganzen Länge des Pferdstandes ein. Hinter den Pferden muß ein Gang seyn, auf welchem das Vieh und die Menschen aus- und eingehen, die Futterkästen, die Better der Pferdknechte (welche immer im Stalle schlafen sollen) und andere Stallgeräthschaften stehen können: Dieser Gang soll wenigstens 6 Schuhe breit seyn, damit die hinter den Pferden vorbeygehenden Menschen von denselben nicht leicht beschädiget werden können. Es muß zwar noch hinter dem Pferdstande ein Kanal, oder eine Rinne angebracht werden, durch welche der Urin aus dem Stalle hinauslaufen kann: da jedoch diese Rinne nur bey 4 Zoll Breite brauchet, so kann sie an dem Gange angebracht, und diesem in seine Breite mit eingerechnet werden. Nach dieser Voraussetzung wird ein Pferdstall auf sechs Arbeits-Pferde im inneren Lichte 33 Schuh lang, und wenigstens 15 Schuh breit seyn müssen: und auf diese Art kann

sich jedermann die für seinen Bedarf nöthige Stallweite selbst berechnen.

Die Pferdstände werden mit Steinen, oder mit Ziegeln gepflastert, oder mit Holz belegt. Man mag nun was immer für eine Belegung wählen; so soll der Stand vorwärts gegen die Krippe etwas, ungefähr 2 bis 3 Zolle erhöht seyn, damit der Urin in die hinten zu Ende des Standes angebrachte Rinne, oder Urinkanal einfliessen, und somit aus dem Stalle abgeleitet werden könne. Die Erhöhung des Standes darf aber nicht über 3 Zolle betragen, weil sie sonst die Pferde zu einer beständigen ungleichen Stellung und Lage im Stehen, und im Legen zwinget.

Die Pferdstände pfleget man von einander abzusondern um die Pferde vom Raufen abzuhalten, oder ihre Schläge doch unschädlich zu machen: einige lassen zwischen jedes Pferd eine bretterne Wand ziehen; andere schließen immer zwey und zwey Pferde in eine solche Wand zusammen: Meistens aber wird entweder ein Baum zwischen die Pferde gelegt, oder in einer Höhe von 2 bis 3 Schuhe vorne an der Krippe, und hinten an einer zu Ende des Standes befestigten Säule angebracht: Diese letzteren Bäume sind entweder unbeweglich, oder sie bewegen sich, und lassen sich zugleich in die Höhe schieben. Die Zwischenwände von Bretern sind eine unnöthige Holzverschwendung, sie halten das Vieh von dem Angewöhnen einer Verträglichkeit ab, und weil man nicht überall solche Wände zwischen sie hineinschieben kann; so raufen und schlagen die Pferde, wo sie frey zusammenkommen. Wenn die Bäume zwischen denselben (welche man im gemeinen Leben **Streitbäume** nennet, weil sie das Streiten hindern sollen) unbeweglich sind; so können sie die Pferde im Aufstehen verletzen, wenn eines derselben unversehenes darunter gekommen ist. Die beweglichen, und besonders jene, welche sich nicht allein seitwärts, sondern auch aufwärts bewegen lassen, sind darum besser; sie weichen

den Pferden, wie sie daran kommen, auf beyden Seiten aus, und wenn wirklich ein Pferd unversehens darunter gekommen ist; so kann es sich nicht beschädigen, weil der Baum mit dem Pferde in die Höhe gehet.

Ich habe beobachtet, daß verträgliche Pferde auch ohne Streitbaum nicht raufen, und daß gewohnte Raufer dadurch vom Schlagen und Raufen nicht abgehalten werden: ich glaube alle Streitbäume, und alle Unterschiede zwischen Pferden, die in einen Stall zusammen gehören, seyen entbehrlich; so wie man bey den anderen Hausthieren keine brauchet: Alles kömmt darauf an, wie man das Vieh zur Verträglichkeit gewöhnet. Nur wo fremde Pferde neben einander zu stehen kommen, muß man Vorsichtsmaasregeln treffen; und hier sind abgesonderte Stände sehr erwünschlich.

4. **Der Stallboden muß gut belegt seyn:** Ist dieser Boden nicht gewölbt, und nur mit starken Bretern belegt; so ist es gut über die Breter auf 3 bis 4 Zoll eine Lehmdecke zu ziehen, oder mit ungebrennten Ziegeln pflastern zu lassen. Dadurch wird im Winter die Kälte besser abgehalten, und allen Dünsten der Zugang zu dem oberhalb liegenden Futter verwehret.

5. **Wo mehr Pferde gehalten werden, dort ist eine Geschirr- und Futterkammer nahe, oder unmittelbar am Stalle nothwendig.**

Beym Ankaufe der Pferde ist man mehr, als bey jeder anderen Art Hausthiere der Gefahr betrogen zu werden ausgesetzet; wer keine aus Erfahrung gesammelte Pferdkenntniß hat, soll es nicht unternehmen ohne Beystand eines Sachkenners von einem Roßhändler, oder auf einem Roßmarkte Pferde zu kaufen. In Hinsicht der **nöthigen Eigenschaften** der anzukaufenden Pferde kömmt es auf die Bestimmung derselben an; ob sie zu schweren Arbeiten, zum geschwinden Rennen, oder zum Reiten bestimmt sind; und ob man sie nebenbey auch zur Zucht verwenden wolle. Pferde, welche zum schweren Zuge

bestimmet sind, sollen eine breite starke Brust, Schultern, Hals und Rücken, starke mit guten Hufen versehene Füße haben; durchaus stark in Knochen, nicht zu klein, und weder zu alt, noch zu jung seyn. Unter 4 Jahren sind die Pferde zum schweren Zuge unausgesetzt nicht zu verwenden, weil sie sonst zu früh wieder unbrauchbar werden; sie können aber, je nachdem sie einen festeren Körperbau haben, besser gepfleget, und in der Arbeit nicht übertrieben werden, bis sie 14 und mehr Jahre alt sind, gute Dienste leisten.

Will man seine Pferde auch zur Zucht verwenden; so muß auf die dazu nöthigen Eigenschaften mit Bedacht genommen werden: Die Zuchtstutten brauchen zu ihrer Bestimmung ein breites starkes Kreutz, und einen ziemlich großen Wurf (das weibliche Geburtsglied), einen langen Leib, einen weiten starken Bauch, und ein fehlerfreyes Euter: und die Zuchthengsten müssen nebst den Eigenschaften, welche man von ihrer Nachzucht fordert, feurig, und Kraftvoll seyn, eine ziemlich große gesunde Ruthe (das männliche Zeugungsglied) und wohlgefüllte kernigte Hoden haben, und beym Bedecken (Beschällen, Begatten) im Auf- und Abspringen nicht ungeschickt seyn.

Bey der Nachzucht soll der Hauptendzweck die Erzeugung brauchbarer Pferde seyn; und da oft sehr leicht, und ohne mehrerem Kostenaufwande das Schöne mit dem Nothwendigen und Nützlichen vereinbaret werden kann; so soll auch auf die Erzeugung **schöner** Pferde gedacht werden, besonders da brauchbare und zugleich schöne Pferde immer leichter und theuerer verkauft werden können. Es kömmt nun darauf an, zu was für einer Bestimmung man Pferde nachziehen will. Zwar zeuget zuweilen ein **Hengst** (das männliche Pferd) vom schweren Zuge mit einer **Stutte** (das weibliche Pferd) von gleichem Schlage ein feines Fühlen (das junge Pferd ohne Unterschied des Geschlechtes); und umgekehrt, Eltern von zartem Körperbaue bringen grobe

schwerfällige Kinder zur Welt: allein in der Regel zeugen die Eltern ihnen ähnliche Kinder. Je nachdem man nun Reit- oder Kutschenpferde, oder Pferde für den schweren Zug nachziehen will, je nachdem muß man seine Zuchtpferde auswählen.

Wir können es bey den Menschen beobachten, daß die Kinder nicht selten von den Eltern verschiedene Krankheiten und körperliche Gebrechen, aber auch ihre guten Eigenschaften anerben: Das nähmliche ist bey den Pferden. Die Fühlen der boshaften, kollerischen, oder sonst fehlerhaften Pferde bringen oft den Keim der nähmlichen Gebrechen mit zur Welt; obschon selber in den Jugendjahren nicht gleich auffallend ist: und solche angeerbte Fehler sind unheilbar. **Zur Zucht soll man daher nur ganz fehlerfreye schöne Stutten und Hengsten nehmen, welche eben in der besten Kraft ihres Lebens, daher weder zu alt, noch zu jung sind.**

Manche Gemeinden, welche eine starke Pferdzucht bey der gemeinschaftlichen Koppelweide betreiben, halten zur Zucht eine Anzahl Gemeindhengsten, wie sie in den meisten anderen Orten Gemeindstiere für die Rindviehzucht zu halten pflegen. Mit 2 Jahren lassen sie die Hengsten und die Stutten zur Zucht zu. Da sich der Fortpflanzungstrieb der Pferde noch früher, und schon im zweyten Jahre äußert, und weil die jungen Stutten und die Springhengsten gewöhnlich mit den Zuchtstutten und anderen Arbeitspferden in einer Koppel geweidet werden; so haben vorzüglich die Ungarn ein Mittel ersonnen, zu verhindern, daß sich ihre Pferde nicht eher, als sie es wollen, begatten können: Wenn ihre Stuttenfühlen ein Jahr alt sind; so vernähen sie selben den Wurf: ein gelber Drath wird spitzig gemacht, auf beyden äußeren Seiten des Wurfes durchgestochen, und dann in Gestalt eines Ringes beyläufig wie die runden Ohrgehänge unserer Schönen seitwärts zusammengewunden, daß er nicht aus-

einander gehen kann: solche Ringe werden dreye an einem Wurfe gemacht, oben, mitten und unten; sie hindern den Abfluß des Urins nicht, aber sie hindern das Eindringen der Ruthe des Hengsten: wenn die Stutten 2 Jahre alt sind, und der Eigenthümer sie zur Begattung zulassen will; so öffnet er die Ringe, und mit denselben den Wurf. Freylich kann bey dieser unbarmherzigen Vorkehrung die junge Stutte sich nicht begatten; aber sie löschet das innerlich auflodernde Feuer nicht aus, und es wäre besser die Hengsten nicht unter der Koppel zu lassen, oder das junge weibliche Vieh abgesondert zu hüten. **Und mit zwey Jahren sind die Pferde zur Zucht noch nicht geeignet**: sie sind noch in ihrer Kindheit, denn sie haben noch alle Milchzähne; sie sind in ihrem besten Wachsthume, die Natur brauchet den Nahrungssaft und ihre Zeit, die nachwachsenden Theile des Körpers auszubilden; wenn sie auch Samen absondert, so geschieht es mehr, um die Zeugungstheile nach und nach zu ihrer Bestimmung vorzubereiten, als daraus schon jetzt Junge zu bilden. Werden die unausgewachsenen Pferde zur Begattung zugelassen; so entgehet dem Körper der zu seiner Ausbildung nöthige beste Lebenssaft, das Thier bleibet im Wachsthume zurück, und wird geschwächet: weil aber der Samen in den unreifen Zeugungstheilen noch nicht reif geworden ist; so erfolget aus einer solchen voreiligen Begattung entweder gar keine Zeugung, oder es geht daraus nur ein Schwächling hervor, aus welchem selten ein schönes brauchbares Pferd werden kann. Hingegen wenn die Pferde zu alt sind; so ist ihr Same schon kraftlos, die alten Beschäler (Zuchthengsten) befruchten entweder die Stutten nicht mehr, oder sie zeugen nur Schwächlinge: und alte Mutterstutten bringen meistens schwächliche und gebrechliche Junge zur Welt. Das jugendliche Alter der Pferde kann man aus ihren Zähnen erkennen: Jedes Pferd bringet 12 weiße kleine Vorderzähne mit auf die Welt, von welchen 6 in der obern, und

6 in der untern Kinnlade befestiget sind, und **Milchzähne** heißen. Nach und nach wachsen 4 Hackenzähne, und 24 Backenzähne nach, so daß ein vollkommen ausgewachsenes Pferd 40 Zähne hat. Wenn das Pferd bey 3 Jahre alt ist; so fallen ihm von den vorderen Milchzähnen die mittelsten viere, nähmlich zwey oben und zwey unten aus, und dafür wachsen vier neue Zähne nach, welche größer, und nicht so weiß, sondern gelblich sind. Diese neuen Zähne heißet man **Pferdzähne**, und das Zahnwechseln **Abschieben.** Wenn die Pferde bey 4 Jahre alt sind; so schieben sie wieder vier Milchzähne, nähmlich oben zwey und unten zwey, die auf beyden Seiten zunächst an den im vorigen Jahre gewachsenen Pferdzähnen stehen, ab, und es wachsen ihnen vier neue größere und gelblichte Zähne nach. Im fünften Jahre schieben sie die letzten Milchzähne ab, um neuen größeren Platz zu machen. Jetzt haben die Pferde die Merkmahle ihrer Kindheit und der Jugend abgelegt, ihren meisten Wachsthum vollendet, und sind als tauglich zur Zucht anzusehen: **Vor dem fünften Jahre also sollen die Pferde zur Zucht nicht verwendet werden.** Von nun an kann man zwar noch durch einige Jahre das Alter der Pferde aus den Hackenzähnen, aus der Gestalt der Zähne, und aus dem Kerne derselben erkennen: allein diese Merkmahle werden immer unzuverläßiger, und man muß sich in Hinsicht der ferneren Zulassung zur Begattung auf andere Beobachtungen verlassen. Wenn das Feuer, die Lebhaftigkeit und die Kraft des Hengsten abnimmt, seine Hoden nicht mehr recht kirnigt und gefüllt sind, und die von ihm belegten **jungen** Stutten entweder unbefruchtet bleiben, oder nur schwache Fühlen bringen: wenn die Stutte nicht mehr Milchreich ist, und auch von einem jungen kraftvollen Beschäler nur schwache Junge gebähret; so sollen sie aus der Zahl der Zuchtthiere ausgestrichen werden. Dieß wird sich gewöhnlich im zwölften bis zum sechszehnten Lebensjahre einstellen.

Der Begattungstrieb der Beschäler äußert sich sehr deutlich zu allen Jahrszeiten: ein gesunder Hengst ist zu allen Zeiten bereit die Stutte zu belegen: seine Begierde äußert er durch die Steife seiner Ruthe, und durch sein vielmahliges heiseres Wiehern. Bey den Stutten aber scheinet die Hitze mehr auf eine Zeit beschränket zu seyn: Die meisten Stutten rossen, oder begehren den Hengsten im Frühjahre vom März bis zum Juny; obschon auch in anderen Monathen rossende Stutten, besonders, wenn sie gut genähret, und von der Arbeit nicht abgemattet sind, keine Seltenheit sind. Die Zeit vom März bis zum Juny nennet man daher die **Beschäl-** oder die **Springzeit.** Wenn eine Stutte den Hengsten verlanget, so wird sie unruhig; sie wiehert oft, hebt den Schweif in die Höhe, der Wurf geschwillt auf, und die inneren Theile desselben zeigen sich hochroth, es fließet eine gelblichte Feuchtigkeit heraus, welche man die **Hitze** nennet. Diese Begierde dauert bey manchen Stutten 14 Tage, fast niemahls aber länger als 21 Tage: in dieser Zeit muß sie zu dem Beschäler gebracht werden, weil sonst der Reitz in ihren Geburtstheilen vergeht, und sie sodann den Hengsten für dießmahl nicht annimmt. Aber selbst innerhalb der Zeit ihrer Hitze ist die Stutte nicht gleich geeignet die Begattung anzunehmen. Die ersten Tage ist zuweilen ihr Reitz so groß, daß sie den Samen wieder verlieret; und die letzten Tage läßt sie gewöhnlich den Beschäler nicht mehr aufspringen; und wenn man sie dazu zwinget, so bleiben manche Stutten unbefruchtet: am besten ist es vom 5ten bis zum 10ten Tage der Hitze den Hengsten zu der rossenden Stutte zu lassen; sie wird ihn dann nicht wegschlagen, sondern gerne annehmen und befruchtet werden.

Die wilden ungarischen Pferde sind bey der Begattung ganz allein dem Triebe ihrer Natur überlassen; und sie vermehren sich sehr zahlreich: Wo Gemeindhengsten gehalten werden, wird die rossende Stute zu dem Hengsten geführet, wie man anderwärts eine hitzige Kuh dem Ge-

meindsstiere bringet: und auch noch hier müssen sie das Geschäft der Fortpflanzung so gut sie können allein verrichten: wo aber eigene Beschälanstalten und Stuttereyen bestehen, dort haben sich die Menschen vielleicht schon zu viel in die Zeugung der Pferde eingemischet.

Aus Furcht, daß die Stutte den Beschäler nicht schlage, daß er beym Aufspringen seine Ruthe an den Haaren des Schweifes derselben nicht verletze, pfleget man die Stutte auf verschiedene Art an den Füßen zu spannen, und festzuhalten, ihr Schweif wird mit einem Stricke oder Riemen auf die Seite gezogen, und wenn der Beschäler auffspringt, ihm auch die Ruthe in den Wurf hineingesteckt. An manchen Orten werden auch Probierhengsten gehalten: Man wählet nähmlich einen recht hitzigen Hengsten aus, der nicht zum Bedecken, sondern nur zum Probieren, welche Stutten hitzig genug sind den Beschäler aufzulassen, bestimmt ist: Vor ihm werden die Zuchtstutten eine nach der anderen vorbeygeführet; jene, welche ihm zum Sprunge stehen will, wird sogleich zu einem andern für sie bestimmten Beschäler gebracht. Damit jedoch der Probierhengst von dem oftmahligen vergeblichen Reitze nicht eine Entzündung oder Geschwüre an der Ruthe, oder einen Saamenfluß bekomme; so werden ihm auch einige Stutten zur Bedeckung zugewiesen.

Der Geschlechtstrieb äußert sich auch bey den Thieren mit besonderen Eigenheiten: und dem Beobachter kann es nicht entgehen, daß die weiblichen Thiere unter mehreren männlichen oft einem den Vorzug geben: ist es denn gewiß, daß die hitzige Stutte den für sie ausgewählten Beschäler so gerne annehmen werde, wie den Probierhengsten? Daß der Anblick des letzteren nicht auf die Bildung des Fohlens Einfluß haben, und sie darum ein ihm ähnliches Fühlen nicht gebähren werde? Warum führet man denn die Stutten nicht vor dem bestimmten Beschäler vorbey, damit er sie selbst auswähle.

Die Natur lehret die Thiere, wie sie das Geschäft

der Zeugung vollbringen sollen, ohne sich Schaden zuzufügen. Das männliche Zeugungsglied wird durch die Haare an dem weiblichen Geburtsgliede nicht verletzet: Die Stutte wird den Schweif von selbst auf die Seite geben, und der Hengst trifft eben so auch von selbst in den Wurf, wie dieses ohne menschlicher Beyhülfe bey allen anderen geschwänzten Thieren geschieht. Wenn die Stutte hitzig genug ist; so wird sie den Hengsten nicht abschlagen; den Beschäler lehret die Furcht vor Schmerzen sich vor dem Ausschlagen derselben in Acht zu nehmen, und auszuweichen, was er in der Freyheit besser thun kann, als wenn er am Leitseile gehalten wird: und bey sanften Schlägen der hitzigen Stutte sehen wir, daß er sie nicht achtet, und demohngeachtet seine Liebkosungen immer erneuert. Schon die Gegenwart der Menschen ist vielleicht ein Hinderniß in der Zeugung; und wenn noch dazu die Stutte gebunden und festgehalten wird: so muß die Stutte die Bemühungen des Hengsten aushalten, sie mag dabey Vergnügen oder Schmerz empfinden: Die Folge davon ist, daß viele Stutten unbefruchtet bleiben, weil sie den Saamen des Beschälers nicht in der gehörigen Verfassung zur Empfängniß angetroffen hat. Es begatten sich alle übrigen Hausthiere ohne unserer Hülfe? warum sollten die mit so vielen Geschicklichkeiten begabten feurigen Pferde unbehülflicher, unerfahren in dem Gebrauche ihrer natürlichen Triebe seyn? warum glauben wir denn besser als die Natur selbst das Geschäft der Zeugung bey den Pferden zu leiten?

Ich glaube, es wäre am besten den zur Begattung zugelassenen Pferden die Hufeisen abzunehmen, und in einem geschlossenen geräumigen Platze den Beschäler zu einer oder zu mehreren rossenden Stutten frey zuzulassen: jene Stutte, welche ihn in der Freyheit annimmt, ist in der Verfassung zur Empfängniß, und wird selten unbefruchtet bleiben, wenn sonst kein Gebrechen vorhanden ist; und wenn einige derselben wirklich nach dem Hengsten

schlagen; so wird ein solcher Schlag ohne Hufeisen wohl nur selten bedenklich seyn.

Wenn die Frage ist: **wie viel Stutten ein Beschäler mit Erfolg belegen könne:** so finden wir in manchen Gestütten auf 10 bis 12 Stutten, und bey manchen Gemeinden auf 100 und mehrere Stutten einen Beschäler gehalten: das erste ist zu wenig, das zweyte zu viel. Die bestimmte Antwort hängt von der Beschaffenheit und Verpflegung des Hengsten, und von der Ordnung im Beschälen ab: ein sehr junger und ein alter Hengst können weniger Stutten befruchten: ein gesunder, vollkommen ausgewachsener, feuriger Hengst kann während der Beschälzeit täglich eine Stutte befruchten; wenn er entweder nur Vormittag oder nur Nachmittag zum Sprunge zugelassen wird, damit er inzwischen immer wieder Zeit zur Erhohlung habe; wenn er in dieser Zwischenzeit gut und besser als sonst gefüttert und gewartet, und zwar zu mäßigen Bewegungen, aber nicht zu schweren Arbeiten angehalten wird; und wenn er bey seinem Geschäfte von einem anderen Beschäler nicht gestöret, und durch das aus Eifersucht entstehende Raufen nicht abgemattet wird. Weil jedoch manche Stutte ihn nach dem ersten Sprunge nicht mehr annimmt, wenn sie auch wirklich nicht befruchtet worden ist, man daher nach einigen Tagen dieselbe ihm wieder vorführet, um sich zu überzeugen, ob sie aufgenommen habe, und dieser Untersuchung auch mehrere Tage aufgeopfert werden; so wird er während der Beschälzeit 50 Stücke befruchten können: Weißt man ihm eine viel größere Anzahl derselben zu, und wird im Beschälen keine Ordnung gehalten; so wird er sich sehr abmatten, und viele Stutten werden galt bleiben.

Manche pflegen dem Beschäler zerstoßene Hanfkörner oder andere reitzende Dinge unter das Futter zu mischen, um ihn hitziger zu machen: Allein solche Künsteleyen sind weder nöthig noch nützlich, sondern nur schädlich. Das Feuer des Beschälers muß aus dem Vorrathe von

fruchtbarem Saamen entstehen, wenn es nutzbar seyn soll; erkünstelte Reitze verbessern den Saamen **nicht**: ein zur Zucht tauglicher Henst wird ohnehin immer feurig seyn: bleibt er dennoch neben der rossenden Stutte kalt; so ist er entweder schon zu sehr abgemattet, und hat seinen Saamen-Vorrath verwendet; oder er hat ein anderes innerliches Gebrechen: in einem und in dem anderen Falle wird ein erkünstelter Reitz seine Lebenskräfte schwächen, und die besprungenen Stutten werden doch unbefruchtet bleiben.

So lange die Stutte die Liebkosungen des Beschälers nicht verschmähet, und ihm zum Sprunge steht; so lange sind sie beysammen zu lassen. Das Zeichen, daß sie befruchtet worden seye, ist, wenn sich ihre Hitze verliert, und sie nach dem Beschäler nicht mehr verlanget. Der Tag der Befruchtung muß, besonders bey Arbeitspferden gut aufgemerket werden, damit man sie die letzten Tage vor der Geburt etwas schonen möge. Jene, welche die bedeckten Stutten, damit sie den Saamen behalten, nach dem Sprunge mit Wasser begießen, oder in das Wasser reiten; welche ihnen unversehens einen Hieb geben, oder zur Ader lassen; so wie jene, welche nach beendigter Springzeit die Heugsten durch einige Zeit täglich am unteren Leibe mit einer stärkenden Salbe beschmieren, oder ebenfalls zur Ader lassen, könnten sich alle diese Mühe ersparen: die Stutten werden auch dort trächtig, wo alle diese Vorurtheile unbekannt sind, welche vielmehr den Verlust des Saamens veranlassen können: und die Hengsten ersetzen durch Futter und Trank besser, als durch Salbe und Aderlassen die entzogenen Säfte.

Eine befruchtete Stutte geht 50 bis 52 Wochen **trächtig**, und bringet gewöhnlich nur **ein** Junges zur Welt. Gegen die Hälfte ihrer Zeit fangen die Bewegungen des Füllens im Mutterleibe an bemerkbar zu werden, und sich immer zu vermehren, wie die Zeit der Geburt herannahet. Man kann die Stutten auch während

des Trächtiggehens zur Arbeit, wie zuvor verwenden: jedoch muß man ihnen, je näher sie zur Geburt gehen, keine ungewöhnliche Anstrengungen auflegen; sie müssen gut gefüttert werden, damit sie ein starkes Junges gebähren und gut nähren können; und man muß sich hüten, sie über weite Gräben springen zu lassen, auf den Bauch zu schlagen oder zu stoßen: nur beyläufig 8 Tage vor der Geburt ist es gut, sie mit der Arbeit zu schonen.

Wenn die Zeit der Geburt nahe ist; so füllen sich die Euter der Stutte mit Milch, der Wurf schwillt auf, es fließet aus demselben eine Feuchtigkeit heraus; und wenn aus dem Euter Milchtropfen hervortreten, so ist der Tag der Entbindung vorhanden: die Stutte wird unruhig, die meisten fangen an am Halse und an den Schultern zu schwitzen, und legen sich dann zum Gebähren nieder. Damit sie im Liegen eine Lage nehmen könne, wie sie ihrer Verrichtung am angemessensten ist, muß man sie entweder lang anbinden, oder gar loslassen, sie wird in dieser Zeit sich doch von ihrem Stande nicht entfernen: auch soll man ihr eine gute Streu machen, damit das Füllen nicht hart auffalle, wenn sie etwa stehend gebähren wollte, was aber selten geschieht: Jedoch darf hinten die Streu nicht höher als vorne seyn, weil sie sonst die Geburt erschweren könnte.

Meistens follen (gebären) die Pferde sehr leicht: oft frißt die Mutter, auf einmahl fängt sie an hin und her zu treppeln, sie legt sich nieder, die Wehen arbeiten auf den Wurf, das Wasser geht und machet den Weg schlüpfrig um leichter durchzukommen, das Füllen tritt mit dem auf den vorderen Füßen vorwärts liegenden Kopfe in den Wurf ein, und in einer Viertelstunde ist die Geburt vorüber, und meistens auch die Nachgeburt schon abgegangen. Wenn sich keine Anzeichen einer schweren Geburt äußern; so soll man sich aller Hülfleistung enthalten, vielmehr ist es gut, die Stutte ungestört zu lassen, und sie nur in der Stille zu beobachten, um sie im

Gebä-

Gebären nicht zu stören. Sobald sich aber die Geburt ungünstig ankündiget, indem das Füllen mit einem andern Theile des Körpers in den Wurf eintritt, oder wenn es gar schon todt wäre; so ist menschliche Hülfe nothwendig: und wenn man in der Geburtshülfe der Pferde nicht selbst erfahren ist; so muß ein Sachkündiger Mann ohne Verzug herbeygerufen werden, welcher das junge Thier im Mutterleibe wende, und falls es todt ist, ganz oder stückweis herausnehme. Daß ein Füllen im Mutterleibe todt seye, erkennet man; wenn die vorherigen Bewegungen desselben auf einmahl aufhören, das Euter und der Bauch der Stutte einfallen, aus dem Wurfe eine stinkende Feuchtigkeit fließet, und wenn man die Hand hinein stecket, dieselbe mit einem widrigen Geruche herausgezogen wird.

Wenn die Nachgeburt nicht bald weggeht; so darf man darüber nicht unruhig werden: sachkündige Leute können durch sanftes Anziehen der Natur wohl helfen; wenn man aber in dieser Hülfe nicht wohl erfahren ist; so thut man besser die Natur sich selbst zu überlassen, sie wird die Gebährmutter schon selbst reinigen, wenn sie dazu auch mehrere Tage brauchte.

Sobald das Füllen geboren ist, springen gewöhnlich die Stutten von ihrem Lager auf, und zerreißen dadurch die Nabelschnur, mit welcher das Junge noch mit der Mutter zusammen gehangen hat: Das nähmliche geschieht im Herabfallen des Füllen, wenn die Stutte stehend gebähret. Reißt aber die Nabelschnur nicht von selbst ab; so pfleget man sie mit einem dünnen Bande einen Zoll von dem Bauche des Füllen entfernt fest zu binden, und sohin einen Zoll ober dem Unterbande gegen die Mutter zu abzuschneiden, beym Unterbinden aber das Blut gegen die Mutter zuzustreifen. Die abgeschnittene Nabelschnur zieht sich zur Mutter zurück, und geht mit der Nachgeburt weg. Wenn die Stutte eine schwere Geburt gehabt hat, und das Füllen abgemattet zur Welt ge-

kommen ist; so soll man mit dem Unterbinden und Abschneiden der Nabelschnur nicht eher vorgehen, bis die Nabelpulsadern zu schlagen aufhören; weil der dadurch zwischen dem Füllen und der Nachgeburt unterhaltene Kreislauf des Blutes zur geschwinderen Erhohlung des Füllen beyträgt.

Den neugebornen Pferden pfleget man gleich nach der Geburt den Schleim und alle Unreinigkeit, welche sie in der Nase und in dem Maule mitgebracht haben, herauszunehmen; und wenn sie schwach athmen, ihnen auch durch Maul und Nase einigemahl einzublasen, um ihre Lunge in Bewegung zu setzen. Unten am Hufe bringen manche faserigte Ballen mit; diese löset man entweder mit der Hand, oder mit einem Messer ab, ohne dabey den Huf zu verletzen, bevor sie verhärten: und läßt dann das Füllen von der Mutter belecken.

Das **Belecken** der Jungen ist bey allen vierfüßigen Hausthieren die erste Aeußerung der mütterlichen Liebe, und von augenscheinlicher guter Wirkung: sobald das Junge von der Mutter belecket worden ist, hat es Kräfte genug aufzustehen; man soll daher dieses Belecken niemahls hindern: Obschon es auch nicht nöthig ist, es dadurch, daß man das Junge mit Salz bestreuet, zu befördern. Sobald das Füllen aufsteht, suchet es das Euter seiner Mutter. Manche melken der Stutte die erste Milch weg, um zu verhindern, daß das Füllen dieselbe nicht saufe; allein dieß ist schädlich. Diese Milch hat eine reinigende Kraft, und ist dazu bestimmt, die in den Eingeweiden des Füllen aus dem Mutterleibe mitgebrachten Unreinigkeiten, die man bey dem Menschen das Mutterpech, oder den Erbkoth nennet, herauszuschaffen: wenn ihnen diese heilsame Milch entzogen wird; verfallen die jungen Thiere in Bauchgrimmen und in den Durchfall, der sie entweder tödtet, oder doch sehr abmattet, und im Gedeihen zurückhält.

Die Mutterstutten äußern gewöhnlich eine sehr zärt-

liche Liebe für ihr Junges, sie suchen demselben das Saugen soviel möglich zu erleichtern, und sind sehr vorsichtig, dasselbe in dem engen Stallraume beym Aufstehen und beym Niederlegen nicht zu beschädigen. Auf der Weide läßt die Stutte ihr Junges nicht aus den Augen, damit ihm kein Schaden geschehe: hat sich das Füllen niedergelegt und ist eingeschlafen, und hat die Mutter dasselbe auf einen Augenblick während dem Fressen vergessen, und die Koppel, oder die Heerde verläßt den jetzigen Weidplatz; so ruft sie ihr Kind, springt zu ihm es sanft mit einem vordern Fuße zu wecken, falls es eingeschlafen war, und eilt sodann mit demselben der Heerde nach: soll ein Graben übersprungen werden; so sucht sie die bequemste Stelle aus, über welche ihr Junges nachfolgen kann. Der Beobachter muß hier, wie überall in der Natur die weise Fürsorge des Schöpfers erkennen! — Indessen gibt es doch auch Stutten, welche sich um ihre Füllen nicht bekümmern, ihnen das Saufen verwehren, und nach denselben so heftig schlagen, daß manches Junge auf der Stelle todt bleibet; besonders ist dieses manchmahl der Fall bey jenen, welche das erstemahl gefohlet haben. Die unbekannten Schmerzen der Geburt haben sie gleichgültig für das Füllen gemacht, und das erste Saufen an ihren noch unzugerichteten Eutern verursachet ihnen einen so lebhaften neuen Schmerzen, daß sie unwillkührlich ausschlagen, und das zum Ausweichen noch ungeschickte Junge leicht gefährlich treffen. Die ersten Stutten soll man niemahls aus den Augen lassen, bis man überzeugt ist, daß sie ihr Junges gerne saufen lassen, und mit demselben gut umgehen. Zuweilen entsteht aber diese scheinbare Grausamkeit der Mütter aus schmerzhaften Eutern; wenn ihnen entweder die Warzen aufgezogen, oder die Euter selbst entzunden oder schwürig sind. Man muß daher die Euter öfters untersuchen, und die von den Jungen nicht ausgesoffene Milch ausmelken, um Verhärtungen der Milch, Entzündungen und Geschwüre der Euter

zu verhindern; und wenn die Warzen von dem Saufen des Füllen aufgezogen worden sind, dieselben mit Honig oder mit Baumöhl, oder mit Butter und Schmalz einschmieren.

Für jene Füllen, welche an den Eutern der Mutter nicht genug Nahrung finden; so wie für jene, deren Mütter umgekommen sind, muß man auf andere Art sorgen. Sind mehrere saugende Mütter beysammen; so trift es sich zuweilen, daß eine oder die andere ihr Junges verlieret, oder daß sie Milchreich genug ist, neben ihrem Kinde noch einem andern einige Nahrung zukommen lassen zu können: Dieser theilet man den Waisen und den Nothleidenden zu: Jedoch muß eine solche Zutheilung mit vieler Vorsicht geschehen; das fremde Füllen darf der Säugstutte niemahls allein überlassen werden; sondern es soll jedesmahl während dem Saugen ein Knecht bey ihr stehen, um zu verhindern, daß sie das Junge nicht gefährlich wegschlage: darum darf man dasselbe mit ihr auch nicht auf die Weide gehen lassen, weil sie kein Trieb mütterlicher Liebe es zu beschädigen abhält, vielmehr gerade die mütterliche Liebe um die Milch für ihr Junges aufzuheben, sie auffordert, jedes fremde Füllen von ihren Eutern wegzuschlagen. Wo man den Nothleidenden Füllen keine Pferdmilch verschaffen kann, dort muß man seine Zuflucht zu Esels= Kuh= Schaf= oder Ziegenmilch nehmen, und diese dem Füllen, bis es sich an Futter und Wassergetränk gewöhnet hat, täglich drey oder viermahl entweder langsam eingießen, oder einen leinenen Fetzen wie einen Euterzitzen bilden, in das Milchgefäß legen, und dem Füllen in das Maul stecken, woran es nach und nach sauget, und bald aus dem Geschirre saufen lernet. Hätte hingegen eine Mutterstutte Milch genug, aber das Füllen könnte wegen Krankheit oder Schwäche nicht selbst saufen; so muß die Stutte ausgemolken, und die Milch dem Füllen eingegossen werden: für das Junge ist die Muttermilch meistens die beste Arzney, und die Mutter würde,

wenn man sie nicht ausmelke, entzündete oder verhärtete Eiter, Geschwüre in denselben, und allerhand böse Zufälle zu erwarten haben, oder zum Nachtheil der künftigen Füllen-Nahrung verseichen.

Ist die Geburt glücklich und ohne schwere Zufälle von Statten gegangen, zeigt die Stutte nach derselben keine Entkräftung oder Schmerzen; so brauchet sie keine Arzneyen: Nur soll man ihr die ersten 3 Tage Ruhe vergönnen, und weder häufige noch blähende Nahrung geben, weil der untere Leib von der Geburt noch schmerzhaft ist, und von Blähungen zu viel leiden würde; und weil von zu vieler Nahrung der Milchzufluß zu groß seyn, und ihr leicht ein Fieber zuziehen würde.

Am besten ist es, man gibt ihr öfters des Tags einen nicht kalten Trank von Hafer- oder Gerstenschrott, weil sie nach der Geburt vielen Durst empfindet; jedoch muß man ihr auch nicht zu wenig geben, weil sie sonst der Hunger abplagen würde. Nach 3 Tagen gibt man ihr das gewöhnliche Futter, aber nebenbey noch etwas von dem vorigen Getränke. Nur Roggen soll man ihr noch nicht füttern, wenn derselbe auch sonst ihr gewöhnliches Futter gewesen wäre, bis sie alle verlohrnen Verdauungskräfte wieder gesammelt hat. Nach 8 Tagen sind diese Stutten wieder zum Gebrauche, und das Junge lauft allenthalben bey der Arbeit neben ihnen her. Obschon die Fuhrleute, wenn ihre Stutten unterwegs glücklich fohlen, und sie nicht schwer beladen sind, selbe gleich den Tag nach der Geburt wieder einspannen, ihre Reise fortsetzen und das Junge ohne Schaden mitgehen lassen. Man muß aber nicht vergessen, daß die Stutte nun von ihrem Futter und Trank nicht allein sich selbst, sondern auch ihr Junges erhalten müsse; daß es daher nothwendig seye, ihr jetzt mehr als sonst zum Fressen und Saufen zu geben; besonders, wenn sie gleich darauf wieder belegt wird, und daher bald für zwey Junge Nahrung und Kräfte nöthig hat. Das Salzgeben ist für

die säugenden Mütter, besonders in den ersten Wochen nach der Geburt zu empfehlen, weil es ihre Verdauung und die geschwinde Absonderung der Milch befördert. Hat aber die Stutte eine harte Entbindung gehabt, ist sie sehr matt und fieberhaft; so brauchet man auch nicht gleich mit Arzneyen herbeyzueilen; man vergönne ihr die Ruhe, gebe ihr in derselben zuweilen einen lauen Trank von Hafer oder Gerstenschrott, aber wegen Blähungen weder Heu, noch rohe Körner bis sie wieder besser geworden ist: in den meisten solchen Fällen hilft sich die Natur in der Ruhe selbst bald wieder: sollten jedoch die fieberhaften Zufälle zu sehr über Hand nehmen; so ist es gut einen Thierarzt herbeyzurufen.

Gewöhnlich den neunten Tag nach einer glücklichen Geburt werden die gut genährten gesunden Stutten wieder hitzig; ein Beweis, daß sie damahls ihre Kräfte schon wieder gesammelt haben: Man kann sie ohne Bedenken wieder belegen lassen, wenn man sie mit gutem Futter zu versehen im Stande ist.

Wie die Füllen größer werden, brauchen sie mehr Nahrung; und doch nimmt die Muttermilch ab, besonders, wenn die Stutte gleich wieder belegt worden ist, und die Natur die Säfte zur Ernährung des Embryon immer mehr an sich ziehet. Damit auf einer Seite die Säugstutte nicht zuviel abgezogen werde, und auf der andern Seite das Füllen doch hinlänglich genähret, und auch schon für die Zeit des Abspänens vorbereitet werde; läßt man es bey Weidepferden mit der Mutter auf die Weide gehen, bey Stallpferden aber gibt man ihm entweder etwas Heu oder Hafer mit Heckerling abgesondert, oder man richtet es so ein, daß es neben der Mutter zugleich fressen könne: sobald es zu fressen anfängt, reichet man ihm täglich Wasser zum Saufen; es wird sich auch daran bald gewöhnen; und so immer hinreichend genähret werden können, ohne die Mutter zuviel abzunutzen. Das rauhe Futter verwahret die Füllen vor dem Durch-

fall, und indem sie sich immer mehr daran, und an das Wassertrinken gewöhnen, sind sie leichter abzuspänen, und verlieren nicht mehr ihre Kräfte, was geschehen muß, wenn man sie plötzlich absetzet, bevor sie eine andere Nahrung gewöhnet haben: und die Stutte versiechet leichter, als wenn sie bis auf den letzten Tag mit aller Gewalt ausgesogen worden wäre.

Die Zeit, in welcher die Füllen abgespänet werden, ist nicht überall gleich: Bey den wilden Pferden saugen die Jungen so lange sie mögen, und so lange es die Alten gestatten; mit 6 oder 7 Monathen schlagen die meisten Mütter die Füllen von den Eitern weg, und zwingen sie sich abzugewöhnen. Bey den zahmen Pferden suchen manche die beste Zeit und das günstigste Himmelszeichen zum Abspänen in dem Hauskalender; andere sehen in den Mond, ob er zu- oder abnimmt: ich aber glaube, man solle dabey bloß auf die Säugstutte und auf das Füllen sehen. Ist die Mutter bald nach der Geburt wieder belegt worden; so hat sie ein Junges im Leibe zu ernähren, welches täglich größer und stärker wird, und nach 5 Monathen sein Daseyn durch seine Bewegungen deutlich zu erkennen gibt. Läßt man das Füllen dann noch saufen; so leidet die Mutter und die Frucht im Mutterleibe, weil ihnen die ausgesogenen Säfte entgehen: man bemerket auch den Kampf der Natur, welche sich weigert, die Milch in solcher Menge, wie zuvor auszufolgen: der Säugling muß so sehr anziehen um Milch zu bekommen, daß die Warzen an den Eutern wie rohes Fleisch aussehen, und mit der Milch oft Blut zugleich aus den Eutern gehet. Eine solche Anstrengung ist der Mutter und ihrer Frucht im Leibe schädlich, ohne dem Säuglinge gut zu bekommen. Wenn ein Säugfüllen gut bey Kräften und gesund ist, das ihm vorgelegte Futter gut verzehren kann, und an das Wassertrinken einigermaßen gewohnt ist; soll man dasselbe abspänen, weil es die Milch der Mutter nicht mehr brauchet; es mag nun 3, 4, oder 5 Monathe

alt seyn. Ueber 5 Monathe aber soll man das Saugen nicht gestatten, wenn auch die Mutter nicht wieder trächtig ist. Wer sein Vieh im Stalle füttert, ist im Abspänen an gar keine Zeit gebunden: wo aber das junge Vieh bis zum Winter seine Nahrung nur auf der Weide finden soll; dort muß man auch auf die Weide mit Rücksicht nehmen, und abspänen, wenn die Weide am besten, oder doch noch gut ist: das Abspänen soll daher bey Weidepferden nach Thunlichkeit im Sommer, und nicht erst im Herbste geschehen, wo das Gras nicht allein schon wenig, sondern auch hart, unschmackhaft, und minder kräftig, auch die Witterung schon sehr ungünstig ist.

Die arbeitenden Stutten verlieren die Milch meistens von selbst, und verseichen ohne Folgen: wenn jedoch nach dem Abspänen die Euter der Stutte mit Milch voll sind; so muß man sie durch einige Tage, und bis der Milchzufluß sich vermindert hat, täglich einmahl melken lassen.

Je mehr die Füllen vor dem Abspänen an Futter und Trank gewöhnet worden sind, je eher werden sie sich in ihr neues Schicksal fügen. Es ist zwischen dem jungen Pferde, und seiner Mutter damahls noch eine zärtliche wechselseitige Anhänglichkeit; die Trennung, welche das Abspänen mit sich bringet, greift beyde sehr an; beyde versagen sich aus Gram Futter und Trank, und diese Kränkung wird durch die Zeit um so früher geheilet, je weniger sie die wechselseitigen Klagen hören können. Man bringet daher das abzugewöhnende Füllen in einen so entfernten Stall, daß dasselbe die Klagen der Mutter, und diese das Heulen des Jungen nicht hören könne. Hier gebährden sich die Füllen die erste Zeit wie unsinnig; sie wichern, sie werfen sich zu Boden, springen wieder auf, und von einem Ecke in das andere; und wenn sie angebunden sind, so zerreißen sie in ihrer Wuth gewöhnlich Stricke und Halfter: es ist daher am besten sie beym Abspänen in dem abgesonderten Orte gar nicht anzubinden; weil sie sich sonst das Losreißen merken, es in der Folge

auch versuchen, und nicht selten für immer schwer zu bändigen werden. Die Wärter müssen ihnen Futter und Trank vorgeben, sie oft beobachten, und sanftmüthig mit ihnen umgehen, um sie durch eine harte Behandlung nicht noch mehr zur Verzweiflung zu bringen. Nach 2 oder 3 Tagen kann man ihnen schon die Halfter anlegen, und sie anbinden; das Wüthen und Toben hat sie abgemattet, sie werden es nicht hindern können, und sich leichter daran gewöhnen, als wenn man sie erst, nachdem sie älter geworden sind, diesen nothwendigen Zwang das erstemahl erfahren lassen wollte: sie müssen aber anfänglich gut beobachtet werden, damit sie sich an den Stricken nicht erwürgen, wenn sie nicht schon während des Saugens neben der Mutter angebunden zu seyn gewöhnet haben. Nach 5 oder 6 Tagen läßt man sie in den eingeschlossenen Hofraum zur Tränke, oder in einen anderen eingeplankten freyen Platz heraus, und gestattet ihnen durch einige Zeit das freye Herumspringen: und wenn sie auf diese Art noch 14 Tage hingebracht haben, kann man sie dort, wo das Weiden üblich ist, schon mit auf die Weide gehen lassen; jedoch muß anfänglich gut auf sie gesehen werden, damit sie sich im Freyen nicht verlaufen, bis sie sich gewöhnt haben bey der Koppel zu bleiben.

Die Abspänfüllen müssen gut gefüttert werden; **denn aus einem in dem ersten Jahre vernachlässigten Thiere wird selten ein schönes, brauchbares Pferd werden.** Jedoch soll man ihnen gleich nach dem Abspänen nicht bloße Körner, sondern auch Heckerling und Heu geben; und wenn sie auf die Weide gehen, sollen sie doch zu Hause täglich etwas rauhes Futter erhalten; weil sie von zu vielen lauteren Körnern hartnäckige Verstopfungen, und von bloßem ungewohnten Grase einen abmattenden Durchfall bekommen können. Für ein Füllen bis zu einem Jahre wird ein Drittel; von ein bis zu drey Jahren wenigstens zwey Drittel, sohin aber schon eine ganze Pferdportion Stallfutter abzu-

Pferd nicht leicht mehr zum ruhigen Stehen beym Beschlagen gebracht werden wird.

Die Ungarn pflegen ihre Pferde schon mit zwey Jahren einzuspannen, und zur Arbeit zu verwenden. Allein dieß ist zu früh; sie bleiben nicht allein im Wachsthume zurück, sondern sie werden bald ganz unbrauchbar. Im dritten Jahre soll man sie wohl zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereiten, indem ihnen öfters der Zaum, und das ganze Geschirr angelegt, und sie Stundenweis neben Arbeitspferden an einen leichten Wagen zum Zuge angespannt, oder den künftigen Reitpferden der Sattel aufgelegt, und Unterricht gegeben wird, ohne daß jedoch ein erwachsener Reiter aufsitzt, weil das Pferd sonst einen eingebogenen Rücken bekommen könnte. Mit der Verwendung der jungen Pferde zum beständigen Zuge und zum Reiten aber soll man das vierte Jahr, oder doch wenigstens so lange abwarten, bis sie die ersten Milchzähne abgeschoben, und die damit fast immer verbundene Kränklichkeit überstanden haben.

Die Pferde begatten sich auch mit den Eseln. Der Esel ist ein fleißiger Arbeiter, ein vorzüglicher Lastträger, und nimmt dafür mit einer schlechteren Kost, und mit einer weniger sorgfältigen Behandlung vorlieb. Man kann ihn mit den Abfällen des Pferdefutters nähren, oder mit den Kühen beköstigen; selbst die Disteln werden von ihm nicht verschmähet.

Nur in wenigen Gegenden des Reiches, und nirgends im Großen wird die Zucht der Esel betrieben. Die übrigen Hausthiere können seine Dienste auch versehen. Aber das **Maulthier** verdienet mehr Aufmerksamkeit.

Aus der Begattung eines Hengsten mit einer Eselin, oder eines Esels mit einer Stutte entspringt das Maulthier (Maulesel), welches sich selbst nicht fortpflanzet, und schon dadurch in der Anwendung einen Vorzug erhält, daß es zu keiner Zeit durch den mächtigen Geschlechtstrieb beunruhiget wird. Die Maulthiere, Abkömmlinge des

Hengsten, sind größer, stärker, und nähern sich mehr den Pferden; hingegen sind die Abkömmlinge des Esels gewöhnlich kleiner, und haben mehr Eigenschaften ihres Vaters. Ueberhaupt vereinigen sie die Stärke des Pferdes mit der Geduld, und mit dem Aushaaren des Esels in sich: sie tragen Lasten von 4 bis 5 Zenten, und gehen mit selben sicher über die gefährlichsten Berge und Klippen, wo man mit Pferden nicht fortkommen würde: in dieser Hinsicht scheinen sie im Kriege zur Fortbringung der Kriegsbedürfnisse, und der Bagage schätzbar zu seyn. Ihre Anzahl ist bey uns sehr gering: nur in Slavonien, und im Görzischen wird ihre Zucht betrieben: es wäre zu wünschen, daß man in den Stuttereyen auf ihr Anziehen mehr bedacht wäre.

Man schätzet die Anzahl der Pferde in dem östreichischen Kaiserthume auf 2 Millionen Stücke; eine Anzahl, welche für den Landesbedarf in jeder Hinsicht mehr als hinreichend zu seyn scheinet: und dennoch steiget der Preis der **brauchbaren** Pferde beynahe täglich; und dennoch werden **ausländische** Pferde zum Gebrauche des Inlandes angekauft, und hereingebracht: **es ist sehr wichtig, den Ursachen dieses Uebels nachzuspüren, und ernstlich, und ohne Aufschub auf Abhülfs-Mittel bedacht zu seyn.**

Der Feldbau, und der Gewerbsbetrieb suchen keine Pferde im Auslande: die leichte Kavallerie findet ihren Pferdbedarf ganz im Inlande, welches auch eine Anzahl sehr schöner und brauchbarer Pferde für die schwere Reiterey, und für den Luxus liefert. Aber dennoch werden für den Luxus Englische, Neapolitanische, Mecklenburgische, und Holsteinische Pferde, und für die schwere Reiterey Pferde im Nördlichen Deutschlande um sehr hohe Preise angekaufet. Die Summe der eingeführten Pferde ist der Summe jener Pferde nicht gleich, welche auf den ungarischen Pusten, und auf den vielen Koppelweiden **ungebraucht herumspringen: es ist daher nicht**

Mangel an der Pferdmenge; sondern es ist Mangel an brauchbaren Pferden, welche die große Theurung der inländischen, und die Einfuhr der fremden Pferde veranlasset.

Deutschland hat in unseren Zeiten eine andere Gestalt, eine andere Verfassung erhalten; es wird immer schwerer werden, von dorther die Reiterey zu remontiren: **und muß denn der Gedanke in dem zur Landes-Vertheidigung nöthigen Pferdbedarfe von dem Auslande abhängig zu bleiben, für den denkenden Staatsbürger nicht sehr beunruhigend seyn? — Das östreichische Kaiserthum ist von der Natur bestimmt und geeignet, der erste landwirthschaftliche Staat von Europa zu seyn: und wir wollten in landwirthschaftlichen Erzeugnissen von dem Auslande, von kleinen Ländern, wie Holstein, wie Mecklenburg ꝛc. sind, abhängig seyn? Auf Mitbürger! lasset uns diese schimpflichen Ketten zerbrechen, und darauf denken, wie wir das Ausland entbehren, wie wir das Ausland in seinem Bedarfe von uns abhängig machen können!**

Unter den Ursachen des Mangels an brauchbaren Pferden stehen oben an:

1. Die Einfuhr fremder Pferde.

2. Der Müssiggang, welchem die Gestüttpferde übergeben sind, und die zurückgebliebene Benützung der den Stuttereyen zugewiesenen Länderstrecken.

3. Der Mangel an guten Kenntnissen zur Pferdzucht.

Ich will es versuchen zu zeigen, wie diese Hindernisse der verbesserten Pferdezucht zu heben nicht gar schwer seye.

Einfuhr fremder Pferde.

Es scheinet ein Widerspruch in der Behauptung zu liegen, daß die Hereinbringung fremder, schöner, brauch-

barer Pferde einen Mangel an schönen brauchbaren Pferden veranlasse: und doch ist es nicht anders. Wenn die Großen des Reichs, welche ihre Pferde am theuersten bezahlen können, auf England, auf Neapel, auf andere die Pferdezucht treibende fremde Länder hinsehen; so können sie die schönen, die edlen Pferde nicht bemerken, welche das Vaterland in ihrer Nähe aufziehet: wer soll denn auf die Anziehung sehr schöner Pferde Mühe und Kosten verwenden, wenn er wegen der Vorliebe für fremde Pferde nicht hoffen kann, einen anlockenden Preis für sein Vieh zu erhalten? Und warum sollten denn die Großen sich bemühen selbst schöne Pferde im Lande zu erziehen, da sie ihren Bedarf, wenn gleich um ungeheure Summen doch nach der Gewohnheit der Vorfahren im Auslande ankaufen können?

Der Verboth fremde Luxuspferde einzuführen, würde sehr wahrscheinlich von guten Folgen seyn.

Jene, welche bisher mit schönen Pferden eine Auszeichnung gesucht haben, werden darum ihre Leidenschaft nicht aufgeben: Um sie zu befriedigen, bleibt ihnen dann kein anderer Weg übrig, als entweder selbst auf die Anzucht schöner Pferde zu denken, oder sie im Inlande aufzusuchen, theuer zu bezahlen, und dadurch die Pferdzucht zu ermuntern. Jene großen Geldsummen, welche bisher zum Nachtheile der inländischen Erzeugung, des inländischen Verkehrs, der ausländischen Produktion und Industrie zugeflossen sind, werden dann die vaterländische Produktion beleben.

Vielleicht wendet man ein: bey dem allgemeinen plötzlichen Verbothe fremde schöne Pferde einzuführen, werde es den inländischen Stuttereyen an edlen Beschälern fehlen; oder man werde gezwungen seyn, nahe verwandte Pferde mitsammen begatten zu lassen.

Ich bitte die allgemeine Meinung um Verzeihung,

wenn ich ihr zuwider an die **übeln Folgen der Verwandtschaften bey der Fortpflanzung der Thiere** nicht glaube: Das männliche Pferd äußert nicht die mindeste Zuneigung oder Vorliebe für sein erzeugtes Junge: und sobald die Füllen abgespänet sind, werden auch die Mutterstutte, und ihr Kind einander so fremd, daß man bald nicht eine Spur der ehemahligen wechselseitigen Anhänglichkeit zwischen ihnen mehr entdecken kann. Und bey der Begattung belegt der Vater ohne Bedenken seine Tochter, so wie die Mutter sich mit dem Sohne paaret. Die Thiere erkennen daher keine Blutsfreundschaft, oder andere Verwandtschaft; wie könnte sie denn ihrer Veredlung entgegen seyn, da sie nicht existiret? Indem man aus den Pferden nur die schönsten und tauglichsten Beschäler und Stutten zur Zucht aussuchet; so hat man auch von nahen Verwandten keine mehrere Ausartung zu besorgen, als wenn entfernt geborne Pferde einander nahe gebracht werden. Und will man doch das Vorurtheil der thierischen Verwandtschaft nicht aufgeben; so wird es auch im Inlande nicht schwer dieselbe zu vermeiden. Da eine Stutte jährlich nur **ein** Junges bringet; so kann die Anzahl der von einer Mutter, und von einem Beschäler abstammenden Pferde nicht gar groß seyn: und werden denn im Inlande nicht jährlich Tausende von Pferden geboren, welche auch auf die entfernteste Art miteinander nicht verwandt sind?

Wer da glaubet, daß in England, in Neapel, in den anderen wegen ihrer schönen Pferde hervorgezogenen Ländern alle Pferde schöne, edle Thiere seyen, der irret sehr; **es ist in jenen Ländern wie bey uns:** der größte Theil des Volkes ist unbekümmert um den Adel, und um die Schönheit der Pferde, und bleibt in seiner Pferdzucht bey dem, wie es schon sein Großvater gehabt hat: Die Großen und Reichen suchen in fremden Pferden eine Auszeichnung; unsere Deutscherländischen, Ungarischen, Siebenbürgischen, und Buckowiner Pferde sind

nicht selten der Stolz eines Ausländers, und das Ziel des Neides derjenigen, welche bey gleichen Gesinnungen dieses hohe Gut nicht erreichen konnten: Und nur ein Theil der Nation verlegt sich auf eine veredelte Pferdzucht, welche durch die Thorheit, und durch die Opfer anderer Ausländer jährlich neue Nahrung erhält.

Bey dem Ankaufe fremder Pferde ist das Inland vielen Gefahren ausgesetzt:

Erstens: sind schöne edle Pferde fast immer ein Eigenthum reicher Besitzer, denen sie nicht leicht feil sind, **so lange dieselben keine Mängel haben.**

Zweytens: Kann der Käufer nicht selbst im Auslande Pferde kaufen, er muß sich auf einen Dritten verlassen: und vielleicht nicht immer suchet dieser Commissionär die besten Pferde um die besten Preise zu erhalten, damit er selbst nicht leer durchfalle.

Drittens: Das Austauschen schöner ausländischer Thiere unterwegs scheinet nicht unmöglich zu seyn, und geschieht wohl öfter als man meinet. Mancher Reiche ist vielleicht stolz auf seinen Zug Engländer, oder Neapolitaner, welche in seiner Nähe geboren sind, und weder England noch Neapel gesehen haben.

Viertens: Die weite Reise richtet viele Pferde ganz zu Grund, oder machet sie unbrauchbar; und welche gesund zu uns kommen, sind noch lange in Gefahr, durch die große Veränderung des Klima, der Nahrung, und der Lebensart aufgerieben zu werden.

Wir brauchen gar keine fremden Zuchtpferde: in unserem Vaterlande selbst finden wir die schönsten, die edelsten, die brauchbarsten Pferde: lasset uns selbe aussuchen, und zur Zucht verwenden, und ein Vorurtheil ablegen, welches so schädlich ist.

Und wenn es doch fremde Pferde seyn müssen, durch welche man die Pferdzucht veredeln will; so sind sie ja schon im Lande: wer sich für die Zukunft ähnliche Pferde

sichern will, dürfte sogleich auf die Nachzucht bedacht seyn; und jene, welche edle fremde Springhengste besitzen, könnten gegen eine mäßige Bezahlung gestatten, daß solche edle Stutten anderer Eigenthümer belegen. Das Beyspiel der Großen wird auf das Volk wirken, und dasselbe zu einem gleichen Bestreben ermuntern; und so wird der Verboth Luxuspferde einzuführen dem Vaterlande wohlthätige Früchte bringen.

Ob auch die Reiterey schon jetzt die fremden Pferde ganz entbehren könne, kann der Privatmann nicht bestimmt beurtheilen: es hängt diese Beurtheilung von dem Bedarfe der Regimenter, und von der Menge der vorhandenen für dieselben tauglichen inländischen Pferde ab. So nothwendig es ist, die nöthige Anzahl Pferde für den öffentlichen Dienst im Lande zu haben: so sicher ist es, daß die bisherige Pferdstellung die Verbesserung der Pferdzucht nicht begünstige. Selbst bey Bezahlung des wahren Werthes eines Pferdes trennet sich mancher Besitzer ungerne von seinem bekannten Thiere; und wenn im Sommer die landwirthschaftlichen Arbeiten dringend werden; so kann der Landmann sein Zugvieh um keinen Preis verkaufen. Während wir den Ausländern ihre guten und schlechten Pferde um sehr hohe willkührliche Preise bezahlen müssen, sehen sich im Inlande die Pferdbesitzer bemüssiget ihre besten Pferde um einen Preis herzugeben, welcher dem heutigen Werthe der Pferde, und den Kosten der Auferziehung schöner und brauchbarer Pferde nicht entspricht. Wie kann der Landmann einen Trieb fühlen mit vieler Sorgfalt schöne, brauchbare Pferde zu erziehen, mit welchen er immer in der Besorgniß stehet, daß er sie um einen zu geringen Werth werde abliefern müssen? Da ihm bey den dringenden Feldarbeiten ein halb brauchbares Pferd besser ist als gar keines: so gibt er in dieser Hinsicht dem minder brauchbaren unansehnlichen Pferde den Vorzug vor edlen sehr anwendbaren Thieren. Ich glaube, es lasse sich dieses große Hinderniß einer verbesserten Pferdzucht

vielleicht gleich ganz heben, oder doch gleich um vieles vermindern, und in Kurzem ganz heben.

Mehrere Tausend Stutten werden in den Gestütten bloß gehalten, damit sie fressen, saufen, und sich belegen lassen! Selbst die kleinen häuslichen Geschäfte müssen durch besondere Arbeitspferde, oder Ochsen verrichtet werden.

Müssige gut genährte Pferde werden träge, fett, zur Zucht minder tauglich; eine große Anzahl aus ihnen bleibt bloß darum galt, weil sie zu keiner Arbeit angehalten werden, welche das Stocken, und das Verderben der Säfte hindert. Die tägliche Erfahrung lehret es, daß die Arbeit den Zuchtpferden unschädlich seye; die Hengste bedecken am Abende nach der Arbeit nicht selten mit besserem Erfolge als müssige Beschäler die rossenden Stutten: und Zuchtstutten, welche zur Arbeit verwendet werden, gebähren leichter, gebähren stärkere, brauchbarere Füllen, als in Gestütten, deren Zöglinge den Keim der Schwäche, und anderer Gebrechen oft schon mit auf die Welt bringen. Und wenn eine Stutte bloß der Nachzucht wegen gefüttert und gepfleget wird, mit was bezahlt sie denn ihr Futter, und die anderen auf sie gewendeten Auslagen, wenn sie galt bleibet, und kein Füllen bringet?

Die erste Bestimmung der Pferde ist Arbeiten: und nur um immer diese Arbeiter zu haben, begünstigen wir ihre Fortpflanzung: Da nun nach der täglichen Erfahrung beyde diese Endzwecke vereiniget sehr gut erreichet werden können; so würde es sehr nützlich seyn, die Gestüttpferde auch zu öffentlichen, oder zu Privatdiensten zu verwenden, und dadurch die Summe der arbeitenden Kräfte zu vermehren.

Zwar werden die Zuchtstutten, wenigstens, wenn

sie in ihrem Trächtiggehen bis zur Hälfte ihrer Zeit gekommen sind, für den Dienst der Reiterey nicht anwendbar seyn; weil sie nicht über Gräben setzen, nicht zu sehr am Bauche gedruckt werden dürfen, um nicht zu verwerfen: Aber der Staat könnte vielleicht vom Fuhrwesen, von anderen Bestimmungen Pferde zum Dienste der Reiterey abgeben lassen, und die Zuchtpferde zum Zuge, oder zu einer anderen unschädlichen Beschäftigung verwenden: Oder sie könnten nach Verschiedenheit ihrer Tauglichkeit als Reit- Kutsch- oder schwere Arbeitspferde an Güterbesitzer, an Landleute, oder an andere ansässige Staatseinwohner zur Benützung hinausgeliehen werden gegen dem; daß die Uebernehmer

a) für die Stutte, so lange selbe zur Zucht tauglich ist, haften, und in deren Abgang, oder Unbrauchbarkeit dieselbe entweder um einen bestimmten Preis bezahlen, oder mit einer anderen eben so brauchbaren Zuchtstutte ersetzen; daß sie

b) Das von ihr gefallene Füllen durch 5 Monathe saufen lassen, und nebenbey an Futter und Trank gewöhnen, sohin dasselbe, nachdem es von der Mutter abgewöhnet worden ist, auf ihre Kosten in das nächste öffentliche Gestütt, oder an das nächste Beschäl-Commando einliefern: daß sie

c) Die Stutte, sobald sie rosset, zu der in jedem Bezirke zu bestimmenden Beschälanstalt bringen, um sie wieder belegen zu lassen; daß sie

d) dieselbe nach Erforderniß des Staates auf ihre Kosten auf den nächsten Werbplatz stellen, und

e) Die Stutte, und das Füllen auf ihre Kosten nähren und pflegen. Dadurch würden einige Tausend arbeitende Pferde mehr ins Land gestellt, die Kosten des Unterhaltes vieler Zuchtstutten, und der dabey nöthigen Leute ersparet, die Anzahl der Stutten vermehret, und der Gestüttfond zur Auferziehung der eingelieferten Füllen mit verwendet werden können; und vielleicht würden

schon dadurch die fremden Pferde, und zum Theil auch die Stellung der inländischen Pferde entbehrlich werden.

Bey den Gestütten hält man die Weiden zur Nahrung für die Pferde, und damit sie zugleich auf denselben in der freyen Luft Bewegung machen können. Diese Endzwecke können ohne Weide auf dem nähmlichen Grund und Boden für eine viel größere Anzahl Pferde erreichet werden.

Gestüttweiden können keine unfruchtbare steile Berge seyn: fast immer ist der Grund gut, zu Aeckern oder zu Wiesen tauglich. Jeder, der nur einige Kenntniß von der Landwirthschaft hat, wird wissen, daß ein kultivirter Boden einen höheren Ertrag abwerfe, als eine bloße Hutweide. Setzen wir, ein Gestütt habe 1200 Joch Hutweiden; so muß der Grund sehr gut und grasreich seyn, wenn darauf über Sommer 200 Pferde eine zureichende Nahrung finden; wenigstens werden in den Gestütten auf 1200 Joch Hutweiden wohl selten 200 Pferde gehalten werden. Das Winterfutter und das Stroh, so wie der Unterhalt für die dabey angestellten Leute muß noch auf andere Art mit großen Kosten herbeygeschafet werden.

Wenn man sich aber entschließet, die 1200 Joch Hutweiden zur Kultur zu bringen; so können darauf wenigstens an Beschälern . . . 4 Stücke
an Mutterstutten . . . . 200 —
an Pferden im dritten Lebensjahre . 180 —
an Füllen im zweyten Lebensjahre . . 180 —
und an Füllen bis zu einem Lebensjahre 180 —
Zusammen 744 Stück

Pferde **das ganze Jahr hindurch** genähret werden: und der nähmliche Grund und Boden muß noch dazu die Mittel zur Bezahlung und Erhaltung der nöthigen Dienstleute, und zu Bestreitung aller Wirthschaftsausgaben hervorbringen.

Ich nehme hier auf 200 Stutten nur 180 Füllen an, weil einige Stutten galt bleiben, oder ihre Jungen

verlieren: ich bringe keine Pferde über 3 Jahre in Anschlag, weil die Pferde, nachdem sie 3 Jahre alt geworden sind, zur Arbeit und zur Zucht gebraucht werden können, daher entweder unter die Zuchtstutten gesetzet, oder verkaufet und anderwärts verwendet werden.

Den individuellen Plan, wie jede Hutweide am besten zur Benützung gebracht werden könne, kann ich hier im Allgemeinen nicht entwerfen; weil die Verschiedenheit der Lokalität eine verschiedene Benützung räthlich machen kann: wenn ich hier ein Beyspiel im Mittelboden bey einem sehr mäßigen Grundertrage aufstelle; so wird sich jeder Gestütteigenthümer nach seinen individuellen Verhältnissen seinen individuellen Benützungsplan zu machen im Stande seyn.

Gesetzt, man wähle zur Beurbarung die Dreyfelderwirthschaft, wobey jedoch die Brache mit Futterkräutern zu bestellen ist, aus welchen ich hier den rothen Klee angenommen habe. Damit das junge Vieh täglich durch einige Stunden in der freyen Luft herumspringen könne, sollen von der Brache bey 20 Joch ungebaut bleiben, und wo möglich eingeplankt, oder mit einem lebendigen Zaune eingefangen werden. Wenn man 3 solche Plätze auf ähnliche Art mit einem lebendigen Zaune einfriedet; so wird das Vieh jährlich abwechselnd in einen derselben gebracht, und die beyden anderen mit Früchten gebauet. Hierher wird das zur Arbeit nicht verwendete Vieh so lange gelassen, bis es auf die Stoppelweide kömmt, und dabey ohnehin Bewegung zu machen Gelegenheit hat: Der Acker wird sodann umgeackert, und weil ihn das Vieh schon gut durchgedünget hat, im Herbste mit Winterfrüchten angebauet. Wenn die Erndte der Winterfrüchte zu Ende Juny anfängt; so kann das Vieh mit halben July schon auf die Stoppeln getrieben werden, weil bis dahin die Früchte zum Theil schon abgebracht seyn werden: wie die Stoppelweide abnimmt, sind die Kleefelder schon zum zweytenmahl abgeerndtet, und das Vieh kann noch bis zum Anbauen darauf weiden: auf

diese Art wird es bald auf den Körner- bald auf den Kleestoppelfeldern bis halben Oktober Nahrung finden: damit dasselbe jedoch sicher gar keine Noth leide, soll ihm zu Hause vor dem Austreiben und nach dem Eintreiben die Hälfte des gewöhnlichen trockenen Futters vorgelegt werden: Dieß wird besonders gut bey Behütung der Kleestoppeln seyn, um zu verhindern, daß das Vieh davon den Durchfall nicht bekomme; auch darf dasselbe auf den grünen Klee nicht bald getränket werden. Zum ganzen Tagfutter sind für ein Zuchtpferd, wenn dasselbe keine Körner erhält, 20 Pfund Kleeheu: für die jungen Pferde von 1 bis 3 Jahre ⅔ Theile, daher bey 14 Pfund, und für die Füllen bis auf 1 Jahr ⅓ Theil, daher bey 7 Pfund Kleeheu hinlänglich: was die älteren Füllen mehr brauchen, wird bey den jüngern ersparet; und werden den Pferden auch Körner gefüttert; so brauchen sie weniger Heu.

Einige Wochen vor der Beschälzeit, während derselben, und noch einige Zeit darnach sollen die Beschäler ein besseres Futter als gewöhnlich erhalten. Eben so sollen die Stutten 3 oder 4 Wochen vor der Geburt, und auch nach derselben, so lange sie das Füllen tränken, besser genähret werden. Vom halben Jäner bis halben July, bis die Pferde auf die Stoppeln kommen, daher durch 6 Monathe will ich auf jedes Zuchtpferd täglich ⅛ Metzen Hafer mit eben so viel Häckerling und 10 Pfund Heu zum Tagfutter rechnen: binnen dieser Zeit ist die Springzeit vorüber, die Stutten haben geboren, die Füllen sind zum Theil wieder abgespänt, und auf den Stoppeln finden die Pferde ausgefallene Körner, und viele ganze mit Körnern gefüllte Aehren, und können dann, wenn der Hafer nicht weiter reichet, das Körnerstallfutter wieder vergessen lernen, weil sie nur noch wenige Arbeit haben.

Nach diesen Voraussetzungen brauchen 204 Zuchtpferde an Hafer täglich 25½ Metzen, und auf 6 Mo-

nathe, oder 26 Wochen . . .	4641 Metzen
theils für die Absetzfüllen, bis sie wieder zur Heerde gebracht werden können, theils zu einer Aufbesserung für die zu schweren Arbeiten verwendeten Pferde sollen vorräthig seyn	159 —
folglich ist der Haferbedarf	4800 Metzen.

An **Heu** brauchen wir

a) für 200 Stutten und 4 Beschäler zusammen für 204 Zuchtpferde auf 6 Monathe, während welchen ihnen Hafer und Häckerling mitgefüttert wird, täglich à 10 Pfund	3712 Zenten
für eben dieselben während dem 3 Monathlichen Austreiben auch à 10 Pfund täglich	1856 —
und für die übrigen 3 Monathe à 20 Pfund täglich	3712 —
b) für 360 junge Pferde von 1 bis 3 Jahre auf 9 Monathe oder 39 Wochen täglich à 14 Pfund . .	13760 —
für eben dieselben während dem 3monathlichen Austreiben à 7 Pfund . .	2293 —
c) für 180 Füllen: diese nähren sich bis zum Abspänen, daher bis sie 5 Monathe alt sind, an, und mit der Mutter; nach dem Absetzen genießen sie mit der übrigen Heerde die Stoppelweide noch durch beyläufig 6 Wochen: für diese Weidezeit will ich hier nichts abrechnen, weil man den Füllen schon in der letzten Saugzeit etwas Heu mit vorlegt, und auf 7 Monathe oder 210 Tage den ganzen Bedarf für 1 Stück à 7 Pfund täglich in Anschlag bringen; machet	2646 —
Der ganze Heubedarf ist daher	27979 Zenten.

Von den vorhandenen 1200 Jochen werden 400 Joch mit Hafer angebaut: Im Durchschnitte werden doch auf

ein Joch nach Abzug des Saamens wenigstens 12 Metzen reine Körner, und 7 bis 8 Zenten Stroh angenommen werden können: es bringen daher 400 Joche an Haferkörnern 4800 Metzen, daher wenigstens den ganzen Haferbedarf. Und überdieß an Futterstroh à 7 und einen halben Zenten . . . . . 3000 Zenten.

Das Haferstroh kann entweder abwechselnd, oder untermischt mit dem Kleeheu gefüttert werden: wer Anstand nimmt selbes den tragenden Stutten zu füttern, kann es dem galten Viehe zuweisen.

380 Joch Brache werden mit rothem Klee gebaut, und der Klee wird zu Heu gemacht: Bey der Stallfütterung des Rindviehes ist der ganzjährige Ertrag eines Joches Kleefeld auf 100 Zenten angenommen worden; der Gesammtertrag ist daher an Kleeheu . . . . 38000 —

Stroh- und Heufutter-Vorrath ist 41000 Zenten, Vergleicht man diesen Ertrag mit dem Bedarfe; so zeigt es sich, daß der Vorrath größer als der Bedarf seye, daß daher nebenbey noch eine Anzahl Hornvieh gehalten werden könne, welches wieder Mittel zur Schweinzucht an die Hand gibt.

Nachdem wir nun das Pferdfutter herbeygeschaft haben, sind noch 400 Joch Aecker zur Benützung übrig geblieben, welche mit Korn und Waitzen über Winter angebauet wurden. Sind die Aecker gut zugerichtet, und die Witterung nicht sehr ungünstig; so wird ein Joch wohl 20 bis 30 Metzen Körner, und 4 bis 5 Schock Stroh ertragen: ich rechne hier nur zum Durchschnittsertrage nach Abzug des Saamens auf ein Joch 12 Metzen reine Körner, und 2 Schock oder 120 Bund Stroh. Der Gesammtertrag von 400 Joch Winterfeldern ist demnach 4800 Metzen Waitzen oder Korn, und 800 Schock oder 48000 Bund Stroh. Das Stroh gehöret ganz für das Vieh zu Häckerling und zur Streu,

damit dasselbe rein gehalten, und Dünger für die Felder erzeuget werden könne. Der Preiß des Waitzens ist in Oestreich zwischen 7 bis 7½ Fl.: ich rechne selben nur zu 5 Fl., und es bringen 4800 Metzen eine Summa ein von . . . . 24000 Fl.

Jährlich wachsen 180 Pferde zu: von diesem Zuwachse muß zuerst der Stamm der Zuchtpferde gut erhalten werden, indem die mit einem Gebrechen befallenen oder alten Stutten und Beschäler ausgemustert, und durch die schönsten 3jährigen Pferde ersetzet werden. Wenn jährlich 30 Stücke der schönsten jungen Pferde zur Zucht aufgestellet werden, so bleiben noch 150 Stück derselben, und die 30 ausgemusterten Pferde zum Verkaufe übrig. Manches schöne Gestüttpferd wird vielleicht um 500 bis 1000 Fl. und darüber angebracht werden können: ich will aber im Durchschnitte den Verkaufspreis nur auf 200 Fl. beym Stücke annehmen, und nur 150 Stücke zum Verkauf ansetzen: so ergiebt sich doch eine Geldsumma von . . . . 30000 —

Der Gesammtertrag des Gestüttes ist daher 54000 Fl. oder was eines ist: ein Joch Grund wird 45 Fl. ertragen, und dieser Ertrag mit der erhöhten Kultur noch immer mehr erhöhet werden können. Der nähmliche Grund und Boden, welcher zuvor in allem und jedem nur über Sommer nicht 200 Pferde nähren konnte, kann bey einer bessern Benützung jährlich beynahe 200 Stück Pferde zum Gebrauche liefern. Zuvor mußten die Gestütteigenthümer jährlich große Summen auf den Unterhalt der Dienstleute und der Pferde verwenden, und das Gestütt als eine bloße Lieblingsanstalt ansehen; jetzt ist dasselbe eine Nutzbringende Anstalt geworden: sie unterhält sich selbst, und bringet ihrem Herrn noch einen großen reinen Ertrag ein. Bedenket man, daß in dem Umfange der ganzen

Monarchie Hunderttausende von Jochen des besten Grund und Bodens den öffentlichen und Privat-Gestütten angewiesen sind; so wird die Behauptung gerechtfertiget seyn, daß auf denselben jährlich einige Tausend der schönsten und brauchbarsten Pferde **mehr**, als bis jetzt, nachgezogen werden können; daß der öffentliche Dienst und der Luxus aus den Gestütten allein ihren ganzen Pferdbedarf ziehen, dem Lande große jetzt ausgeführte Summen ersparen, und die Last der Militairpferdestellung ganz von dem Volke abnehmen können; und daß die Grundeigenthümer ihr Vermögen, ihre Einkünfte um vieles zu vermehren im Stande seyen. **So lange man Grund und Boden den Gestüttpferden dienen läßt, ohne von ihnen Gegendienste zu fordern; so lange man die Stuttereyen nicht als große Landwirthschaften, die Gestütt- und Weidpferde nicht als Haus- und Nutzthiere behandelt; so lange werden die Eigenthümer den rechten Nutzen nicht ziehen; so lange wird darauf die leicht mögliche Anzahl von Pferden nicht gehalten, und nachgezogen werden.**

Die Umstaltung der Stuttereyen in Landwirthschaften ist weder sehr kostspielig, noch schwer zu bewirken. Der Gestütts-Verwaltung wird ein thätiger und wohlerfahrner Oekonom beygegeben, welcher die Feldwirthschaft zu leiten hat. Bey dem Viehe sind schon jetzt eine große Anzahl Dienstleute angestellt. Die Roßwärter und die Roßhirten müssen sich im Sommer zu allen Feldarbeiten, im Winter zum Ausdreschen und zum Verführen der Früchte verwenden lassen, nachdem ihre Anzahl auf die Nothdurft vermehret worden ist. Zum Zuge werden die Zuchtpferde verwendet. Nach dem, was ich schon früher gesagt habe, können 2 Pferde jährlich auf 50 bis 60 Jochen alle ländlichen Arbeiten bestreiten: da wir hier 1200 Joch Acker haben; so würden wir zur Bestellung derselben nur 48 gute starke Arbeitspferde brauchen. Weil aber im Ge-

stütte 204 Zuchtpferde und 180 Pferde im dritten Lebensjahre sind, welche auch schon Stundenweis zur Arbeit verwendet werden können; so kommen auf 2 Pferde zur ganzjährigen Bearbeitung kaum 7 Joch Aecker; sie brauchen daher täglich nur einige Stunden abwechselnd zur Arbeit angehalten zu werden. Diese wenige Arbeit ist für sie eine mäßige Bewegung, welche ihre Gesundheit befördert, sie dauerhafter zur Zucht, und für ihre künftige Bestimmung tauglicher machet.

Der Mangel an guten Kenntnissen

ist die Ursache, daß die Landleute an jenen Orten, an welchen die Pferdzucht stark betrieben wird, sich nur auf die Erzeugung **vieler**, nicht aber auf die Erzeugung **schöner** und **brauchbarer** Pferde verlegen; und daß die Pferdzucht in anderen Gegenden des Reiches ganz vernachläßiget ist.

Die große Vorliebe für die Pferde, und die Sorge um ihr Wohlseyn hat einer Menge Künsteleyen in ihrer Behandlung Raum gemacht, welche ihnen mehr schädlich als nützlich sind: es ist den Pferden gegangen, wie den Kindern, welche durch übertriebene Liebe verzogen, und dadurch unglücklich gemacht werden.

Die Pferdzucht beruhet auf den nähmlichen Grundsätzen, wie die Zucht der übrigen Hausthiere: Man soll

1. Die jungen Pferde nicht zu zeitlich zur Begattung zulassen: Bey der Begattung, beym Trächtiggehen und beym Gebähren soll man sich, so wie bey den übrigen Hausthieren nicht einmengen; sondern die Pferde ihren natürlichen Trieben, ihrer Natur überlassen; so lange nicht ungewöhnliche Vorfälle ungewöhnliche Hülfe nöthig machen. Man soll

2. so lange die Pferde gesund sind, und bey ihren natürlichen Unpäßlichkeiten gar keine Arzneyen gebrauchen,

und nicht über lassen: in einem gesund liegenden Stalle, bey guter Nahrung und Pflege, werden die Pferde nur selten krank seyn. Man soll

3. seine Pferde gut behandeln, sie nicht zu zeitlich und zu keiner Zeit über ihre Kräfte anstrengen, und hinlänglich füttern, daher nicht mehr Vieh halten, als man gut nähren kann.

Jeder Landwirth, dessen Wirthschaftsbetrieb das Pferdehalten nöthig machet, kann sich nicht allein seine Zuchtpferde selbst aufziehen, sondern von der Nachzucht noch verkaufen, und seine Wirthschaft auch in dieser Hinsicht verbessern. Die Stutten sind gewöhnlich sanftmüthig und ausdauernder bey der Arbeit, als die Hengsten und Wallachen (so heißen die kastrirten Pferde). Da eine trächtige Stutte bis wenige Tage vor- und 8 Tage nach der Geburt ihre Arbeiten verrichten kann, und da das Gebähren gewöhnlich im März, bevor der Sommeranbau noch anfängt, geschieht; so wird damit bey der Wirthschaft keine Zeit versäumet. Acht Tage nach der Geburt begleitet das Füllen die Mutter zur Arbeit auf das Feld, bis es Zeit ist dasselbe zu entwöhnen. In dieser Wirthschaft sind nebst den Pferden wohl noch Kühe, oder andere Hausthiere vorhanden: Zu diesen kann der Landmann das Füllen beym Entwöhnen thun, bis es die Muttermilch vergessen hat. Dann wird es entweder mit den Kühen auf die Weide getrieben, oder mit selben, oder mit den Pferden im Stalle mit Gras, mit Klee oder mit Heu gefüttert, und hinlänglich mit Wasser getränket. Die Mutterstutte kann 9 Tage nach der Geburt wieder belegt werden, sie bringet im nächsten Jahre ein neues Junges: brauchet dann der Landwirth zum eigenen Bedarfe nicht 2 junge Pferde, und mangelt es ihm an Futter, sie mit den Kühen, und neben den Arbeitspferden durchkommen zu lassen; so wird er für das ältere Füllen schon einen ansehnlichen Geldbetrag einnehmen, wenn es ein schönes Thier ist: findet er unter den Priva-

ten keinen annehmlichen Käufer; so kaufe ihm dasselbe der Staat ab: und er kann sich sein dießjähriges Füllen wieder wie im vorigen Jahre ohne Beschwerde, und ohne große Kosten aufziehen.

Der Landmann kann nicht selbst einen Beschäler zu einer, oder zu einigen Arbeitsstutten halten; und wo die Pferdzucht noch nicht stark betrieben wird, sind auch keine Gemeindhengsten. Dieses Hinderniß ist durch die Weisheit der öffentlichen Verwaltung schon gehoben. Wir haben mehrere Beschäl-Divisionen für alle deutsche Erbländer. Jede derselben hat eine hinlängliche Anzahl Beschäler, welche jedes Jahr im Monathe Februar in alle Theile des Landes auf bestimmte Stationen vertheilt werden. Die Landleute erhalten durch ihre Obrigkeiten jedesmahl Nachricht von der Anwesenheit der Beschäler, und es stehet jedem frey, seine Stutten zu der Beschäl-Station zu bringen, und nach Belieben von einem der anwesenden Beschäler belegen zu lassen. Warum haben doch die Landleute noch nicht allenthalben von dieser wohlthätigen öffentlichen Anstalt Gebrauch gemacht?

In vielen Gegenden werden zu den ländlichen Arbeiten fast nur Hengsten gehalten: so lange dieses geschieht; so lange kann sich auch der einsichtige Oekonom auf die Pferdzucht nicht wohl verlegen; weil das Stuttenhalten hier mit vieler Lebensgefahr für die nahen Menschen verbunden seyn würde. Um dieses Hinderniß zu heben, wäre zu wünschen, daß von den männlichen Pferden nur die schönsten zur künftigen Nachzucht beybehalten, die übrigen aber alle geschnitten (kastriret, wallacht) würden.

Die Beschälanstalt ist auf Ungarn nicht ausgedehnet, wahrscheinlich, weil dort die Pferdeigenthümer bey ihrer großen Anzahl von Stutten selbst eigene Beschäler halten, oder doch in den Gemeinden Gemeindhengsten gefunden werden, und auch in den obrigkeitlichen Gestütten ihre Stutten belegen lassen können. Wenn die Gemeinden, wenn die großen Pferdhälter bey der Auswahl ihrer

Beschäler nur immer die schönsten und stärksten Hengste zur Zucht aussuchten und gut warteten; so könnten dadurch die ungarischen Pferde nach und nach veredelt, stärker und brauchbarer gemacht werden. Allein eine solche Auswahl wird nur selten getroffen: Und Beschäler aus den deutschen Erblanden anzukaufen, ist heut zu Tage eine zu kostspielige Unternehmung, als daß man hoffen könnte sie von Gemeinden ausgeführt zu sehen: die großen Pferdheerden, welche uns allein schon aus aller Verlegenheit geholfen hätten, wenn sie aus anwendbaren Pferden bestünden, werden immer zurückbleiben; wenn nicht durch irgend eine für die Pferdeigenthümer mit sehr geringen Kosten verbundene neue Einrichtung der Verbesserung der dortigen Pferdzucht aufgeholfen, und den Landleuten aus der Erfahrung der Beweis vor die Augen vorgelegt wird, daß es für sie besser seye, weniger und brauchbarere Pferde zu halten; daß es ihrem eigenen Interesse am zuträglichsten seye, sich nicht allein auf die Erzeugung vieler, sondern auch schöner und brauchbarer Pferde zu verlegen. Dazu glaube ich würde die Beschälanstalt geeignet seyn. Wenn auch anfänglich nur wenige Landleute davon Gebrauch machten; so wird die Schönheit der daraus entspringenden Füllen, ihre Größe und Brauchbarkeit, und der höhere Preiß, um welchen dieselben gegen die gewöhnlichen Pferde verkauft werden, bald die übrigen auch anlocken. Vielleicht verdrängen die öffentlichen Beschäler nach und nach ohne allem Zwange die Gemeindhengsten ganz, weil sie den Gemeinden entbehrlich werden: dann kann die Beschälanstalt die zu jungen, und die fehlerhaften zum Belegen vorgeführten Stutten zurückweisen, und das Ausarten der Pferdezucht verhindern; und durch eine eingeleitete Durchkreuzung deutscher starker Hengste mit den kleinen ungarischen und pohlnischen Pferden in wenigen Jahren ein Pferdgeschlecht erzeugen, welches mit der Größe, Stärke und

Dauerhaftigkeit der deutschen Pferde die Lebhaftigkeit und die Schnelligkeit der Ungarischen und Pohlnischen in sich vereinbaret, und in jeder Hinsicht sehr anwendbar seyn wird.

In Böhmen gibt es Private, welche schöne Beschäler halten, und die Tauglichkeit derselben von dem Beschäl-Commando prüfen und bestättigen lassen. Sie ziehen dann mit ihren Springhengsten im Lande herum von einem Orte zu dem anderen, und biethen den Landleuten ihre Beschäler um eine mäßige Bezahlung zum Gebrauche an. Gewöhnlich ist diese Bezahlung ein kleiner Geldbetrag, und eine bestimmte Maas Hafer. Die Hälfte davon wird gleich beym Belegen der Stutte bezahlt. Der Hengstreiter (Beschälreiter) zieht sohin auf andere benachbarte Orte, und kehret nach einigen Tagen wieder zurück, um durch die nähmlichen Beschäler die Stutten untersuchen zu lassen, ob sie von dem ersten Sprunge befruchtet worden sind: in diesem Falle erhebet er die andere Hälfte seines accordirten Lohnes. Da diese Privatanstalt zu dem nähmlichen Endzwecke, zur Erweiterung und Verbesserung der Pferdzucht führet, wenn nur sehr schöne und taugliche Beschäler bewilliget werden; da diese Anstalt jeden Schein eines Zwanges für den Landmann entfernet, und ihm noch die Bequemlichkeit gewähret, daß der Hengstreiter zu ihm in seinen Wirthschaftshof kömmt, und mit ihm als Gleicher mit dem Gleichen unterhandelt: so hat dieselbe für das gemeine Volk viele Vorzüge, und es wäre zu wünschen, daß ähnliche Unternehmer auch in den anderen Provinzen, vorzüglich in Ungarn und in Pohlen ermuntert und begünstiget würden.

Unter dem Ministerio des berühmten **Colbert** ließ **Ludwig XIV.**, König von Frankreich, auf öffentliche Kosten eine Anzahl fremder Beschäler kommen, und in die Provinzen vertheilen, ohne einen Anspruch auf die von

densel-

denselben erzeugten Füllen zu machen: in den Provinzen wurden Pferdmärkte angeordnet, auf welchen der König nicht allein schöne Füllen und andere Pferde ohne Zwang einkaufen; sondern auch an jenen, der das schönste Füllen dahin gebracht hatte, eine besondere Belohnung von 400 Livres auszahlen ließ; eine Summa, welche nach dem heutigen Silberwerthe wohl das Dreyfache ausmachet. Sollte eine solche Anstalt nicht verdienen, nachgeahmt zu werden? In der Hauptstadt einer jeden Provinz wäre jährlich ein Pferdmarkt anzuordnen; die Zeit dazu aber so zu wählen, daß ihn nicht allein die Landleute ohne Schaden ihrer Wirthschaft besuchen; sondern auch die Pferdliebhaber und Pferdkenner von einem Markte zu dem anderen kommen können. Den Tag vor dem Markte hätte eine dazu benannte Commission mit Zuziehung von wenigstens fünf beeidigten Sachverständigen auf dem öffentlichen Marktplatze sich die schönsten Pferde vorführen zu lassen, ohne daß dabey der mehreren Unpartheylichkeit Willen der Nahmen des Eigenthümers genannt werden darf. Die Sachverständigen müssen laut und deutlich ihr Gutachten zum Protokoll geben, damit es auch von anderen anwesenden Pferdekennern gehört und berichtiget werden könne.

Auf das nach der Stimmenmehrheit der Sachverständigen ausgefallene Gutachten erkläret hier die Commission sogleich öffentlich, welches Pferd für das schönste und brauchbarste Reit- Kutschen- und schwere Zugpferd erkannt, und welche Prämien ihren Eigenthümern deswegen von der öffentlichen Verwaltung bestimmt worden seyen: erst nach dieser Erklärung werden die Nahmen der 3 Pferdeigenthümer aufgefordert, in das Commissionsprotocoll eingetragen, und die Bekanntmachung durch die Zeitungsblätter veranlasset. Damit auf jedem Markte immer ein sicherer Absatz guter und brauchbarer Pferde zu erwarten ist; so wäre zugleich die Einleitung zu treffen, daß nur auf diesen Märkten die für den öffentlichen Dienst in allen